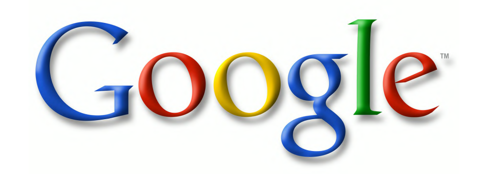
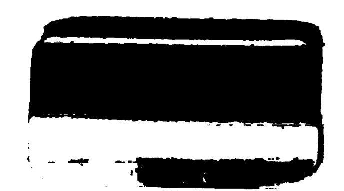
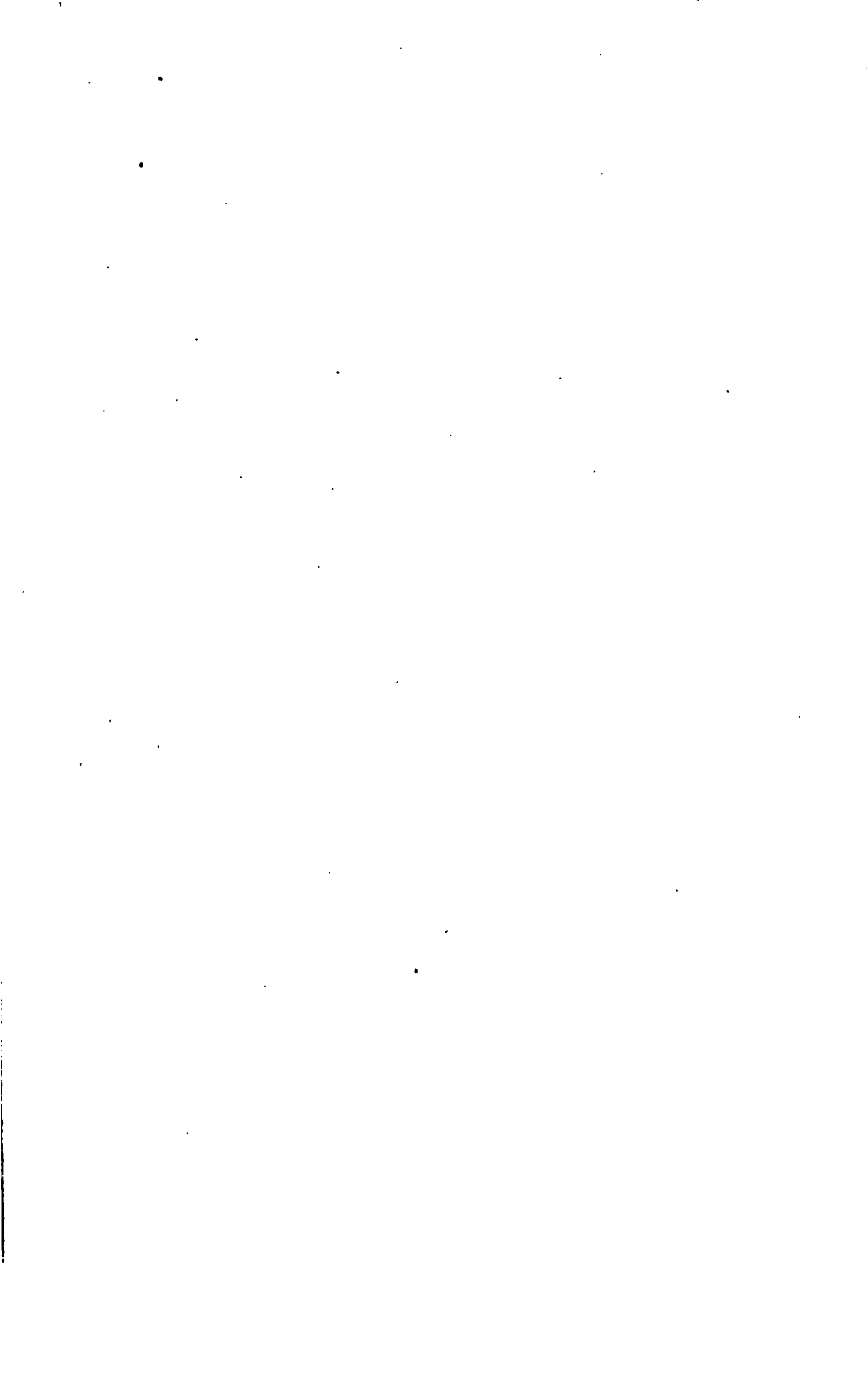














Allgemeine Geschichte

des

Priesterthums.

Erster Band.



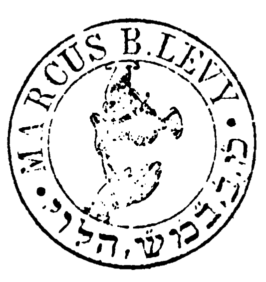
Allgemeine Geschichte

des

Priesterthums.

Von

Julius Lippert.



Erster Band.



Berlin 1883.
Verlag von Theodor Hofmann.



Vorwort.

Herr Professor Graf Baudissin hat in der „Theologischen Literaturzeitung“ (1882 Nr. 17) gefunden, daß die Einheit der Kulte, die ich in vorangegangenen Werken nachgewiesen habe, der bisherigen Auffassung gegenüber, die sich um eine physikalisch-meteorologische Ausbeutung der Mythen dreht, weniger angenehme Abwechselung gewähre. Ich muß leider zugeben, daß unsere Vorfahren für das Amüsement der Nachwelt hätten besser sorgen können, wenn sie nicht überall denselben physischen Anstößen und derselben Logik gefolgt wären. Es muß ihnen aber wohl um etwas Anderes als um unser Amüsement zu thun gewesen sein. Die Einheit ist allerdings so groß, und sobald wir das Auge in den richtigen Punkt einstellen, — was indeß noch als eine große „Gewaltthätigkeit“ gilt — so unabweisbar und auffällig, daß der Versuch einer solchen „Gewaltthat“ mehr als einem Gelehrten mißfällt, der sich bei seiner Art besser amüsirt hat.

Aber das bezieht sich zu unserm Glücke doch nur auf die allgemeine Grundlage der Erscheinungen, die freilich zu deren Erklärung immer wieder aufgesucht werden muß; dagegen hoffen wir mit dem vorliegenden Buche mehr zu gefallen: es zeigt gerade die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen, die auf ein und demselben Boden erwachsen können. Sie sind so mannigfaltig wie das Menschenleben und die Menschengeschichte, und ich glaube wohl in diesem Buche dem Leser ein sehr großes Stück pragmatischer Kulturgeschichte vorlegen zu können; dauernd wird man diese

Kulturgeschichte und diese Auffassung nicht abweisen können, mag sie auch zunächst unbequem erscheinen, wie ein neues Kleid.

Ich mußte den Leser um die ganze Erde führen, nicht immer in gleichem Schritte. Ich bin ausführlich gewesen, so lange noch zu den einfachsten der grundlegenden Vorstellungen immer neue hinzutraten und deren Entwickelung als weitere Grundlegung des Ganzen dargestellt werden mußte. War das weniger der Fall, dann konnte ich mich beschränken. Eine solche Ungleichheit wird der Leser für gerechtfertigt halten. Eine zweite aber wurde mir mehr durch die bisherige Behandlung des Gegenstandes aufgedrängt. So mußte sich die Geschichte des Priesterthums von Israel-Juda am Anfange des zweiten Bandes fast zu einer Geschichte dieses Volkes selbst erweitern, und das eben so sehr in Folge der nothwendigen Korrektur der bisherigen Auffassungsweise, wie in Folge des thatsächlichen Antheils des Priesterthums an der Landesgeschichte, aber auch der Rückwirkung dieser auf die besondere Gestaltung jenes. Aus ähnlichen Gründen mußte ich schon im ersten Bande bei der Geschichte des ägyptischen Priesterthums weiter ausgreifen, und bei der Darstellung der indischen Verhältnisse mußte in geringerem Grade Aehnliches erfolgen. Da wo ich in meinen früheren Werken die Kultgrundlagen noch nicht zu untersuchen Gelegenheit gehabt hatte — Zendreligion, Brahmaismus, Buddhismus — mußte ich mir auch in dieser Hinsicht ein wenig mehr Raum gestatten.

Das vorliegende Buch wendet sich an einen größeren Leserkreis; so beschränkt deshalb auch der Citatenapparat sein mag, der kritische Gelehrte wird im Zusammenhalte mit meinen früheren Werken die wissenschaftlichen Belege der Thatsachen nie vermissen. Keine Thatsache ist unbelegt eingeführt, die Schlußfolgerungen, die Hypothesen sind als solche gekennzeichnet. Wer nicht meine Erfahrungen besäße, könnte es wohl der Sache dienlicher halten, wenn ich mich auch mit diesem Buche nur an den engeren Kreis der Fachgelehrten gehalten hätte, um mir deren Kritik nutzbar zu machen. Aber wo sind denn in dieser Sache die Fachgelehrten? Die „Kultur-

geschichte“ lehnt die Kultgeschichte ziemlich vornehm ab — sie ist ihr wenigstens recht nebensächlich neben den amüsanten Mythentheorien vom Feuerbohrer und Butterfaß. Die Theologie läßt die Laienschwester nicht für ebenbürtig gelten.

Ich habe den Versuch gemacht, durch Jahre hindurch, habe nur mit lateinischen Lettern geschrieben, damit der übliche Strohwisch nicht vor dem verbotenen Wege fehle und eine recht gelehrte Kritik mir nutzbar werde — es möchte mir leid sein um die lateinischen Lettern; was ich erfahren habe, konnte ich von jedem beliebigen Menschenkinde erfragen. Die fachgelehrte Kritik hat im besten Falle einige Sätze mit einem Ausrufungszeichen versehen, das objektiv die Neuheit — Kühnheit ist die Neuheit natürlich immer! — melden, subjektiv die Hieroglyphe des kopf- und zopfschüttelnden Staunens sein sollte. Was mache ich mit solchem Staunen? — Ein Gelehrter vom Range Baudissins erklärt, er könne die wunderlichen Dinge glauben und auch nicht glauben; er ziehe es also vor, sie „nicht zu glauben.“ Was kann ich davon lernen? Ein Blatt von dem Range des „Literarischen Centralblattes“ nennt die jeden Eklektizismus ausschließende Einheit der Methode und die Einheit des Grundgesetzes, die ich nachgewiesen habe, mit einer leichten Begriffswendung eine „Einseitigkeit,“ welche die „wissenschaftliche Glaubwürdigkeit“ beseitige. Und das liest man anno 1883! Seit wann hebt denn die Einheit und Einfachheit eines Naturgesetzes den Glauben an dasselbe auf? Oder giebt es in der Gedankenwelt des Menschen kein Gesetz?

Ich nehme es den Herren nicht übel, daß sie nicht mit mir auch nur versuchsweise eine neue, noch ungeebnete Bahn beschreiten wollen; sie haben es nicht nöthig. Ihre Bahnen sind ausgefahren, und jeder weiß, wie er da fährt und wohin er da kommt. Daß sie sich noch um ein Wort bemühen — ein Wort ist ja Alles! —, um ihre Ablehnung zu motiviren, weiß ich mir von Herren, deren Vornehmheit mir jedes Wort verräth, gar wohl zu schätzen und will es daher mit den Ausdrücken nicht weiter so genau nehmen.

Oder wäre denn wohl „maßlose Einseitigkeit des Standpunktes“ so das rechte Wort zwischen uns? Man sollte darnach glauben, diese Herren wären es gewesen, die nicht zugeben wollten, daß ein so gewaltiger, unüberschätzbarer Bildungsfaktor in der Menschheitsgeschichte, wie die Religion, aus einigen Mährlein abgeleitet werde, Mährlein, denen man wie einem Kautschukkopfe mit einem leichten Fingerdrucke jede beliebige Physiognomie geben kann; man sollte glauben, diese Herren wären es gewesen, die an die Wissenschaft den Anspruch stellten, daß sie sich endlich losreiße von so kindischem Spiel und in die ganze Fülle des reichen Menschenlebens prüfend hineingreife, um hier die Wurzeln eines alle Welt bewegenden Gedankens zu suchen. Aber nein — das habe ich versucht! Mit schwachen Kräften, in unvollkommener Weise, das gebe ich zu. Und darum soll auf meiner Seite die „Einseitigkeit“ sein?

In so großen Dingen darf man auch einen unvollkommenen Versuch nicht scheuen. Es ist meine Art, solche Versuche auch dann zu wagen, wenn mich die Herren versichern, diese oder jene Sache wäre schon ganz ausgemacht, sie hätten das schon in ihren Heften. Das ist sehr beruhigend — aber nicht für jedes Gemüth. Die Ableitung einer Reihe von Gottesnamen von der im Sanskrit erhaltenen Wurzel für die Bezeichnung des physischen Himmels ist in dieser Weise so „ausgemacht“, daß die Herren laut lachen, wenn jemand in dieser Sache noch eine Frage wagt; ich war auch in diesem Buche so frei, noch einigemal darauf zurückzukommen; mag ihnen die Erheiterung wohl bekommen! Meine Ableitung des „vierten Gebotes“ von einem alten Kultgebote hat der gelehrte Recensent des „Centralblattes“ als einen der Beweise der „Abenteuerlichkeit“ meiner Anschauungen aufzuführen, mir die Ehre angethan; ich habe mich ihm in diesem Buche dankbar bezeigt, indem ich ihm für meine Behauptung an mehreren Stellen nicht so leicht zu entkräftende Beweise brachte, Beweise, von denen ich einst glaubte, daß sie einem Theologen, der auf dem Richterstuhle des „Centralblattes“ sitzt, bekannt und geläufig wären. Ich habe mich seither auch auf dieser menschlichen Unvollkommenheit meines Wissens er-

tappen müssen. Noch eine ganze Reihe unbestreitbarer Thatsachen der Ethnologie haben ein gleich verrätherisches Kopfschütteln der Herren Theologen hervorgerufen; ich habe gesehen, daß die Vornehmheit, welche den Finger zurückzieht vor der Arbeit „secundär er Art", nicht nothwendig einen Lepsius auf allen Literaturgebieten zum Träger haben muß, während sich doch gerade diese Fragen nur durch die Vergleichung aller Gebiete der Lösung näher bringen lassen. Geht das aber so menschlich mit dem Wissen zu — was soll mir dann gar der gelehrten Herren „Glaube" und „Nichtglaube"? Das berührt die Sache nicht; diese selbst wird meines Buches Anwalt sein!

Berlin, am 1. Mai 1883.

Julius Lippert.



Inhaltsverzeichniß.



Vorwort.

Herr Professor Graf Baudissin hat in der „Theologischen Literaturzeitung" (1882 Nr. 17) gefunden, daß die Einheit der Kulte, die ich in vorangegangenen Werken nachgewiesen habe, der bisherigen Auffassung gegenüber, die sich um eine physikalisch-meteorologische Ausbeutung der Mythen dreht, weniger angenehme Abwechselung gewähre. Ich muß leider zugeben, daß unsere Vorfahren für das Amüsement der Nachwelt hätten besser sorgen können, wenn sie nicht überall denselben physischen Anstößen und derselben Logik gefolgt wären. Es muß ihnen aber wohl um etwas Anderes als um unser Amüsement zu thun gewesen sein. Die Einheit ist allerdings so groß, und sobald wir das Auge in den richtigen Punkt einstellen, — was indeß noch als eine große „Gewaltthätigkeit" gilt — so unabweisbar und auffällig, daß der Versuch einer solchen „Gewaltthat" mehr als einem Gelehrten mißfällt, der sich bei seiner Art besser amüsirt hat.

Aber das bezieht sich zu unserm Glücke doch nur auf die allgemeine Grundlage der Erscheinungen, die freilich zu deren Erklärung immer wieder aufgesucht werden muß; dagegen hoffen wir mit dem vorliegenden Buche mehr zu gefallen: es zeigt gerade die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen, die auf ein und demselben Boden erwachsen können. Sie sind so mannigfaltig wie das Menschenleben und die Menschengeschichte, und ich glaube wohl in diesem Buche dem Leser ein sehr großes Stück pragmatischer Kulturgeschichte vorlegen zu können; dauernd wird man diese

Kulturgeschichte und diese Auffassung nicht abweisen können, mag sie auch zunächst unbequem erscheinen, wie ein neues Kleid.

Ich mußte den Leser um die ganze Erde führen, nicht immer in gleichem Schritte. Ich bin ausführlich gewesen, so lange noch zu den einfachsten der grundlegenden Vorstellungen immer neue hinzutraten und deren Entwickelung als weitere Grundlegung des Ganzen dargestellt werden mußte. War das weniger der Fall, dann konnte ich mich beschränken. Eine solche Ungleichheit wird der Leser für gerechtfertigt halten. Eine zweite aber wurde mir mehr durch die bisherige Behandlung des Gegenstandes aufgedrängt. So mußte sich die Geschichte des Priesterthums von Israel-Juda am Anfange des zweiten Bandes fast zu einer Geschichte dieses Volkes selbst erweitern, und das eben so sehr in Folge der nothwendigen Korrektur der bisherigen Auffassungsweise, wie in Folge des thatsächlichen Antheils des Priesterthums an der Landesgeschichte, aber auch der Rückwirkung dieser auf die besondere Gestaltung jenes. Aus ähnlichen Gründen mußte ich schon im ersten Bande bei der Geschichte des ägyptischen Priesterthums weiter ausgreifen, und bei der Darstellung der indischen Verhältnisse mußte in geringerem Grade Aehnliches erfolgen. Da wo ich in meinen früheren Werken die Kultgrundlagen noch nicht zu untersuchen Gelegenheit gehabt hatte — Zendreligion, Brahmaismus, Buddhismus — mußte ich mir auch in dieser Hinsicht ein wenig mehr Raum gestatten.

Das vorliegende Buch wendet sich an einen größeren Leserkreis; so beschränkt deshalb auch der Citatenapparat sein mag, der kritische Gelehrte wird im Zusammenhalte mit meinen früheren Werken die wissenschaftlichen Belege der Thatsachen nie vermissen. Keine Thatsache ist unbelegt eingeführt, die Schlußfolgerungen, die Hypothesen sind als solche gekennzeichnet. Wer nicht meine Erfahrungen besäße, könnte es wohl der Sache dienlicher halten, wenn ich mich auch mit diesem Buche nur an den engeren Kreis der Fachgelehrten gehalten hätte, um mir deren Kritik nutzbar zu machen. Aber wo sind denn in dieser Sache die Fachgelehrten? Die „Kultur-

geschichte" lehnt die Kultgeschichte ziemlich vornehm ab — sie ist ihr wenigstens recht nebensächlich neben den amüsanten Mythentheorien vom Feuerbohrer und Butterfaß. Die Theologie läßt die Laienschwester nicht für ebenbürtig gelten.

Ich habe den Versuch gemacht, durch Jahre hindurch, habe nur mit lateinischen Lettern geschrieben, damit der übliche Strohwisch nicht vor dem verbotenen Wege fehle und eine recht gelehrte Kritik mir nutzbar werde — es möchte mir leid sein um die lateinischen Lettern; was ich erfahren habe, konnte ich von jedem beliebigen Menschenkinde erfragen. Die fachgelehrte Kritik hat im besten Falle einige Sätze mit einem Ausrufungszeichen versehen, das objektiv die Neuheit — Kühnheit ist die Neuheit natürlich immer! — melden, subjektiv die Hieroglyphe des kopf- und zopfschüttelnden Staunens sein sollte. Was mache ich mit solchem Staunen? — Ein Gelehrter vom Range Baudissins erklärt, er könne die wunderlichen Dinge glauben und auch nicht glauben; er ziehe es also vor, sie „nicht zu glauben." Was kann ich davon lernen? Ein Blatt von dem Range des „Literarischen Centralblattes" nennt die jeden Eklektizismus ausschließende Einheit der Methode und die Einheit des Grundgesetzes, die ich nachgewiesen habe, mit einer leichten Begriffswendung eine „Einseitigkeit," welche die „wissenschaftliche Glaubwürdigkeit" beseitige. Und das liest man anno 1883! Seit wann hebt denn die Einheit und Einfachheit eines Naturgesetzes den Glauben an dasselbe auf? Oder giebt es in der Gedankenwelt des Menschen kein Gesetz?

Ich nehme es den Herren nicht übel, daß sie nicht mit mir auch nur versuchsweise eine neue, noch ungeebnete Bahn beschreiten wollen; sie haben es nicht nöthig. Ihre Bahnen sind ausgefahren, und jeder weiß, wie er da fährt und wohin er da kommt. Daß sie sich noch um ein Wort bemühen — ein Wort ist ja Alles! —, um ihre Ablehnung zu motiviren, weiß ich mir von Herren, deren Vornehmheit mir jedes Wort verräth, gar wohl zu schätzen und will es daher mit den Ausdrücken nicht weiter so genau nehmen.

Oder wäre denn wohl „maßlose Einseitigkeit des Standpunktes“ so das rechte Wort zwischen uns? Man sollte darnach glauben, diese Herren wären es gewesen, die nicht zugeben wollten, daß ein so gewaltiger, unüberschätzbarer Bildungsfaktor in der Menschheitsgeschichte, wie die Religion, aus einigen Mährlein abgeleitet werde, Mährlein, denen man wie einem Kautschukkopfe mit einem leichten Fingerdrucke jede beliebige Physiognomie geben kann; man sollte glauben, diese Herren wären es gewesen, die an die Wissenschaft den Anspruch stellten, daß sie sich endlich losreiße von so kindischem Spiel und in die ganze Fülle des reichen Menschenlebens prüfend hineingreife, um hier die Wurzeln eines alle Welt bewegenden Gedankens zu suchen. Aber nein — das habe ich versucht! Mit schwachen Kräften, in unvollkommener Weise, das gebe ich zu. Und darum soll auf meiner Seite die „Einseitigkeit“ sein?

In so großen Dingen darf man auch einen unvollkommenen Versuch nicht scheuen. Es ist meine Art, solche Versuche auch dann zu wagen, wenn mich die Herren versichern, diese oder jene Sache wäre schon ganz ausgemacht, sie hätten das schon in ihren Heften. Das ist sehr beruhigend — aber nicht für jedes Gemüth. Die Ableitung einer Reihe von Gottesnamen von der im Sanskrit erhaltenen Wurzel für die Bezeichnung des physischen Himmels ist in dieser Weise so „ausgemacht“, daß die Herren laut lachen, wenn jemand in dieser Sache noch eine Frage wagt; ich war auch in diesem Buche so frei, noch einigemal darauf zurückzukommen; mag ihnen die Erheiterung wohl bekommen! Meine Ableitung des „vierten Gebotes“ von einem alten Kultgebote hat der gelehrte Recensent des „Centralblattes“ als einen der Beweise der „Abenteuerlichkeit“ meiner Anschauungen aufzuführen, mir die Ehre angethan; ich habe mich ihm in diesem Buche dankbar bezeigt, indem ich ihm für meine Behauptung an mehreren Stellen nicht so leicht zu entkräftende Beweise brachte, Beweise, von denen ich einst glaubte, daß sie einem Theologen, der auf dem Richterstuhle des „Centralblattes“ sitzt, bekannt und geläufig wären. Ich habe mich seither auch auf dieser menschlichen Unvollkommenheit meines Wissens er-

tappen müssen. Noch eine ganze Reihe unbestreitbarer Thatsachen der Ethnologie haben ein gleich verrätherisches Kopfschütteln der Herren Theologen hervorgerufen; ich habe gesehen, daß die Vornehmheit, welche den Finger zurückzieht vor der Arbeit „secundär er Art", nicht nothwendig einen Lepsius auf allen Literaturgebieten zum Träger haben muß, während sich doch gerade diese Fragen nur durch die Vergleichung aller Gebiete der Lösung näher bringen lassen. Geht das aber so menschlich mit dem Wissen zu — was soll mir dann gar der gelehrten Herren „Glaube" und „Nichtglaube"? Das berührt die Sache nicht; diese selbst wird meines Buches Anwalt sein!

Berlin, am 1. Mai 1883.

Julius Lippert.



Inhaltsverzeichniß.

III. Das Priesterthum im Gebiete der Südsee.

IV. Der Schamanismus in Asien und Nordeuropa.

Zweiter Theil.

Das Priesterthum im Gebiete der „Kultur".

I. Alt-Mexiko.

II. Peru und Centralamerika.

III. Alt-Aegypten.



Einleitung.

Das Priesterthum ist bei Völkern jeder Kulturstufe einmal in der Lage gewesen, sie zu leiten, es hat einzelne mittelbar oder unmittelbar mit unübertroffener Autorität beherrscht, auf der Höhe der Kulturentwicklung einen weltgeschichtlichen Kampf um diese Herrschaft geführt, und, wo es diese verloren, doch den Anspruch auf dieselbe nicht aufgegeben.

Diese Thatsache, an deren Würdigung noch heute Jedermann einmal herantreten muß, ist wichtig, und die zu Tage liegenden Spuren der Uebereinstimmung auf den entlegensten Gebieten der Erde, auf denen sich ein menschliches Gesellschaftsleben entwickelt hat, sind interessant genug, um ihnen, nicht vom Standpunkte der Theologie, sondern auf ethnologischem Wege bis an die äußersten Quellen nachzuspüren, und die Entwicklung dieser Erscheinung und deren Verbindung mit der Entwicklung des Menschenlebens überhaupt kennen zu lernen. Mich haben meine religions- und kulturgeschichtlichen Studien zu dem Versuche der Lösung dieser Aufgabe geführt, über deren Schwierigkeit ich mir durchaus klar bin. Vielen wird sie dadurch nur noch erschwert erscheinen, daß gerade ich mich an den Versuch wage, weil die Art, wie ich diese Gegenstände vom ethnologischen und kulturhistorischen Standpunkte aus zu betrachten gelernt habe, im allgemeinen nicht das Glück hat, dem Menschen, der nun einmal gern sein eigenes Schaffen in eine glanzvollere Beleuchtung gerückt sieht, einschmeichelnd zu erscheinen. Ich will aber auch hier weder schmeicheln noch verletzen, sondern der Menschheit dienen, so gut ich kann, und ich glaube, daß eine Zeit kommen wird, da man diese Betrachtungsweise der objektiven Wahrheit näher stehend finden wird.

Zum Glücke berührt indeß der streitige Punkt der Auffassung den Gegenstand dieses Buches so gut wie gar nicht. Man ist im allgemeinen

ganz einverstanden, daß die, der sogenannten „Naturreligion“ gegenüber als niedriger stehend betrachtete Kultform, die ich „Seelenkult“ nenne, allenthalben und mit großer Ausschließlichkeit bei denjenigen Völkern sich vorfand, die man ohne Spur einer höheren Kultur antraf. Jenen Namen wähle ich, weil die verwandten Bezeichnungen wegen einseitiger Beschränkung des Inhaltes nicht in dem ganzen Umfange verwendbar sind, in welchem ich die Erscheinung nachgewiesen finde. Um mich auf Autoritäten zu beziehen, so hat der Theologe J. G. Müller in seinem Buche „Geschichte der amerikanischen Urreligionen“ allen unzivilisirten Stämmen amerikanischer Rasse diese Religionsform mit bestimmtester Ausschließlichkeit zugesprochen und die Spuren einer noch älteren und ursprünglicheren nirgends bei ihnen finden können. Denselben Nachweis hat Stuhr für die mongolischen, malaiischen und urindischen Stämme Asiens geliefert, und die Berichte über die Entdeckung Australiens und der Südsee-Eilande schließen sich mit größter Uebereinstimmung an. Aber auch darüber herrscht noch volle Uebereinstimmung, daß den Religionssystemen der „Kulturvölker“ der alten und der neuen Welt die Formen jenes niedern Kultus beigemischt erscheinen; — erst von da ab gehen die Wege auseinander.

Waitz (Gerland) hält überhaupt die höher stehenden Formen für die älteren und die niederen überall, wo sie ihm begegnen, für eine Verkümmerung jener. J. G. Müller und vor ihm Wuttke und Andere sind umgekehrt der Meinung, daß beide Formen von Anfang an, die eine als die der Kultur, die andere als die der Unkultur, unabhängig neben einander bestanden hätten, und jene nirgend fehlende Zugesellung der niederen Form zu der höheren auf ein Eindringen der Unkultur in die Kreise der Kultur zurückzuführen sei. Noch Andere endlich halten wenigstens daran fest, daß im Kreise der Kultur beide Religionsformen als ein „Nebeneinander“, aber ja nicht als in einer genetischen Verbindung stehend zu betrachten seien.

Im Gegensatze hierzu hatte ich mir bei der Abfassung der Bücher „Seelenkult“, „Religionen der europäischen Kulturvölker“ und „Christentum, Volksglaube und Volksbrauch“ die Aufgabe gestellt, zunächst die größere Bedeutung des unterschätzten Seelenkultes, dann aber auch gerade eine solche genetische Verbindung mit demselben nachzuweisen und dem Seelenkulte das Anrecht auf seine Ursprünglichkeit gegenüber den jüngern Religionsformen zu wahren.

Darum dreht sich jener Streit; dem jetzt vorliegenden Gegenstande gegenüber kommt es auf dessen Entscheidung nicht an. Denn ob nun eine genetische Verbindung oder ein loses Nebeneinander dieser beiden Religionsbereiche bestehe: so viel ist unwidersprechlich, daß die äußern Kultformen jenen einfachern Kultarten entnommen sind, die wir der Unkultur zugestehen, oder daß sie doch den diesen zu Grunde liegenden Vorstellungen sich anbequemt haben. Dem Bereiche der Kultformen aber gehört die Institution des Priesterthums an. Religionen, welche den der einfacheren Religion entstammenden äußern Kult aufgegeben haben, besitzen auch, wie das heutige Judentum und der Protestantismus, kein Priesterthum im strengen Sinne des Wortes.

J. G. Müller hat versucht, den Begriff des Priesterthums auch nach unten hin abzugrenzen; aber der von ihm aufgestellte Eintheilungsgrund der Arbeitstheilung scheint mir doch nicht von der Art, daß ich ihm hierin ganz folgen möchte. Es sei mir vielmehr gestattet, die Entscheidung dieser Frage vorläufig zu vertagen und ohne Rücksicht auf Namen mit der Darstellung der niedersten Formen zu beginnen, an die sich in genetischer Entwicklung die höheren anschließen. Wir werden auf diese Weise eine lange Kette von Erscheinungen sich abwickeln sehen, deren jede zu ihrer Zeit und in ihrem Bereiche auf die Gestaltung der menschlichen Kultur von größter Wichtigkeit war, in ihrer Isolirtheit und aus sich selbst heraus aber nicht begriffen und nicht gewürdigt werden könnte. Es soll mithin vorzugsweise ein Stück Kulturgeschichte vor dem Leser entrollt werden.

Daher soll es aber auch gerade auf diesen erklärenden Zusammenhang abgesehen sein; um Vollständigkeit der Darstellung aller Parallelformen handelt es sich dagegen nicht. Es wird vielmehr aus der unermeßlichen Menge des Stoffes immer das ausgewählt werden, was als ein Glied jener Entwicklungskette vorgeführt werden und nach dieser Richtung hin zum Verständnisse des Ganzen beitragen kann.

Dieses Verständniß bedingt indeß, daß wir auf dem weiten Wege von den Völkern niedrigsten Kulturstandes zu denen von weltgeschichtlicher Bedeutung uns auch die jeweiligen Religions-, mehr noch aber die Kultformen im allgemeinen werden vergegenwärtigen müssen.

Rundschau über die Verbreitung der Kultformen.

Eine Karte der Verbreitung der verschiedenen Religionsvorstellungen und Religionssysteme der Menschheit würde einer sogenannten Höhenschichtenkarte gleichen. Gleichviel, ob ein innerer verwandtschaftlicher Zusammenhang bestehe oder nicht, immer liegt die räumlich beschränktere Schicht auf der von weiterem Umfange so auf, daß diese durch jede Lücke der ersteren hindurchschimmert.

Das alte Amerika zeigte in dieser Hinsicht vor dem Eindringen der Europäer eine sehr einfache Gliederung. Zu ihrer Darstellung würden zwei Farbentöne genügen, bezeichnend eine niedere und eine höher entwickelte Religionsform. Jener bedeckt in großer Gleichmäßigkeit den gesammten Continent sammt den Inseln; dieser war in einer zusammenhängenden Fläche auf dem Hochlande aufgelegt, das sich vom Rio grande del Norte über Central-Amerika bis an die Südgrenze von Peru erstreckte. Spuren derselben Schicht fanden die Entdecker vereinzelt im Südosten der heutigen Vereinigten Staaten, insbesondere nach Florida hinein sich erstreckend.

Auf den westindischen Inseln waren die rohen aber seegeschulten Kariben zur Zeit der Entdeckung eben daran, die sanftere Urbevölkerung der sogenannten Columbusindianer zu verdrängen und somit jene höhere Schicht wieder niederzureißen. Ein Gleiches war im Norden durch die Verdrängung der Kulturstämme der Allighevi erfolgt.

Hier fiele somit eine solche Religionskarte, wenn wir vom Süden und Norden des Landes absehen wollen, wirklich mit der senkrechten Erhebung desselben, mit einer rohen Höhenschichtenkarte zusammen; doch liegt darin an sich noch keineswegs ein innerer Zusammenhang. Wohl aber würde ein solcher vermittelt durch eine Karte der damaligen Kulturverbreitung: so weit um die feststehende Hütte die Maisfelder sich dehnten, so weit reicht auf unserer Karte die Farbe der höheren Schicht; wo der Jäger streift und erntet, wo niemand gebaut, da liegt der blassere Farbenton; wo seine Kraft die Gehege der Kultur durchbricht, da verschwindet auch der höhere wieder.

Was diesem durch alle menschenbewohnten Breiten sich erstreckenden Continente so eigenthümlich ist, das ist die große Einfachheit dieses Verhältnisses, und dieser entspricht wieder die gleiche Einfachheit der Culturverhältnisse eines Landes, das nicht einmal die Uebergangsstufe des

Nomadenthums kannte. Das Märchen von einem glücklichen Urzustande der Vorfahren, da thierische Milch als das von der Natur bezeichnete unschuldige und allein gesunde Getränk die sanfteren Menschen genährt habe, konnte der Amerikaner — aber auch ebensowenig der Australier und Südsee-Insulaner — seinen Kindern nicht erzählen. Ihm blieb dieser Genuß unbekannt und fremd damit die ganze Culturstufe des Nomadenthums, welchem die alte Welt die Hinüberleitung in eine große Mannigfaltigkeit von Verhältnissen dankt. Der natürliche Ueberfluß an wilden Herden zwang den Indianer der Ebene nicht, um des Fleisches willen das Herdenthier unter seine Fürsorge zu stellen: er lebte vom Funde und Fange des Tages.

Neben einer Gesellschaft mit so völlig mangelnder Lebensfürsorge erhob sich auf den genannten Hochländern eine Kultur ursprünglich friedfertiger Menschen, die, um Fleischgenuß sich zu sichern, das Lama zähmten und auf den Feldern Mehlfrüchte bauten. Zu dieser friedlichen Kultur, die jedoch bis zur Höhe der schriftlichen Gedankenmittheilung nicht heranreichte, fügten wildere Stämme die den Einzelnen und die Gesammtheit zwingende Gewalt der Organisation, und diese, ungeheure Massen nach Einem Willen leitend, ersetzte manche mangelnde Fertigkeit einer höheren Kultur. Mit dieser eigenartigen Kultur und dieser Gewaltherrschaft zugleich steht die Kultform dieser Stufe in enger Verbindung.

Ganz ähnlich lagen vor dem Eindringen des Christenthums die Verhältnisse in Afrika, wie uns der heutige Bestand derselben lehrt. Auch hier würde uns unsere Karte, von einer phönizischen Einwanderung abgesehen, nur zwei Schichten gezeigt haben. Die eine, mit Ausnahme des untern Nillandes, den ganzen Erdtheil bedeckend, ist genau dieselbe, welche das Hauptmassiv Amerikas bildet; die andere zeigt einen der amerikanischen Hochlandsstufe sehr verwandten Ton. Sind auch die entsprechenden Kulturverhältnisse nicht dieselben, so stehen sie doch zu einander in demselben Abstande wie dort. Stämme, die vom Funde des Tages leben, treffen wir heute noch im Süden des Erdtheils, indeß die größere Menge der Bevölkerung mit einer übrigens nur geringen Lebensfürsorge ein Nomadenhirtenleben in losen und leicht verschiebbaren Organisationen führt. Nur das Nildelta, abgetrennt, wenn auch durch andere Mittel, so doch in gleicher Weise wie Hochamerika, von der Fülle der Herden und unbegrenzter Weiden, hat auf einer dankbaren Scholle das Leben seiner dichter gedrängten Bewohner an

die Arbeit und Fürsorge geknüpft. Dieser Kultur waren im Schutze der Wüsten und Stromesarme Jahrtausende gegönnt. Sie fixirte den menschlichen Gedanken durch Bild und Schrift und häufte Erfahrungen, Kenntnisse und Fertigkeiten; aber die Gewalt der zusammenfassenden Organisation gebar auch diese Kultur nicht in ihrem Schoße: alle Kulturelemente Aegyptens deuten auf das Niederland als ihre Geburtsstätte, aber die Herrschaft gewann das rauhere Südland. Auf diesem Boden nun erhob sich die höhere Stufe der Religionsformen, insoweit unähnlich der gleichen Etage in Amerika, als auch die ägyptische Herrschaft unter die Gesetze einer erstarkten Kultur sich beugen mußte.

Die meerumflossenen Gebiete von Australien und Polynesien bedeckt durchgehends die gleiche Farbe der untersten Stufe. Zwar sind ihre Bewohner, gleich den Hochlandsindianern auch ohne den Durchgang durch das Nomadenthum, nicht ganz ohne einen Aufschwung zu einer Kultur geblieben, aber selten oder nur spät hat sich eine durchgreifende Organisation derselben bemeistert, eine Einheit des Gedankens die entwickelten Fertigkeiten in ihren Dienst genommen.

Ganz anders auf dem Continente von Asien. Auch hier leuchtet die Grundfarbe Amerikas noch vielfach hervor, aber rein und in zusammenhängenden Ranken nur im Norden zwischen der See und dem innern Hochlande. Auf diesem und im ganzen Osten bis in die Südspitze Hinterindiens erscheint sie in einer bunten Mischung mit andern Farben, theils so, daß sie wie zahllose Inselchen durch einander und doch deutlich getrennt von einander liegen, theils so, daß sie sich zur Bildung neuer Farbentöne völlig durchdrungen haben. Ein solches Verhältniß findet selbst noch in den höheren Lagen Vorderindiens statt, aber diejenigen Theile des Landes, an denen vorzugsweise der Name nnd Ruhm Indiens hängt, deckt auf unserer Karte gleich dem iranischen Hochlande in Vorderasien ein höherer Farbenton.

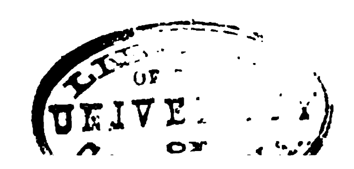
Auf dem durch fruchtbare Thäler durchschnittenen Hochlande von Palästina hatte sich einst, wenn auch in anderer Form, das Ereigniß von Hochamerika und Aegypten zugetragen. Ueber eine aufblühende Kultur der Seßhaftigkeit Sieger geworden und dieser selbst unterlegen, schuf ein thatkräftiger Wüstenstamm die Einheit einer unerbittlichen Organisation; über die mannigfaltigen Elemente religiöser Vorstellungen und Kulte siegte ein absoluter Henotheismus des herrschenden Stammes,

d. h. die Duldung des Kultes nur Eines Gottes ohne Ausschließung des Glaubens an die Existenz andrer Götter neben ihm. Als solchem blieb seinen Eroberungen eine enge Grenze gesteckt und eine mäßige Zeitspanne zugemessen; doch erwuchs aus jenem eine Form des Monotheismus.

Glücklicher in der Eroberung war der sehr verwandte henotheistische Gedanke Mohammeds, der in einen Monotheismus ausging, welcher sich in der That ganz Vorderasien bis nach Indien und bis in das Inselmeer hin, beträchtliche Strecken in Afrika und selbst ein Stück Europas unterworfen hat.

Vor den Zeiten dieser Invasion war das iranische Land das Gebiet eines ähnlichen Henotheismus. Auch hier war ein energischer Bergstamm, der der Perser, daran, den Kulturvölkern des gesegneten Flachlandes sich zum Herrscher aufzudrängen. Aber der Nothwendigkeit eines steten Kampfes und der Kampfesweise sich bewußt bleibend, verstieg er sich nicht, wie der jüngere jüdische Monotheismus, zur Leugnung der Existenz der concurrirenden Mächte, sondern auch diesen die Attribute der Gottwesenheit belassend, nahm er sie in ein System des Dualismus auf. — Was sich dagegen im Stromlande zwischen Syrien und Iran und wieder jenseits am Indus und Ganges gestaltet hatte, können wir ungefähr mit einem Farbentone bezeichnen, ähnlich demjenigen, durch welchen wir Aegypten aus der gleichmäßigen Fläche Afrikas hervorhoben. Die Belege dafür wird das Nachfolgende bringen.

Aber das Bild der immerhin schon etwas bunteren Karte Asiens ist damit noch nicht fertig. Zu den genannten, wenn auch verschiedenen, so doch eine gewisse Stammverwandtschaft verrathenden Religionen kommen noch zwei Systeme wesentlich anderer Natur. Wir können sie auch von unserem kulturgeschichtlichen Standpunkte aus nicht besser, denn als die Religionen der Erlösung bezeichnen. Diese sind das Christenthum und der Buddhismus. So nennen wir sie aber nicht durchweg nach ihren gegenwärtigen Formen, sondern nach dem Gedanken, dem sie ihren Ursprung verdanken. Das geschichtslose Tagleben des Afrikaners oder Indianers fühlt nur von Fall zu Fall die Kultverpflichtung. Erinnerung und Voraussicht reichen weder weit nach rückwärts noch nach vorwärts, nur die Schuldenlast des eigenen Lebens sammelt die Erinnerung, und nur der Moment des Unglücks oder der Gefahr ergiebt das drückende Gefühl der Schuld. Aber auch das



lastet schon, wie wir sehen werden, schwer genug auf dem Wilden; der natürlichen Ursachen der Erscheinungen sich nicht bewußt, erfüllt ihn, durch tausendfältige Ereignisse immer neu genährt, die Furcht vor unversöhnlichen Geistern. Aber das Geschichtsleben der Völker sammelt zu den Erfahrungen des Tages die der Jahrhunderte; es wächst die Schuld, und der sie lösende Kult, statt die Herzen zu erleichtern, erscheint nur noch in seiner steten Wiederkehr als ein beängstigender Zeuge jener.

In energischer Thätigkeit begriffene Völker wahren sich unter solchem Drucke durch die Arbeit ihre Lebensfrische; zu Unthätigkeit verurtheilte oder sich hinneigende, der Spekulation und Grübelei ergebene verfallen dann leicht einer krankhaften Kultsucht, verzweifelnder Schwermuth oder apathischer Resignation. So zeigt uns auf dieser höheren Stufe der Kultur das Geistesleben nur wieder in einem anderen Bilde die Schreckhaftigkeit und Geisterfurcht des Wilden.

Buddhismus und Christenthum hoben nach ihren Grundgedanken die Kultschuld und den Kult auf und erlösten die Menschheit von einem Drucke, dessen Unerträglichkeit selbst im ganz materiellen Sinne wir kennen lernen werden. Beide thaten es freilich in sehr verschiedener Weise. Das Christenthum lehrte die große Schuld als durch die freie aufopfernde That eines Gottmenschen abgetragen erkennen, und verhieß den Menschen die Erfüllung ihrer Hoffnungen; der Buddhismus lehrte das Hoffen der Menge verachten, die Erhaltung des Lebens als die Erneuerung ewiger Qual fürchten, den dahin gerichteten Kult verschmähen und völliges Vergehen als das einzige von Unglück freie Glück erhoffen. Wenn man mit dem Größten das Kleinste zusammenstellen wollte, so könnte man hier noch der immerhin merkwürdigen Staatsaktion des Königs Liholiho von Hawai gedenken, welcher noch vor Kenntniß des Christenthums sich und sein Volk durch ein Machtgebot von den ererbten Lasten des Kultes befreite. Doch kann dieser Fall auf dem kleinen Inselreiche nicht ganz in Vergleichung gestellt werden, weil durch keinerlei innere Motivirung dem besorgten Gewissen Ersatz geboten wurde. Entwickelteren religiösen Vorstellungen gegenüber würde auch die Berufung auf ein Orakel des Oberpriesters nicht ausgereicht haben.

Was indeß eine an die Natur selbst anschließende Erziehung dem Menschen von seinen ersten Anfängen an als geistige Erbschaft mitgegeben, das blieb ihm ein inneres, mit der Kraft eines Instinktes zur Befriedigung drängendes Bedürfniß, auch wenn der forschende Gedanke

sich davon losgesagt hatte. Daß in das Christenthum trotz seiner Erlösungslehre die alten Kultakte in neuen Formen bald wieder eindrangen, habe ich in einem anderen Werke gezeigt. [1]) Wie die Instinkthandlungen des Menschen zeigen, daß sich Erfahrungen und Handlungsweisen vererben, so leben auch vom bewußten Gedanken nicht mehr getragene Vorstellungen im Menschen fort, und der Befreite kehrt freiwillig wieder unter das Joch zurück. Wohl schmerzte das Joch, aber er erinnert sich mit Sehnsucht der Lust, wenn der Abend ihn erlöst, und er erkauft den vermißten Genuß aufs Neue durch die Schmerzen des Tages, die er verwünschte. — Wie auf gleiche Weise auch der Buddhismus in seiner eigenen Heimath verdrängt wurde, wird auch in diesem Buche noch berührt werden müssen. In einiger Verbreitung lebt er nur noch auf Ceylon und in Hinterindien; aber jenseits des Himalaya, auf den Hochlanden Asiens, in den östlichen volkreichen Niederungen und auf den Inseln hat er Aufnahme gefunden — doch keineswegs mehr als eine Lehre der Erlösung. Hier müßte die Karte ein buntes Netzwerk aufweisen, nicht nur fast jeder Ort, fast jedes Haus müßte strichweise beiderlei Farben tragen. Aber in solcher Durchdringung hat der Buddhismus seine ursprüngliche Farbe verloren. Wir werden also den Spuren des Kultes folgend ein Priesterthum, und zwar ein zahl- und einflußreiches auch da suchen müssen, wo wir es dem Grundgedanken des Systems nach zu finden nicht hoffen durften.

Europa würde fast ganz die Farbe des Christenthums tragen, doch nicht ohne einige Abstufungen, und abgesehen vom Islam würde an einigen Stellen — insbesondere im Nordosten — der unterste Farbenton durchscheinen. Wir werden aber auf diese Schicht überhaupt der geschichtlichen Entwickelung wegen zurückgehen müssen.

Das also ist das Gebiet, das wir zu durchwandern haben; das ungefähr auch der Weg, dem wir folgen wollen. Wir wollen unsere Rundschau bei den amerikanischen Völkern unterster Religionsstufe beginnen und dann über die Völker derselben Stufe in anderen Erdtheilen fortsetzend ausdehnen, hierauf aber die nächst höher liegenden Stufen in ähnlicher Weise ins Auge fassen. Was wir von den Kultvorstellungen der Indianer, Afrikaner, Australier und Ozeanier berühren, bezieht sich, auch wenn es nicht hervorgehoben ist, auf die Zeit der Entdeckung oder auf Reste von Vorstellungen, welche aus jener Zeit fortleben.

---

[1]) Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwickelung ihres Vorstellungsinhaltes. Berlin 1882.

Nicht immer werden wir demselben geographischem Wege, nicht immer dem chronologischen Fortschritte folgen können, vielmehr insbesondere auf der höheren Stufe das zusammenfassen müssen, was die Geschichte durch innere Beziehungen verbunden hat. Ueberall werden wir uns zunächst die Bedürfnisse des Kultes vergegenwärtigen oder doch kurz ins Gedächtniß zurückrufen und dann nach den Personen und deren Stellung forschen müssen, die zu jenen in eine besondere Beziehung getreten sind. Es wird sich uns dann, wenn wir das Wesentliche von dem Unwesentlichen getrennt haben, die Thatsache aufweisen, daß die mannigfaltigsten Erscheinungen an den entferntesten Enden der Erde zwar in den Formen recht verschieden, dennoch aus demselben einfachen Grundgedanken heraus entwickelt sind, zu welchem die Natur den Menschen auf allen Punkten der Erde in gleicher Weise angeleitet hat. Die Natur stimmt eben überall mit sich überein, gleichviel ob sie sich wirklich in ihrer Wesenheit offenbart, oder durch diese Wesenheit selbst eine gleiche Offenbarung über dieselbe uns vortäuscht.

Erster Theil.

Das Priesterthum im Gebiete der „Unkultur“.



I.

Amerika mit Ausschluß der Kulturgebiete des Hochlandes.

1. Die religiösen Vorstellungen der Indianer.

Wo und wann immer Indianer europäischer Beobachtung zugänglich wurden, zeigte sich bei ihnen in Vertretung dessen, was wir religiöses Bewußtsein nennen, eine Art Achtung übersinnlicher Einflüsse. Aber der Grundton dieser Achtung war und ist Furcht, und das Uebersinnliche ist gedacht als ein Geist nach der Vorstellung der vom Leibe getrennten Menschenseele. Daß dies wenigstens bei den Völkern der Unkultur so der Fall sei, darüber besteht in der Wissenschaft kein Zweifel, und bezüglich der Indianer liefert das unbezweifelt objektive Werk des Professors der Theologie J. G. Müller [1]) dafür von Anfang bis zu Ende einen ununterbrochenen Beweis.

Insbesondere steht fest, daß das Unsichtbare, auch wenn es sich in einer Naturwirkung zeigt, nicht als eine Naturkraft, sondern als ein persönlicher „Geist" gedacht wird, und daß die Vorstellung eines solchen von der der Menschenseele abgeleitet ist. Jener Begriff ist für ein Naturkind geradezu unfaßbar, diesen bildet es sich, sobald ein logisches Denken beginnt, bei jedem Todesfalle. Nur wenn wir an dieser Thatsache festhalten, erscheint das wie immer mannigfaltige und verworrene Geflecht der Kulthandlungen der Logik des Menschen entsprungen, und bei der Einheit dieser die wesentliche Gleichheit jener in den entferntesten Erdwinkeln erklärbar. Es ist aber aufmerksamen Beobachtern auch nicht

[1]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

entgangen, wie allein der Tod des Menschen, und nicht die Betrachtung der Natur außer ihm, den im Denken ungeübten Geist zur Schaffung der ersten Vorstellung angeleitet hat, die nicht lediglich dem Augenbilde eines sinnlichen Gegenstandes entsprach, sondern auf Schlußfolgerungen beruhte.

Noch sehen wir die Beweise vor uns, daß die Großartigkeit der Natur allein einen zu solchem Denken anregenden Einfluß auf den stumpfen Menschen der Unkultur nicht übt. Kaum irgendwo kann nach Müllers treffender Bemerkung die Natur bei einem civilisirten Beobachter Gefühle und Gedanken mächtiger anregen, als in den tropischen Urwaldlandschaften Brasiliens. Vermögen doch die verwandten farblosen Bilder in Appuns Schilderung der Nachbarländer recht wohl die Begeisterung des Schreibers verstehen zu lassen. Aber gerade bei jenen in einer aufregend großartigen Natur lebenden Indios da matto glaubte Klemm seine Kulturgeschichte beginnen zu müssen, weil er sie nicht mit Unrecht für die am tiefsten stehenden Menschen auf der ganzen Erde ansah. So wenig Spuren aber auch ihr Geist von der Einwirkung der großartigsten sie umgebenden Natur aufweist, jenen Geisterglauben theilen sie doch mit allen Stämmen ihres Kontinentes; auch diesen stumpfsinnigen Menschen hat der wunderbare Prozeß des Davoneilens eines Lebens aus der Hülle eines Körpers, den sie zu den Ihren zählten, und im Zorne erschlugen, den gleichen Anlaß zum Denken gegeben.

Bei den Nordindianern, insbesondere den Chippewas und Algonkins führen diese Geister den Namen Manitu, den wir, ihrer Begriffsbildung vorausgreifend, fälschlich mit „Gott" übersetzen. In den Erzählungen der Indianer spielen die Manitu vielmehr die Rolle schreckenerregender Gespenster, die nach Menschenblut lüstern sind. Es ist kaum ein Jahrhundert her, durch welches hindurch das Märchen diesen Zug länger bewahrt hat als die Wirklichkeit des Lebens: so lange die Lebenden an Menschenfleisch sich sättigten, gelüstete auch die Geister darnach — sie sind eben Menschenseelen. [1]) Furcht ist es vor Allem, welche das Andenken an den Verstorbenen nicht erlöschen läßt. Als Herr der Seinen war er gewöhnt, die Huldigungen ihres Gehorsams entgegenzunehmen, die besten Stücke der Jagdbeute zu empfangen;

[1]) Meiners, Kritische Geschichte der Religionen. 1806. II. 89 ff.

damals heischte er sie mit harten Worten: jetzt spricht er nicht, und gar so leicht übersieht jemand in dem regellosen Leben die Verpflichtung. Dann aber rächt sich jener mit Ungemach und Plagen aller Art; er wirft Platzregen und Hagelschauer auf die nackten Leiber und schickt Krankheit und Tod unter Menschen und Thiere. Wessen Urheber unsichtbar blieb, wer anders sollte nach kindlicher Logik der sein, als derjenige Unsichtbare, von dessen Gegenwart allein der Mensch auf das Bestimmteste, weil aus eigener scheinbarer Erfahrung, wußte? Zu diesem einfachen Schlusse ist der Mensch unter allen Himmelsstrichen verleitet worden, und so schien ihm dann die handgreiflichste Erfahrung einen großen Machtzuwachs zu bestätigen, der einem außer dem Leibe frei waltenden Geiste zu Theil werden konnte. Diese gesteigerte Machtfülle erhöhte nur noch die Furcht. So haben Müller und Meiners recht: „Furcht ist das vorherrschende Gefühl, das sich in ihrem Kultus ausspricht; so zunächst in ihrer Verehrung der Verstorbenen, deren Namen sie aus Furcht oft nicht auszusprechen wagen." So trotzig immer der Indianer dem Feinde erscheint, sein ganzes Leben durchzittert dennoch Geisterglaube und Gespensterfurcht. Aber dieser Geisterglaube „ist bei den Völkern nicht erst in einer späteren historischen Zeit der Entartung entstanden, sondern er ist überall uralt, findet sich auf der primitivsten Stufe menschlicher Verhältnisse überall bei den Wilden und hat sich aus diesen Zuständen in spätere zu erhalten gewußt." [1])

Indeß, wie die Vorstellung dieser Geister von der des Menschengeistes hergenommen ist, so sind auch jene, den Menschen gleich, nicht bloß und Jedermann gegenüber Furcht erweckend, sondern sie lassen sich auch für Freundschaft oder doch eine Art Gegenseitigkeit gewinnen. Wie sich die Jugend gern unter Ihresgleichen einem Gefährten eng verbindet, so schließt auch der Indianer, sobald er Mann wird, nach K. Andree's Zeugnisse [2]) einem besonderen Schutzgeiste sich an, — aber „auch dieser Glaube an den eigenen Schutzgeist zeigt sich vorherrschend als Gespensterfurcht" — kurz Alles deutet auf dieselbe Quelle dieser noch einfachen Vorstellungen. Wie weit aber auch außerhalb des indianischen Gebiets der hierauf fußende Todten- und Geisterkult schon nach der Erkenntniß älterer Forscher verbreitet war, kann man aus den Nachweisen bei Müller [3]) ersehen.

---

[1]) Müller a. a. O. 72. [2]) Nord-Amerika, S. 243. [3]) a. a. O. 73.

Der Schluß, durch welchen der Urmensch zu jener Vorstellung gelangte, schließt schon die weitere ein, daß ganz nach Menschenart auch die Geister nicht unterschiedslose Wesen seien. Die Einen herrschen auch in der unsichtbaren Gesellschaft wieder, die anderen dienen; die Tapfersten bereiten sich auch dort ein bevorzugtes Loos; — aber kein ethisches Prinzip entscheidet darüber. [1])

In dem Antillenbereiche, das einst die sogenannten Columbus-Indianer inne hatten, führen diese Geister den Namen „Zemes", und auch diese sind, wie Müller (S. 172) durch eine große Reihe von Belegen nachweist, „wiederum nichts anderes als die Todten, die da spuken" — genauer die Seelen der Todten, obwohl der Mensch sich diese Unterscheidung nicht so bald klar gemacht haben kann; und ebenso wieder „wandeln sich" in Brasilien „die Seelen der Gestorbenen in Geister" dieser Art um,[2]) und Prinz Maximilian von Wied [3]) kann, durch die Brille unserer Vorstellungsweise betrachtet, von den Camancans nichts konstatiren, als „daß sie die Seelen ihrer Verstorbenen für ihre Götter halten, sie anbeten und ihnen die Gewitter zuschreiben." Es wird sich noch Gelegenheit genug bieten, von den übrigen Stämmen das Gleiche nachzuweisen.

So tief indeß die meisten dieser Indianerstämme auch stehen, gänzlich unbekannt ist ihnen ein Begriff von Organisation nicht mehr. Selbst wenn wir uns den Menschen in nahezu thierischen Verhältnissen denken, so knüpft doch die natürliche Beziehung des Kindes zur Mutter ein Band, das um so weiter ins Leben hineinreicht, je länger das Kind, im Vergleich zu dem Thiere, der Mutterpflege bedarf. Diese aber erstreckt sich gerade bei wilden Völkern selbst in Betreff des Nährens wegen der Unbekanntschaft mit künstlichem Ersatze in das vierte bis fünfte Jahr hinein. Zivilisirte Völker sind durch einen langen Vererbungsprozeß an einen früher gereichten Ersatz für die Muttermilch gewöhnt, und die Entwöhnung der Kinder ist für diese selten gefahrvoll; dagegen beklagt heute noch der weiße Gutsherr in Brasilien die große Sterblichkeit der Negerkinder, welche gerade während dieses Prozesses eintritt.

[1]) Schoolcraft, The Indian in his Wigwan, 1847, S. 215; Historie der Reisen. Leipzig, Band XVII. 31.

[2]) De Laet, Novus orbis seu descriptionis Indiae occidentalis libri XVIII. Leiden, 1633. p. 543.

[3]) Reise nach Brasilien. Frankfurt 1819—22. II. 222.

Jenes längere Nähren schließt wieder andere Konsequenzen in sich, denen zufolge die nährende Mutter — auch wenn wir schon auf einer so niederen Stufe dauernde Verbindungen annehmen — sobald man nicht vorzieht, das Kind wegzulegen oder zu tödten, für eine Reihe von Jahren dem Manne gegenüber die Beziehungslosigkeit zurückerhält; sie tritt nach der Geburt eines Kindes in eine langdauernde Scheidung, auf die noch heute viele halbwilde Völker gewissenhaft halten, und das Kind lernt mit schon reifenden Sinnen das Band kennen, das es selbst im tiefsten Urzustande an die Mutter knüpft. So entsteht noch vor jeder andern Organisation die der „Mutterfolge" oder des „Mutterrechts", von der wir noch oft werden reden müssen; denn wenn uns auch das Studium solcher Völker, die nicht weiter gelangt sind, als zu dieser Organisation, kaum noch dargeboten ist, so schimmert doch, wie wir gleich sehen werden, dieses uralte Verhältniß noch durch viele Vorstellungen einer späteren Zeit hindurch. Alle diese Verhältnisse und Vorstellungen aber werfen wieder ihren besondern Schein auf die des Kultes.

Indeß hat ja auch schon die Herde des Wildes ihr männliches Leitthier, und sobald die kleinen um die Mutter geordneten Menschengruppen in irgend einen Wettbewerb treten, mußte das Bedürfniß einer unternehmenderen Leitung, eines thatkräftigen Schutzes fühlbar werden. So entsteht eine Mannesgewalt, erst im kleinen Kreise, bald, wenn es Raub und Krieg oder Abwehr eines solchen gilt, im weiteren. Dieser Verband ruht aber nicht auf Verwandtschaft, nicht auf natürlicher Abstammung, sondern auf Unterordnung, und darum darf es uns nicht beirren, wenn fast überall der leitende Mann den Namen „Vater" trägt; in diesem Namen liegt zunächst nur ein Begriff des „Herrn" und nicht der der Verwandtschaft. Diese wird noch lange lediglich nach der Mutterseite hin gerechnet, während sich die Gruppen unter väterlicher Gewalt ordnen. Aus diesen Thatsachen fortschreitender Organisationen gewinnen die Menschen neue Begriffe, und es konnte nach dem Vorhergegangenen nicht fehlen, daß sie dieselben auch auf ihr Geisterreich anwandten: oder mußte nicht der Geist des Herrn auch dort ein Herrengeist bleiben?

Als Columbus die westindischen Inseln entdeckte, hatten die nach ihm benannten Indianer daselbst im Gegensatze zu den sie bedrängenden Kariben schon eine Stufe friedlicher Kultur erklommen und

erschienen in kleinen Volksgruppen geordnet. Gerade so trat denn auch ihr „Geisterdienst aus der chaotischen Vereinzelung heraus." Nicht nur die Familien — die unter einer Muttergewalt stehenden Gruppen — wendeten ihre Aufmerksamkeit ihrem Zemes zu, auch die sich als Einheit bewußten Volksgruppen dachten sich einen solchen über ihnen als „Nationalschutzgeist" oder, wenn wir an der Beschränktheit der Vorstellung nicht Anstoß nehmen, als einen Volksgott.

Eine Unterordnung Aller, die sich kannten und nicht feindselig gegenüberstanden, unter die Herrschaft Eines war allerdings auch dem Nordindianer nicht mehr völlig fremd, aber nur in der Weise kannte er sie, wie sie sich vorübergehend bei einem Jagd- oder Raubzuge aufdrängt, nicht als eine solche, welche die Fürsorge des Kulturlebens schafft. Derjenige, dem man seiner Erfahrung wegen gern die Wahl der Plätze und Wege bei einem solchen Unternehmen zugesteht, ist den Männern im Wigwam doch nur wieder einer ihresgleichen; kehrten die Gefahren nicht wieder, würde man seiner vergessen. Ebenso zeichnen die Nordindianer unter ihren Manitus auch wieder einen Manitulin oder Kitschi Manitu aus; er ist ein Manitu, eine befreite Menschenseele oder ein Geist, aber ein „großer Geist"; aber doch immer nur, wie auch Müller (102 f., 104 ff.) richtig hervorhebt, unter den übrigen Geistern ein „primus inter pares", und die älteren Berichte, welche sonach von den Indianern vor ihrer Beeinflussung durch Christen sprechen, heben in bezeichnendster Weise hervor, daß die Indianerstämme mit diesem ihrem „großen Geiste" jedes einzelnen nur an „Festtagen" in eine Art Verkehr treten. „Festtage" aber sind auf dieser Stufe dem Volke die Tage der Vereinigung zur Veranstaltung einer gemeinsamen Unternehmung oder des gemeinsamen Genusses der Früchte einer solchen. Diese Vorstellung tritt unter gleichen Verhältnissen überall wieder in gleichen Formen auf. Die Patagonier im äußersten Süden Amerikas nennen ihren „großen Geist" Toquichen, und wenn die der Sprache Kundigen das als „Regent des Volkes" bezeichnen, so ist vielleicht der Begriff eines „Anführers der Horde" dem Kulturzustande entsprechender.

Daß sich nun um einen solchen Führer auch im Geisterreiche wieder die Seelen der Verstorbenen sammeln, entspricht so ganz dieser einfachen Vorstellungsweise, daß wir einen solchen Glauben überall erwarten dürfen. Dieser Führer wird naturgemäß ein „Herr im Todtenreiche".

So führt auch der genannte Geist der Patagonier[1]) noch weiter den Namen Soychu, „Herrscher im Todtenlande", oder vielmehr im Lande „des starken Getränks", welcher Name uns noch verständlich werden wird.

Dieser Geist hat auch noch eine direkte Beziehung zum Tode. Von einer Kenntniß der natürlichen Vorgänge, welche den Organismus bauen und zersetzen, kann natürlich bei Wilden nicht die Rede sein: jeder Todesfall ist ihnen Unnatur, durch einen boshaften Eingriff eines Unsichtbaren hervorgerufen, und da ihnen die Erfahrung nur einen einzigen Begriff des unsichtbar Wirksamen zugeführt hat, so sind es wieder jene Geister, welche Krankheit und Tod dem Menschen bringen und der größere unter ihnen ist auch in dieser Hinsicht der Furchtbarere; er rächt sich für jeden Mangel, den seine Horde ihn leiden läßt, durch Vernichtung der Menschen. So heißt denn auch in dieser Hinsicht der Patagonier „großer Geist" Guayara-Cunny,[2]) „Herr des Todes". Dieselbe Anschauung hat sich nicht nur hier, sondern bei allen Stämmen unter gleichen Kulturverhältnissen bilden müssen. In den Berichten, auf die wir uns allein stützen können, stört sehr häufig die durch den Berichtenden vollzogene Uebertragung der Begriffe in unsere Bezeichnungsweise; aber man kann doch schon errathen, was gemeint sein kann, wenn die Berichte auch von den Irokesen sagen, sie bezeichneten ihren großen Geist als „König im Lande der Seelen." Auch dem Mississippi-Indianer ist der große Geist zugleich der „Todtengott."

Erinnern wir uns, daß eine ältere Art der Organisation die kleinen Gruppen der Menschheit um die Mütter schaarte und diese Vorstellung des Mutterrechts auch unter der Herrschaft des Mannes noch lange in Erinnerung, vielfach im Hause und in Bezug auf die Verwandtschaftsbestimmung sogar in Geltung und damit auf die Herrschaftsfolge der Männer selbst nicht ohne Einfluß blieb, so werden wir die nur scheinbar seltsame Thatsache leicht verstehen lernen, daß diesem relativ höchsten Wesen des Indianers doch wieder fast durchgehends eine Mutter oder Großmutter vorangesetzt wird, gerade wie noch in unserer Vorstellung wenigstens der Teufel eine „Großmutter" hat. Jene Gottheit ist die Ataentsic der Huronen und die „Alte, die nie stirbt" der Mandans und Mönitarris[3]). Auch die obere Gottheit der Eskimos

[1]) Müller, a. a. O. 265. [2]) Ebendaselbst.

[3]) Maxim. v. Wied, Reise durch Nordamerika. Coblenz 1838—43. II, 182.

ist ein Weib und nach Einigen die Mutter des großen Geistes Torugarsak.

Muß natürlich auch dieser Geist ein Furcht erregender Todesgeist sein, so kommt unter Umständen noch ein besonderer Grund seiner Bösartigkeit hinzu. Nur passivere und friedlicher dahinlebende Menschen konnten durch längere Zeit an der schwächlichen Organisation der Mutterfolge sich genügen lassen; unternehmendere mußten den Nacken dem Vaterrechte beugen. Nach dem natürlichen Gange der Dinge mußten im Laufe der Zeit die unter Vaterherrschaft auftretenden Stämmchen und Horden unter jenen aufräumen, und die Folgen dieser Kämpfe, wie des Sieges und der Unterdrückung sind der Menschheit lange in Erinnerung geblieben. Diese Erinnerung hat sich in bleibenden Vorstellungen und Sitten fixirt, und das sowohl in den kleinsten wie den größeren Verbänden. Wir können uns kaum mehr genauer in die Verhältnisse einer unter Mutterrecht lebenden Menschengruppe hineindenken, aber nach mehreren Rudimenten der Sitte zu schließen, trat damals der Mann, der sich einem Mädchen beigesellte, in eine Art von Zugehörigkeit zu der Gruppe, die sich um eine Mutter von Müttern geschaart hatte. Noch bleibt bei den Lappen der junge Ehemann nach der Hochzeit ein ganzes Jahr im Hause der Schwiegereltern, der Rothhautindianer wohnt bis zur Geburt eines Kindes im Wigwam der Schwiegermutter, und ein ähnlicher Rest des uralten Verhältnisses findet sich vielfach. Jetzt aber, unter herrschendem Vaterrechte, riß er im Gegentheil das Mädchen aus ihrem natürlichen Verbande heraus und unterwarf sie seiner eigenen Gewalt.

Das Gewaltthätige in diesem Vorgange haben bis heute noch viele Völker in der Vorstellung nicht zu überbrücken vermocht, und bei der Zähigkeit des natürlichen Rachegefühls, das eine solche Verletzung eines altehrwürdigen Rechtes erwecken mußte, haben sich wunderlich genug erscheinende Sitten herausgebildet, die hier des Näheren nicht zu schildern sind. Als wesentlich heben wir nur hervor, daß bis heute noch bei vielen Völkerschaften ein nie beizulegender, ganz offizieller Kriegszustand zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn durch die Sitte affektirt wird. Der Ausbruch des mißlichen Kriegs, dessen Führung nach alter Anschauung für die verletzte Frau sogar Pflicht wurde, wird nur dadurch vermieden, daß sich beide feindlichen Theile das ganze Leben lang nicht mehr sehen, nicht mehr kennen, nicht beim Namen nennen dürfen.

Aehnlich führt nun oft in der siegenden Horde unter Vaterrecht der weibliche Schutzgeist des unterdrückten Stämmchens als ewig zur Rache geneigter, feindseliger Geist sein grollendes Leben fort. Immer noch theilt diese „Göttin" mit dem Gotte die Herrschaft über die Seelen der Verstorbenen, aber viel häufiger ist gerade sie insbesondere die böse Todesgöttin, „allen lebendigen Menschen feindselig und saugt ihnen das Blut aus". [1]) Das Ewig-Weibliche ist hier die Rache. In dieser Hinsicht haben die Indianer Catlin [2]) gut berichtet, wenn sie ihm sagten, der böse Geist sei älter als der gute, und jener sei weiblichen Geschlechts. Die Kariben haben für ihren „großen Geist" eine Menge Namen, die uns hier nichts weiter angehen, und für dessen Mutter sind wenigstens fünf Namen bekannt. In ihren Vorstellungen lebt eine Ueberfülle von Geistern, die sich noch dadurch mehren, daß sie jedem Menschen drei verschiedene Seelen zuschreiben, und sie als ein insbesondere eroberndes und gewaltthätiges Volk haben auch die Unterscheidung in gute und böse Geister mit mehr Schärfe ausgeprägt.

Gewinnt bei einer Horde eine gewisse Art von Oberleitung Stabilität, und setzt sich der Erfahrung folgend die Vorstellung fest, daß diese Würde vom Vater auf den Sohn oder nach älterer Verwandtschaftsauffassung durch die Mutter auf den Neffen übergehe, so muß naturgemäß der Geist des ältesten oder „ersten" in der Reihe dieser Heroen als der größte und derjenige erscheinen, von dem alle diese Art Macht abstamme. Tritt vollends der jüngere Begriff einer durch den Vater vermittelten Blutsverwandtschaft ins Leben und erbt aus diesem Grunde der Sohn vom Vater, so kann jener erste Geist auch nur wieder der des Vaters Aller in unserem Sinne der Verwandtschaft sein. Nun ist aber unter ungebildeten Völkern ebensowohl der völlige Mangel des Ueberblickes über die ferner liegenden Volksverhältnisse, wie auch eine dem Menschen angeborene und dem Wilden insbesondere eigene Eitelkeit die Ursache, daß viele Stämmchen gerade sich selbst für den eigentlichen Stamm der Menschheit, für „die Menschen" im engsten Sinne ansehen und vielfach auch darnach benennen. Ist nun dies der Fall, so muß mit innerer Logik der Geist jenes ältesten Vaters zugleich der des ältesten, d. i. „ersten Menschen" gewesen sein oder als solcher autorisirt

---

[1]) Müller, a. a. O. 140, nach Lafiteau, Brebeuf u. v. A.
[2]) Lettres and notes ꝛc. London 1841; deutsch von Berghaus 1848.

werden, und so ist denn die bei den Indianern so vielfach angetroffene Verehrung des „ersten Menschen" [1]) mit dem, was wir bis jetzt kennen lernten, völlig gleichen Inhaltes.

Als solchen „ersten Menschen" nannten die Kariben ihren „großen Geist" Loguo. Maxim. v. Wied [2]) fand die Verehrung des „ersten Menschen" bei den Crows, Mandans und Mönitarris und schien sich zu wundern, daß abwechselnd dieser und der „große Geist" im Indianerkult dieselbe Rolle spielten, ja daß beide, wie er auch deutlich sah, indentifizirt wurden. Nach unseren Begriffen wird dann allerdings das Geschöpf zum Schöpfer, aber diese sind für den Gedankeninhalt des Indianers weder verwendbar noch maßgebend.

So ist auch der Manabogho der Chippewas und der Messon der Kanadier deren Stammvater, und will man von ihnen einen Schöpfer der Welt erfragen, so kann das nach ihrer Vorstellungsweise kein anderer sein als dieser; er ist wenigstens der Schöpfer des Volkes und bei den Mönitarris, nach Wied, [3]) der „Herr des Lebens". Letzteres kann er sowohl als Urvater wie auch als Todesgott, der über das Leben gebietet, genannt werden. Nach dem Mythus der Indianer am oberen Lorenzostrome und am Mississippi ist es auch wieder ihr „erster Mensch", der jetzt vom Himmel herab donnert. [4]) Auch von den Hundsrippenindianern hat man es erfragt, daß der „erste Mensch" Sonne, Mond und Menschen erschaffen habe; [5]) auch die Irokesen lassen ihn die Welt regieren und auch der Loguo der Kariben ist der Weltschöpfer. Daneben halten aber auch wieder einige Stämme die Begriffe des großen Geistes und des ersten Menschen fälschlich auseinander, verbinden sie aber auch wieder, indem sie wie die Odschibwas und Californier beide in ein genealogisches Verhältniß setzen; dies ist ein Anfang von Mythenbildung.

Da dies im Wesentlichen der gesammte, einfache Inhalt der indianischen Urreligion ist, so würden wir schon von hier aus den Kult und das Priesterthum der Indianer begreifen können — aber auch nur

---

[1]) Vergl. Müller a. a. O. S. 52.

[2]) Reise durch Nordamerika. II. 149, 166, 173.

[3]) a. a. O. II. 221.

[4]) Hennepin, Voyage en un pays plus grand que l'Europe. Deutsch von Langer. 1698. II. 91.

[5]) Klemm, Kulturgeschichte. 1843. II. 155.

im Wesentlichen, nicht in den Einzelnheiten der Formen. Das Wunderliche und Verwirrende aber, und das, was somit die Erfassung erschwert, sind die Formen.

Was wir Kult nennen, dreht sich auf dieser untersten Stufe, die wir kennen, einfach darum, daß diesen Geistern geboten werde, was sie zum Leben brauchen; und was sollten sie als Menschenseelen anderes brauchen, als wessen eine Menschenseele im Leibe bedarf, um befriedigt und vergnügt zu sein? Auf jener Stufe aber genügt hiefür ein richtiges Maß von Speise und Trank, als Indianerspezialität ein Theil Tabak und, durch europäische Verfeinerung hinzugefügt, etwas Branntwein und ab und zu ein lustiges Fest. Dafür also hätte zu sorgen, wem im eigenen oder übertragenen Pflichtenkreise die Verpflegung, d. i. der „Kultus" eines solchen Geistes zufiele. Das also wäre, wenn wir dem Begriffe ein wenig vorausgreifen dürfen, Priesterfunktion.

Indeß hängt die Form dieser Funktionen noch von einer Menge Aeußerlichkeiten ab, die oft im Gefolge ganz unwesentlicher Verhältnisse hinzukommen, so daß wir zur Darstellung jener nicht schreiten können, ohne diese wenn auch nur kurz andeutend vorausgeschickt zu haben.

Schon auf den subjektiven Beweggrund zu einer solchen Seelenpflege kommt in Hinsicht der Formen Vieles an. Jener steht aber im innigsten Zusammenhange mit der Höhe der Lebensfürsorge, auf der sich ein Volk befindet. Auf dem Standpunkte des Indianers kann nur die Noth des Augenblicks im Besondern, und die Furcht im Allgemeinen der Anlaß eines Kultaktes sein; bei Völkern höherer Lebensfürsorge dagegen fällt der Kult so wenig jemals ganz aus, wie der Anlaß dazu — das Bedürfniß, die einflußreichen Mächte dem Menschen freundlich gestimm zu erhalten. Mitten inne liegen unzählige Abstufungen, und ebenso viele giebt es zwischen der Zauberpriesterschaft der Indianer und den gestifteten Priesterschaften der Aegypter oder der katholischen Kirche.

Nicht minder wesentlich für die Formen des Kultes im allgemeinen und somit für die priesterlichen Funktionen im besondern sind die Vorstellungen von dem Aufenthalte und, wir möchten sagen, den Lebensgewohnheiten der Geister. Auch in diesen kann sich naturgemäß nur wieder das Leben des Volkes selbst widerspiegeln; aber doch zeigen sich die Geister in mancher Hinsicht einen Schritt voraus, und die Ungebundenheit ihres Wesens geht über in die Vorstellung von der Unbeschränktheit ihrer Macht. Wie einst die Rothhaut, an keine Scholle gebunden, die

ganze weite Prairie als ihr Wohngebiet betrachtete, in dem das Wigwam wanderte, so ist allerdings auch der Geist an nichts gebunden, es wäre denn von einer Art, wie die Habseligkeiten, die auch der Wilde von einer Stelle zur andern trägt. Kehrt er auch dem Menschen gleich immer dahin zurück, wo diese Schätze den Wohnplatz bezeichnen, so fliegt er dabei doch frei durch die Lüfte.

Indeß kannten wenigstens bei der ersten Entdeckung Nordamerikas einzelne Indianerstämme auch des Nordens eine Art halber Seßhaftigkeit, und in diesen Verhältnissen mußten auch die Geister seßhaft werden; aber sie wurden es in einem gewissen Grade auch vordem schon, indem das Grab des Menschen eine Wohnstätte des Geistes wurde. Nur wenig differirende Verhältnisse können schon zu einiger Mannigfaltigkeit der Formen führen. Im allgemeinen zeigt überall die Seele eine große, zähe Anhänglichkeit an den Körper und an die Stelle, wo dieser ruht, aber ebenso auch an dasjenige, was im Leben ihr persönlicher Besitz gewesen und nach ältester Auffassung nie zu Recht eines Andern Eigen werden kann, wie Waffen und Schmuck.

Die Seele des Ertrunkenen wohnt demgemäß nach der Meinung der Kariben auf dem Grunde der See, und ihre Stimmung ist für den Schiffer nicht ohne Bedeutung. Darum war es von Werth, die Leichname zu konserviren und bei sich zu führen, und wo das Klima dem Wunsche entgegenkam, begegnen wir auch dieser Sitte. Da und dort trocknete man die Leichen auf einem Gabelgerüste, [1]) und je nach Erfolg nahm man später die Knochen oder die eingetrocknete Mumie zur Verwahrung herab. Aehnliches übte man auch in Peru. Nur aus derselben Vorstellung heraus und zu demselben Zwecke begnügte man sich anderen Ortes damit, aus Haaren, Nägeln und Knochen der Todten einen Gegenstand zu bilden, an den sich die Seele fesseln sollte; solche Reliquienbilder sind also als ein Nothbehelf für Mumien zu betrachten. Wie diese hielten sie die Seele fest. Noch sicherer wahrten sich die wild unstäten Kariben die Nähe ihrer Häuptlingsseelen, indem sie deren Asche mit dem Tranke mischten und zu sich nahmen. [2]) Jene kauernde Stellung mit den Händen an den Backen und den Ellbogen auf den Knieen, die bei amerikanischen Mumien wiederkehrt, war allerdings die

---

[1]) Waitz, Anthropologie. III. 177.

[2]) Belege bei Müller a. a. O. 209.

Art der Lebenden zu sitzen, aber sie war auch ebenso bequem zum Transport und zur Unterbringung. Oft scheint es, als hätte man auf alle Art das kleinste Volumen herzustellen gesucht. Einige Stämme — solches berichtet z. B. v. Eschwege [1]) von den Coroatos in Brasilien — zwangen wenigstens die Leichname der Familienhäupter in irdene Töpfe. Dasselbe thaten die Chiriguana daselbst, [2]) und alle diese, einschließlich der Botokuden und Kariben, [3]) beließen ihren Todten nicht bloß all ihre bewegliche Habe als Grabausstattung, sondern auch die Hütte selbst, in der sie gewohnt, als immerwährenden, unantastbaren Wohnsitz. Sie begruben die angeseheneren Todten — dieser Unterschied wurde immer gemacht — in der Hütte und verließen diese, um sich selbst eine neue zu bauen. Die ganz wilden Botokuden verwendeten sogar auf die besonderen Häuser, die sie ihren vornehmen Todten bauten, eine jährliche Reparatur.

War ein Stämmchen so weit in der Organisation gekommen, daß es ein besonderes Versammlungszelt für die Gesammtheit, der afrikanischen „Palaverhütte" entsprechend, zu errichten pflegte, so wurde auch dieses, wie bei Irokesen und Huronen, ein angemessenes Mausoleum des Häuptlings und der Wohnplatz seines Geistes. [4]) Unter einfacheren Verhältnissen und wenn die Natur des Landes entgegenkam, wählte man dazu Höhlen aus. Berühmt war die mit in den Felsen gehauenen Bildern der Zemes geschmückte Höhle Jouanoboina auf Haiti.

Das Grab im freien Felde suchte, wie jedes Volk der Erde, auch das indianische äußerlich durch irgend ein Merkmal zu kennzeichnen, damit man wisse, daß hier ein Geist zornmüthig über dem ihm geheiligten Wohnplatze wache. Von den Coroatos in Brasilien allein wird uns durch Freireis' Tagebuch [5]) das Gegentheil versichert; sie legten die Hütte eines Todten in Asche und zogen fort, ohne ein Zeichen aufzustecken; aber ausdrücklich fügt der Reisende hinzu, daß sie trotzdem, so oft sie später wieder auf ihren Jagden in die Gegend kämen, den Platz wiedererkannten. Sie trauen sich also wohl zu, eines solchen Zeichens nicht zu bedürfen. Aber dieses Abweichen von anderer Völker Sitte

[1]) Journal von Brasilien. Weimar 1818. I. 122.
[2]) Waitz a. a. O. III. 387.
[3]) v. Eschwege a. a. O. I. 94; Waitz. a. a. O. III. 387.
[4]) Müller a. a. O. 68.
[5]) v. Eschwege, Journal. S. 200.

zeigt sich bei diesem Stamme in einem interessanten Zusammenhange, der uns das Nachfolgende bald begreifen lehren wird. Während sonst auf allen Gebieten der Katholizismus in seinem Bilderkulte eines Vortheiles sich erfreut, der ihm leichteren Eingang verschafft, zeigten jene Wilden, die das Mal auf dem Grabe nicht kannten, allein einen großen Widerwillen gegen die Heiligenbilder und verließen bei der Einweihung der ihnen gebauten Kirche dieselbe böswillig, weil der heilige Manoel darin aus Holz war und sie sonach in ihrem Vertrauen getäuscht worden wären.[1]) Nach v. Eschwege wären es aber auch die stumpfsinnigsten aller Menschen.

Das gewöhnlichste Zeichen des Grabes ist sonst allenthalben ein aufgerichteter Stein oder ein Pfahl. So fanden nach M. v. Wied[2]) die Kultakte des Dalawarenstammes der Ojibväs an ihren „Manitusteinen" statt, und „Geistersteine" solcher Art fand man allenthalben. Indem der Malstein nur als der Sitz des Geistes angesehen wird, nennt man wie im lebenden Menschen Körper und Geist mit einem Namen. Darum bezeichneten die Dakotas bemalte Steine dieser Art als ihre Großmutter.[3]) Die Chippewas nannten nach Andree[4]) einen Felsen ihren großen Geist. Einen ausgezeichneten Stein dieser Art von ungefähr Menschenhöhe mit Spuren einer Bearbeitung, die ihn auch äußerlich zum Bilde eines Menschen machen sollten, fand Schomburgh[5]) inmitten eines 2270′ langen und 21′ breiten Umfassungswalles bei San Juan de Maguana auf Haiti. Vielleicht noch verbreiteter ist für denselben Zweck das Aufstecken eines Stabes oder Pfahles. Brasilianische Indianer steckten[6]) einen solchen in die Erde und legten an diesem Speisen für die Geister nieder. Als sogenannte „Zauberklötze" sind solche Pfähle von unzähligen Reisenden erwähnt worden. Oft versuchte man ihnen einen Menschenkopf, oft überhaupt die Figur eines Menschen anzuschnitzen. Die Crihs erreichten denselben Zweck, indem sie Weidenruthen an der Spitze zu-

---

[1]) Ebendaselbst, S. 201.

[2]) Reise durch Nordamerika. I. 259.

[3]) Schoolcraft, Historical and statistical information of the Indian Tribes etc. 1851. II. 196.

[4]) Nordamerika. 243.

[5]) Ausland 1851. Nr. 172.

[6]) Nach de Laet a. a. O. XV. 2, und Baumgarten a. a. O. I. 72.

sammenbanden und darüber aus Lappen Kopf und Rumpf bildeten. Man sieht also, wie das einfache Zeichen dahin neigt, zum Bilde zu werden.

Wieder andere kennzeichneten die Stelle des Geistersitzes durch einen erhöhten Erdaufwurf, und die Irokesen und Huronen brachten auf solchen „Höhen" ihre Kultspenden dar. Eine einigermaßen architektonische Gestaltung dieser „Höhen" führt zur Erdpyramide, wie man solche alte Pyramiden noch im Mississippithale gefunden und mit vollem Rechte als „Tempel" gedeutet hat — denn unvermerkt sind wir in der That in das Gebiet der Tempelbauten gelangt.[1]) Es ist von vornherein anzunehmen, aber man weiß es ja auch noch, daß in solchen „Tempeln" die Leichname der Häuptlinge aufbewahrt werden.[2]) Solche „Pyramidentempel" finden sich auch in Florida;[3]) aber auch von den Natsches wird berichtet, daß sie ihren Todten nicht bloß Grabmäler, sondern auch „Tempel" errichtet hätten.[4]) Da aber jene Gottheiten, wenigstens dem Ursprunge der Vorstellung nach, und die Geister der Todten dasselbe sind, so hat man die Wahl, diese Monumente mit dem einen oder anderen Worte zu bezeichnen; beide sind auf dieser Stufe identisch.

Diese ihm aufgestellten Zeichen verläßt nun nach der Meinung des Indianers der Geist im Allgemeinen nicht oder doch nur eben so, wie auch der Mensch seine Wohnung vorübergehend verläßt; sie sind fortan der eigentliche Sitz, gewissermaßen der neue Körper des Geistes. Wenn auch der Indianer, was so nahe liegt, oft mit dem besonderen Namen des Geistes diesen Körper zugleich bezeichnet, oder umgekehrt durch eine Nennung des besonderen Körpers den inwohnenden Geist andeutet, so unterscheidet er doch sehr wohl zwischen diesen Körpern und seinen „Göttern" als den ihnen inwohnenden Geistern. Wir erkennen das unter Anderem daraus, daß einzelne Stämme für die beiden Begriffe trotzdem, daß sie nun so sehr in einander fallen, doch noch ganz verschiedene Namen fortführen. So unterscheiden die Irokesen den Körper

---

[1]) Siehe Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1850, 94 ff., nach Squire und Davis.

[2]) Siehe Belege bei Müller a. a. O. 69.

[3]) Schoolcraft, Tribes. II. 83 f.

[4]) Reisen. XVI. 502.

als Ojaron genau vom Geiste, Manitu, und Müller [1]) hebt es als ihre ausgesprochene Meinung hervor, daß ein solcher Gegenstand „nicht ein Symbol, sondern eine Behausung des Geistes" sei. Seit die Portugiesen von Westafrika her die Bezeichnung Fetisch für beiderlei zugleich in Umlauf gebracht haben, ist unserer Auffassung jene klare Trennung abhanden gekommen. Wir müssen nun jedoch einmal den üblich gewordenen Namen beibehalten, werden indeß, wie es der Sache entspricht, als „Fetisch" den von einem Geiste in angegebener Weise bewohnten Körper bezeichnen, gleichviel, worin dieser bestehen möge.

Hierin beschränkt sich nämlich auch der Indianer keineswegs auf die bisher angeführten Gegenstände, obwohl von diesen eine Art der Fetischvorstellung überhaupt den Ausgang genommen haben dürfte. Jener kennt vielmehr in dieser Richtung absolut keine Beschränkung; und hat man sich einmal in seine Vorstellungsweise hineinversetzt, so wird man auch mit formaler Berechtigung keinen Grund einer solchen erdenken können. Wenn der Patagonier unter seinem Gualichu etwas versteht, was wir als „heiligen Baum" übersetzen, so ist damit zweifellos ein solcher Fetischbaum gemeint. Manitubäume gab es auch am Obern See, [2]) und wenn in allerlei Mythen der „erste Mensch" als ein Baum bezeichnet wird, oder die Menschen aus Bäumen wurden, so braucht man sich nur zu erinnern, daß wiederholt der Geist mit dem Fetischnamen bezeichnet wird, um die Entstehung solcher Mythen zu verstehen. Im Ganzen scheint mir jedoch der Baumfetisch in Amerika nicht so vorwiegend zu sein, wie er in Asien und Europa war.

Dagegen tritt der Thierfetischismus in Amerika, insbesondere im Norden, außerordentlich hervor. Nach der Art, wie wir später noch seine erste Entstehung uns werden erklären können, ist dieses umgekehrte Verhalten allerdings nicht befremdlich. Der Thierfetischismus, später freilich auf alle Thiere ohne Einschränkung übertragen, stammt aus einer Zeit, da der Mensch seiner Furcht vor dem Todten genügte, wenn er ihn von sich warf, den Thieren ihn preisgebend; der Baumfetisch dagegen setzt eine entwickeltere Todtenpflege voraus. Je lebhafter noch in einem Volke der Kult der Thierfetische ist, desto mehr hat es aus der Urzeit seiner Entwickelung sich erhalten und desto näher steht es vielleicht noch

---

[1]) a. a. O. 74, 99 ff.

[2]) Schoolcraft, Wigwan. 78.

in seinem Leben dieser selbst. Für die Verhältnisse des Indianers erscheint dies völlig zutreffend.

Das Reich der lebenden Wesen beherbergt dem Indianer ohne Ansehen der Arten die unterschiedlichsten Geister. Kriechthiere wie Vierfüßler und Vögel dienen gleichzeitig als Behausungen. Wakon heißt ein Vogel, aber auch der „große Geist“ Kitschi Manitu führt diesen Namen; das heißt: der Vogel Wakon ist der Fetisch des vorgenannten, und man nennt ihn bald mit der Geistbezeichnung, bald mit dem Fetischnamen. Ganz korrekt läßt sich aber auch sagen: Kitschi Manitu werde vom Vogel Wakon durch die Lüfte oder über die Wolken getragen, und in der That ist auch das die Sprechweise des Indianers.[1]) So entwickelt sich die Bedeutung der „Götterträger“ vor unseren Augen, und ein Volk braucht bloß den Geschmack am Thierfetisch bei verfeinerten Sitten verloren zu haben, so wird man dem Träger nur noch als einem „Embleme“ der Götter begegnen. Insbesondere theilen sich Truthahn, Gans, Eule und Rabe in die Ehre, Götterträger der Indianer zu sein. Bär, Wolf, Biber, Fischotter, Hase und Eichhorn, vereinzelt der Büffel, Krokodil, Schildkröte und Schlange spielen dieselbe Rolle; letztere aber ist das am meisten verbreitete Fetischthier.

Der Indianer hat die grundlegende Vorstellung mit einer Konsequenz ausgebildet, die man sofort begreift, wenn man nur festhält, daß der von der Inwohnung eines Geistes in dem Fetischkörper überzeugte Mensch fortan in der Sprache wenigstens beiderlei nicht mehr trennt, so daß er regelmäßig den Fetischnamen für den des Geistes braucht. Wenn der Indianer seinen Manitu in dem Fetische des Wolfes weiß, so spricht er zu seinen Stammgenossen nur vom Wolfe, wenn er von diesem besondern Gotte erzählen will. Wenn nun die Irokesen den großen Geist Atahokan den „großen Hasen“ nennen, und die Mingos behaupten, der „erste Mensch“ sei der Wolf, so ist damit nur in einer dem Indianer kaum mißverständlichen Weise der Geist beim Fetischnamen genannt, ungefähr wie wenn wir den Johannes Maier, dem der Krügerhof gehört, den Krügerbauer nennen, und dem etwa die Erklärung beifügen: Krüger alias Maier. Insofern nun der „große Geist“ der Horde Stammvater oder, nach einer zweifellos jüngeren Vorstellung, sogar der Schöpfer der Welt ist, können die verschiedenen Stämme wohl

[1]) Müller a. a. O. 120 ff.

sagen, sie seien „Wölflinger" oder sie stammten vom Wolfe, vom Hunde, vom Hasen oder Bären, einem wälschen Hahn oder Biber oder auch der Turteltaube [1]) oder etwa auch, der Wolf sei der Schöpfer der Welt.

Bezeichnend für die Richtigkeit dieser Auffassung ist es, daß ja auch leblose Gegenstände, weil sie ebenso gut wie belebte Fetische sein können, derselben Ehre theilhaftig werden. So rühmen sich die Chipewyans ihrer Herkunft vom Hundsfelle, [2]) die Oneidas dagegen nennen sich als von Onia, dem Steine, einem so gebräuchlichen Fetischträger, abstammend Oniota-ang, d. i. „Steinsprößlinge", Söhne des Steins, [3]) ganz so, wie ja die Dakotas ihren bemalten Stein „Großvater" genannt.

Wie in jenem Falle, so giebt überhaupt sehr häufig der Stammfetisch der Horde oder dem Stamm den Namen, und er ist stets sein Feldzeichen und Wappen. Wir haben für diese Kombination von Fetisch und Stammgeist den indianischen Namen Totem aufgenommen. Genau so faßte aber auch das einzelne Familienhaupt seinen Hausgott und dessen Fetisch auf. Er stellte letzteren nicht bloß im Hause auf, sondern tätovirte das Zeichen auch auf seinen Leib, schnitzte oder malte es auf sein Hausgeräth und seine Waffen. Dem sich ausbreitenden Geschlechte wurde jener Fetisch wieder zum Totem, das Zeichen aber zum Wappen. Kleine Fetische dieser Art trug man im Kampfe um die Stirn gebunden. [4]) Wir werden insbesondere solche Art „Feldzeichen" noch genauer kennen lernen, und die Sagen von der Führung ganzer Volksstämme oder Horden durch Thiere auf einer höheren Stufe der Entwickelung noch erhalten finden.

Sehr wichtig sind dem unstät wandernden und kriegerischen Volke insbesondere die kleinen tragbaren Fetische, welche den Menschen auf seinen Zügen zu begleiten vermögen. Wie man solche aus den Resten der Verstorbenen herstellt, haben wir schon gesehen. Todtengebeine wurden nach Irwing zu gleichem Zwecke bei den Columbusindianern in Kürbisschalen aufbewahrt. Aber auch Lumpen und Steinchen aller Art, Hölzchen, Baumwollbutzen und Zeuglappen zu irgend einer Form geballt, thaten denselben Dienst: ja jedes Geräth ohne Ausnahme kann ein

[1]) Siehe Müller a. a. O. 65.
[2]) Schoolcraft, Wigwan. 202.
[3]) Schoolcraft, Iroquois. 77—81.
[4]) Belege bei Müller a. a. O. 173.

Fetisch sein; ob es ein solcher ist, kann nur die Erfahrung erproben. Gerne übte sich schon bei diesen wilden Stämmen der erwachende Kunstsinn, dem Fetischkörper die Zeichnung eines Menschen zu geben, doch ist das keineswegs unerläßlich. Die Columbusindianer gaben ihren Fetischen jene kauernde Gestalt, in der sie die Todten begruben. Ein besonders beliebter Fetisch ist in ganz Brasilien und unter den Karibenstämmen die sogenannte Maraca oder „Zauberflasche,“ „Zauberkalabasse,“ die in einem ausgehöhlten, mit bunten Federn geschmückten Kürbis ein ganzes klapperndes Pantheon von Fetischkörperchen enthält.

Noch nach einer anderen Richtung hin hat der Fetischismus sich entwickelt und Vorstellungsformen geschaffen, die wir uns vergeblich zu erklären bemühen würden, wenn wir ihnen nicht bei Völkern wie den Indianern in ihren einfachsten Anfängen begegneten und so ihren Werdeprozeß förmlich entschleiert sähen. So mannigfaltig auch der Aufenthalt ist, den die Indianer ihren Todten anweisen, am gewöhnlichsten blieb doch irgend ein Wohnsitz unter der Erde. Die berühmte Begräbnißhöhle auf Haiti erwähnte ich schon. Aber auch die Nadowessier haben eine nur mit engem und steilem Zugange erschlossene Höhle am Missisippi, die ihnen als die „Wohnung des großen Geistes“ gilt,[1]) und in eine Todtenhöhle im äußersten Westen versetzten die Virginier ihre Todten.[2]) So lebt denn in der Vorstellung der Virginier ein höhlenartig angelegtes Todtenreich unter der Erde, oder der Sitz der Todten ist ihnen, wie noch vielen anderen Stämmen, die Erde in ihrer Tiefe. Dadurch ist nun die Erde selbst in der Vorstellung ein Fetisch geworden, und daß er zunächst der Geistermutter zugewiesen wird, spricht für ein höheres Alter dieser Vorstellung. Mit demselben Rechte nun, mit welchem auf einer jüngeren Stufe der eine der Stämme als vom Wolfe entsprossen sich bezeichnet, nennen die meisten Indianer, einer anderen Vorstellung folgend, die Erde ihre Mutter, und wie sie sonach von der „Mutter Erde“ ihre Abstammung ableiteten, entstanden in mythischer Ausdichtung die Erzählungen von der Bildung der Menschen aus Erde, die auch dem Indianer nicht ganz ungeläufig geblieben sind.[3]) Einer Vorstellung von der Erde als Planeten folgen dabei diese Wilden

---

[1]) Andree, Todtengebräuche. 229.

[2]) De Laet a. a. O. 93.

[3]) Vgl. Müller a. a. O. 110.

natürlich nicht; sie ist ihnen lediglich der Stein- oder Thongrund, auf dem sie stehen, und dieser Schauplatz ihres Lebens hat in ihrer Vorstellung eine Ausdehnung, wie sie der jedesmaligen Erfahrung entspricht.

Aber auch mit der Ansehnlichkeit dieses Fetisches waren nicht jedes Häuptlings Ansprüche erfüllt. Eine oder die andere, vielleicht auf Grund der Ereignisse des Krieges sich bevorzugt fühlende Horde suchte der Stellung ihres Häuptlings entsprechend für ihren großen Geist einen ausgezeichneteren Fetisch, zumal da die Erde wenigstens bei den meisten Stämmen schon durch die Festsetzungen unter der Herrschaft der Mutterfolgevorstellungen vorweg genommen war. Wir müssen aber, um der Bildung dieser Vorstellungen folgen zu können, uns in eine kindliche Auffassung des Weltganzen hineindenken, die in uns aufzunehmen heute allerdings recht schwer fällt.

Daß die Erde als das Fundament des Weltganzen betrachtet wurde, lehrt ja unsere eigene Tradition. Himmel, Sonne, Mond und Sterne sind dem Menschen zunächst nur Ausstattungsgegenstände seiner Erde. So groß und glänzend sie sein mögen, sie sind doch nur deren Einrichtung und Hausrath. So wenig wie das Kind kann der Wilde eine Kluft von 20 Millionen Meilen zwischen Erde und Sonne setzen, die er täglich sich berühren sieht; daß die Sonne von der Erde aus erreichbar, der Mond in seinen Gefährdungen von der Erde aus unterstützbar sei, diese Vorstellungen haben alle hieher bezüglichen Naturmythen zur Voraussetzung. Die Südseeinsulaner hielten die ersten Entdecker, die dahin kamen, für so weitgereiste Leute, daß sie ihnen allen Ernstes zutrauten, sie müßten sicherlich an Sonne und Mond herangekommen sein.[1]) So kann uns denn der Schritt indianischen Denkens nicht überraschen, der auch in den thatsächlich unerreichbaren Gegenständen ausgezeichnete Wohnsitze für seine Geister sucht. So hat diesen indianischen „Sonnenkult" auch Müller (S. 74) noch verstanden: „Selbst Sonne und Mond können als Fetische für einen Einzelnen verehrt werden," und er stützt diese Auffassung auf eine Menge von Zeugnissen. Zudem führten so viele, noch jetzt deutlich erkennbare, sanfte Stufen dahin, daß der Mensch wie unversehens dort anlangen konnte.

---

[1]) Bligh's Reise in das Südmeer, in Forste-'s Neueste Reisen &c. Berlin 1794, II. S. 97.

Daß sich die Geister durch die Luft und in der Luft bewegen, gehört schon zu den urältesten Vorstellungen. Wo setzt nun die kindliche Anschauung die Grenzen zwischen Luft und Himmel, ja was nennt sie „Himmel?“ Die Tupistämme in Brasilien nennen ihren „großen Geist“ oder Gott Tupan, und dieser Name steht wahrscheinlich mit dem Volksnamen in engster Verbindung. Von ihm sagen sie, daß er donnere. Keineswegs aber halten sie darum den „Donner“ für einen Gott, denn sie fürchten ganz bestimmt ihren donnernden Tupan als „großen Geist“ und schreiben ihm — als „erstem Menschen“ — die Erfindung ihres allerdings unbedeutenden Ackerbaues zu. Das kann an sich unmöglich der Donner sein, aber so gut wie ein anderer Geist kann sich Tupan in der Luft bewegen und hier in seinem Zorne den erschreckenden Donner erregen. Nichts anderes spricht aus dem uns von Hennepin [1]) mitgetheilten „Mythus“ der Indianer am oberen Lorenzostrome und Mississippi, nach welchem sich „der erste Mensch“ in den Himmel erhoben habe und dort nun donnere. Wie in gleicher Weise ein Geist im Meere wohnen und das Meer unheilvoll erregen könne, haben wir schon an der Anschauungsweise der Kariben kennen gelernt. Daß der Wilde keinen Anstand nimmt, den Geistern einen Machteinfluß zuzugestehen, den kein Lebender besitzt, bezeugt unter Anderem ganz ausdrücklich Maxim. v. Wied, [2]) indem er berichtet, daß die brasilianischen Camancans den Seelen ihrer Verstorbenen die Gewitter zuschrieben.

Einen Sonnenfetisch scheinen die wilden Kariben noch nicht gekannt, wohl aber von den unterjochten Columbusindianern angenommen zu haben. [3]) Wohl wohnt nun ihr großer Geist Huju schon in der Sonne, aber noch lebt im Bewußtsein seine Beziehung zu den Todten. Der Aufenthalt der Todten heißt nach ihm Hujukhu — des „Huju Haus,“ aber daraus wird sofort ein „Sonnenhaus,“ wenn man, wie so oft, Einen Namen für Geist und Fetisch gebrauchen will.

Die Abstammung des „Sonnengottes“ hat der Karibe durchaus nicht vergessen: sein Mythus lehrt, daß „Sonne und Mond“ aus zwei Höhlen hervorgingen und die Welt befruchteten. Und zu diesen,

---

[1]) Voyage etc. 1697; deutsch von Langer. 1698. II. 91.

[2]) Brasilien, II. 222.

[3]) Müller a. a. O. 219 und 225.

mit Bildnereien geschmückten Grab- und Geisterhöhlen als den Ausgangspunkten der nun in Sonne und Mond wohnenden Geister wallfahrteten noch in späteren Zeiten die Antillenbewohner. [1]) — „Herr des Lebens" nennen die Mingos ihren großen Geist, aber ebenso auch die Sonne, und sie setzen dem völlig die Ausdrucksweise gleich, daß der Herr des Lebens seinen Wohnsitz in der Sonne hat. [2]) Wenn nun den Irokesen der „Sonnengott" auch zugleich der „Kriegsgott" ist, wenn diesen Agriskove der Häuptling vor der Schlacht anruft und sein Name das Feldgeschrei der Horde bildet, [3]) so ist derselbe Zusammenhang der Vorstellungen leicht erkennbar, immer aber auch klar ersichtlich, daß nicht die Sonne als physikalische Potenz, sondern ein Geist in ihr, der sich auch außer ihr bewegen kann, als Gottheit gedacht wurde, und daß die Vorstellung dieses Geistes unabhängig vom Sonnenfetischismus und früher als dieser entstanden ist.

Besteht nun in der uns schon bekannten Weise neben der Vorstellung vom „großen Geiste" noch die einer Urmutter, so können wir diese, wie bei den Mandans und Mönitarris wohl als „Mutter der Sonne" wiederfinden. [4]) Mitunter aber ist dieser bei kriegerischen Stämmen oft ganz zurückgesetzten Geistermutter der Mond in gleicher Weise angewiesen, wie die Sonne dem Kriegsgotte, aber auch das Umgekehrte ist unter anderen Verhältnissen nicht ausgeschlossen. Daß die verstorbenen Helden sich auch dann um den Schutzgeist sammelnd gedacht werden, wenn dieser seinen Sitz in der Sonne hat, [5]) also in die Sonne eingehen, zeugt für die angegebene Entwicklung der Vorstellung. Gerade so wie bei den Einen, deren großer Geist auf einer Insel des Obern Sees wohnt, die gefallenen Helden dorthin zur Jagd versammelt werden, [6]) gerade so wandern bei den sonneverehrenden Apalachiten die Seelen der Tapfern — der Troß bleibt immer außer Beachtung — nach der Sonne. Bei den Natsches aber gebührt nur den Häuptlingen dieses Vorrecht, während die Seelen Ge-

---

[1]) Lindemann, Geschichte der Meinungen ꝛc. III. 121.
[2]) Müller a. a. O. 137.
[3]) Belege ebendaselbst. 141 f.
[4]) M. v. Wied, Reise durch Nord-Amerika. II. 182.
[5]) Müller a. a. O. 220.
[6]) Chateaubriands Reise, deutsch Freiburg i. B. 42.

ringerer nach alter Art in Thierleibern ihre Wohnung nehmen.[1]) Aus solchen Vorstellungen läßt sich vermuthen, daß der Sonnenfetisch einer herrschenden Kaste oder erobernden Horde angehörte, während die Besiegten nur die ältere Form des Thierfetisches kannten; immer aber kennzeichnet sich dieser „Sonnenkult" der Indianer auf das Unzweideutigste als Geisterkult.

2. Die Kultgrundlage des indianischen Priesterthums.

Durch diese große Mannigfaltigkeit der Vorstellungen schon auf einer so niederen Stufe des menschlichen Geisteslebens ist denn auch bereits eine Verschiedenheit der Form bedingt, durch welche der Mensch das Uebelwollen der Geister hintanzuhalten und ihre Geneigtheit zu erlangen hoffen kann. Man kann kurz sagen, daß der Indianer dem Geiste des Verstorbenen Alles hingiebt oder beläßt, was diesem zu Eigen gehörte und überdies noch hinzugiebt, was er als Nahrungs- und Genußmittel, sowie zur Belustigung braucht — das ist der erste Kult. Ein Eigenthum an unbeweglichen Dingen hat der Mensch auf dieser Stufe nicht, aber was er persönlich erwerben und vertheidigen kann, das dem ohnehin rachsüchtig gedachten Geiste zu enteignen, wagt kein Lebender. So bleibt die kleine Habe persönlichen Eigenthums noch von jedem Erbgange ausgeschlossen: der kaum auf seine eigne Fürsorge bedachte Mensch erwirbt noch nicht für kommende Geschlechter. Daß auch die Hütte dem Todten verblieb, falls ihm nicht eine eigene gebaut wurde, haben wir schon gesehen. Unter den Geräthen nehmen natürlich die Waffen und der Schmuck die erste Stelle ein; kennzeichnend für den Indianer aber ist auch die Tabakspfeife.

Die Seelennahrung besteht in dem Blute und Fleische geschlachteter Thiere, und wo der Landbau begonnen hatte, vorzugsweise noch in geröstetem Mais. Gemüthvoll genug beschenkten auch schon diese Wilden das todte Kind mit Spielzeug, aber auch gefühllos genug der kalten Logik des Gedankens folgend, tödteten sie den Säugling, um auch ihn in den Arm der verstorbenen Mutter zu legen.[2]) Die Scheu des Indianers vor der durch Verständnißlosigkeit oft ver-

---

[1]) Catlin, Berghaus a. a. O. 100.

[2]) Chappel, Reise nach Neufundland, 18.

letzenden Kritik des Weißen hat uns wahrscheinlich manche Beweise dieser Unbeugsamkeit der Logik vorenthalten; sicher genug jedoch wissen wir, daß der Comanche seinem Häuptlinge dessen Lieblingsfrau mit in's Grab gab,[1]) und für das dienende Volk wird sich noch weniger ein den Kult beschränkendes Mitgefühl gezeigt haben; hätte aber — was bei dem Indianernaturell undenkbar ist — es sich gezeigt, die grause Furcht vor dem Todten hätte es überwunden.

Aber mit der einmaligen Ausstattung ist das Bedürfniß der Geister keineswegs befriedigt, sie brauchen und verzehren ja wirklich die Nahrung, und die Kariben wollten das Geräusch ihres Essens mit eignen Ohren hören können. Man muß also diese Gaben wiederholen oder, wo der Gebrauch auf urältester Grundlage ruht und sich treu erhalten hat, man muß den Geistern wenigstens Gelegenheit lassen, gleich den Lebenden vom Funde zu leben, etwa wie die Mutter nicht alle Beeren pflückt, sondern dem nachfolgenden Kindchen die hübschesten stehen läßt. Auf den glücklichen Inseln Westindiens mochte es einer anspruchslosen Urbevölkerung nicht schwer gewesen sein, vom Funde der Früchte zu leben; auf diese Weise genügte die Entsagung der Lebenden zur Versorgung der Geister, und jene erhielt sich als Brauch lange über diese Stufe hinaus und entwickelte sich auf jüngeren Stufen, des ursprünglichen Zweckes sich nicht mehr bewußt, zu einem wesentlichen, in seinen Formen oft recht wunderlichen Kultakte. Auf Haiti treffen wir noch in historischem Lichte den Fall, den uns die Genesis in mythischer Einkleidung und epischer Darstellung erzählt: von allen Früchten durften die Menschen essen, aber nicht von der Frucht Eines Baumes. Verläßliche Berichte[2]) bestätigen übereinstimmend den Glauben der alten Bewohner von Haiti, daß die Geister ihrer Todten des Nachts aus den Bergen — wo ihre Höhlengräber zu denken sind — in die Thäler herabkamen, um, wie sonst die Menschen thaten, die aprikosenartige Frucht des Mammaibaumes (Mammea americana L.) zu pflücken und zu essen. Deßhalb aber ist es den Menschen nicht gestattet, sie ihnen vorweg zu essen. Dieses Versagungsgebot haben die siegenden Kariben nicht weniger als die Columbusindianer respektirt, und wir glauben in der ihm zu Grunde liegenden Vorstellung den Ausgangs-

---

[1]) Schoolcraft, Tribes II. 133.

[2]) Baumgarten, Geschichte Amerikas II. 627, nach Irwing und Mayer.

punkt für eine ganze Reihe längst nicht mehr verstandener negativer oder vielmehr passiver Kultakte erkennen zu sollen. Dazu gehört vor Allem die Enthaltung vom Speisegebrauch, die uns jetzt, da wir gewohnt sind, an all diesen Dingen nur das subjektive Moment hervorzuheben, nur noch von der mehr aktiven Seite der Selbstpeinigung erfaßbar scheint. Daß wir aber diese Kultsitte schon bei einer so niedrig stehenden Rasse treffen, zwingt uns die objektivere Beziehung als den ursprünglicheren, bald aber mißverstandenen Kern anzuerkennen. Bei den rohen Kariben tritt denn auch wirklich, wie in jenem Falle generell, so in zahlreichen einzelnen speziell die Enthaltung von Nahrung, das Fasten, ganz gleichgestellt mit der Darbringung von Speisen als Sühnmittel auf. In einem besonderen Falle werden wir es noch zu einer eigenthümlichen Entwicklung gelangen sehen.

Die Menschen blieben aber auch in jenem Lande nicht bei dieser niedrigsten Stufe der Lebensfürsorge stehen; sie schafften vielmehr wenigstens durch den Betrieb der Jagd und des Fischfanges Nahrungsmittel an ihren Herd. In gleichem Grade mußte nun auch die Fürsorge für den Todten eine aktivere werden, ohne daß darum der ältere geheiligte Brauch ausstarb, denn die große Angst, die der Wilde vor den Geistern hegt, conservirt jedes Keimchen des Kultes. Hierdurch unterscheiden sich Kult und Leben, und das macht jenen unverständlicher als dieses. So reichte man denn immer wieder aufs Neue der Seele Nahrung, und der Antillenbewohner nahm kaum je Speise und Trank zu sich, ohne davon den Geistern mitzutheilen. Insbesondere bildeten Cassave und Früchte verschiedener Art deren Speise, landesübliches Gebräu (Quicou) ihr Getränk und Tabak ihren Genuß. Daneben aber blieben ihnen die Erstlinge der Früchte noch nach jener älteren Art der Fürsorge überlassen.[1]) Auch der Nordindianer setzt den Gestorbenen nach Tanners eigener Beobachtung[2]) Speisen bei Seite. Das Rauchen der „Friedenspfeife"[3]) gehört zu jenen Formen der Verbrüderung, welche anderwärts durch das gemeinsam eingenommene Mahl gekennzeichnet sind. Natürlich versammeln sich nun bei einem Todesfalle alle Freunde des Verstorbenen, um ihm vor Allem die Friedenspfeife

---

[1]) Ch. Arnold, Rogers offene Thür rc., Nürnberg 1663. S. 966.
[2]) Andree's Uebersetzung. 315.
[3]) Müller a. a. O. 44.

zu reichen und sie mit ihm zu rauchen. Dann nimmt er sie mit ins Grab, verlangt aber, daß der Tabak ihm wiederholt erneuert werde.

Neben diesen Zügen, welche uns als gemüthvoll ansprechen müßten, wenn wir nicht die blasse Furcht des eben so feigen, wie fühllos grausamen Indianers im Hintergrunde sähen, führt jedoch die logische Consequenz dieses Kultgedankens in Verbindung mit den Lebensformen, auf denen er ruht, zu den abscheulichsten Handlungen, wie sie nur die Roheit des Urzustandes zu ertragen vermag. Der Urindianer ist nun einmal Menschenfresser.[1]) Kein Genuß reicht ihm an den seiner im Blute des Feindes gestillten Rachsucht. Dieser Kannibalismus der Kariben und Botokuden reicht noch in unsere Zeit, und v. Eschwege[2]) konnte noch aus eigener Wahrnehmung versichern, mit welcher Gier der Botokude zuerst dem erlegten Feinde das Blut aussaugt als das Leckerste. Die volle Rachesättigung liegt insbesondere in dem Gedanken,[3]) mit diesem Safte des Lebens die feindliche Seele selbst in sich aufzunehmen, den Feind dadurch völlig zu vernichten und sich so der anderenfalls stets lauernden Rache des Geistes zu entrücken; denn entsetzlich schrecklich ist nach der Vorstellung des selbst rachsüchtigen Indianers das Rachegefühl des Geistes eines Ermordeten, der sich seinerseits nach dem Blute des Mörders sehnt und die Hinterbliebenen zur Rache spornt. So groß ist die Furcht vor einem solchen Geiste, daß diese allein im Stande ist, dem so leicht zu kaltblütigem Morde aufgelegten Indianer den Arm zu lähmen.[4]) Aber mit dem Trunke des Blutes vernichtet der Lebende diesen Geist, und wo selbst das Bewußtsein dieses Vortheils geschwunden wäre, da hat doch noch die Rachsucht die alte Sitte nicht ganz abkommen lassen.

Reicht dieser geschätzte Saft nicht für den Blutdurst einer ganzen Sippe, so wird er wohl dem Häuptlinge allein vorbehalten, oder die Sippe genießt ihn in irgend einer künstlichen Verdünnung. Freireis erzählt in seinem Tagebuche[5]) von den damals bereits größtentheils „getauften“ brasilianischen Coroatos Folgendes: „Wenn sie einen Feind

---

[1]) Siehe die zahllosen Belege bei Müller a. a. O. 144 ff., Rich. Andree, Verbreitung des Kannibalismus, Lippert, Seelenkult &c.

[2]) Journal von Brasilien. I. 90.

[3]) Lippert, Seelenkult &c.

[4]) Schoolcraft, Tribes II. 195.

[5]) v. Eschwege, Journal. I. 201.

erschlagen haben, so bringen sie einen Arm desselben als Siegeszeichen zurück und veranstalten ein Fest, wozu sie das berauschende Maisgetränk brauen. Der Arm des Erschlagenen wird alsdann in den Topf, worin das Getränk ist, gesteckt, und im Laufe des Festes gehen die Berauschten hinzu, ziehen den Arm heraus und saugen daran." Mit solchen Vorstellungen und Bräuchen müssen die vielfach wiederkehrenden Blutstränke zusammengestellt werden.

Was nun so des Menschen höchster und berauschendster Genuß ist, und insbesondere dem Häuptlinge zukommt, das muß natürlich auch dem Geiste und insbesondere der Häuptlingsseele gewährt werden. So schlachtete man Scharen von Gefangenen hin, sei es dem Stammgeiste, sei es den im Kampfe Gefallenen zum Genuß und zur Versöhnung.[1]) Während der Qualen der Opfer rief der Indianer laut die Todten herbei, daß sie sich satt trinken möchten am Blute der Geschlachteten.[2]) Wenn auch oft den Weißen gegenüber verleugnet, sind solche Menschenopfer doch auch im 18. Jahrhundert noch gebracht worden, und die Manitus sind heute noch im Märchen Menschenfresser. Die Absicht solcher Darbringung spricht das bekannte Irokesengebet[3]) mit trockner Deutlichkeit aus: „Wir schlachten dir, Geist Arieskoi, dieses Opfer, damit du von dessen Fleisch gespeiset und bewogen wirst, uns fernerhin gegen unsre Feinde Glück und Sieg zu schenken." Mit einer Berechnung, die sonst dieser Stufe sorgloser Lebensführung kaum zuzutrauen wäre, pflegen brasilianische Kannibalen die zur Schlachtung bestimmten Gefangenen erst durch längere Zeit aufzumästen.

Nicht immer aber ist Haß im Spiele. Einmal an Blut und Menschenfleisch gewöhnt, verlangt es der Geist bei jeder Gelegenheit, und diese findet sich auch dann, wenn die völlig unentwickelte Lebensfürsorge den Menschen zur Tödtung derer vom eignen Stamme führt, die den Fürsorgenden zur Last zu werden drohen. Altentödtung aber ist in der Urzeit ebenso verbreitet wie Kindertödtung. Bei den Chippewas tödtete nach Longs Versicherung[4]) der älteste Sohn den der Familie und sich selbst zur Last gewordenen Vater, und die Sippe sang dabei: „Der

---

[1]) Meinert, Geschichte der Religionen. I. 302.
[2]) Ebend. II. 89 ff.
[3]) Andree, Nord-Amerika. 243.
[4]) Heckenwalder, deutsch von Hesse und Schulze. 1821. S. 279.

Herr des Lebens giebt Muth! Es ist wahr, alle Indianer wissen es, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande und im Stande sei zu siegen." Doch hat diese der Form nach verwandte Tödtung nicht den Sinn eines eigentlichen Kultaktes; wohl aber ist dies der Fall und durch mancherlei Rudimente noch angedeutet beim Kindesopfer. Sepp hat in seiner Mythologie[1]) angeführt, daß man auf Haiti am Feste eines Schlangengottes „Blut mit starken Getränken gemischt" getrunken habe. Dieser Fall ist nach dem oben Angeführten gewiß nicht so vereinzelt gewesen, wie die Berichte darüber.

Bei einigen Völkern hat sich die Altentödtung, bei anderen wieder das Kindes-, insbesondere das Erstlingsopfer länger erhalten, wie vermuthet werden muß, je nachdem die Lebensweise des Volkes die Sorge nach der einen oder andern Richtung hin unerträglicher machte; denn die Lebensnoth diktirt als ein barbarischer Tyrann Gesetz und Sitte.

Eine zu einem wunderlichen Rudimente verschrumpfte, zum Theil aber auch krankhaft entwickelte Sitte glaube ich als einen Fingerzeig deuten zu können, daß insbesondere das Opfer des erstgebornen Kindes auch bei den Indianern bestand, aber auch zugleich, daß es verhältnißmäßig früh abgelöst, und der Ersatz dafür in jener Weise rudimentär geworden sei. Es wäre immerhin denkbar, daß bei einer bestimmten Lebensweise das unbrauchbare Alter lästiger gefallen sei als das hilflose Kind, und daß man insbesondere in einer Zeit von Unternehmungen, wie sie die Vaterherrschaft herbeiführen mochte, den überwiegenden Vortheil einer zahlreichen Nachkommenschaft im Entgegenhalt zu den Mühen der Pflege begreifen gelernt habe. Die daraus entspringende Fürsorge hätte dann zur Abschaffung der alten Opfersitte führen müssen; insofern diese aber in Kultbeziehungen stand, konnte dies nicht ohne irgend einen Ersatz, eine Lösung geschehen. Daß man auch auf indianischem Gebiete Kinder verspeiste und dabei auch vor Blutsverwandtschaft keineswegs zurückschreckte, ist hinlänglich belegt.[2])

Fiel nun ohnedem das älteste Kind als ein Erstling dem unsichtbaren Häuptlinge der Horde zu, so mußte ihm derjenige, der nun aus der

---

[1]) II. 155, ohne Quelle.

[2]) Müller a. a. O. 283.

Erhaltung desselben Nutzen zu ziehen hoffte, anderweitig Ersatz leisten, falls er nicht die Rache des Geistes am wahrscheinlichsten gerade auf dieses Kind herabrufen wollte. Nun wissen wir aber bereits, daß Fasten und Entbehrungen auf einer der untersten Kulturstufen diejenigen Kultakte sind, welche den positiven Darbringungen auf einer höheren entsprechen. Ist also die Ablösung zu einer Zeit eingetreten, da sich das Volk, was in Amerika thatsächlich sehr lange der Fall war, noch auf einer so niedern Stufe befand, so werden wir Fasten und Entbehrungen als die Einlösungsgaben für das verschonte Kind annehmen müssen.

Fiel die Ablösung noch in die Zeit des Mutterrechtes, so wird jedenfalls die Mutter allein die Kosten zu tragen gehabt haben, und darauf beruhen in der That weitverbreitete Sitten; aber sie sind kaum aufgefallen, weil man glauben konnte, daß sie ursprünglich mit physiologischen Beziehungen zusammenhängen. Fiel jene Ablösung aber in die Zeit der Vaterherrschaft, oder vielleicht gerade in die des Kampfes und Ueberganges, da man die Abwägung am genauesten genommen haben dürfte, so konnte die Frau mit Recht diese Last auf den Mann legen; war er nun der unumschränkte Herr des Kindes, so mußte er den Ersatz für die Erhaltung selbst leisten.

So theilt uns denn Baumgarten[1]) wirklich mit, daß der Vater nach der Geburt des ersten Sohnes ein langes und strenges Fasten zu beobachten habe. Nach genaueren Angaben dauert dieses Fasten bei der Geburt des ersten Knabens 40 Tage, aber nur kürzere Zeit, wenn die Erstgeburt ein Mädchen ist. Dem Häuptlinge galten die Knaben begreiflicher Weise mehr als die Mädchen. Dieselbe Sitte treffen wir bei den Quarani und Botokuden in Brasilien und ebenso wieder bei den entfernten Arowaken, so daß man ihr eine sehr weite Verbreitung unter den Indianern zusprechen darf.[2]) Wie wir noch sehen werden, hat man sie auch anderwärts angetroffen, und ein naheliegender Vergleich hat dazu verleitet, sie das „Vaterkindbett" zu nennen, ja sogar schon die Indianer verführt, sie für etwas ähnliches zu halten. Der Grundgedanke ist auch nicht lediglich indianisch. Da dem König David verkündet wird, sein neugeborener Sohn solle sterben,

[1]) a. a. O. I. 122 ff.
[2]) Waitz III. 384, 389, 420; v. Eschwege, I. 193.

da stand er sieben Tage und Nächte nicht vom Lager auf der Erde auf und nahm keine Nahrung zu sich, sondern „fastete."[1]) Der Opfersinn zeigt sich aber auch dort noch recht deutlich durch eine kannibalistische Zuthat.[2]) Blut aus dem eigenen Leibe als leckere Seelenspeise zu locken, ist eine vielfach wiederkehrende Form der Opferspende uralter roher Art und insbesondere bei Todesfällen zur Versöhnung der geschiedenen Geister, aber in dem gegebenen Falle auch bei der Geburt des ersten Sohnes zur Versöhnung des oberen Geistes angewendet.

Der Geist wird in diesem Falle auf Grund eines alten Anrechtes lüstern nach Blut gedacht, und der Vater rettet sein Kind, indem er dem Geiste Blut aus seinem eigenen Körper reicht. Er bringt sich deshalb selbst vielfältige Wunden bei, und man darf sich nicht wundern, wenn die christlichen Berichterstatter in diesem Akte eine Art „Bluttaufe" des Erstgeborenen sehen wollten. — Allerdings hat auch die in so graue Zeiten zurückreichende Sitte bei den Indianern selbst schon allerlei rationalisirende Deutungen und Zuwüchse erfahren. Die Kariben Guianas sollen[3]) geglaubt haben, daß durch solche Kasteiungen der Muth des Vaters auf den neugebornen Sohn übergehe, während der ältere Sinn gewesen sein kann, den Sohn vor Gefahr und Krankheit zu schützen, die ihm sonst der sein Recht suchende Geist sicherlich anheften würde; ja man konnte logisch consequent auch glauben, dadurch dem Kinde das Leben zu erhalten; dazu war die Handlung ja in der That bestimmt. Dieser feststehende Zusammenhang zwischen dem Verhalten des Vaters und dem Gedeihen des Kindes fand bei den Guaranis wieder dadurch Ausdruck, daß bei einer dennoch eintretenden Erkrankung des Kindes die ganze Sippe in die Kasteiung einbezogen wurde und derjenigen Speise sich enthalten mußte, der man, wohl als einer solchen, die nicht hätte genossen werden sollen, den Anlaß zuschrieb.[4]) Das Seltsamste ist aber wohl eine da und dort sich äußernde Uebertreibung der Entsagung bis zu einer nicht weiter zu überbietenden Gründlichkeit durch künstlich bewirkte Purgationen und Erbrechungen.

Bei Stämmen mit streifender Lebensweise können sich die alltäglichen Kultakte weniger an die Grabstätte, als an die kleinen beweglichen Fetische wenden, die jeder in schon angegebener Weise mit

---

[1]) 2 Samuel 12, 15 ff. [2]) Müller a. a. O. 212. [3]) Waitz III. 384.
[4]) Waitz III. 420.

sich führt. Nennt man also die Theilnahme der Geister bei der Mahlzeit oder vielmehr die Zuweisung ihres Antheils an derselben ein „Opfer“, so kann man sagen: für gewöhnlich opferte jeder Nordindianer seinem Fetisch in seinem Wigwam. Ist ihm das Jagdglück günstig gewesen, so ladet er seine Freunde zu einem größeren Schmause ein, und dieses „Festmahl“ kann man in Ansehung der Theilnahme der Geister auch wieder ein häusliches Opferfest nennen, wie solche Loskiel, Tanner[1]) und andere aus eigener Anschauung erwähnen. Die gastfreundliche Einladung muß in einem solchen Falle schon deßhalb erfolgen, weil gerade wieder die Geisterfurcht des Indianers, seiner Lebensfürsorge sehr im Wege stehend, ihm verbietet, irgend einen Bissen für einen spätern Tag übrig zu lassen. Wie die Fliegen würden sich ihm die ungebetenen Geister um solche Speisereste sammeln und Spuk ins Haus bringen, oder wie sich der Wilde allgemeiner ausdrücken mag, diese Speisereste würden bösen Zauber veranlassen.

Dabei geht es nicht ohne Tanz und Spiel ab, und auch dessen freuen sich theilnehmend die Geister. Natürlich können diese „Feste“ bei einem Volke, das nicht von nach den Jahreszeiten geregelter Arbeit, sondern von der Jagd lebt, nur dem zufälligen Anlasse folgen und nicht auf festgesetzte Termine gelegt sein, es wäre denn insoweit, als wenigstens innerhalb einer größeren Zeitfrist der wiederkehrende Anlaß mit einer gewissen Regelmäßigkeit einträte, was z. B. bei dem Fange durchziehender Thiere der Fall sein kann.

Darin könnte denn auch schon für die Jägerhorde ein Anlaß zur Sammlung in bestimmten Zeitabschnitten an gewissen Orten liegen, und dieser würde dann in gleicher Weise die Grundlage öffentlicher Feste werden. An solchen fehlt es in der That auch den Indianern nicht. Auch hierbei bewahrt ihr Geisterglaube eine gewisse concrete Beziehung. Im Hause denkt der Indianer nicht an seinen „großen Geist“, ja er erzählt den Fremden ganz offen, daß sich derselbe um ihn und sein Haus nicht das Geringste bekümmere; er kümmert sich also auch nicht um ihn, sondern verpflegt nur seine eigenen Fetische. Ist aber die Horde zum gemeinsamen Feste versammelt, dann sind es die größeren Geister und der „große Geist“ speziell, welche an den Freuden desselben theilnehmen.

---

[1]) Andree, Nordamerika. S. 309.

Wir wissen mehreres über solche Feste der Brasilianer. Diese wiederholen sich zwar oft, aber der Arbeits- und Sorglosigkeit der Stämme entsprechend, keineswegs an fixirten Zeitpunkten. Die Veranlassung wird genommen von dem jeweiligen Reifen der Früchte, dem Einbringen reicher Jagdbeute, von Heirathen, bevorstehenden Kriegen, errungenen Siegen und andern dergleichen Anlässen mehr.[1]) Bei diesen öffentlichen Festen ist gerade der Menschenfraß, oder mit Bezug auf die Theilnahme des „großen Geistes“ gesprochen, das „Menschenopfer“ in trauriger Uebung. Wie schon erwähnt, reichen bei Siegesfesten die Coroatos einander die Gliedmaßen des Erschlagenen zu, um das Blut aus denselben zu saugen,[2]) und ein Hauptfest der Tupinambos ist das des Auffressens der vorher fettgemästeten Gefangenen. Der Erschlagene wird in Stücke zerschnitten und diese werden den Häuptlingen zugetheilt. Außer diesem Hauptgerichte bildet ein Gelage bis zur völligen Berauschtheit, Tanz, Musik und Gesang den Inhalt der Feier. An jeder Freude des Menschen nimmt der Geist seinen Antheil.

Wie sich nun aber ein Stämmchen in seinen Wanderzügen einschränkt, der Seßhaftigkeit sich nähert, oder wohl selbst zu einer Art geregelter Thätigkeit übergeht, so treten auch die Spuren von regelmäßigen Festen an bestimmten Stellen auf. Die letzteren sind grundsätzlich die durch Zeichen kenntlich gemachten Leichenstätten, genau dasselbe, was unsere Vorfahren als ihre „Malstätten“ bezeichneten. Die Verlegung an diese Stelle erforderte schlechtweg der Wunsch der Geister, an solchen Festen theilzunehmen.

Auf Haiti gab es zur Zeit der Entdeckung fünf Staaten, und jeder hatte für seinen Schutzgeist seinen „Tempel“; den Tempel aller Inselbewohner, d. h. den Wohnsitz des obersten Geistes des gesammten Volkes bildete jene berühmte Höhle Jouanaboina, aus der am Anfange der Dinge die Sonne, — d. i. der große Geist bei seinem Fetischnamen genannt — hervorgegangen war. Noch zeigt man in der Decke der tiefen finstern Höhle ein rundes Loch, durch welches „Sonne und Mond in den Himmel gestiegen waren.“ Hier an der Grabstelle des Urahnen des Volkes wurde jährlich das große Hauptfest gefeiert,

---

[1]) Müller a. a. O. 282, nach v. Wied, Klemm, Spix u. A.
[2]) Spix und Martius, Brasilien I. 382.

und kann man dieses auch schon wegen solcher Wiederkehr ein regelmäßiges nennen, so war doch auch dessen Zeit noch nicht genau fixirt, sondern der Fürst ließ jedesmal durch öffentliche Ausrufer den Termin bekannt machen. Dann zog das ganze Volk in seinem besten Schmucke hinaus, und an seiner Spitze der Fürst mit der Trommel, die er höchsteigenhändig schlug.

An dem Eingange der Höhle blieb er stehen, unermüdlich weiter trommelnd, bis alles Volk vor ihm in den dunklen Schlund hinabgestiegen war. In der Grabhöhle befanden sich außer dem Fetische des „großen Geistes" noch zahlreiche Fetischbilder niederer Geister. Hier nun begegnen uns zum ersten Male Personen, die wir, ohne der weitern Unterscheidung vorzugreifen, Priester nennen wollen. Der Indianer nannte speziell diese Butios. Sie stehen wie aufwartende Diener neben ihren Herren, den Zemes oder Fetischen der Höhle, nehmen mit lautem Rufen aus den Händen der Frauen die Kuchen, die diese in blumengeschmückten Körben mitgebracht und bieten sie zerkleinert den Geistern dar.

Ist mittlerweile der ganze Zug im Tempel angekommen, dann drängen sich Alle um den Hauptfetisch, und es beginnt ein uns nicht mehr ganz unverständlicher, energischer, aber recht sonderbarer Kultakt. Jeder, der vor den Fetisch tritt, reizt mit einem Stäbchen so lange seinen Schlund, bis die natürliche Reaktion das bloß passive Verdienst der Speisenenthaltung in positiver Weise überbietet. Die christlichen Exegeten haben gemeint, die Indianer hätten damit — allerdings zwei wesentlich verschiedene Eingeweidepartien verwechselnd — ihre Reinheit des Herzens ausdrücken wollen; aber eine solche Versicherung lag dem Indianer gewiß fern. Er überbot sich einfach im Fasten, das ja gerade auf Haiti nachgewiesener Weise als ein Kultakt galt, oder er erbot sich vielleicht auch nur, über vorhergegangene Entsagung die Probe abzulegen.

Hierauf führten die Frauen mit klingenden Schellen an Armen und Beinen den Areitos genannten Tanz auf und sangen Loblieder den Zemes und Fürsten, zum Schlusse sich Schutz und Beistand der Geister erbittend.[1])

---

[1]) Berichte hierüber zahlreich, so bei Peter Martyr, Baumgarten, in Historien der Reisen u. s. w. Vergl. Müller a. a. O. 185.

In der Nähe einer ähnlichen Begräbnißhöhle am Mississippi hielten die Nadowessier alljährlich und zwar im Monate April große Volksversammlungen ab,[1]) welche naturgemäß den Charakter einer Festzeit annehmen mußten. Die Wahl der Zeit aber hing jedenfalls mit den Ernährungs- und Lebensverhältnissen zusammen. Die Natsches sollen ihre Todtenfeste entweder alljährlich oder alle 8 bis 10 Jahre wiederholt haben.[2])

Auch die Sitte des Wallfahrens hat ihren Ursprung schon auf dieser Stufe genommen. Glaubte Jemand für sein besonderes Anliegen gerade der Gunst und Einwirkung eines bestimmten Geistes zu bedürfen, den er unter seinen Fetischen nicht hatte, dann blieb ihm nichts übrig, als dessen Wohnsitz — eine Höhle, Malstätte oder einen „Tempel" — aufzusuchen und sich dem Geiste mit Geschenken und Bitten zu nahen. Solches thaten auch in Wirklichkeit die Indianer, und Peter Martyr, der Gefährte des Columbus, sah auf Haiti den alten schon von der Urbevölkerung herstammenden Tempel Camoteia, der mit den Geschenken zahlreicher Wallfahrer reich ausgestattet war.

3. Das Priesterthum der kulturlosen Indianer.

Wir sind bis jetzt nur einmal flüchtig Personen begegnet, welche aus dem Volke gewissermaßen ausgesondert zu den unsichtbaren Geistmächten in einem eigenartigen und näheren Verhältnisse standen, und wir haben vermuthet, daß ihre Art auf die Begriffe des Priesterthums im weitesten Sinne bezogen werden könne. Ob dies nun Priester waren oder nicht, ein negatives Urtheil können wir doch schon jetzt über das Priesterthum der Völker der Urkultur fällen: die Schöpfer des Kultes und der Kultvorstellungen, insoweit wir beide bis jetzt kennen gelernt haben, sind die Priester nicht.

Alles der genannten Art zeigt so auffällig ein und denselben Faden, herausgesponnen aus einer einzigen, dem Urmenschen sich mit Unabweislichkeit aufdrängenden Annahme, mit der es steht und fällt, daß die Vermuthung ausgeschlossen sein muß, es habe auf dieser Stufe schon eine besondere Menschenklasse gegeben, die es zu ihrer Lebens-

---

[1]) Carvers Reisen, deutsch Hamburg 1780. S. 476.

[2]) Meiners Geschichte der Religionen. II. 309.

aufgabe gemacht hätte, durch Nachdenken religiöse Vorstellungen zu entwickeln und durch Unterweisung in denselben auf die Volksmasse einzuwirken, mit einem Worte: der religiöse Lehrberuf kann nicht das Urmerkmal einer ältesten Priesterschaft gewesen sein.

Wenn wir auch unter diesen Völkern schon eine Priesterschaft nachweisen können, dann muß diese vielmehr ihre Kenntniß von kultlichen Dingen so gut wie jeder andere Mensch aus dem schon vorhandenen Bewußtsein des Volkes in sich aufgenommen und gewissermaßen ererbt haben. Diejenigen überschätzen also sicherlich das Priesterthum, welche ihm, sei es nun die Entdeckung oder die Erfindung der Kultbegriffe zuschreiben möchten. Vielmehr kann ein ursprünglicher Kult vorhanden sein, ehe es noch einen Priester giebt, er wurde in früheren Fällen ohne einen Priester geübt, und der Umfang dieses Kultes ist bereits auf solcher Stufe ein weiter, der Inhalt ein reicher, aber auch, wie man leicht erkennen kann, ein noch sehr entwicklungsfähiger.

Durch welches Bedürfniß veranlaßt, und auf welche Weise konnte dann doch eine solche Aussonderung vor sich gehen? — Das ist die Frage, die sich aufdrängt. Die Möglichkeiten ihrer Beantwortung sollen hier nicht spekulativ entwickelt werden, vielmehr werden wir uns darauf beschränken, die bezüglichen Thatsachen bei dem so niedrig stehenden Indianervolke uns zu vergegenwärtigen; und sollten wir auf diese Weise auch nicht sofort alle Wege entdecken, welche zu dem Ergebnisse führen, so werden wir doch wenigstens einen nach dem andern kennen lernen.

Wollten wir dagegen auf dem Gebiete der Thatsachen nur ein wenig vorgreifen, so würden wir die interessante Wahrnehmung machen, daß namentlich zwei ganz entgegengesetzte Prinzipien zu zwei sehr verwandten Einrichtungen geführt haben, die sich mehrmals völlig verbanden und durchdrangen. Während nämlich die übergroße Sorge der Kulturvölker, den Kult ihren Göttern zu sichern und ihn allen Einflüssen des Zufalls zu entrücken, zur Uebertragung der Kulthandlungen an eine stiftungsmäßig gefestigte und gesicherte Klasse der Bevölkerung, an eine von den meisten Zufälligkeiten der Regierung und Verwaltung möglichst unberührte Beamtenschaft führte, hatte die völlig regellose, jeden Vorbedacht ausschließende Lebensweise des Indianers neben seiner nicht minder großen Geisterfurcht einen ähnlichen Erfolg.

Andree kennzeichnet die Fürsorglosigkeit der Indianer in seiner Vorrede zu Tanners Gefangenschaftsgeschichte (S. IX). Sie verführen bei der Jagd nicht bloß ausnahmsweise auf die unklugste Weise, ohne alle Gedanken an die Zukunft, erlegten vorzugsweise die trächtigen Weibchen, tödteten mehr als sie genössen oder aufbewahrten und schössen ohne Noth das Wild zusammen — ihre einzige Nahrungsquelle. Bei einem Vogelneste vorbeigehend könnten sie sich nicht enthalten, die Jungen zu tödten oder die Eier zu verderben. Wie sie im Hause den Ueberschuß von heute als Vorrath für morgen nicht schätzten, ja nicht duldeten, so mußte auch ihrer Geisterpflege trotz aller Furcht die vorausblickende Fürsorge fehlen.

Die Furcht kann diesen von der Unkultur unzertrennlichen Hang zur Sorglosigkeit nicht besiegen, und diese Sorglosigkeit, welche im Falle des Unglückes als Vernachlässigung und Verschuldung auf das Gewissen fällt, läßt ein Verhältniß des Vertrauens, eine „religio" im höheren Sinne nicht aufkommen. So müssen denn bei Schicksalsschlägen, wie sie ja so oft wiederkehren, diejenigen Individuen gesuchte Helfer und Retter werden, von denen man annimmt, daß sie ausnahmsweise und im Gegensatze zu der großen sorglosen Menge ein solches Vertrauensverhältniß zu einzelnen Geistern unterhielten. Und so sehr gilt dem wilden Natursohne die Sorglosigkeit als das Naturgemäße, daß er das Gegentheil als eine Art schwer zu erwerbender Fertigkeit und Kunst betrachtet und lieber der schwer erkauften Hilfe solcher Vermittler sich bedient, als daß er sich selbst sein Leben lang mit solcher Sorge belastete.

Einzelne Individuen können mancherlei Umstände dahin führen, sich in dieses weder beneidete noch beneidenswerthe Loos zu fügen. Untüchtigkeit für den Wettbewerb in der bei der Horde allein üblichen Art der Lebenserhaltung, insbesondere Krankheitserscheinungen besonderer Art, der Wunsch auf mittelbare Weise ernährt zu werden, die Einführung in diese Thätigkeit durch besondere Zufälle, das Beispiel und ein als Erbe überkommenes Geschäft dieser Art: all das kann zu einem solchen Berufe führen. So entsteht also hier im Gegensatze zu den gestifteten Priesterschaften höherer Kulturstufen eine Art freiwilligen Dienstes in dem gleichen Wirkungskreise, eine Priesterschaft eigener Unternehmung, nächst der zwischen Mann und Weib die erste Arbeitstheilung in der Gesellschaft. Noch ein anderer

Unterschied waltet freilich ob, der aber leicht durch gegenseitige Beziehungen ausgeglichen werden kann. Bei der Stiftungspriesterschaft ist die Pflege des Geistes der, wenn auch keineswegs ganz uneigennützig verfolgte Endzweck, der Geist also die feste Angel, um die sich alle Rücksichten bewegen, bei der Priesterschaft eigener Unternehmung aber dreht sich Alles ganz unverhüllt und unbeschönigt um den Nutzen des Menschen: die vom Priester erwartete Wirkung ist die Hauptsache; sie bezieht sich auf einen schon vorliegenden Fall, ohne welchen man sich auch um den Priester nicht kümmern würde, und es kommt Niemandem, nicht dem Rufenden, nicht dem Gerufenen etwas darauf an, mit welchen Geistes Hilfe der Mensch einen Vortheil gewinnt und einem Nachtheile entgeht. Dieser Priester vertritt nicht das Volk seinem Geiste gegenüber, ist nicht dessen beauftragter Kultpfleger, und der Mann des Volkes tritt auch durch die gelegentliche Vermittlung des Priesters in keine dauernde Beziehung zum Geiste: dieser ist entlassen und vergessen, wenn sein Priester entlohnt ist. Von so kahlem Eigennutze ist die Gesinnung des Urmenschen getragen.

Getraut man sich nun, diese beiden Gruppen scharf genug abzugrenzen, um auch im concreten Falle nicht rathlos zu bleiben, so mag man dann den „Priester" und den „Zauberer" unterscheiden. Aber so wesentlich ist auch wieder das Band, das beide Gruppen verbindet, daß man sie beide unter einem Priesterthume weiteren Sinnes auch wieder zusammenfassen muß, und daß die combinirte Bezeichnung „Zauberpriester" nicht weniger gerechtfertigt erscheint, als sie in der That üblich ist. Praktisch können wir auf die Unterscheidung deshalb nur einen geringen Werth legen, weil sie im einzelnen Falle gewöhnlich schwer, bei lückenhafter Berichterstattung unmöglich ist.

Das auffallendste Merkmal des indianischen Zauberpriesterthums ist, daß es ihm in der Regel um einen nur halbwegs interesselosen Kult eines bestimmten Geistes nicht zu thun ist. Nur bei den wenigen etwas entwickelteren Stämmen finden wir Andeutungen und Spuren einer solchen Priesterschaft höheren Ranges. Im allgemeinen tritt der amerikanische Priester nur in die Erscheinung, wenn Noth und Bedarf da ist. Erweist sich der Geist untüchtig, so verläßt der Priester unbedenklich seinen Kult; zeigt sich ein Fetisch gar unbeseelt und darum wirkungslos, so wirft er ihn weg; aber ebenso entbehrt auch dieser

Priester beim Volke einer seiner Person anhängenden Achtung; er setzt sich thätlicher Züchtigung aus, wenn ihn seine Kunst im Stiche läßt.

Ist nun auch der Kult die Grundlage eines jeden Priesterthums, dieses niedrigsten nicht ausgeschlossen, so tritt doch bei diesem, dem Zwecke der Kultanwendung entsprechend, in der äußeren Erscheinung weit mehr die Heilkunst als das Wesentlichere hervor, und daher ist es denn auch nicht unbegreiflich, daß der Zauberpriester der Rothhäute von europäischen Beobachtern als Medizin oder Medizinmann in unsere Kenntniß eingeführt wurde. Diese Verbindung gilt aber auch für jene Stämme, auf deren Priester man diese Bezeichnung nicht ausgedehnt hat; denn überall ist bei dem Menschen von so wenig verschlungenen Lebensverhältnissen die Krankheit der Hauptanlaß, der ihn an Kult und Kultschuld erinnert und bei demjenigen Zuflucht suchen läßt, der die Geisterpflege wie berufsmäßig und darum auch kenntniß- und erfolgreich betreibt.

Dabei hat jedoch die indianische Medizin auch noch eine andere Wurzel. Eschwege[1]) und viele Andere haben beobachtet, daß die Indianer in der Anwendung von äußeren Heilmitteln, insbesondere Pflanzenstoffen, oft recht glücklich sind, und dieser Empirie verdanken selbst wir die Einführung manches guten Heilmittels. Man kann an der Hand der Berichte leicht bemerken, daß überall da, wo sie mit Geschick Wasser, Speichel, Pflanzensäfte oder Pflanzentheile verwenden, sie dazu zunächst durch den Wunsch der Schmerzstillung bei lokalisirter Schmerzempfindung gelangt sein mögen. Wo immer aber die Krankheit nicht in solcher Form auftritt, da ist der Priester als solcher der einzige Arzt.

Jede derartige Krankheit hält der Indianer für eine „Verzauberung" oder genauer gesagt für die Folge einer solchen, denn unser Wort „Bezauberung" drückt bloß den subjektiven Antheil aus, den irgend Jemand an der Herbeiführung dieses Zustandes genommen hat. In Wirklichkeit muß man vom Standpunkte des Indianers aus das Wesen der Krankheit als eine „Besessenheit" bezeichnen. So oft Jemand innerlich krank geworden ist, so ist ein Geistwesen in ihn hineingefahren, welches den anormalen Zustand verursacht. Die Krankheit ist also selbst ein böser Geist, nicht bloß eine Eigenschaft des desorganisirten Körpers, sondern ein für sich bestehendes Wesen. Auf dieser kindlichen

[1]) Journal I. 152.

Grundanschauung beruhen alle Maßregeln der Indianer gegen solche Krankheiten und ihr gesammtes Verfahren denselben gegenüber.

Die Kariben des festen Landes verlassen einen so Erkrankten aus Furcht vor dem „bösen Geiste" — wobei „böse" niemals einen ethischen Sinn hat — der nun in dem Kranken steckt, ihn besessen macht, und mit dem sonst die Gesunden in eine gefährliche Berührung kommen könnten.[1]) Auf einer etwas fortgeschrittenen Stufe aber handelt es sich nun darum, diesen Geist aus dem Kranken, d. i. dem Besessenen, fortzubringen, und jede Krankenheilung ist also an sich die Austreibung eines Geistes. Ob diese nun aber wieder auf gütlichem Wege oder anderswie, jedoch unmittelbar, oder auch wieder nur mittelbar durch die Hilfe anderer Geister zu bewerkstelligen sei, immer setzt dies eine vertraute Kenntniß der Geister, der Formen des Umganges mit ihnen, ja eine gewisse Macht über dieselben voraus, was Alles der gewöhnliche Indianer, dessen Kult so ungeregelt ist wie sein Leben, nicht besitzt. Aber der Priester als Fachmann besitzt alles das; er hat sich insbesondere durch ein lang fortgesetztes Vertragsverhältniß die Dienstleistung vieler Geister, über die er in ganz realen Fetischen verfügt, gesichert. Der Geist ist natürlich so wenig uneigennützig als der rohe Mensch, der die Vorstellung trägt. Er hat vor Allem das Bedürfniß, fortgesetzt und ohne Unterlaß mit Speise und Trank verpflegt zu werden; der gewöhnliche Indianer ist aber ein schlechter und unverläßlicher Wirth. Seine Erinnerung reicht überdies nur auf die nächsten abgeschiedenen Bekannten zurück, und doch schwärmen tausend Geister unbewirthet durch die Prairien.

Solche Geister sammelt nun gewissermaßen der Priester um seinen Tisch. Er bereitet ihnen nach seiner Meinung zierliche Fetischsitze, wenn diese auch, statt etwa in einem goldenen Schrein, thatsächlich in einem finstern Sacke ihr Dasein fristen müssen — der Indianer hat keine bessere Einrichtung. Er schließt einen Bund mit diesen Geistern, worauf er es an Beweisen seiner aufopferndsten Bereitwilligkeit nicht fehlen läßt, und in seinem Zelte bleibt den Geistern der Tisch nun niemals ungedeckt, sie empfangen nun hier ihren unausgesetzten Kult. Dafür werden sie aber auch ihrem Priester verbunden, sie müssen ihm nun mit ihrem Wissen und Können aushelfen, so oft er sie zu Rathe zieht. Daß er

[1]) Waitz a. a. O. III. 388.

mitunter selbst eine Art tyrannischer Macht über sie üben zu können glaubt, ist bei diesen Verhältnissen nicht zu verwundern. Muß doch dem Geiste an seinem Kultakte nicht weniger gelegen sein, als dem Priester an dessen Hülfe. Von einer Leistung des Kultes aus „Pietät" ist auf dieser Kulturstufe nicht die Rede; solche Gefühle sind die der Kultur. — Dies ungefähr sind die Grundzüge und Grundgedanken des Verhältnisses, das nun im Einzelnen etwas näher betrachtet werden soll.

Da wir das Fasten als eine aus der Urzeit herübergenommene Form des Opferkultes schon kennen, so wundern wir uns nicht, wenn die mitunter recht qualvolle Ceremonie der Abschließung des Bundes zwischen Priester und Geist, oder wie man sich nun zu sagen gewöhnt hat, der Einweihung zum Priester, zunächst mit intensivem Fasten beginnt. Wer bei den Kariben Zauberer werden will, der zieht sich zunächst in die Einsamkeit zurück und beginnt sein Werk mit Fasten, und ebenso verhält sich der Zauberer der Brasilianer.[1]) Außer dem Fasten tritt bei dem eigentlichen Abschlusse des Weihebundes häufig eine Bluthandlung auf, welche ebenfalls in der schon angeführten Weise ein aus der Urzeit herübergenommes Opfer von Menschenblut bedeutet. Insbesondere wissen wir es wieder von den Kariben, daß sich der angehende Zauberer Verwundungen beibrachte, zweifellos ursprünglich in der Absicht, damit der blutlüsterne Geist durch den gebotenen Genuß sich angelockt fühle.[2]) Dieser Sinn der Handlung wird aus Analogien völlig klar. Auch die Knaben werden bei vielen Indianerhorden bei ihrer Mannhaftmachung, d. h. bei der Aufnahme unter das Hordentotem ganz in dem Sinne verwundet, wie hier der Zauberer, der in ein gleiches Verhältniß zu einem besonderen Geiste treten will. Die Indianer in Virginien wissen aber zu erzählen, daß ihr großer Geist bei den Einweihungen das Blut dieser Knaben so gierig genieße, daß er ihnen solches oft so lange aus der linken Brust sauge, daß sie stürben.[3]) Der Thatsache nach kann sich eine solche Angabe auf Fälle beziehen, in denen bei der Einschneidung der totemmäßigen Hordenzeichen Verblutungen eintraten; der Deutung nach bleibt aber kein Zweifel, worin der Zweck jener Blutentziehungen liege.

---

[1]) Müller a. a. O. 234 und 279. [2]) Müller a. a. O. 212.

[3]) Chr. Arnold, Abrah. Rogers offene Thür 2c. 949; Baumgarten, Geschichte von Amerika I. 135 (nach Lafiteau).

Bei den meisten Stämmen mag nun sein Glück mit einem Geiste in dieser Weise versuchen, wer sich irgendwie dazu berufen oder veranlaßt fühlt. Wo aber, wie z. B. bei dem seefahrenden Volke der alten Kariben, trotz aller Roheit eine gewisse Disziplin und Organisation in Folge großer Unternehmungen und der Art, wie sie ausgeführt wurden, sich entwickelt hatte, da treffen wir auch schon förmliche Priesterschulen oder Priesterkollegien dieser Art. Von den Arowaken haben wir die Nachricht,[1]) daß sich die Priesterschaft vom Vater auf den Sohn vererbte, und das dürfte wohl schon frühzeitig sehr allgemein der Fall gewesen sein, weil derjenige, der nun einmal in den Besitz der Fetische gelangte, es vortheilhaft gefunden haben wird, ihren besondern Kult fortzusetzen, vielleicht selbst gefährlich, ihn zu unterlassen. Neben manchen Vortheilen hat dieser Stand auch seine sehr großen Gefahren und Beschwerden; es würden sich wohl auch in unserer ärmsten Bevölkerung nicht Viele finden, die das eine für das andere eintauschen möchten. — Bei den Nordindianern finden wir Spuren, daß die zum Opfer bestimmten Knaben, wenn sie durch irgend einen Umstand noch dem Tode entgingen, nun als der betreffenden Gottheit geschenkt galten und sodann Priester oder Kultdiener wurden.[2])

Die Zauberpriester der Kariben bildeten, wie angedeutet, eine Art Orden, besser vielleicht eine Zunft, die sich schon eine gewisse abschließende Organisation zu geben wußte. Hier ist dann natürlich die Aufnahme von Neulingen an die Vermittlung der vorhandenen Priester gebunden, und der Aufnahme Suchende tritt in eine Art Noviziat. In diesem gestalten sich dann die nothwendigen Kulthandlungen zu einem strengen Zuchtsystem von Kasteiungen, die nach langem Fasten in der Einsamkeit mit den Ceremonien der Aufnahme schließen.[3]) Kein Wunder, wenn sich dann auch schon eine Art von Klostermärchen an diese Vorgänge knüpft, in welchem sich das, was der Vorstellung nach Inhalt derselben ist, als wahrgenommene Realität niedergeschlagen hat. Eine große Aufregung der Phantasie war ja zudem, wie wir noch sehen werden, nothwendig damit verbunden.

Entsprechend der geordneteren Disciplin eines seefahrenden Volkes haben sich bei den Kariben auch die Geister an eine Unterordnung ge=

---

[1]) Waitz a. a. O. III. 384. [2]) Waitz a. a. O. III. 205.
[3]) Müller a. a. O. 215.

wöhnt, und an der Spitze aller derer, die dem Zauberer sich zur Verfügung stellen, oder vielmehr durch ihn gestellt werden, steht Maboje. Dieser wird nun naturgemäß bei der Einweihung eines Priesters herbeizitirt oder eingeladen. Bleibt er auch unsichtbar, so hört man — das heißt wohl die Novizenangst — ihn doch erscheinen, [1]) ja förmlich reden. Wie ein Blitz fahre er durch das Dach in die Hütte hinein, wo seiner die Priester unterwürfig harren. Er läßt sich herbei, mit ihnen zu reden, geht aber vor Allem an die für ihn aufgestellten Speisen. Da höre man ihn dann die Zähne gebrauchen und schmatzen, — aber von den Speisen und Getränken verliere sich dennoch nichts, so daß er sie doch nicht ganz in irdischer Weise genießen müsse. Ist er so für das Vorhaben gewonnen, so verlangen von ihm die Priester die Zutheilung eines unter seinem Kommando stehenden Geistes an den neu zu Weihenden, und diesen schickt er ihm natürlich zu. Wieder besteht also dann das Priesterthum in der engeren Beziehung zu diesem Geiste.

Von der sorgfältigen und ununterbrochenen Pflege dieses Geistes — oder dieser Geister — hängen dann alle Erfolge des Priesters ab. Der gewöhnliche Brasil-Indianer als einer der unkultivirtesten denkt nur selten an ein Opfer, aber seine Zauberer führen in abgelegenen Waldwohnungen ein auf den Kult sorgfältig bedachtes Leben. In bestimmten Zeiträumen setzen sie ihren Fetischen Fleisch, Fische, Mehl, Mais und Hülsenfrüchte vor. Bei den meisten Indianern scheint das Bedürfniß, den Geruchsinn aufzuregen, ein besonders fühlbares zu sein. Was im Norden der Tabak, war hiefür im Süden mancherlei Harz. Auch diese Fetische müssen deshalb von Zeit zu Zeit ihren Gummirauch genießen, und außerdem freuen sie sich mit den Wilden selbst an bunten Federn und Blumenschmuck. Für das Alles hat nun ihr Priester fortlaufend zu sorgen.

Die Fetische, an welche der Besitz des Geistes geknüpft ist, sind in ihrer Auswahl durch gar nichts beschränkt, wie wir sie oben kennen lernten. Die kleinen und tragbaren sind dem besonderen Zwecke angemessener, und will man diese nun „Amulette" oder „Talismane" nennen und sagen, der indianische Medizinmann kurire durch solche, oder benütze diese als seine Medizinen, so mag es gestattet sein, wenn es auch die richtige und klare Auffassung der Sache zu verdunkeln geeignet ist.

[1]) Baumgarten a. a. O. I. 161 ff.

Aber neben jenen Fetischen dienen auch lebende Thiere als solche. Schoolcraft (Wigwan) erzählt von einem Zauberpriester der Algonkins, der in seinem Wigwam eine Schildkröte, einen Schwan, einen Specht und eine Krähe hielt, und mit deren Hilfe Zauberei trieb.

Die tragbaren Fetische führt der Medizinmann des Nordens meist in einem Sacke mit sich; im Süden dient dafür die Tammaraca genannte Kalabasse (Kürbisflasche). Man steckt diese gewöhnlich an einen Stock, und da die Geister in derselben vorzugsweise der Mittheilungen wegen gepflegt werden, stellt ein Loch einen Mund vor. In dieser Hinsicht zeigt sich auch bei den mehrfach von den Kariben beeinflußten Brasil-Indianern eine Spur jener karibischen Geisterhierarchie. Die Zauberer meinen nämlich erst durch einen fremden, nicht in der Kalabasse wohnenden Geist die Befähigung zu erhalten, mit jenen Fetischen in der Flasche reden zu können. [1])

Durchschnittlich benützt der Priester seine intimeren Beziehungen zu den Geistern dazu, daß diese ihm Mittheilung machen, wo der Schaden sitze, wer ihn verursacht habe und wie zu helfen sei. In der Regel äußert sich der Geist durch den Priester selbst, d. h. in ihm. Er stieg der Vorstellung nach aus dem Fetische, oder wo er sich sonst gerade aufgehalten hatte, in den Leib des Priesters, so daß dieser selbst nun für die Zeit dieses Aktes sein Fetisch, oder mit ihm wie Leib und Seele identifizirt wurde. Was nun der Priester in diesem Zustande redete oder that, das war Aeußerung des Geistes.

Es kam dabei nur darauf an, daß die menschliche Seele des Priesters zum Schweigen gebracht wurde oder gewissermaßen dem Geiste Platz machte, damit sie sich nicht hineinmenge in die Aeußerungen, daß ihre Thätigkeit für einige Zeit ganz aus dem Spiele komme oder am besten, daß sie so lange völlig entfliehe. Zu diesem Zwecke mußte also ein Zustand der Betäubung herbeigeführt werden, welchen man für jene Zeit der Sistirung oder Abwesenheit der Seele halten konnte, so gut wie die volksthümlichen Erklärungen des Schlafes darauf hinausgingen. Die Mittel, einen solchen Zustand herbeizuführen oder auf die Umgebung den entsprechenden Eindruck zu machen, können verschiedene sein.

In letzterer Hinsicht versteckt der Priester sein Menschengesicht unter eine Larve, wohl auch um äußerlich den Menschen abzulegen, und wählt

---

[1]) Siehe Müller a. a. O. 261 f.

überhaupt die finstere Nacht.[1]) Zur Bannung der eigenen Seele dient alles Berauschende, Tabak wie Branntwein, aber auch und vorzugsweise Tanz und Musik — auch diese ist ein Narkotikum und verdrängt das artikulirte Denken. Durchgehends versucht es der Priester, durch wilden Tanz, gräßliche Gliederverdrehungen und ein betäubendes Geschrei sich in einen bewußtlosen, konvulsivischen Zustand zu versetzen. Unausgesetztes Tabakrauchen trägt das Seine dazu bei. In Brasilien[2]) halten die Indianer darum epileptische Leute — weil überhaupt im Zustande der Epilepsie für besessen — allgemein für besonders geeignet für das Amt eines Zauberpriesters, und so mag denn auch Manchen, wie schon angedeutet, körperliche Untüchtigkeit diesem Berufe zugeführt haben. Daß so ein armer Kranker zu seinem Vergnügen oder lediglich aus Berechnung die Schaustellung gegeben hätte, schließt sich als Regel von selbst aus.

Auch der „Piaje" (Piache) genannte Priester der Kariben treibt es ganz auf dieselbe lichtscheue Weise. Es muß tiefe Nacht und alles Licht in der Hütte des Kranken erloschen sein. Der Piaje bläst entsetzlich viel Tabakrauch in die Höhe, stampft mit den Füßen und stößt seltsame, unverständliche Worte aus. Er ruft den Geist aus der Luft zu sich und hat ihm auf einer Art Tisch seine Speisen und Gaben ausgebreitet. Der Gipfel der Hütte erzittert, es rauscht und poltert und — nur dem Piaje sichtbar — erscheint der Geist. Seine Mittheilungen und Antworten heißen Scheiri. Wohl hat jeder Piaje seinen besonderen Geist, den er ruft, aber mitunter erscheinen auch ungerufen noch andere, sie widersprechen und zanken. Dann ist es nicht leicht, die rechte Antwort zu wählen, und doch nicht unbedenklich fehl zu greifen, denn auch der Karibe hat die üble Gewohnheit, den armen Piaje durchzuprügeln, wenn der Erfolg seine Weissagung Lügen straft.

Auf Haiti gilt ganz derselbe Brauch. Vorsichtig bereitet sich der arme Piave (oder Piaje) auf die Handlung durch Fasten und Waschungen vor, insbesondere, wenn ein kranker Cazike (Fürst, Häuptling) ihn ruft. Er hilft hier seiner Betäubung durch den Genuß des berauschenden Krautes Cohobba nach, und in seinen Verzückungen erscheint ihm dann der Zemes, um auf die Fragen über Krankheitssitz und Heilung zu antworten. Wie vorausgeschickt, kam es zumeist

[1]) v. Eschwege, Journal. I. 131.

[2]) Ebendaselbst.

darauf an, den bösen Geist der Krankheit aus dem Leibe zu vertreiben. Der Priester ging drei- bis viermal um das Lager des Kranken herum, drückte ihm Nase und Lippen, blies ihm Stirn, Schläfe und Hals an. Dann sucht er die „Krankheit“ durch Saugen an sich zu ziehen, streicht wieder die Glieder des Kranken und jagt schließlich die „Krankheit“ durch Geberden davon, treibt sie aus dem Hause hinaus und bannt sie in das Meer oder in einen Berg — gewöhnliche Geistersitze — fest, das alles unter den grimmigsten Geberden. [1])

Man muß immer im Auge behalten, daß der Priester jetzt als Fetisch seines Gottes handelt und dieser über den Geist der Krankheit eine Gewalt üben kann, welche denselben Geberden des bloßen Menschen nicht innewohnen würde. Dennoch aber wird wieder der arme Priester verantwortlich gemacht, wenn der Kranke stirbt; man hält ihn dann für unwissend und untüchtig und sucht die Wahrheit durch Befragen des Todten selbst zu erfahren.

Dem nordamerikanischen Medizinmanne ist bei der ganzen wesentlich gleichen Prozedur sein Sack mit den Fetischen, der „Medizinsack,“ unentbehrlich, wie seinem brasilianischen Confrater die Kürbisflasche. Alves do Prado hat bei den gefürchteten Guaycuru's daselbst [2]) genau dasselbe gefunden, aber — wie auch in der That auf dieser Stufe kein Unterschied besteht — die Priester für Aerzte gehalten. „Ihre Chirurgen bedienen sich verschiedener Betrügereien; sie nehmen z. B. eine hohle, mit Steinchen versehene Kürbisflasche, schütteln diese, und singen dazu ganze Nächte mit rauher Stimme, indem sie dabei den Gesang verschiedener Vögel nachahmen, und sagen dann, daß sie mit dem Geiste (des Kranken?) gesprochen, der ihnen kund gethan, ob der Kranke sterbe oder nicht; auch wenn sie wahrsagen, singen sie auf die nämliche Weise und machen Grimassen mit dem Kopfe, bis sie trunken werden, und in diesem Zustande prophezeien sie lauter ungereimtes Zeug.“ — Auch der Nordindianer sucht sich durch im Wesentlichen gleiche Mittel, außer Tabakrauch durch Fasten, Klagen, Heulen, Schreien und allerlei Selbstplagen in jenen Zustand der Ekstase zu versetzen, in welchem er dann nur noch als Fetisch des in ihn eingekehrten Geistes betrachtet werden kann.

---

[1]) Müller a. a. O. 182.

[2]) v. Eschwege, Journal. II. 28.

Wenn man die detaillirten Schilderungen dieses Gebahrens liest und sich eine Vorstellung von dem, trotz aller Geschenke, die sie davontragen, elenden und keineswegs gefahrlosen Leben dieser Leute macht, so kann man nicht umhin, in der ganzen, wie oft immer vielleicht mißbrauchten Sache den ehrlichen Grundzug herauszufühlen. Diese Leute sehen sich nun einmal in diesen Beruf versetzt, bleiben dem beschwerlichen Kulte ihrer Geister aus Furcht vor denselben treu, und haben, wie wir sahen, den Inhalt der Glaubensvorstellungen, denen sie folgen, nicht geschaffen. Von einer Verstellung oder einem Betruge kann also der Hauptsache nach nicht die Rede sein. Dennoch stehen wir jetzt schon an dem Punkte, wo sich uns die Frage aufdrängt, ob sich nicht diesen ehrlichen Grundformen doch ein wenig nachhelfende Täuschung wie von selbst und in gewissem Sinne unausbleiblich anschließen konnte oder mußte.

Unter den angeführten Thatsachen sind wir bereits einer begegnet, welche uns zu einer solchen Untersuchung immerhin hätte Anlaß geben können. Daß die Geister, wenn sie dem Rufe folgen, von den Gaben wenn auch nur den Duft genießen, daß sie überhaupt davon essen, das ist auf dem Grunde jener Vorstellung für jeden Priester Thatsache, und man hat gar kein Recht, ihn einer Erdichtung zu zeihen, wenn er die Thatsache behauptet. Wäre es schon dem objektiven Thatbestande gegenüber eine Täuschung, so fiele doch immer noch bei ihrer Verbreitung jede subjektive Schuld des Priesters weg. Etwas anders konnte es sich schon verhalten, wenn derselbe nicht bloß behauptet, der Geist habe gegessen, sondern auch, er habe es *gehört*. Aber auch hiebei mag sich noch manches zur Entschuldigung beibringen lassen. Wir wissen ja nicht, welche Art Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen sich dem Subjekte in seiner thatsächlich herbeigeführten Ekstase aufdrängen. Daß es in aller Wirklichkeit in einen solchen Zustand gelangt, darüber lassen die Berichte kaum einen Zweifel aufkommen. Dennoch steht dieser Zauberpriester doch auch mit einem Fuße auf der Bahn der Täuschung: er ist beständig daran, in seinen Mittheilungen an das Volk die *dogmatische* Thatsache in die *historische* zu übersetzen. Wenn er *weiß*, daß der Geist Eßbares genieße, warum soll er nicht sagen, daß er es *esse*, und wenn er weiß, daß das geschehen, warum soll er nicht dafür den Bericht seiner *Wahrnehmung* setzen? Es hieße der Präzision des Denkens dieser Wilden doch viel zutrauen, wenn in

ihren Mittheilungen nicht in dieser Weise Uebertragungen stattfinden sollten und müßten!

Ist aber einmal die Praxis auf diesen Weg gerathen, dann kann sie kaum mehr stehen bleiben — das verbietet einfach die Konkurrenz. Der Zauberpriester lebt ja nicht von einer ihm zugesicherten Stiftung; er fristet sein wenig beneidenswerthes Leben durch die Geschenke seiner Kundschaften. Diese aber werden sich naturgemäß demjenigen am meisten zuwenden, welcher ihnen durch die historische Uebertragung und Darstellung der Thatsachen einen größeren Grad von volksverständlicher Sicherheit giebt. So wird sich diese Darstellungsweise immer mehr einbürgern und zur Schaffung und Verwerthung einer gewissen Schulpraxis führen müssen, welche der Adept so gut von seinem Meister, der Sohn von seinem Vater übernimmt, wie das Handwerkszeug der ehrwürdigen Fetische; ja es werden auf diese Weise handwerksmäßige Uebungen verpflanzt werden können, welche die richtige Erfassung ihres ursprünglichen Sinnes gar nicht mehr zur Voraussetzung haben.

Einen solchen Handwerkskniff der indianischen Zauberpriester sind wir nun gleich daran, aus einzelnen Berichten kennen zu lernen, die wir nur stichprobenweise aus unzähligen auswählen können. Sie genügen aber um so mehr, als in diesem Punkte vom Norden bis zum Süden die größte Uebereinstimmung herrscht. Diese wäre aber in solcher Vollkommenheit kaum denkbar, wenn nicht in der Sache selbst überall ein und derselbe Kern es wäre, der sich mit einer so gleichartigen Hülle umkleidet. Diesen Kern glauben wir denn auch noch ziemlich gut herausschälen zu können.

Was wir bis jetzt von dem Heilverfahren des Zauberpriesters kennen lernten, ist mit Bezug auf die gegebene Grundvorstellung der Logik nach völlig unantastbar. Im Kranken steckt ein böser Geist. Das Wo und Wie erfährt der Priester durch seine Geister. Er zieht oder treibt jenen nun aus dem Kranken heraus und jagt ihn mit Geschrei und Wuthgeberden in die Wildniß hinaus, aus der er gekommen. Hat er ihn durch Saugen herausgebracht, so eilt er jedesmal schnell zur Hütte hinaus, um ihn auszuspucken. [1]) Sollte es aber nicht noch besser sein, den Geist irgendwie festzuhalten? Der Umstand, daß er in dem Menschen Unheil gewirkt, macht ihn noch zu keinem absolut unverwend-

[1]) Müller a. a. O. 215.

baren. Die Geister, welche der Zauberpriester gewissermaßen durch die Zucht seines Kultes sich unterthan gemacht hat, sind auch keine an sich wohlwollenden, ja bei den Kariben sind diese Bojes — wohl im Gegensatze zu den Staatsschutzgeistern — sammt ihrem Oberhaupte Maboje an sich geradezu böse, d. h. gefährliche Geister; dennoch sind sie den Priestern mit den Fetischen verbunden, dienstbar geworden.

So lag der Gedanke ganz nahe, auch die aus den Kranken gezogenen Geister mit einem Fetische zu verbinden. Ich möchte glauben, daß dies auch wirklich einmal in solcher Weise stattfand; denn man hat anderwärts beobachtet, daß Zauberer sich gar keine Mühe gaben zu verbergen, wie sie irgend einen kleinen Gegenstand von der Erde aufhoben, in den Mund steckten und nach mehrmaligem Saugen als die entfernte Krankheitsursache von sich gaben. Aber der Indianer muß sich an eine andere Krankheitsursache gewöhnt haben, die ja auch recht nahe lag.

Nach der Art, wie der Indianer immer nur aus einem rein praktischen Bedürfnisse heraus zu seinen Geistern in Beziehung trat, mußten ihm auch allmählich nur jene unter diesen von Belang bleiben, welche durch ihre Fetischkörper für solchen Kult verwendbar waren. Wie sich allmählich alle anderen seiner Beachtung entzogen, das sahen wir ja an seiner Beziehungslosigkeit zum „großen Geiste"; dieser gehörte eben nicht zu den Kultgegenständen des Einzelnen. Das konnte aber, ja mußte wohl bei einer Mehrzahl von Menschen, die nur gewöhnt waren, ohne Belehrung zu empfangen, Handlungen nachzuahmen, zu einer solchen Begriffsverschiebung führen, daß man sich einen Geist ohne seinen Fetisch überhaupt gar nicht mehr, und den letzteren als das Wesentliche dachte, ungefähr so wie wir noch den völlig unklar gewordenen Begriff des „Talisman" auffassen.

Hatte sich dieser Prozeß vollzogen, so war es begreiflich, daß der Indianer die Krankheitsursache, in seiner Weise genauer gesprochen, die „Krankheit" selbst auch in einer solchen Form sehen wollte, und das Priesterthum folgte in wunderbarer Uebereinstimmung allenthalben wieder der sich fortentwickelnden oder vielmehr deformirenden Volksvorstellung, ohne ihrer Deformation belehrend entgegenzutreten. Der Zauberpriester zog darum sofort gleich einen greifbaren Fetisch sammt dem innewohnenden Geiste aus dem Leibe des Kranken, zu dessen größerer Beruhigung diese Methode allerdings dienen mußte.

In dieser Form — von Täuschung keineswegs mehr völlig frei — erscheint nun das Heilverfahren am meisten verbreitet. Worin diese Fetischkörper bestehen, das ist natürlich wieder völlig gleichgiltig; der Gebrauch aber ist von Grönland bis Patagonien, und wenn wir etwas vorausgreifen dürfen, über die Inseln des stillen Meeres verbreitet und überall im Wesen derselbe. Bei den Columbusindianern waren es nach Peter Martyr (335) ebenso wie bei den Rothhäuten zumeist Beinchen oder Steinchen, welche der Zauberer, dort ausdrücklich „als Zemes", also mit klarem Verständniß der Sache, aus dem Körper des Kranken zog. Es ist für die Auffassung wichtig, daß diese Gegenstände nun wirklich als Talismane, d. i. als Fetische hochgehalten wurden. Bei den Kariben ist die Sitte sehr entwickelt; der Piaje saugt oft aus der schmerzhaften Stelle Dornen, Steine, Knochen, Holzstückchen, Haare, Gräten, selbst Schlangenzähne und Felllappen oder Maniokstückchen heraus. Sogar Vögel können so zum Vorscheine kommen.[1]) Bei den Patagoniern, wie auch sonst noch häufig, befassen sich auch Frauen mit demselben Gewerbe. Diese ziehen dann gar ein Insekt oder ein anderes Thier aus dem Leibe des Kranken, aber es war ihnen nach Lacroix[2]) noch völlig klar, daß dieses Thier „als Körper eines bösen Geistes" der Urheber der Krankheit gewesen sei. Hat sich der Brauch einmal so weit entwickelt, dann ist er natürlich daran, zu einer Kunstfertigkeit zu werden, und handelt es sich nicht mehr um die Verbindung des aus dem Leibe geholten Geistes mit einem für diesen Zweck mitgebrachten Körper, so beginnt jene rohe Taschenspielerei, die uns in zahllosen Berichten mitunter bis ins Genaueste geschildert worden ist.

Die Priesterschaft der Kariben ist auch darin ein wenig voraus, daß sie sich nach gelungener Heilung Mabojes, des Obergeistes, mit einer Dankspende — einem Dankopfer — erinnert. Der Priester bereitet in diesem Falle nach Picard ein Fest und stellt jenem Geiste auf den Matutu, eine Art Tisch, Speisen und Getränke hin. Derselbe genießt aber davon gleichsam nur den Opfergeruch, und nachdem beiderlei die Nacht über dagestanden, — ißt und trinkt es der Priester selbst. Es ist selbstverständlich, daß die Opfergegenstände die behandelte Partei zu stellen hat.

---

[1]) S. Müller a. a. O. 215 f.

[2]) Patagonier, im Univers pittoresque III. 31 a.

Damit ist uns auch ein Einblick in die Art eröffnet, wie für die materiellen Bedürfnisse des Priesters gesorgt wird. Von Geschenken, welche ihm für seine Arbeit angeboten wurden, hörten wir schon; die Opfer stellte die Familie, welche seines Beistandes bedurfte. Indem jene aber, etwa wie die jüdischen Schaubrode, endlich doch dem Priester selbst zufielen, wurden sie für ihn die eigentliche Ernährungsquelle, und es stand bei ihm, je nach den Umständen der Familie oder der Schwierigkeit des Falles den Bedarf festzustellen. Damit aber gewann der Priester einen Einfluß, der seine Wurzel nicht mehr allein in jenen Vorstellungen hatte, die keine priesterliche Schöpfung sind. Charakteristisch und der niederen Organisation der Stämme entsprechend bleibt in Bezug auf den indianischen Priester der Mangel einer fortdauernden Fürsorge. Es wäre nahe gelegen, den Mann, den man wegen möglicher Unfälle jeden Augenblick brauchen, der aber selbst seiner steten Kultpflichten wegen an den Erwerbsunternehmungen der Horde nicht theilnehmen konnte, sich dadurch für den Fall der Noth zu sichern, daß ihn die Horde beständig durch Geschenke verpflegte; aber zu solcher Voraussicht und Fürsorge war der Indianer der Mehrheit der Stämme nach noch nicht erzogen.

In jenem Falle wäre aus dem „Zauberpriesterthum" eine Form des „Stiftspriesterthums" geworden. Dieses bestand im Allgemeinen noch nicht, wie naturgemäß sich aber der Uebergang dazu anbahnen konnte, ist leicht zu ersehen. Bei einem glücklichen Gesundheitsstande des Volkes kam der arme Zauberer in die gefährlichste Nothlage. Er mußte entweder aus seiner einsamen Waldhütte heraus, um sich dem Jagdunternehmen anzuschließen — dann versäumte er den Kult seiner Geister, oder er blieb hungernd daheim — dann hatte er auch nichts für den Kult derselben. Sollte es ihm nun nicht einmal bei einiger Beredsamkeit gelingen, dem Volke klar zu machen, in welche Gefahr es sich selbst begebe, wenn es ihn in solcher Nothlage auf sich selbst verweise? Wenn er gezwungen werde, den Kult zu verlassen, oder wenn die Geister, unwillig über dessen Unvollkommenheit, seine Fetische verließen, wer sollte dann helfen, wenn der Häuptling oder der und jener erkrankte? Es hing immer davon ab, welchem Grade von Voraussicht das Volk schon zugänglich war, um den Priester zu hören oder nicht. Von einer geregelten Versorgung wäre auch in ersterem Falle nicht die Rede gewesen; aber man hätte wohl von jedem glücklichen

Jagdzuge einen Antheil vor die Hütte des Zauberers gebracht, oder man hätte es wenigstens als sein Privilegium betrachtet, in jede Hütte als Fordernder zu kommen; eine lange Zeit allgemeinen Wohlbefindens aber würde gewiß auch für diese Fürsorge eine große Gefahr geworden sein.

Es lag aber im Wesen auch dieses Priesterthums, daß es sich keineswegs auf Krankenheilung beschränkte, wiewohl nach der Lage des Volkslebens diese Thätigkeit so sehr hervortrat, daß man jenem danach den Namen gegeben hat. Aber im Grunde hatte seine Thätigkeit so viele Seiten, als der Einfluß der Geister unter den Lebensverhältnissen des Volkes Richtungen annehmen konnte.

Wir sahen schon, daß der Indianer nicht nur die Krankheit, sondern auch Donner und Blitz und jede Art Unwetter dem Einflusse erboster Geister zuschreibt. Man darf von dem beschränkten Gedankenkreise eines Wilden nicht erwarten, daß er irgendwo anders als bei sich selbst mit der Bildung von Vorstellungen beginnen werde. Ueber den Mechanismus eines Donnerwetters und der Hagelbildung an sich nachzudenken, dazu hat er gar keinen Anlaß, das Alles wäre ihm gleich anderen Wundern der Natur gleichgiltig, wenn nicht der Donner gerade ihn, seine werthe Person, schreckte und das Unwetter ihn schädigte. Daher ist das, was er zunächst als Begriff aus dieser Erscheinung abstrahirt, nur das gegen ihn gerichtete feindliche Element darin. Woher anders soll ihm nun diese Feindschaft drohen, als wieder nur von den ihm feindlichen Geistern, von deren unsichtbarer Existenz er Gewißheit hat? Wie die das zu Wege bringen sollen, das ist nicht der nächste Gegenstand seines Grübelns; genug, daß ihm die Thatsache feststeht.

Somit fallen aber auch alle diese Erscheinungen in das Bereich derjenigen Dinge, über welche ein ordentlicher Priester mit Hilfe seines Geistes einen Einfluß gewinnen kann. Daher kann denn der rechte Priester des Indianers auch Regen bereiten, den Blitz leiten, auch das Wild herbeilocken und ähnliche nützliche oder gefährliche Dinge. Ein brasilianischer Priester, der seine Tammaraca ordentlich zu handhaben weiß, kann ganz auf dieselbe Weise den Pflanzen Wachsthum geben und die Schlangen beschwören. Auf der Jagd ist er gut verwendbar und den Menschen kann er Muth einblasen, aber auch den Lebenshauch nehmen.[1]) Er ist also im Besitze einer Macht, die

[1]) Müller a. a. O. 275 ff.

ihn ebenso einflußreich als gefürchtet machen kann. Daß er Todte befragen könne, ist ein unnöthiger Zusatz, den die Berichte machen, denn diese Todten sind eben die Geister, und sein großer Einfluß beruht ja nur auf dem Einflusse, den er durch Kult auf diese zu üben versteht. Daß der Piaje der Kariben in eben den Richtungen nicht weniger vermag, ist selbstverständlich. Er tödtet sogar die Feinde durch seine Verzauberungen und hilft den auf dem Meere Verirrten.[1])

Durch alles das wird der Priester namentlich im Kriege von solcher Wichtigkeit und Autorität, wie daneben nur noch ein Häuptling es sein kann. Allerdings theilt er mit diesem alle Gefahren, vielleicht noch in höherem Maße; dem Häuptling kann man nur ein subjektives Verschulden anrechnen, dem Priester jedes Mißgeschick. Dennoch ist die Möglichkeit gegeben, daß die geeignete Persönlichkeit sich auf dem Piedestal der Priesterschaft auch schon unter diesen Verhältnissen zu einer mit der höchsten Autorität ausgerüsteten Herrschaft aufschwingen könnte. — Ein vorbedachter Krieg dieser Horden wird kaum ohne Priester und Priestereinfluß geführt werden können. So oft die brasilianischen Coroatos[2]) auch nur in ihre Wälder einrücken, um Ipecacuanha zu sammeln, muß der Priester sie begleiten. Gewöhnlich genügen die Anfragen an die Seelen der verstorbenen Stammesgenossen; so oft sie aber in den Krieg mit den ihnen feindlichen Puris ziehen, dann ist es der Geist eines Puri selbst, den der Priester citiren muß, um von ihm zu erforschen, ob Puris in der Nähe wären, wo sie lagerten, ob sie einen Angriff vorbereiteten und dergleichen Dinge. Der Priester dient also als eigentlicher Eclaireur. Je nach den Antworten, die er zu vermitteln im Stande ist, richtet sich die Horde, und Weiber und Kinder heulen bei solchen „Beschwörungen" vor Angst und verkriechen sich.[3]) Auch Freireis[4]) weiß von demselben Stamme, daß er eine Art Zauberer habe, die er vor dem Beginn eines jeden Krieges um Rath fragte. „Diese gaben alsdann vor, mit Geistern sprechen zu wollen, durchirrten während der Nacht den Wald und theilten am folgenden Morgen ihre Orakelsprüche mit." Es scheint also, daß die Praxis sie zwang, wirkliche Späherschaft mit ihrem Orakel zu verbinden. Auch der Karibe kann der Hilfe seines Piaje im Kriege nicht entbehren;

---

[1]) Ebend. 215. [2]) v. Eschwege, Journal I. 131.
[3]) Ebend. 132. [4]) Ebend. 199.

tödtet ja dieser sogar durch seinen Zauber Feinde. Auch erfährt er durch die Zemes den Ausgang des Krieges.[1]) Geschah diese Befragung öffentlich, so hörte man keine artikulirte Antwort, sondern entnahm dieselbe nur dem Verhalten des verzückten Priesters. Riß es ihn zu Tanz und Gesang hin, so erwartete man einen guten Ausgang, andernfalls stellte man ein Fasten an.

Da es aber immer nur die Zemes sind, von welchen alle diese Gewalt ausgeht, so müssen wir vor Allem diese selbst im Kriege erwarten. Sie müssen die eigentlichen Führer und Vorkämpfer der Ihrigen sein, wenn die Feinde in Schrecken gerathen sollen, und so erhält denn der Priester auch eine sehr bedeutende Rolle im Kampfe selbst zugetheilt: er wird der Signifer im ursprünglichsten Sinn.

Unter welchen äußeren Umständen die Gottheiten in die Schlacht getragen wurden, das hing natürlich von zufälligen Aeußerlichkeiten ab. Die Piajes der Kariben banden sich in solchen Fällen die Fetischkörper der Zemes um die Stirn und trugen so die Götter in das Schlachtgewühl; bei den Rothhäuten aber wurde der bekannte Sack des „Medizinmannes" aufgerichtet.[2]) Wenn außerdem diese Indianer ihre Totemzeichen mit in den Kampf führten, so waren dieses der Vorstellung nach nicht bloß „Wappen" in ihrem Sinne, sondern außerdem ebenso die jene in die Schlacht begleitenden und helfenden Geister des Stammes. Auch hier stehen wir vor dem unscheinbaren Keime von Einrichtungen, die wir später auf hohen Stufen in reicher Entfaltung wiedererkennen werden. Ueberhaupt liegt in dieser niedersten Entwicklungsform kaum irgend etwas, das einer fortschreitenden Kultur wieder ganz verloren gegangen wäre; alles werden wir vielmehr noch wiederholt in der Beleuchtung einer jüngeren Kulturstufe zu Gesicht bekommen.

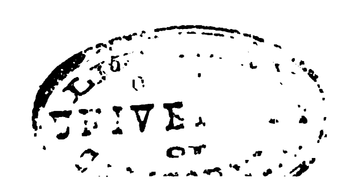
Schon das indianische Priesterthum bringt vielfach äußerlich eine völlige Identifizirung von Priester und Gott zum Ausdrucke. Dieselbe zeigt sich einestheils in der Verkleidung, anderntheils im Namen.

Der innere Grund zu dieser scheinbar auffälligen Erscheinung ist aus dem Vorangehenden schon recht leicht zu erkennen. In dem Mo-

---

[1]) Müller a. a. O. 182.

[2]) Belege bei Müller a. a. O. 183 u. 79.



mente, in welchem der Priester als solcher in Thätigkeit tritt, sind nach der entwickelten Auffassung des Indianers des Priesters Körper und des Gottes Geist ebenso Eins, wie man den Fetisch mit seinem Geiste zusammen als Gott oder Götzen bezeichnet. Des Priesters menschlicher Geist ist ihm durch die Ekstase entrückt, und an dessen Stelle ruht in ihm der gerufene Geist. Nennen nun diesen irgend welche Indianer „Boje", so ist jetzt der Priester selbst der Boje, und ist der Gott nach der Totemvorstellung der Wolf, so ist in den Augenblicken der Funktion der Priester selbst „der Wolf."

Daher erscheint dann auch äußerlich der Priester in der Fetischkleidung seines Gottes, wodurch sich die eigenthümlichen, je nach der Totemvorstellung thierischen oder anders gearteten Larven und Mummungen bei den Kulthandlungen erklären. Der Priester stellt bei diesen auch äußerlich den Gott selbst dar, natürlich ganz in der Weise seiner Kulturstufe. Daß sich in diesem Sinne die Priester in Thiermasken oder Thierfellen gefallen, kann daher bei den Indianern am wenigsten überraschen. Sehr bekannt ist der vom Prinzen v. Wied[1]) geschilderte Bisontanz an den Festen der Mandans. Der Bison heißt aber nach Tanner[2]) „Manito wais se," oder „Thier des großen Geistes", und so stellt denn die Vermummung, wie schon Müller (S. 123) hervorgehoben, den großen Geist selbst dar.

Die einheimischen Namen für die Personen, welche dem geschilderten Berufe folgen, sind naturgemäß sehr mannigfaltig und nach Art der Sprache selbst von Stamm zu Stamm verschieden. Die Unkenntniß dieser Sprachen beschränkt die Deutung dieser Namen nur auf wenige, die sich uns durch die Begriffe selbst ihrem Sinne nach erschließen. Sie genügen, um uns zu überzeugen, daß auch in dieser Beziehung jene Identität von Gott und Priester vielfach den deutlichsten Ausdruck findet. So waren Canadiern und Algonkins beiderlei, Priester sowohl als Geister, „Manitos"; die Irokesen hatten ebenfalls für Beides nur den Einen Namen „Agolkon" und andere Indianer ebenso „Okki".[3]) In Kalifornien soll Tuparan und Niparaya ebenfalls Beides bedeutet haben. Wie wir bei den

[1]) Reise durch Nordamerika II. 171, 174 ff. 177, 204.
[2]) Andree a. a. O. 247.
[3]) Müller a. a. O. 77.

Kariben das Institut schon relativ entwickelter fanden, so besaßen sie auch schon eine Menge Namen für den Zauberpriester, die vielleicht auch ursprünglich verschiedenen Stämmen angehörten. Daß sie die Geister sowohl als auch die Fetischkörper „Zemes“ nannten, haben wir schon gesehen, und daraus allein könnte man schließen, daß dieser Name auch dem Priester zukommen möchte, da er ja wenigstens zeitweilig selbst den Fetischkörper darstellt. Aber dafür ist mir kein Beleg bekannt. Auch wissen wir nicht, wie es sich mit den in den Berichten am häufigsten gebrachten Namen Piaches, Piajes oder Piai verhält. Dagegen ist der ebenfalls häufig wiederkehrende Name Boje (wozu vielleicht Butios gehört) als der genannten Qualität angehörig leicht erkennbar. Einen Ma-Boje lernten wir schon als „bösen Geist“ kennen, und diesem stehen wieder O-bojen als „gute Geister“ gegenüber;[1]) zweifellos heißt also Boje schlechtweg der Geist. — Bei den Abiponen führt ebensowohl ein zu fürchtender Geist wie auch ein Zauberpriester den Namen Keebet oder Queevet;[2]) die Creeks dagegen sollen nach Waitz (II. 208) die Priester „Feuermacher“ nennen.

Diese somit oft genug wiederkehrende Identifizirung empfahl sich abgesehen von ihrer inneren Begründung wohl auch aus äußeren Anlässen. Wenn man dem Kranken Hilfe holte, so war es ja doch der helfende „Geist“, den man herbeicitirte, und den der Priester mit sich brachte.

Noch erschöpft das Angeführte nicht die gesammte Thätigkeit des Zauberpriesters. Daß sie in jeder Beziehung im Grunde doch immer nur auf Wahrsagung, d. h. Ermittlung des Verborgenen mit Hilfe eines überall frei durchdringenden Geistes beruhte, hat sich uns in Allem gezeigt. Aber schon beim Indianerpriester war die Form nicht ausschließlich die bereits angeführte. Sie weissagten vielmehr auch aus dem Traume, d. h. wohl aus dem eigenen, vielleicht aber auch durch Deutung des fremden, was ja nahe liegt. Der Traum ist aber nach jener kindlichen Auffassung derselbe Zustand, wie die zu Wahrsagezwecken künstlich herbeigeführte Geistesverlassenheit des Zauberers. Im Schlafe verläßt die eigne Seele den Leib, und was nun Wahrnehmung scheint, das sieht entweder, wie die Nordindianer glauben, die Seele auf ihrer Wanderung außer dem Leibe, oder es ist die Eingebung eines anderen

---

[1]) Müller a. a. O. 215.
[2]) Ebenda, 275.

Geistes, der während der Abwesenheit jener im Schlafenden eingekehrt ist. In beiden Fällen kann es also die Sorge des kundigen Priesters sein, aus diesen Wahrnehmungen das Richtige herauszudeuten.

Ferner beobachten die Indianerpriester auch den Flug und Gesang der Vögel zu Wahrsagezwecken. Man braucht eben nur festzuhalten, wie sehr gerade die Indianer am Thierfetischismus hängen, um den inneren Zusammenhang zu verstehen. Jeder Laie (unser Waidmann nicht ausgenommen) versteht sich bis zu einem gewissen Grade auf die Deutung dieser Zeichen, aber da doch nicht jeder Vogel ein Fetisch ist, und von der richtigen Unterscheidung Alles abhängt, so muß natürlich derjenige am richtigsten deuten können, welcher durch den beständigen Umgang mit Geistern die Kennzeichen für jene Unterscheidung leichter findet.

Ueberhaupt würde der Indianer all das selbst besorgen, wenn er nicht, der Zusammenhangslosigkeit seines eigenen Kultes sich bewußt, das Vertrauen zu sich selbst verloren hätte. Der Karibe versuchte wirklich auch selbst zu „zaubern" — an sich steht nichts im Wege — aber er fühlt sich darin unsicher und schätzt deshalb den Priester. Wagt er es aber einmal ohne Priester auch nur den eigenen Schutzgeist herbeizurufen, so schwebt er dabei[1]) in Todesangst, wohingegen die bloße Gegenwart des Priesters ihm Beruhigung gewährt.

Der Glaube, daß sich der Zauberer selbst auch in die Gestalt von Thieren, insbesondere von Panthern, Unzen und gefährlichen Nachtvögeln verwandeln könne, ist wieder nur ein Ausdruck für jene Identität von Priester und Fetisch. Die Vorstellung ist im Grunde die unserer Wärwolfsagen.

So weit sich nun auch dieser Wirkungskreis des indianischen Priesters schon erstreckt, so hat sich dieser doch Ein Gebiet noch nicht erobert, oder er scheint nur da und dort Anläufe dazu mit einigem Erfolge genommen zu haben. In seinen Händen liegt nämlich — ganz der Entstehung dieses Priesterthums entsprechend — noch nicht der Kult der als unsichtbarer Stammeshäupter verehrten höheren Geister, insoweit sich diese Vorstellung parallel mit der Organisation der Horden entwickelt hat. Dem Staats-Zemes der Kariben bringt bei Festanlässen der Fürst, nicht ein Priester die Opfer dar.[2]) Aber

[1]) Müller a. a. O. 215. [2]) Müller a. a. O. 171, 205.

bei den nächst niederen Geistern ist eine solche „Opferpriesterschaft" schon eingedrungen. Wir lernten sie in jenen Butios kennen, welche in der großen Tempelhöhle zu Haiti die Gaben aus den Händen der Wallfahrer nahmen und dem Zemes darbrachten. Hatten diese davon in ihrer Weise genossen, so gaben jene die gebrochenen Brodstücke den Opfernden zurück, die sie nun als etwas von der Gottheit unmittelbar Berührtes wie einen Talisman in Ehren hielten.[1])

Man muß annehmen, daß diese untergeordneten Zemes, weil in dem Stammtempel des Volkes, an der Urmalstätte wohnend, für wichtig genug geachtet wurden, um ihnen einen geregelten Kult zuzuwenden, im Volke aber Niemand mehr in so bewußten Beziehungen zu ihnen stand, wie der Cazik zu seinem Staats-Zemes. Von diesem hielt die geregelte Aufeinanderfolge der Caziken die Priester fern. Würde aber einmal die Cazikenreihe durch ein Interregnum unterbrochen worden sein, dann wäre vielleicht für die Nothwendigkeit einer Priesterschaft des höchsten Staatsgottes Raum geworden, und diese Staatspriesterschaft hätte unter Umständen durch diese ihre nahe Beziehung keinen geringen Einfluß auf die Wiederbesetzung des Cazikenstuhles gewinnen können — das liegt in der Sache begründet.

Auf Haiti hat sich unseres Wissens Aehnliches nicht ereignet. Dagegen sind anderwärts die Spuren, welche auf den Bestand eines solchen Priesterthums hindeuten, nicht ganz verwischt worden. Wir können diese naturgemäß nur da suchen, wo sich die Organisation über die der eigentlichen Rothhaut erhoben hat, und dies muß bei denjenigen älteren Kulturindianern der Fall gewesen sein, deren Kultdenkmäler noch über den Nordosten Amerikas zerstreut gefunden werden. Diese Stämme kennzeichneten sich, soweit wir uns Kenntniß von denselben verschaffen können, zugleich dadurch, daß die Hierarchie ihrer Geister im Sonnenfetische gipfelte und dieser zugleich den Staatsgott repräsentirte.

In der That wird nur von den Apalachiten und Jacuas oder Juanas[2]) berichtet, daß sie der Sonne geweihte Tempel besessen hätten, zu welchen der Zutritt nur den Priestern gestattet gewesen wäre. Diesen Priestern wurden die Opfer und Gaben zugestellt, damit sie dieselben dem Gotte darbrächten.[3]) Aehnliche Priester fanden

[1]) Müller a. a. O. 183. [2]) Müller a. a. O. 68.

[3]) Historie der Reisen, Bd. XVI. 500; Chr. Arnold a. a. O. (nach Rochefort) 959 ff.

sich auch bei den Natsches in Virginien und bei dem Leni-Lenape-Stamme der Shavannos, die aus Florida, dem Lande einer alten Kultur, gekommen sein sollen.[1])

Auf Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, die nicht unmittelbar mit dem Kulte zusammenhängen, bezieht sich der Einfluß des Priesters noch nicht. Von einem Lehramte kann natürlich gar nicht die Rede sein; auch mit dem Eheabschluß hat der Priester nichts zu thun. Die einfache, und wie es scheint, recht alte Zeremonie dieser Art besteht durchgehends in der Verbindung der Eheleute durch ein gemeinsam genossenes Mal ohne fremde Intervention. Man könnte theoretisch als ursprünglichste Form die Vollziehung allein vermuthen, aber hierin liegt für diese Kulturstufe nicht das Wesentliche; eine Hingabe solcher Art knüpft noch kein Band. Das Zusammenspeisen aber begründet überhaupt einen Bund, und so auch das der Eheleute insbesondere den der gemeinsamen Wirthschaft. Appun (Unter den Tropen) konnte die Zeremonie aus eigener Erfahrung beschreiben, und bei den brasilianischen Stämmen genügte nach v. Eschwege (I. 96) ein gemeinsamer Trunk Branntwein, um dasselbe auszudrücken. Vorangehen mußte diesem Akte natürlich der der Auslösung der Braut aus dem bisherigen Besitze. Nach beiden Richtungen hin war hier also für den Priester noch kein Raum.

Dagegen scheint es mir, als ob bei der Aufnahme der Jugend in den Stamm, sei es bald nach ihrer Geburt, sei es bei dem Uebergange des Kindes aus der Mutterpflege in die Gefolgschaft des Vaters oder Häuptlings, die Intervention des Priesters nicht immer ausgeschlossen gewesen wäre, obgleich wir darüber nur ungenügend berichtet sind. Es wird wenigstens von einer Art „Weihe" der Neugebornen gesprochen, die der Priester vollzogen hätte. Gewiß ist, daß alle diese „Weihen" die Aufnahme in eine Art Herrschafts- oder Bundesverband zu einem Hordengeiste bedeuten, und daß dabei ein Blutopfer gewöhnlich die Hauptsache ist, wie wir solche schon kennen lernten. Dieses Blutopfer selbst aber kann wieder nur eine der Geisterqualität angepaßte Form des älteren Blutbundes sein, von dessen Begriff auch in amerikanischen Sitten Spuren vorkamen. Stünde nun der Priester auch schon in einer Beziehung zu dem oberen Hordengeiste, wie wir solche

[1]) Belege bei Müller a. a. O. 68.

Priesterschaften vereinzelt kennen lernten, so wäre ihm der Weg zur Intervention bei einer solchen Aufnahme geöffnet.

Die sehr nahen Beziehungen, in welchen die blutigen Körperzeichnungen der Indianer zu einem solchen Akte stehen, haben wir schon flüchtig angedeutet. Die verschiedenen Narbenmarken, welche sich die Individuen derselben Horde in gleicher Weise, als zur Unterscheidung von anderen, in die Haut zu schneiden pflegen, gehören ganz hierher. Das eigentliche farbige Tätowiren scheint allerdings mehr aus dem Gesichtspunkte des Schmuckes betrachtet werden zu müssen, hängt aber doch auch mit dem Gebiete des Kultes zusammen. Indem der Einzelne durch die Trankspende des Blutes wie beim Blutbunde sich und seine Seele dem Gottgeiste der Horde übergiebt, kennzeichnet er zugleich durch die Form, Zahl und Lage der Blutschnitte wie durch ein Totemzeichen, dem sie oft völlig entsprechen, die Individualität dieses Geistes. Wahrscheinlich älter ist die von Andree geschilderte Sitte der Wahl eines persönlichen Bundesgenossen aus dem Geisterreiche, welche der Indianer beim Eintritt in das Jünglingsalter nach vorhergegangenem Fasten vorzunehmen pflegt. Mit diesem Bunde hängt die Wahl eines besonderen Fetisches zusammen. Beide Bündnisse können aber gewiß auch nebeneinander bestehen.

Selbst die noch entstellendere Sitte der Botokuden, Ohren und Unterlippen aufzuschlitzen und die Oeffnung durch einen Holzpflock ins Ungeheure zu erweitern, muß einst in diese Gruppe von Kulthandlungen gehört haben. Darauf deutet wenigstens der Umstand, daß diesen Operationsakten eine Art staatlicher Bedeutung beigelegt wurde, indem nach dem Berichte eines Negers, der lange als Sklave unter Botokuden gelebt hatte, [1]) jedesmal zu einer bestimmten Zeit sich Tausende in der Residenz des Botokudenhäuptlings versammelten, um gleichzeitig diese Operation an sich vornehmen zu lassen.

Wir sehen, daß selbst unter so einfachen Verhältnissen, wie sie einst die freien Indianerstämme der untersten Kulturstufe darboten, die Keime zur Entwickelung einer großen Machtstellung des Priesterthums gegeben sind. In alle Lebensverhältnisse reicht diese hinein, und die Person des Priesters umgiebt ein über das Grab hinaus leuchtender Zauber. Auch im Jenseits stehen sie erhaben über der gemeinen

[1]) v. Eschwege, Journal. I. 93.

Masse, über den Herrschern und Häuptlingen. Die brasilianischen Guaycurus glauben, daß Häuptlinge und Priester nach dem Tode auf den Sternen herumwandelnd ein lustiges Leben führen, indeß das gemeine Volk auf seinen Begräbnißplätzen bleibt.[1]) Ueberall spielen sie auch jenseits wieder als Geister eine besondere Rolle, und der Knochen von einem Priester ist ein besonders wirksamer Fetisch.[2])

Doch steht die Achtung des Lebenden auf sehr unsicherer Basis; irgend einen moralischen Halt besitzt sie nicht. Ein Leben, wie es der Hordenindianer führt, entwickelt keine Gesetze der Moral oder nur die rohesten Anfänge einer solchen. Moralische Eigenschaften können auch noch nicht den Geistern zugeschrieben werden, weil die Vorstellungen nicht geschaffen sind, und so kann auch wieder die Nähe des Geistes auf den Priester keinen moralischen Einfluß üben, seine „Heiligkeit" ist von einem solchen Elemente völlig frei; nur die Bedingungen des engeren Kultverhältnisses zwischen ihm und dem Geiste bilden einen Keim für den Begriff von stetiger Verpflichtung, und die Treue dieses Bundes den Keim einer Tugend, die in bewußter Weise über das, was die Natur erzwingt, hinausgreift. Aber noch fehlt für all das gerade die Stetigkeit, und jener Keim schlummert noch. Daher trägt die Stellung des Priesters trotz ihrer Bedeutung keinen immanenten Schutz in sich. Nichts davon deckt seinen Rücken, wenn seine Kuren fehlschlagen; er trägt ihn buchstäblich zu Markte.

Die Priester der Patagonier müssen bei jedem Todesfalle eines Häuptlings zittern, denn es ist schon geschehen, daß sie nach einem solchen Ereignisse allesamt umgebracht wurden, insbesondere wenn man wußte, daß sie mit jenem bei dessen Lebzeiten Streit gehabt. Gerade der Glaube an sie und ihre Kunst spricht ihnen dann das Todesurtheil. Auch bei seuchenartig um sich greifenden Krankheiten trifft sie ein schweres Los. Wegen der Blattern, die einst einen Patagonierstamm dem Aussterben nahe brachten, ließ ein Häuptling fast alle Priester tödten.[3])

---

[1]) v. Eschwege, Journal. II. 280.

[2]) Prichard Naturgeschichte des Menschengeschlechts; deutsch von Wagner und Will, Leipzig 1848, IV. 509, 511 (nach Falkner); Meiners, Grundriß der Geschichte der Religionen 40; Müller a. a. O. 262.

[3]) Meiners a. a. O. II. 486.

II.

Afrika mit Ausschluß von Alt-Aegypten.

1. Uebereinstimmendes und Eigenthümliches der Kultgrundlage.

Den Norden Afrikas bis über die Sudanländer hinaus und ein gut Theil der Ostküstenländer desselben Erdtheils hat der Islam erobert, und von der Südspitze dringt das Christenthum nach Norden vor. Noch beschränkter wird für die Forschung das Restgebiet durch die Unzugänglichkeit des inneren Landes. Wir wissen nur eben genug von diesen Gebieten, um sie in Hinsicht auf die Religionsanschauungen den vorher behandelten Indianern anschließen zu können. Darüber besteht in der Wissenschaft keinerlei Uneinigkeit.

Aber doch hat das Gebiet des dunkeln Erdtheils auch wieder seine Eigenthümlichkeiten, entsprechend den weitaus mannigfaltigeren Kulturstufen seiner Bevölkerung. Die aussterbenden Buschmänner im Süden, diese „unglückseligen Kinder des Augenblicks," wie Fritsch[1]) sie nennt, unbedachtsam in Allem, gleichgiltig gegen den Sorgen erregenden Besitz, ohne andere Organisation als die der Familie, dabei, vom Augenblicke gereizt, gewaltthätig und immer gefühlshart — stehen auf der untersten Stufe menschlicher Lebensverhältnisse überhaupt. Diese Kennzeichen, entnommen den langjährigen wissenschaftlichen Beobachtungen Fritsch's, bezeugen und betonen fast durchgehends den beinahe völligen Mangel jeder Lebensfürsorge, ja den Abscheu vor solcher, und wir erkennen sofort daraus, was wir für unseren Gegenstand hier zu erwarten haben.

---

[1]) Die Eingebornen Südafrikas. I. 418.

Hat es doch einem so scharfsinnigen Beobachter wie dem genannten geschienen, als ob Spuren von Religion überhaupt bei solchen Völkern nicht zu finden wären — nichts als ein krauser Wust von Gespensterglauben! Das aber ist eben die Religion auf dieser Stufe. Die benachbarten Hottentotten, als Hirten über jene sich erhebend, stehen einer solchen Stufe dennoch nicht allzu fern. Nordwärts von diesen Völkern ist kaum eines entdeckt worden, das nicht wenigstens gleich den Hottentotten Vieh gezüchtet, oder doch solches in einen halb zahmen Zustand gebracht hätte. Dazu gesellt sich schon vielfach, wenn auch meist noch von Frauen betrieben, eine Stufe von Ackerbau, und an Handfertigkeiten, darunter die Kunst der Eisenbereitung, fehlt es nicht überall.

Die Organisation umfaßt durchgehends größere Verbände, aber der häufige Rückfall in die Raublust des Jägerhirtens und andere Umstände rütteln immer wieder an dem Bestande derselben. Fast ebenso wie sich die Horden der Indianer zur Jagd verbinden und wieder zerstreuen, so entstehen und vergehen hier aus anderen Anlässen die Reiche. Die weiten Binnenräume des Kontinents, die wenig dichte Bevölkerung gewährt solchem Drängen Raum. Nur an den Küsten gelangt naturgemäß solche Bewegung früher zur Stauung. Hier haben sich denn auch Staatengebilde von relativ dauerndem Bestande entwickelt, und wir werden gerade hier die entsprechenden Fortschritte zu suchen haben Da aber die Ostküste bis an die Zuluänder hin dem Islam verfallen ist, so haben wir unsere Blicke vorzugsweise auf die kleinen aber relativ alten Staaten der Westküste zu richten, bei welchen der portugiesische Einfluß nicht von jener Wirkung war, wie der arabische im Osten. In Wirklichkeit führt uns die Betrachtung der Religionsverhältnisse auch gerade in diesen Staaten um eine Stufe höher hinauf, aber doch nicht über den untersten Treppenabsatz hinweg; das muß auf afrikanischem Boden der nach Jahrtausenden zählenden Kultur des alten Aegypten vorbehalten bleiben.

Von diesem und den Gebieten fremden Einflusses abgesehen, sind auf dem ganzen Erdtheile die Religionsvorstellungen nicht wesentlich über den Kreis der Ausbildung hinausgekommen, den wir bis jetzt kennen gelernt haben; dagegen hat der Kult dieses Vorstellungskreises in den genannten Weststaaten eine, wenn auch nicht neue, so doch großartige Entwickelung genommen. Hier werden wir also auch bezüglich unseres Gegenstandes auf die Wegstrecke treffen, die uns beträchtlich

weiter, in bis jetzt nur vermuthungsweise berührte Thatsachen einführen wird. Hier wollen wir also auch am längsten verweilen.

Westafrika ist das klassische Land des Fetischismus im engsten Sinne, und deshalb hat die Wissenschaft nicht unrecht gethan, das Wort selbst von hier zu entnehmen. Allerdings kennt Afrika genau wie Amerika all die Arten möglicher Fetische — unmöglich ist eben keiner — aber eine außerordentliche Sorgfalt hat es gerade auf die Entwickelung jener Gruppe des praktischesten Fetischismus verwendet, der seine Geister in selbstgefertigte tragbare Gegenstände einschließt. Im engsten Anschlusse an diesen Fetischismus und an eine konsolidirtere Organisation der Staaten hat sich gerade hier ein Priesterthum aller Schattirungen entwickelt, dessen Hand bereits in jede menschliche Angelegenheit hineinreicht, den Menschen selbst schon vor seiner Geburt erfaßt und noch nach seinem Tode nicht losläßt.

Darnach ist uns unsere nächste Aufgabe gegeben. Ueber dasjenige Gebiet, das uns dieselben Erscheinungen in demselben Umfange bietet, die wir von Amerika her schon kennen, werden wir den Blick nur zu dem Zwecke schweifen lassen, um uns von dieser Uebereinstimmung zu vergewissern; da aber, wo sich uns der Einblick in weitere Fortschritte der Entwickelung des Priesterthums aufthut, werden wir länger verweilen.

In ganz Afrika ist die Grundlage eines Kultes, wie wir ihn bereits in Amerika fanden, genau dieselbe: die Vorstellung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode des Menschen und die Furcht vor diesen Seelen. Auch für die rohesten Stämme haben dieselbe selbst jene Forscher nachgewiesen, welche, in unseren eigenen Religionsvorstellungen befangen, bei jenen Urmenschen nicht die Spur einer Religion entdecken zu können behaupteten. Es giebt aber Akte, welche, bei uns begangen, als ein vollgiltiger Beweis des Mangels aller Religiosität gelten müßten, unter den Verhältnissen jener Kultur aber für das Vorhandensein der Religion zeugen. Hat doch der Neger da und dort [1]) für die Tödtung hinsiechender Greise außer den gewöhnlich maßgebenden Gründen einer unbeholfenen Lebensfürsorge auch noch den religiösen Antrieb, daß die Seele, schwach oder stark, genau so fortlebe, wie sie den Leib ver-

---

[1]) Nach Waitz, Anthropologie. II. 294.

lasse. Schneidet er also das noch nicht ganz verwelkte Leben ab, so rettet er der Seele einige Frische.

Den Ostafrikanern hat man wiederholt alle Religion abgesprochen. Sie hätten für niemand Verehrung und auch keine Ehrerbietung für Menschen, aber einen Glauben an — „Gespenster" und die „schwarze Kunst".[1] Fritsch fand bei den milderen Bechuana von dem Begriffe der Gottheit keine Spur — aber einen verworrenen Koboldglauben; ebenso sei die Phantasie der Damara, Hottentotten und Namagua mit dem Glauben an die „Geister der Verstorbenen" erfüllt. Man weiß, daß die A=bantu=Stämme insgesammt die Seelen der verstorbenen Eltern um Hilfe anrufen,[2] und daß die Stämme des Nordostens dasselbe thun. Auch von den Wanyamwesi zwischen dem Zanzibarreiche und dem Tanganyikasee berichtete noch die jüngste Expedition der deutschen afrikanischen Gesellschaft in einem Schreiben an den Vorstand: „Religiöse Vorstellungen scheinen so gut wie ganz zu fehlen oder doch abhanden gekommen zu sein" — erzählte aber gleich darauf, wie einem verstorbenen Sultan daselbst junge Mädchen ins Grab mitgegeben wurden, und daß man unter dem häufig gehörten Worte dana „Amulete" jeder Art verstehe. Selbst der fortgeschrittenste Stamm der Ostvölker, die Zulus, sind der Anklage nicht entgangen, daß sie von Gott nichts wüßten[3]) — aber ihr Unglück verschulde nach ihrem Glauben oft der „todte Bruder". Es ist bekannt, daß gerade die Zulus ganz wie die Indianer die Welt voll Geister sehen, und daß sie all diese Geister als die Seelen der Vorangegangenen betrachten. Nur ist mir nicht klar geworden, ob sie mit Ehlose (Plural: Amahlose) ursprünglich den Geist oder den Fetischkörper bezeichneten, als welcher ihnen in diesem Falle die Schlange gilt. Aber auch diese völlige Verschmelzung zeugt deutlich für dieselbe Entstehung der Vorstellung, auf die wir schon einmal stießen. Irgend ein Ehlose ist ihnen die Ursache von Allem, was geschieht. I=tongo heißt ein Ahnengeist (zum Unterschiede von jenem wohl ohne Rücksicht auf den Fetisch, aber mit Bezug auf die Verwandtschaft), und seinen Amatongo schreibt der Zulu die Entscheidung der

---

[1]) Andree, Burton und Speke's Reisen. 363.
[2]) Peschel, Völkerkunde. S. 272.
[3]) Waitz a. a. O. II. 410.

Kämpfe zu. Sie begleiten also die Lebenden dahin, wie die Geister des Indianers.

Eine nothwendige Konsequenz dieser Vorstellung ist es, daß ein Volk, welchem eine einheitliche Organisation keineswegs mehr unbekannt ist, auch zu dem Begriffe eines „großen Geistes“ kommen muß. Ihn kennen in der That Neger so gut wie Indianer, aber auch jene gefallen sich in einer gewissen Beziehungslosigkeit zu demselben. Die Zulus geben ihm sogar genau denselben Namen, wenn anders Kulu in „Unkulunkulu“ oder „Umfo Omkulu“, wie behauptet wird, „der Geist“ heißt. Nach einer anderen Erklärung hieße das letztere Wort „der große Herr“, und es ist wieder ein bezeichnender Anklang, daß dieser Unkulunkulu ebenfalls zugleich als „oberster Gott“ und als „erster Mensch“ erscheint. Als solcher ist er natürlich vor Allem der Stammvater der Zulus.

Ich will nicht verschweigen, daß sich ein großer Prinzipienstreit unter den Fachgelehrten auch auf diesen Unkulunkulu erstreckt. Die zahlreicher vertretene Schule sucht in ihm, wie er heute in der Vorstellung der Zulus lebt, nur noch einen Rest ehemaliger Herrlichkeit. Sie glaubt, auch die Zulus hätten einmal einen weit erhabeneren Gottesbegriff gehabt, von dem aber heute nur noch jener Name übrig geblieben sei; der Inhalt wäre immer mehr, endlich bis zur Vorstellung eines bloßen Urmenschen herabgesunken. Ich sehe zumal bei Abgang aller historischen Zeugnisse keinen zwingenden Grund für diese Erklärungsweise; aber die Entscheidung dieses Streites ist für unsern Gegenstand auch gar nicht von Belang; denn der Kult, wie er nun einmal vorhanden ist, hat die Vorstellung von nicht bedürfnißlosen Geistern zur Voraussetzung.

Auch die Neger, die Livingstone[1]) nördlicher zu Tete in Südostafrika traf, versetzten unter ihre Ahnengeister einen „großen Geist“ Morungo als Schöpfer, ohne sich jedoch in nahen Beziehungen zu ihm zu glauben. Desgleichen kennen auch die Schekinanis und Bakales im westlichen Aequatorialgebiete[2]) einen „großen Geist“, und seine genealogische Beziehung zu den Todten drückt sich dadurch aus, daß er gleich diesen in

[1]) Neue Missionsreisen, 50.
[2]) Waitz a. a. O. II. 184.

der Erde wohnt, von wo er ab und zu in ein großes Haus heraufkommt, das man ihm gebaut hat.

In einem großen Theile von Westafrika ist „Chimbinde" die Seele der Verstorbenen, und sie ist wie überall in Afrika Ursache alles Unglücks, insbesondere der Erkrankungen. Bei einem Krankheitsfalle in Chicambo stellte der gerufene Priester in Bastians Anwesenheit[1]) die genaue Diagnose, es sei unlängst in der nahen Faktorei ein Krumanos-Neger gestorben, und gerade dessen „Chimbinde", als Gespenst aus dem Grabe zurückgekehrt, habe sich in den Kopf des Kranken gesetzt und so die Krankheit verursacht. Eine ganz ähnliche Diagnose wußte sich in Gegenwart Livingstone's ein Häuptling am Nyassasee ohne priesterliche Zwischenkunft selbst zu stellen.

Damit ist schon erwiesen, daß dem Geiste nach afrikanischer Vorstellung genau dieselbe Beweglichkeit und Macht zugeschrieben wird, wie nach indianischer. Er kann zurück- und in einen beliebigen Gegenstand einkehren — damit ist der Gedanke des Fetischismus gegeben. Die Phantasie des Afrikaners hat den Spielraum, den dieser Gedanke gewährt, nach allen Richtungen hin ausgefüllt. Daß der Körper des lebenden Menschen selbst nicht von der Einkehr des Geistes ausgeschlossen ist, haben wir prinzipiell schon in Amerika kennen gelernt, in Afrika aber werden wir diesen fruchtbaren Gedanken bis zu den wunderbarsten Konsequenzen ausgebildet finden. Hier soll nur der daselbst weitverbreitete Gedanke des „Wiedergeborenwerdens" berührt werden. Er entsteht durch die logisch zulässige Uebertragung des allgemeinen Fetischgedankens auf den Körper eines empfangenen oder zur Geburt gelangenden Kindes. Dieser Glaube spielt neben anderem auch bei den Zulus eine Rolle; es kann ihm zufolge der Mensch wiederholt in der Welt als Mensch erscheinen.

Aber das Nächstliegende ist auch in Afrika die Anknüpfung des Fetischgedankens an die Grabwohnung. Die Mandingos begraben den Todten in seiner Hütte,[2]) und auch die Somrai beerdigen nach Nachtigal[3]) die in eine kauernde Stellung gebrachten Leichen

[1]) Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango-Küste. Jena, 1874. I. 61.

[2]) Waitz. II. 194.

[3]) Sahara und Sudan. II. 578.

im Hause. Die Eingebornen von Duke-town an der Westküste stehen hierin ganz auf dem Standpunkte gewisser Indianerstämme; sie begraben nach Bastian [1]) den Hausvater im Hause und überlassen ihm dann, um die Ruhe seiner Seele nicht zu stören, dieses ganz, indem sie selbst ausziehen. Aber schon hat sie ein gewisser Fortschritt der Lebenshaltung bewogen, eine Vermittlung zu suchen. Nur ein Jahr lang gönnen sie dem Verewigten diesen Luxus, dann beziehen sie selbst wieder die umfangreichere Wohnung und bauen dem Geiste ein bescheidenes Hüttchen daneben. — Die Bewohner von Yoruba vergraben zumeist die kauernde Leiche unter der Schwelle des Hauses; eine Kindesleiche aber wird weggeworfen, weil sie, unnatürlicherweise durch einen bösen Geist des Lebens beraubt, diesem zum Anhalt dienen könnte. [2]) Die Susus [3]) verlegen gleich anfangs das Grab neben die Wohnung, und in Sierra Leone geziemt es sich, die Vornehmsten wenigstens im „Palaverhause" — der Raths- und Versammlungshalle des Ortes — zu bestatten.

Ein Theil der Neger in Senegambien baut in der schon angegebenen Weise für jeden Todten eine besondere Hütte, gewährt diesen Todtenhütten aber untereinander dieselbe Geselligkeit, deren sich die Hütten der Lebenden in den Dörfern erfreuen, und so entstehen förmliche Todtenstädte, [4]) in deren einer, der zu Ifeh, zur Bequemlichkeit der Geister, beziehungsweise der sie mit Kultspenden versorgenden Besucher, wie in einer Stadt der Lebenden, förmlicher Markt gehalten wird — Ouga Attebah, „Markt der Todten". [5]) So hat nach Dapper's Beschreibung auch jedes Dorf der Guojes ein bescheidenes „Büschlein", in dem die Seelen der Verstorbenen wohnen. Wer nicht das Zeichen der Rotte an sich trägt, d. h. durch bestimmte Blutritze als zur Rottenverwandtschaft gehörig sich ausweist, der darf sich an jenen Ort nicht wagen, denn die Geister würden ihn umbringen. An jenem Zeichen aber erkennen sie ihn als den Ihrigen — die klarste Bestätigung der Kultbeziehung jener Zeichen. Die Freunde besuchen sie wiederholt, um ihnen Früchte und Wild zu bringen.

---

[1]) Geographische und ethnologische Bilder. Jena 1873. S. 137.
[2]) Bastian a. a. O. 104.
[3]) Waitz a. a. O. II. 194.
[4]) Ebendaselbst.
[5]) Bastian a. a. O. 185 f.

Begegnen wir nun allüberall auf afrikanischem Boden sogenannten Fetischhütten, in denen Getreidespenden „die Geister versöhnen und die Felder gegen Unfälle schützen" sollen,[1]) so können wir in ihnen jene Geisterwohnungen nicht verkennen.

Es ist uns auch nicht unverständlich, warum die Menschen dem Besitze der Gräber hervorragender Persönlichkeiten die „Fruchtbarkeit ihres Landes" zuschreiben, und es brauchen ihnen dann nur, sei es durch Christen oder Mohammedaner, klingende Namen für ihre namenlosen Ahnen in den ausgezeichneten Gräbern zugeführt zu werden, so knüpfen sie diese sowohl an jenes Grab, wie an jene Himmelswirkung. So danken die Bewohner von Balla-Bagh die Fruchtbarkeit ihres Landes dem glücklichen Besitze des Riesengrabes Lots und die Lughmans dem des Patriarchen Lamech.[2]) Die Verbindung auffällig großer Gräber mit Patriarchen-, d. h. Häuptlingsnamen ist nicht ohne alle Berechtigung; denn wie man dem Hausvater das enge Haus überließ, so beanspruchten in der That die Geister der Häuptlinge und Fürsten ihre ganze Residenz. Das betroffene Dorf wurde wirklich zerstört, und in der so gewonnenen großen Grabstätte liegt dann in der Regel auch die „Schatzkammer" des Dahingeschiedenen — die Seele hält auch hier ihr Eigenthum fest, und die Furcht der Menschen schützt sie in diesem Besitze.[3])

Die Fetischhütte kann man wohl schon als eine Widerspiegelung eines Zustandes der Seßhaftigkeit betrachten. Sie ist aber äußerlich zugleich immer noch die Marke eines Grabes, die auf einer anderen Stufe in irgend einer anderen Form gesucht werden mußte. Die natürlichste dieser Art ist die Erd- oder Steinaufhäufung über dem Grabe, und wie diese finden wir als solche auch den einfachen aufgerichteten Pfahl wieder. Bastian[4]) erwähnt einen „Hauspfahl", zu dem die Neger der Westküste in Kultbeziehungen stehen — es ist das in das Gehöfte oder Haus aufgenommene Malzeichen des Grabes, an das der Geist insbesondere sich zu binden pflegt. Diesen „heiligen Pfahl" fand Nachtigal[5]) auch bei den Nachbarstämmen der Bagirmi im

---

[1]) Andree, Burtons und Spekes Reisen 363.
[2]) Bastian, Deutsche Expedition II. 192.
[3]) Ebenda I. 102.
[4]) a. a. O. II. 182.
[5]) Sahara und Sudan II. 685.

Innern des Continentes; er war 4 Fuß hoch, aus dem Holze eines bestimmten Baumes (Habila) geschnitten und durch Ringzeichnungen geziert. Jeder Hausvater besaß einen solchen in einer kleinen Hütte neben der Wohnung. Vor diesen Pfahl wurden die Gaben gebracht und an ihm wurden die barbarischen Trophäen besiegter Feinde und Fellstücke erlegter Thiere aufgehängt. Obwohl nun der Geist in diesem Pfahle wohnte, so bewegte er sich nach der Meinung des Volkes doch auch in den Wolken und verursachte den Donner.

Solche Holzpfähle fand Bastian[1]) auch im Westlande auf den Gräbern der Prinzen und Prinzessinnen, und zwar hatte man es versucht, ein Menschenbild daran zu schnitzen. Bei den Wanyamvesi fanden die erwähnten deutschen Forscher „an den Wegen Stangen mit Strohbündeln u. dergl." als Dana, d. h. Schutzmittel aufgestellt. Wir werden genau dieselben Weghüter bei mongolischen Völkern wiederfinden.

Diesen, seinem Ursprung nach der Todtenpflege angehörigen Pfahl sehen wir also auch hier wieder zum Schnitzbilde sich entwickeln, und es scheint mir, wenn ich es hier nebenher bemerken darf, daß der auf jüngerer Stufe so vielfach verbreitete Phallusdienst nur auf einer rohen Umdeutung jenes urältesten einfachen Bildes beruhe.

Eine andere Art von Fetischen erschien von Anfang an beweglich. Selbst die Leichen werden nicht immer dem beweglichen Inventar eines Hauses entzogen. So führte nach Cavazzi die Königin der Zingha das Skelett ihres Bruders bei sich und empfing von dessen Geiste Inspirationen. Häufiger begnügt man sich, wie auch in Amerika, mit einem kleineren Reste des Todten, dem der Geist ebenfalls folgt. Wie dort giebt es übrigens keinen Gegenstand, der nicht in solcher Weise einen Geist in sich aufnehmen könnte, wenn dieser durch Gaben gelockt wird. Jeder Grasbusch oder Zeugfetzen, jedes Bildchen aus Thon oder Holz, jeder Topf oder Stein kann ein Fetisch werden, wenn die Kunst des Priesters — eine entsprechende Kultpflege — ihn dazu macht. Kaum irgendwo auf der ganzen Erde blüht diese Art Fetischismus so wie in Westafrika. Uns genügt hier der Nachweis der Uebereinstimmung; Einzelnes werden wir nur insoweit erwähnen, als es mit dem Priesterthume unmittelbar zusammenhängt.

---

[1]) Deutsche Expedition I. 66.

Nicht eine und dieselbe Kraft im Weltall ist es, die sich der Neger und der Indianer unter den genannten Gegenständen veranschaulicht denken, sondern es sind individuelle Geister, die in ihnen wohnen. Gerade das ist einer der schätzbarsten Vortheile des Priesters, daß er diese Individualitäten kennt und bei Namen zu nennen weiß und zu rufen vermag. Um diesen Namen fragt der bei einem Fetische Schwörende erst den Priester, um dann diese bestimmte Individualität anrufen zu können.[1]) Die tragbaren Fetische werden zu Amuletten, sobald man sie an den Leib nimmt. Dazu eignen sich besonders und stehen thatsächlich in Verwendung[2]) Eisenketten, Ringe, Armringe u. dergl. In alldem erblicken wir kein neues Element; — neu ist dagegen die außerordentlich eingehend durchgeführte Arbeitstheilung der Fetischgeister an der Westküste Afrikas. Hier hat, um nur einen Vorgeschmack zu geben, der König von Loango seinen besonderen Fetisch am Arme, der ihm ein Wohlbekommen des Trankes sichert, Bulunga in dem Fetisch eines offenen Eisenringes bewahrt vor Krankheit, Malunga, ebenfalls ein Eisenring, hält den Kopf klar, Imba, ein Armring mit einer Muschel, beugt blutigem Ausgang des Streites vor, Madomba, als Eisenkette, schützt im Kriege u. s. w.

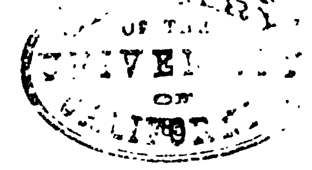
Eine solche Arbeitstheilung ist in ihrer Ausbildung vorzugsweise auf den Einfluß einer massenhaft vertretenen Priesterschaft zurückzuführen, von der das Volk je nach dem Spezialfall bald den einen bald den andern bevorzugte, je nachdem die Praxis seiner Vergangenheit ihn dazu empfahl. So entstanden naturgemäß Spezialisten unter den Priesterärzten, und da die Kraft ihrer Individualgeister ihr Heilmittel war, so mußten diese selbst in unterschiedlicher Qualifikation erscheinen. Doch sind auch noch andere Anläße zu einer solchen Spezialisirung denkbar. Es ist uns ein sprechendes Beispiel dieser Art mitgetheilt.[1]) Dem Könige Mani-Bussa ist ein Kind mit Unglück verkündenden Merkmalen geboren. Es tritt Dürre ein; das Volk vertreibt den schlechten König — wir werden noch sehen nach welchem Rechte — und er flüchtet zu den Mussurongi. Nun trifft es sich, daß es hier regnet, aber in seiner Heimath dauert die Dürre fort. Anderen

---

1) Bastian a. a. O. II. 46.

2) Ebend. II. 163.

3) Ebend. II. 173.



Sinnes geworden ruft das Volk ihn sammt dem Unglückskinde — Singa ist dessen Name — zurück, und wirklich fällt nun auch hier Regen. Singa starb frühzeitig — inspirirt seitdem den nach seinem Namen sich nennenden „Priester Singa" von Tumba und ist auf dem Wege, ein „Regengott" zu werden, wenn er es nicht schon ist.

Bäume sind in Afrika beliebte Fetische, nicht minder aber Thiere jeder Art. Die Schlange hat insbesondere bei den Zulus die andern Fetische zurückgedrängt. Die Bevorzugung von Thier- oder Malfetischen dürfte auch hier nicht außer Zusammenhang mit den Bestattungsformen zu denken sein.

Noch unterscheidet man in Afrika nicht undeutlich, wenn auch schon vielfach ineinandergreifend, zwei sehr verschiedene Arten der Todtenversorgung, von denen wir zweifellos diejenige für die ältere zu halten haben, welche wir bei den Stämmen niederster Kultur vertreten finden. Diese uralte Versorgungsart ist dem Menschen ebenfalls von der Geisterfurcht diktirt, aber indem er — wofür Buschmann und Hottentott noch lebende Zeugen — durchaus nicht weiter vor sich hinaus denkt, hat er keinen anderen Wunsch, als den, des gefürchteten Geistes los zu sein. Hat er nicht schon — dessen der Hottentott sich nicht immer scheute — den Kranken aus der Hütte fortgeworfen, so schleppt er unter allerlei Vorsichtsmaßregeln gegen die Wiederkehr den Todten hinaus, um ihn womöglich dort im Busche fortzuwerfen, von wo aus er am wenigsten den Weg zurück fände. Diese Sitte findet sich wirklich noch bei den tiefstehenden Stämmen, aber auch die Zulus, welche für die Bestattung ihrer Häuptlinge die größten und grausamsten Aufwendungen machten, reden vom Bestatten immer noch als von einem „Hinauswerfen", und auch an der Westküste erhielten sich neben widersprechenden Bräuchen die älteren, das weitverbreitete Ausfegen, das Niederreißen der Hütten u. ähnl.

Es mußte aber der Gedanke, daß nun der Geist wohl in ein Thier der Wildniß, das vielleicht den Leib aufnimmt, oder doch wie die Schlange Busch und Erde durchkriechend scheinbar vom „Staube" lebt, eingegangen sei, demjenigen näher getreten sein, der den Todten in dieser Weise preisgab, als demjenigen, welcher ihn an eine feste Wohnung zu fesseln suchte, über der er die Flaggenstange als Mal aufpflanzte. Gelangte aber der Mensch auch zu dieser höheren Stufe, so brachte er doch jene Vorstellung schon als eine durch ihr Alter vor jedem Angriff ge-

schützte mit. Dem entsprechend bemerkten wir denn auch beim Indianer ein Vorwalten des Thierfetisches.

Das Alles beweist uns also nur die völlige Identität der Kultgrundlage diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans, soweit es sich vorläufig um Afrika handelt, und diese Identität läßt sich, ohne jede Voraussetzung einer Uebertragung, aus denselben Anlässen, welche das erste Nachdenken über diese Gegenstände anregten, und aus dem den gleichen Gesetzen der Logik folgenden Denken ableiten und begreifen.

Wenn wir in Westafrika zuerst auf Organisationen von älterem Bestande treffen, können wir hier auch ein Fortschreiten dieser Vorstellungen erwarten. Jede Indianerrotte kannte wohl eine Art Führergeist, aber der hatte nur von Fall zu Fall bei einem Raubzuge sich zu zeigen; mit fortlaufenden Regierungssorgen war er so wenig belastet, wie irgend ein lebender Indianer unter der Rotte. Anders an der Loangoküste, wo eine Mehrzahl kleiner Staaten mit einer völlig seßhaften Bevölkerung bestand, welche letztere unter festgeregelten Verhältnissen von Landbau, Viehzucht und Fischfang lebte. Abgesehen von der nothwendigen Aufrechterhaltung der Ordnung, des Schutzes des Eigenthums und des Rechtes handelt es sich unter jenem Himmelsstriche namentlich um das richtige Einsetzen des Regens und des geeigneten Wetters überhaupt. Das Alles zu übernehmen, gehörte zu einer zweckentsprechenden Regierung des Landes — und andererseits wußte man aus den Vorstellungen einer früheren Kulturstufe, daß Wind und Wetter zu leiten, Regen zu bringen und zu versagen, das Verborgene zu offenbaren, Krankheiten zu senden und zu beheben in der Macht der Geister liegt. Also war es für das Land nothwendig, durch sie regiert zu werden, und diesen Wünschen, oder wenn man will, dieser logischen Nothwendigkeit entsprach die Vorstellung von dem im lebenden Fürsten wohnenden regierenden Geiste.

Nichts stellte sich nach der bisher gezeichneten Entwicklung der Vorstellungen einem solchen Gedanken in den Weg. Daß der Stammgeist eines Volkes bei den Seinigen verweile, wenigstens dazu durch Kult bewogen werden kann, entspricht der Grundvorstellung der ganzen Gedankenreihe; daß er in irgend einem Gegenstande, also auch in einem Menschen seinen Sitz nehmen könne, und z. B. im Priester im Momente der Begeisterung wirklich wohne, wußte auch der Indianer. Er kann mit einem Neugeborenen neugeboren werden, er kann aber auch in

einem Erwachsenen sich niederlassen; wie er in den Fetischzeichen in den Krieg zieht, so kann er auch im Kopfe des Fürsten auf dem Throne sitzen.

Auf diesem, uns nur noch in einer verflüchtigenden Form geläufigen Grundgedanken baute sich das Herrscherthum in Westafrika auf. Welchen Einfluß dabei ein entwickeltes Priesterthum zu gewinnen vermag, ist leicht zu erkennen. Der Herrschergeist wurde hier nicht wiedergeboren — wie auf einigen Südseeinseln — sondern mit einem lebenden Fetische verbunden, wobei der Priester in dieselbe Intervention tritt, wie bei der Herstellung seines Fetischzaubers.

Die Consequenz dieser Vorstellung scheint durch alle Regierungsverhältnisse hindurch zu gehen. Als deutsche Reisende [1]) den dem Dorfe Makaya vorgesetzten Würdenträger in seiner Behausung aufsuchen wollten, fanden sie seine Fetischhütte leer, weil auch der Fetisch zu einer Amtshandlung ins Palaverhaus (Rathhaus) mitgegangen war. Er hatte also sichtlich wenigstens einen Antheil an der Regierung — ja wenn wir andere Anzeichen richtig deuten, weit mehr als das. Auch der zu Sogne residirende Statthalter ließ sich bei offiziellen Ausgängen von dem regierenden Fetische begleiten, oder vielmehr dieser machte den Ausgang und der Statthalter begleitete ihn. Zu diesem Zwecke gab es hier zwei Fetische desselben Geistes, einen größeren ruhenden und ein kleineres tragbares Abbild desselben — diese Thatsache wird uns noch dazu dienen, ägyptische Texte klarzustellen. Der Gebrauch dieser Doppelfetische setzt die Vorstellung voraus, daß sich der Geist aus dem großen ruhenden Sitze in den tragbaren begab, so oft die Art der Funktionen es erheischte. Wir können daraus zugleich das ursprüngliche Verhältniß entnehmen, in welchem verschiedene Fetischkörper desselben Geistes überhaupt anfänglich gedacht werden konnten.

Gleicherweise regiert auch in den Staaten selbst der Schutzgeist oder Gott, und zwar entweder in dem Fetische eines lebenden Königs oder sogar in einem leblosen Fetische. So herrschte [2]) im Königreiche Kakongo, obwohl König Muschingana lange gestorben und vermodert war, immer noch dessen (d. h. der vordem in ihm regierende) Geist, und zwar durch die in der Hauptstadt befindlichen

[1]) Bastian, a. a. O. I. 43.
[2]) Ebenda 230 f.

Masengale oder Umtschenjele genannten Fetische. Es ist selbstredend, daß in solchen Zeiten die Willensmeinung des Herrschers nur durch den Priester vermittelt werden konnte, und daß der Priester wenigstens thatsächlich der Regent oder Vizeregent war.

Daß wirklich die Fetische, beziehungsweise die „Götter", als die eigentlichen Regenten gedacht werden, zeigt auch eine eigenthümliche Sitte in Kakongo. Ist der alte König gestorben, der neue aber noch nicht „gekrönt", richtiger geweiht, so hat ein unmündiger Knabe gleichsam den Ehrendienst bei den königlichen Fetischen; er wohnt mit ihnen in Einem Hause, hat allein Zutritt zu ihnen, ist von einem Hofstaate von fünf Ministern umgeben und bezieht während dieser Zwischenzeit den „königlichen Antheil" von allen Einkünften des Reiches.[1]) Es scheint, als wäre dieser Knabe zur Verdrängung des Priesters eingeschoben — allerdings ist er dem strengen Begriffe nach jetzt selbst Priester — aber jedenfalls ein willenloserer. Dieses Interregnum kann oft längere Zeit dauern, weil aus noch zu entwickelnden Gründen ein präsumtiver König allen Grund haben kann, die „Weihung" zu fürchten. Gelangt der Knabe darüber zur Mündigkeit, so wird er sofort durch einen andern unmündigen ersetzt. Bastian[2]) traf vor einem Dorfe in Angoy die überlebenden Mitglieder der königlichen Familie „geschart um die Leiche des letzten Herrschers, der, obwohl seit über zehn Jahren aus dem Leben geschieden, nicht eher zu seiner dauernden Ruhestätte eingehen darf, als bis sich ein Nachfolger für die von ihm getragene Würde gefunden hat. Unter einem Zeltdache stand der mit buntem Zeug ausgeschlagene Katafalk, der die mit Branntwein und Salz präservirte Mumie in hockender Stellung einschließt."

Hier scheint also wieder der Gedanke festgehalten, daß der Leib des Königs auch nach dem Tode noch den eigentlichen Fetisch des regierenden Gottgeistes bilde, und daß also erst letzterem eine neue Fetischbehausung derselben Art geboten werden müsse, ehe der alte Fetischkörper beigesetzt werden darf. Mit einer ähnlichen Vorstellung hängt die Sitte zusammen, wonach die Könige von Loango vor ihrer Krönung die „Loangele" benannte Grabstätte der gekrönten Könige besucht haben müssen, ehe sie als legitim anerkannt werden.[3]) Aehnlich anderwärts. „Der König von Chinsalla wird unter der Leiche

---

[1]) Ebenda I. 237. — [2]) Ebenda I. 82. — [3]) Ebenda I. 69.

seines Vorgängers gekrönt, und es muß Gewalt angewendet werden, die Krönung zu erzwingen, da der vielen Quixilles[1]) wegen sich Jeder dagegen sträubt."[2]) In Benin wieder drückt sich dieselbe Grundidee in einer andern Weise aus. „Wenn der König seinen Tod herannahen fühlt, theilt er seinem Oneywa oder geheimen Rathe die Zeichen mit, wodurch er denjenigen seiner Söhne erkennen könne, mit dem sein Geist sich wieder vereinigen würde."[3])

Zu dem vorletzten Falle ist noch ergänzend hinzuzufügen, daß dort nur die Königs- oder Großfürstenwürde als eine jüngere Herrschaftsform in jener Weise vergeben wurde, während die alten Gaufürstenthümer, die sich erst im Laufe der Zeit jener Centralisation haben unterordnen müssen, wie ein Familienbesitz erblich sind. Das, wie wir sehen werden, sehr verantwortliche Königthum aber ist durch jene Quixilles (Entsagungsopfer) mehr eine Last als eine Würde geworden. Bastian erzählt von einem Fürsten Tschingalla, daß er stets bewaffnet gegangen sei, um nicht überfallen und — zum Könige gemacht zu werden. Oft wurde der zum Könige Bestimmte so lange in einer Fetischhütte festgehalten, bis er sich in die Annahme der Würde fügte. Dann aber ist er durch Fetisch- und Kultverpflichtungen so beengt, daß er sein Dorf nicht mehr verlassen kann — er ist in Wirklichkeit nichts mehr als ein lebendiges Kultgeräth. Auf dieselben Vorstellungen zurück führen die Ceremonien bei der Inthronisation eines neuen Jaga zu Bomma,[4]) wobei der Priester durch die Zeit, während welcher die Autorität des regierenden Jaga suspendirt erscheint, den Geist Quingure selbst repräsentirt. Vor der Inthronisation hat der Jaga in ärmlichen Kleidern zu erscheinen, und der Fürst am Gabun muß sich in solchem Falle selbst Schmähungen gefallen lassen; nach Beendigung jener Feier aber, die ein Menschenopfer einschließt, tritt er in die Herrschaft des Vorgängers — Alles deutet ihm an, daß er an sich nichts ist, und was er wird, wird er als ein Gefäß des in ihn eingeleiteten Geistes.

So schwer sich auch die bunten Verhältnisse in den zahlreichen, von häufigem Kriege und Besitzwechsel erschütterten Staaten der West-

---

[1]) Entsagungsopfer. — [2]) Ebenda II. 10.

[3]) Bastian, Bilder. 175.

[4]) Bastian, Deutsche Expedition. I. 59 ff.

küste zu einem Bilde zusammenfassen lassen, so leuchtet doch, durch verschiedene Formen verschieden gefärbt, dieser Fetischgedanke überall deutlich hindurch, und seine Geltung wird in Betreff Loangos vollends durch Dappers Bemerkung besiegelt: „Der König nennt sich selbst Mani-Lowango, d. h. „Herr von Loango", aber sein Volk nennt ihn auch Mokisie." Letzteres Wort aber bedeutet den Fetisch oder den Gott, je nachdem man die bekannten Begriffe trennt oder verbindet. Gleicherweise führen Herrscher in jenem Küstenlande den Titel Ganga Bumba, und auch letzteres ist gleichzeitig die Bezeichnung für eine Gattung von Fetischen.[1])

Das Volk zieht aber auch nach der andern Richtung hin die volle Consequenz aus seiner Auffassung dieses Fetischkönigthums. „Wenn Ernte und Fischfang nicht ergiebig sind, beschuldigt man den König von Loango schlechten Herzens zu sein und dringt auf seine Absetzung."[2]) Herz und Seele haben bei niederen Völkern so oft dieselbe Bezeichnung, daß jenes wohl heißt: das ist nicht der Mann mit der rechten Seele, dem „rechten Geiste." Wirklich ist ein König Chinkussu zur Abdankung gezwungen worden, weil Fische und Regen ausblieben.

Obwohl man sich die Gaufürstenthümer, deren Gewalt doch nur auf der ausgebreiteten väterlichen beruhen kann, der Idee nach als erblich denken muß, so haben doch endlose Kriege die Stetigkeit dieses Grundsatzes sehr ins Wanken gebracht; Gefolgschaft und Kriegsglück genügen in der Regel ohne Erbanspruch. Ist auch der Gaufürst nicht in dem Sinne ein Fetisch wie der Oberfürst oder König, so steht er doch bei der allgemeinen Ausbreitung der Vorstellung dem Fetische so nahe, wie eben ein Zauberpriester, und wenn Unglücksfälle in seinem Bereiche seiner Zauberkraft zugeschrieben werden, sieht er sich genöthigt, die Betroffenen durch Geschenke zu entschädigen. — Zur Stetigkeit sind die Verhältnisse überhaupt nicht gelangt; aber daß auch auf Grund und unter Beibehaltung derselben Vorstellungen eine Art Erblichkeit des Königthums, mindestens innerhalb einer großen Familie oder Sippe hätte entstehen können, sehen wir aus dem oben mitgetheilten Falle von Benin und aus Dappers Bemerkung: „Die von des Königs

[1]) Ebenda I. 204.
[2]) Ebenda I. 268.

Geschlecht wähnen, daß die Seele, wenn Jemand von ihnen zu sterben kommt, unter ihrem Geschlechte wiedergeboren werde."

Der Leser wird erkennen, daß die Darstellung dieser Gegenstände vorausgeschickt werden mußte, wenn die auf diesem Grunde weiter ausgreifende Bedeutung des Priesterthums zum Verständnisse gebracht werden soll. Im Uebrigen können wir uns kurz fassen, wenn wir noch einige Belege dafür vorausschicken, daß alle Arten von Kulthandlungen, die wir in Amerika vorfanden, auch bei den Negern Afrikas und zwar ganz in derselben Form zu Hause sind, ebensowohl als Todtenspende wie als Wiederholung derselben. Sie reichen von dem einfachsten Entsagungsopfer, immer dem Brauche der Lebenden folgend, bis zu den schwelgerischen Mahlzeiten und dem Menschenopfer. Das letztere hat sich mit dem Kannibalismus auf wenige Gebiete zurückgezogen; alle Formen aber treten an der Westküste in einer förmlich krankhaften Ueberwucherung auf.

Selbst die älteste Form der Entsagungsopfer ist hier in den sogenannten Quinas oder Quixilles zu einer Ueppigkeit gediehen, die der des blühenden Fetischdienstes daselbst ganz entspricht und mit diesem in engster Verbindung steht. Die Horden und Rotten sind, wie bei den Indianern, eben so viele Kultverbände. Wie aber das älteste Familienband auf dem Grunde der Vaterherrschaft nicht das der Verwandtschaft ist, so führt auch nicht bloß Geburt in diese Verbände ein, sondern der Anschluß an einen bestimmten Fetisch geschieht durch eine Art Bund; bei dessen Abschluß ganz wie in Amerika das Blutopfer der Hauteinschnitte wesentlich ist. Auch bei den Schwarzen bilden die durch solche Einschnitte hervorgebrachten Zeichnungen die Hordenmarke. An ihnen erkennt auch der Geist seine Angehörigen, und während er sonst, als blutgierig gedacht, den sich Nahenden Unheil zufügt, nimmt er die für ihn Gezeichneten schonend auf — das lehrte uns bereits Dappers Bemerkung über das Betreten afrikanischer Grabstätten. Der praktische Zweck ist also nicht ganz zu verkennen, und auf afrikanischem Boden, auf welchem der Bund der Blutbrüderschaft noch in ältester Form auftritt, wird an einer ursprünglichen Verknüpfung der Vorstellungen nicht zu zweifeln sein.

Außer diesem Blutopfer verlangt der Schutzgeist noch ein immerwährendes Entsagungsopfer. Der Geist geht diesen Bund ebenfalls nicht uneigennützig ein, und es ist ihm nicht um ein einmaliges

Blutkosten zu thun, er sichert sich vielmehr durch jede Person, welche seinem Bunde neu zugeführt wird, einen Vortheil für die ganze Zeit des Lebens derselben, und zwar zunächst in der uralten Weise: diese Person greift ihm nicht mehr in den natürlichen Vorrath seiner Nahrungsmittel; wenigstens irgend ein oder das andere Lebensmittel muß sie zeitlebens unberührt lassen. Irgend ein Thier, eine Pflanze oder eine Frucht bleibt ihm allein vorbehalten; der Mensch höherer Stufen aber behielt nur den subjektiven Theil, das ihn belastende Verbot im Gedächtnisse und sagte, ihm sei durch seinen Bund verboten, eine gewisse Speise überhaupt oder in einem bestimmten Falle und unter besonderen Umständen zu genießen. Dieses Verbot ist ein Quina oder Quixilles. Diese haben ebenfalls wieder in Westafrika unter dem Einflusse einer zahlreichen Priesterschaft und der Zersplitterung der Stämme unter unzählige, einander oft durchdringende Fetischkultsippen eine so überreiche Entwickelung erlangt, daß in der Sucht, immer wieder Unterscheidendes zu finden, der Grundgedanke fast völlig verloren gehen mußte.

Insofern die Furcht das dem Geiste „Geheiligte", d. h. Zugeeignete, schützt, steht die Sitte, den Namen der Verstorbenen nicht zu nennen, damit in einiger entfernter Verwandtschaft. Es ist die noch durch keinen Kult gebannte Furcht vor dem Geiste, der sofort herannaht, wenn er seinen Namen hört, was solche Vorsicht gebietet, und diese Sitte entstammte wohl ursprünglich derjenigen untersten Kulturschicht, welche über die Entfernung des Geistes — das „Hinauswerfen" des Todten — nicht hinweggekommen war. Aber sie erhielt sich und wuchs, entsprechende Deutungen herausfordernd, durch viele der späteren Schichten hindurch.

Ihre besondere Entwickelung hat sie aber eben darum doch auch wieder in Südafrika gefunden, und bei den Zulus ist durch kasuistische Feststellungen das sogenannte „Hlonipa" daraus geworden. So kunstvoll sich im Westen die Quixilles aufbauen, so klügelnd ersonnen sind hier oft die namentlich von Damen redigirten Bestimmungen dieses wunderlichen Sprachentabus. Nicht nur den ganzen Namen des verstorbenen Häuptlings verbietet die Furcht, sondern auch die einzelnen Lauttheile könnten herausfordernd zu ihm klingen. Sie müssen also nach einem solchen Todesfalle in allen Worten der Umgangssprache ausgemerzt und durch neue ersetzt werden, mit deren Feststellung sich

die genannten Damen erfolgreich befassen. Ebenso wie durch den Anklang eines Wortes hütet man sich, durch Ueberreste von einer Mahlzeit ungebetene Geister herbeizulocken.

2. Das afrikanische Stiftungspriesterthum.

Diejenige Gattung Zauberpriester, die wir bei den Indianern kennen lernten, finden wir auch über den dunkeln Erdtheil verbreitet, so weit er hier in Betracht gezogen ist, und wenn man Alles in Allem zusammenfaßt, so bietet sich uns in jeder Hinsicht ganz dieselbe Erscheinung dar. Es ist nach dem Zwecke und den angewandten Mitteln genau dasselbe Gewerbe, wenn wir es so nennen wollen, wie dort, und ganz dieselbe Nothwendigkeit hat es auch hier eingeführt. So weit es sich um diese Hauptsache handelt, haben Rasse und Klima keinen differenzirenden Einfluß geübt. Nur insoweit da und dort unter gedrängter wohnenden Menschen die gegenseitigen Beziehungen sich mehrten, hat sich auch die Arbeit der Priester gemehrt, und sie konnte gegebenen Falles zu einer fortlaufenden Reihe von Kultakten zusammen verwachsen, die veränderte Lebensweise konnte das Bedürfniß der Menschen ununterbrochener wach erhalten.

Indem wir nun das, was den indianischen Verhältnissen bis auf den Unterschied der Namen völlig entspricht, nicht wiederholen, beschränken wir uns auf einen Ueberblick dessen, was sich uns in den nach der angegebenen Richtung hin fortgeschrittenen Ländern darbietet.

Der Namen für die priesterliche Würde giebt es verschiedene. An der Westküste scheint etwas seltener „Singili" (Singhili), häufiger „Ganga" gebraucht zu werden. Der letztere Name trägt den uns schon bekannten Zug an sich, daß er eben so wohl Gott als Priester bedeuten kann. Da aber außerdem jeder Fetisch hier noch seinen Individualnamen führt, so setzt sich auch der Priestername aus zwei Namen zusammen. Ganga Ilombo, Ganga Matunga, Ganga Insie 2c. sind die mit denen der Gottheit übereinstimmenden Priesterbezeichnungen, deren es wie der Fetische zahllose giebt. Bastian[1]) hat uns den Mythus mitgetheilt, der Oberpriester Ganga Chitome habe, ehe er

[1]) Deutsche Expedition. II. 220.

sich, weil an sich unsterblich, erdrosseln ließ, seine „Wissenschaft“ auf einen Schüler übertragen. Das Wesentliche kann wohl nur die Uebergabe des Kultobjektes gewesen sein, und insoferne dafür gesorgt gewesen wäre, daß diese stets von einem Priester zum anderen erfolge und der Kult nicht ausgehe, kann der Mythus von der Unsterblichkeit entstanden sein. Aber wir haben in ihm doch schon eine Spur zu erkennen, daß hier auf eine Stabilität des Kultes Bedacht genommen wurde, die weder der Indianer noch der Neger niederster Stufe kennt.

Auf diese Spur führt uns noch deutlicher eine Art Schöpfungsmythe, die, kaum aus sehr alter Zeit stammend, uns nur deßhalb interessirt, weil sie angiebt, es habe der erste König auf Erden an einzelnen Stellen, wo sich — nach europäischer Redaktion — „dämonische Kräfte manifestirten“, die „Ganga der Erde“ (Ganga Umkissie insie) eingesetzt. „Die übrigen Ganga haben sich mit den Fetischen, denen sie dienen und die sie zu verwenden vermögen, auf Privatwegen in individuelle Beziehungen gesetzt.“*) Bis jetzt lernten wir fast nur die letztere Klasse von Priestern kennen; dieser Mythus aber stellt uns die Bekanntschaft einer zweiten Gruppe in Aussicht, die aus einer schon viel weiter vorgreifenden Fürsorge geschaffen wäre, um einen Kult in Stetigkeit zu erhalten, an dem die Sorge des Landes hing, denn „die wichtigste Aufgabe der Priester ist die Regulirung der Witterung.“ So führt sich uns ein Ackerbauleben ein.

Es seien denn auch nicht alle als Singili bezeichneten Priester speziell „Regenmacher“ gewesen und unter Leitung des Ganga Chitome gestanden. Dieser Mythus enthält also die Erinnerung, daß zu derselben Zeit, als die vielen kleinen Gaue unter die zusammenfassende Herrschaft eines Oberfürsten als eines Königthums gebracht wurden, zur ununterbrochenen Wahrnehmung des Kultes von der Gesammtheit, beziehungsweise von Staatswegen aus, Fürsorge getroffen wurde. Dazu hatte die Sorge um das regelmäßige Einsetzen der Regenzeit geführt, und diese von Staatswegen unterhaltenen Priester hatten wohl darum insbesondere „Regenmacher“, ihr Oberhaupt aber „Gott der Erde“ geheißen, denn dieser Gottheit galt der offizielle Kult, und dieser „Gott Erde“ spendete also auch den Regen.

*) Ebendaselbst.

Das, was der Mythus so beiläufig erwähnt, scheint den Verhältnissen sehr angemessen. Zwar steht auch hier der Landbau noch auf der Stufe der Frauenverwaltung, aber dennoch bilden die Erzeugnisse der künstlich hergestellten Anpflanzungen, Mandiogs, Yams, Bataten, die Hauptnahrungsmittel, und so hängt denn in dieser heißen Zone Glück oder Noth des an die Scholle gebundenen, von den Nahrungsquellen des inneren Landes durch wildere Stämme ausgeschlossenen Volkes mittelbar allein von den Regenverhältnissen ab. Hiebei springt der Unterschied gegenüber den Kultbedürfnissen des Indianers in die Augen. Die Krankheitsfälle, die bei diesem dem Kultgefühle — wenn man noch so sagen darf — den wesentlichsten Anstoß gaben, leiten weder zu dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit noch zu gemeinsamer Fürsorge. Jeder Einzelne, den das Unglück trifft, sucht sich zu helfen und findet seinen Arzt; der Arzt ist aber auch wieder auf den Einzelnen angewiesen. Anders aber fühlt und sorgt ein auf den Landbau angewiesenes Volk. Regen oder Dürre nährt oder schädigt Alle in gleichem Verhältniß, und hier das Unglück abzuwenden, wird Gegenstand der Gemeinfürsorge.

Daß es aber gerade Geister sind, welche den Regen senden oder vorenthalten, je nachdem sie den Menschen wohl oder übel wollen, das entnahmen wir den allgemeinen Vorstellungen; darin allein liegt die Verbindung jener Kultursage mit Kultakten. Wir finden es gerade hier auf das unzweifelhafteste ausgesprochen, daß es keineswegs „der Regen" oder „der Donner" selbst als eine Personifikation, keine „anthropopathische" Auffassung der Natur ist, die auf den Kultgedanken geführt hätte; sondern es ist ein in der Erde wohnender, für sich selbst existirender Geist, der über die Erde hervorkommend Donner und Regen bereitet. Da Loango noch zu den kulturlosen Staaten gezählt wird, so müßte man das ja wohl auch für selbstverständlich halten. Vom Standpunkte der „vergleichenden Mythologie" wird ja, insofern es sich um „kulturlose" Völker handelt, eine solche Auffassung willig zugestanden; nur wenn ein Volk in die Kultur eintritt, müßte diese Anschauung sich umkehren, oder eine völlig neue sich bilden. Das aber kann hier ruhig dahingestellt bleiben.

Für uns ist hier nur das noch von Interesse, daß wenigstens zur Zeit, als in Loango der erste Schritt geschah, einen Kult durch Gemeinfürsorge zu sichern, ihn der Zufälligkeit der Privatpflege

zu entreißen, an einen Himmels- oder Sonnenfetisch noch nicht gedacht wurde. Vielmehr leben auch die mächtigsten Geister noch in der Erde, an Orten, die man mit aller Wahrscheinlichkeit für alte Grab- und Malstätten halten darf. So lernten wir ja schon Patriarchengräber kennen, welchen das Land den Regen verdankte.

Da es damals wenigstens auch noch keine tragbaren Fetische gewesen zu sein scheinen, sondern diese Malstätten selbst, so erscheint das neue gestiftete Priesterthum zum Unterschiede von dem daneben fortblühenden freieren Zauberpriesterthum an bestimmte Stellen des Landes gebunden. Einige solche dürften sich aus der bunten Stoffmasse, die unser Expeditionswerk bietet, wohl herausfinden lassen. Es müssen vor Allem die sein, von deren Thätigkeit das öffentliche Interesse berührt wird. Daß es auch der Götter der Erde mehrere gab, beruht lediglich auf dem historischen Grunde der Entwickelung, dem wir hier noch zu nahe stehen — in späteren Zeiten wurde nur von Einem Gotte der Erde mit mehreren Sitzen oder Tempeln gesprochen. Als das wichtigste Kultobjekt dieser Art erwähnt der genannte Mythus den Ganga Chitome oder Chitome Singilla, dessen Sitz ein Stein am Flusse von Esseno war. Man darf dabei wohl an ein „Hünengrab" der genannten Art denken. Beide Gottnamen führen auch die betreffenden Priester.

In Loango — das Vorige galt von Kakongo — bestehen noch heute mehrere solcher Tempelplätze, welche Bastian wegen des besonderen Kultzweckes daselbst „Regentempel" nennen zu können glaubt. Aber die dort waltenden Götter sind auch jetzt nicht so mit dem Regen identifizirt, daß sie nicht auch in jeder anderen Noth des Lebens, so insbesondere in der Sorge um Nachkommen mitreden könnten, und die Priester vereinigen an dieser Stelle mit ihrem offiziellen Kultdienste die Arbeit des Privatzauberers. Wesentlich ist aber die Thatsache, [1]) daß ihre Stellungen vom Könige dotirt sind, und daß sie jährliche Geschenke zu ihrem Unterhalte erhalten, damit sie „durch nächtliche Zeremonien zu den geeigneten Zeiten Regen verschaffen oder denselben bei großer Nässe hemmen." Diese Zeremonien sind natürlich Kultakte, und zu deren stetiger Unterhaltung werden sie, die Priester, vom Staate unterhalten: hierin liegt der wesentliche

[1]) Deutsche Expedition. I. 269.

Fortschritt, den wir hier treffen. Wie sich derselbe aus der früheren Stufe anbahnen konnte, haben wir schon erwähnt.

Solche Stiftungstempel werden genannt zu Buto-le-Boali, Chissanga, Chikambo und Mayumbe. Die Gottheiten heißen der Reihe nach Mokisso-i-Chumoula, Mokisso-i-Pungo, Mokisso-i-Gonmongo und Mokisso-i-Gonjola. Die Priester führen außer dem Titel Ganga den Personennamen des Gottes (ganga chumoula rc). Unter den zahllosen Gottheiten, deren Eigennamen die Reisenden bis in die Hunderte gesammelt haben, mögen noch mehrere sein, denen ein Staatskult gewidmet ist. Vielleicht darf man es von allen denen erwarten, welche Regen schaffen, und wenn beispielsweise der Fetisch Kuangila im Lande des Fürsten Uncumi des Regens wegen verehrt wird, so gab es vielleicht auch da, wenn nicht eine königliche, so doch eine gaufürstliche Stiftung. In Angoy dürften wir bei der berühmten Orakelstätte der Bunsi wohl ebenfalls einen solchen Stiftskult zu suchen haben. Hier treffen wir den Kult noch auf der Stufe der Mutterfolge. Bunsi ist weiblich und gilt als die „Mamma Mokissie“ oder „Göttermutter“. Sie wohnt in der Erde, und die Stelle heißt Kalla-Mioba; Niemand darf ihren geweihten Grund betreten, sie würde ihn tödten. Man schreib diesem Kulte aber auch verschiedene Wanderungen zu; eine dieser Tochterstätten — in Wahrheit wohl nur unabhängige Fixirungen derselben Vorstellungen — ist bei Moanda im Dorfe Tschimsinda. Wir werden einen Begriff von den hier üblichen Formen erhalten, wenn ich den betreffenden Bericht aus dem über die Deutsche Expedition (I, 85) wörtlich hierher setze.

„Man führte uns nach der am Ende des Fleckens stehenden Wohnung des Umdibo, in die wir nach einigem Parlamentiren, kraft der mitgebrachten Geschenke, eingelassen wurden. Durch eine Hecke aus dürren Palmreisern mit zierlich gebogenen Blättern war ein Viereck gebildet, innerhalb welchem das mit Palmblättern bedachte Haus steht. Es ist durch die Quixilles verboten, an der Wohnung Bunsis Schilfrohr oder Loango zu verwenden, und dasselbe wird deshalb durch Palmreiser, mit vertrockneten Blättern daran, ersetzt. Von einer mit Muscheln umsteckten Vertiefung in der Mitte des Raumes steigen (von einer Sanderhöhung, in die gleichfalls Muscheln eingesteckt sind, halbkreisförmig umgeben) aus einem gewundenen Piedestal die Wandpfeiler empor, deren jeder übereinander gestellte Holztafeln trägt, hinter welchen

sich vorgebogen ein trockener Palmzweig einbiegt." Nach Beschreibung der auf diese Tafeln geschnitzten Figuren, fährt der Erzähler fort:

„Vor dem Sandhaufen lagen ausgebreitet aus dem Reliquienkasten die Milongo in ihren Farbentöpfen, Muscheln u. s. w. und daneben zwei metallene Lucallala [1]) aus viereckigen Platten mit eingeschnittenem Kreuz zusammengesetzt in Verbindung durch einen langen Griff.

„Im Hintergrunde des Tempelraumes erhob sich auf einer Stufenerhöhung ein viereckiger Thronsitz, und der Orakelpriester oder Mamsindo, in ein lang bis über die Füße herabwallendes Gewand frauenartigen Schnitts gekleidet, ließ sich dort nieder und bedeckte sein Haupt mit einer helmartigen Kopftracht. In seiner auf dem Schooße ruhenden Hand lag eine der Lucallala, die unter dem Geklingel der anhängenden Ringe erst gemach, und dann mit immer zunehmender Schnelle in der Handfläche einherzurollen begann, als von dem Tempeldach, auf dem sich ein rasselndes und ruschelndes Geräusch vernehmbar machte, der Dämon in das Haupt des jetzt von der Gottheit Begeisterten eingestiegen war. Die Arme des Inspirirten wurden von einem eigenthümlichen Hin- und Herzucken ergriffen, das alle Anwesenden der auf der Erde kauernden Versammlung in gleichem Tempo nachzuahmen suchten.

„Die Gottheit hatte sich diesmal nur deshalb manifestirt, um den Weißen für die Ehre des Besuches zu danken und die Geschenke entgegenzunehmen, und da zugleich die Erlaubniß zum Besuche des Orakelplatzes gegeben war, begaben wir uns dahin, von dem Priester geführt, der jetzt, nachdem ihn die dämonische Kraft verlassen hatte, und der Zustand der Ekstase vorüber war, wieder als gewöhnlicher Mensch agirte.

„Wir gelangten außerhalb des Dorfes zu einem buschig verschlungenen Dickicht, in das nur enge Pfade führten, die überall durch dorniges Gestrüpp gesperrt waren, sich indeß für uns öffneten, und wir sahen nun das Orakel der Bunsi vor uns, das (aus der Erde redend) dem Könige von Angoy bei der Krönung seine Pflichten mittheilt, aber verstummt bleibt, so lange kein gekrönter König auf dem Throne des Reiches sitzt. Auch werden auf diesem heiligen Platz die sühnenden Ceremonien angestellt, wenn Regen dem Lande mangelt oder zu reichlich fällt.

---

[1]) Rassel- oder klapperartige Schallwerkzeuge.

Als Bunsi's Wohnung zeigte man uns eine Erdpyramide, die als Wölbung des Bodens unter einem weitschattenden Baume aufstieg innerhalb eines mit Heckenwänden ineinander geschachtelten Geheges. In der Nähe lag das Kullu oder Orakel, das indeß, weil in dreifacher Wiederholung von winkligen Pfeilerzäunen umgeben, nicht genau examinirt werden konnte, da meine schwarzen Begleiter, ohne direkten Zwang anzuwenden, doch dem näheren Herantreten zu viele Hindernisse in den Weg legten. Es ließ sich nur erkennen, daß unter der Bedachung der niedrigen Kapellenhütte ein bettartiges Gerüst stand, mit aufgerollten Matten, die darüber auszubreiten waren, wenn Bunsi aus der Erde heraufstieg, um dort auszuruhen und dann zu reden. Gewöhnlich findet sich vor diesen Götterbetten auch ein Wasserkrug oder ähnliches Utensil."

Noch fügt Bastian den Wortlaut der stets wörtlich wiederholten Anrufung Bunsis in der Originalsprache hinzu. Sie lautet in der beigefügten Uebersetzung: „Im Lande Sinda, Bunsi, der in Katala starb, du mit der Muschel und Sehnenschnur!"

Bastian hat uns hier an zwei verschiedene Kultstätten desselben Ortes geführt, die wohl nur deshalb derselben Gottheit Bunsi zugeeignet erscheinen, weil dieser Name ursprünglich nur ein Gemeinname sein mochte. Man half sich, indem man nun eine männliche und eine weibliche Gottheit desselben Namens unterschied, und jeder eine der jedenfalls uralten Malstätten zuwies. Der letzte Theil der Anrufung bezeichnet höchst wahrscheinlich ein bestimmtes, in angegebener Weise geziertes Fetischbild, und der erste mag sich auf eine historische Sage beziehen. „Gestorbene Götter" zu haben, kann dieser Stufe natürlich nicht fremd sein, obwohl die Ausdrucksweise nicht präzis ist: der Gott lebt, aber der Mensch ist gestorben.

Im Allgemeinen ersehen wir aus diesem Berichte eines Augenzeugen noch manches Wesentliche. Bunsi ist wirklich als die eigentliche Regentin in Angoy aufgefaßt — sie ertheilt dem Könige die Verhaltungsbefehle und zwar, wie nicht anders denkbar, durch die Vermittlung ihres Priesters. Dieser muß als ein ständiger, für diesen Dienst von Staatswegen gestifteter angesehen werden, obwohl er noch Kultgeschäfte niederer Art nebenbei besorgt. Deshalb bildet sich um die Kultstätten ein Markt, ganz wie in unseren Wallfahrtsorten. Der Priester trägt die Kleidung eines Weibes, weil er eventuell eine wirk-

liche Gottheit vorstellt, oder wie man bezüglich der Momente, in denen die Göttin in seinem Kopfe weilt, bestimmt sagen kann, die Göttin ist. Was der Forscher über die Persönlichkeit des Ganga mittheilt, das scheint in sehr vielen Fällen zu gelten. Krankhafte Eigenthümlichkeiten sind es auch hier aus verständlichem Grunde vielfach, welche entweder zwingen, einem solchen Amte nachzustreben, oder als Belege der Befähigung zur Priesterschaft angesehen werden, und ein Schein von Verrücktheit verräth auch dem Zulu eine solche Anlage. Der Mensch muß die Disposition haben, seinen eignen Geist leicht entlassen und den andern aufnehmen zu können.

Ein solcher Stiftungsplatz dürfte auch der auf einer, als neutrales Gebiet geachteten, Insel im Tschiluangoflusse befindliche sein, auf welcher ebenfalls eine „Mutter Erde" als Ilombo ihren Dienst hat. Der Fetisch besteht in einem Haufen Thierschädel, und der Ganga Ilombo fördert durch seinen Kult das Gedeihen der Pflanzen und regelt die meteorologischen Verhältnisse, insbesondere wieder das Einsetzen des Regens. Dafür erhält er in den Erstlingen der Felder eine Art Zehent, und da die Insel des Friedens wegen reich bebaut ist, dürfte dieser nicht ganz unzulänglich sein. Wie er wohl in diesen Zehentbesitz gekommen sein mag, ist leicht zu errathen. Die Erstlinge mögen ursprünglich als eines jener Quixilles der Gottheit vorbehalten gewesen sein; als Anwalt derselben nahm sie der Priester in seine Verwaltung, wie er ja auch andere Opfergaben entgegennimmt. Auch diese Gottheit läßt Niemand — außer den Ihrigen — ihrem Gebiete nahen; sie würde die Kränkung mit dem Tode oder doch mit schlechtem Wetter strafen.

Zur Stiftung einer Priesterschaft mochte allenfalls die Zuweisung eines Grundstückes genügen, das der Priester durch Frauen und Sklaven beackern lassen konnte. Im Nothfalle aber war er als Verwalter der Güter der Gottheit geborgen, wenn nur der Kult nicht in Abnahme kam. Auch nur einen Theil der dargebrachten Nahrungsmittel etwa durch Feuer zu vernichten, war nicht üblich, weil die Vorstellung nicht bestand, daß die Gottheit in überirdischen Räumen wohnend den hinaufziehenden Fettdampf entgegennehme. Man legte vielmehr im Fetischhause Alles vor sie hin; sie genoß in ihrer Weise den Duft und dem Priester blieben die nahrhafteren Theile, insofern ihn nicht sein Quixilles zwang, einen einzelnen Gegenstand ganz der Gottheit, beziehungsweise

dem Verderben zu überlassen. Nur in Betreff der Flüssigkeiten — die in Afrika vor und nach der europäischen Invasion in verschiedenen Formen sehr beliebt waren, — zog umgekehrt er den Kürzeren. Man goß solche auf die Erde, oft in Röhren und Trichter, damit sie unten der Geist aufsauge. Hier gelangte also umgekehrt die Materie zum Geiste und dem Priester blieb der Duft. Im übrigen konnte er von den Kultgaben immerhin sein Leben erhalten, und während ein Hauspriester unter einem guten Gesundheitszustande der Bevölkerung litt, blieb wohl auch dem Landwirthe von Congo selbst bei „guter Mittelernte" immer noch ein Wunsch, der dem Regenpriester Vortheil brachte. Ueberdies sahen wir bereits, daß der Priester auf der Tschiluangoinsel einen Erstlingstribut vom Volke erhob, und an anderer Stelle war von der Dotirung der Tempelplätze durch den König und jährlichen Geschenken die Rede. Ein Ganga des Königs von Kakongo besaß als solcher ein Dorf,[1]) und es scheint also wirklich schon eine feste Dotirung der öffentlichen Priester üblich zu sein.

3. Die Priesterzunft und der Priester als Arzt.

Nur in dieser Verschiedenheit der Stellung zeigt sich auf einigen Gebieten Afrikas ein Unterschied zwischen den eigentlichen „Zauberpriestern", wie wir sie in Amerika trafen, und denjenigen, welchen auch nach Müllers Eintheilung der Titel „Priester" ohne Einschränkung zu ertheilen wäre. Nach allen sonstigen Verhältnissen ist eine gesonderte Betrachtung beider Klassen um so weniger nothwendig, als die eigentlichen Priester selbst wieder die Praxis der Zauberpriester mit ihrem Amte verbinden. Die Funktionen dieses Amtes aber bewegen sich ganz in denselben Formen.

Allerdings sind diese in Afrika durch die Zuthat aller möglichen Elemente und eine außerordentlich große Konkurrenz auf das Bunteste entwickelt. Beides, die ungeheure Entwicklung der Formen, die große Konkurrenz und das natürliche Streben der Besitzenden nach Beschränkung derselben, endlich die Gliederung in viele Spezialfächer, das Alles hat auf afrikanischem Boden förmliche und vielgegliederte Priesterzünfte oder Priesterschulen von der Art, wie wir sie bei den Indianern

[1]) Ebend. I. 230.

in schwachen Spuren fanden, zur Nothwendigkeit gemacht und ihnen eine große Bedeutung verliehen. Auch die auf eigene Rechnung den Kult zu Heil- und Wahrsagezwecken betrieben, standen zu einander in einem Verhältnisse, wie bei uns die Meister einer mittelalterlichen Zunft. In Amerika lernten wir das Priestergeschäft als die älteste Arbeitstheilung kennen, in Afrika ersehen wir: das Priesterthum ist die älteste Zunft. Gerathen die Diagnosen mehrerer Gangas in Widerspruch, so wird ein ältester unter ihnen zur Entscheidung zugezogen, und dieser kann demjenigen, in dessen Verfahren er den Fehler gefunden zu haben glaubt, die Praxis einstellen oder ihn selbst wieder in die Lehre nehmen.[1]) Der Ganga tescha, d. h. derjenige, welcher sich auf das Spezialfach der Erforschung des Thatbestandes in Straffällen verlegt, wird vor seiner Zulassung einer genauen Prüfung unterzogen. Einen solchen braucht übrigens jedes Dorf.

Abgesehen von den Stiftungspriestern, die einen bevorzugten, aristokratischen Rang einnehmen und von dem Verdachte der boshaften Zauberei frei sind, scheiden sich die vor solchem Verdachte nicht immer geschützten freien Gewerbsleute dieser Art in mehrere Zünfte. Der Ganga Anzombe, der Weissager, wird oft in schwierigen Fällen weit über Land geholt und ist der angesehenste. Ihm steht der genannte Ganga tescha nahe, er ist gleich dem Ganga incassi eigentlich zu den Gerichtspersonen zu zählen. Der Erstere weiß bei verübten Verbrechen den unbekannten Schuldigen zu entdecken, der Letztere den Verdächtigen durch ein Orakel zu überführen. Der Ganga Milongho dagegen oder Ganga Bakisso ist der eigentliche Medizinmann — wenn er seine Kunst zum Schaden anderer betreibt: ein Endoxe, Zauberer im bösen, verbrecherischen Sinne.

Jeder Mokisso oder Fetisch hat seine eigne Art zu nützen und zu schaden, und für jeden Fall bedarf es wieder der Kenntniß derjenigen Mittel — „Milongho" — welche ihn anregen oder zwingen, in Thätigkeit zu treten. Dadurch wird — nicht zum Schaden der Zünftigen — das Heilverfahren auf dieser Stufe der Entwicklung zu einer schwer zu erlernenden Kunst. Daher muß derjenige, welcher sich der Kunst widmen will, in eine lange Lehrzeit bei einem tüchtigen Meister eintreten. Während dieser sehr wohl mit einem Dutzend

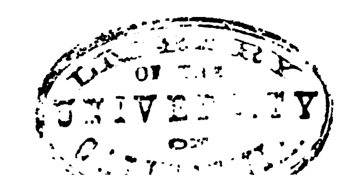
[1]) Deutsche Expedition II. 168 ff.

Fetischen verschiedener Individualität in Verbindung stehen und hantiren kann, lehrt er dem Schüler recht methodisch die Kunst erst an einem allein. Zweck dieser Lehre ist hauptsächlich die Kenntniß der für jeden Fall passenden Vermittlungsgegenstände, also die richtige Wahl der Milonghos oder Medizinen im engeren Sinne. Die Kultakte bleiben dagegen immer auf der uns schon bekannten Basis. In jenen Milonghos ist eine Art Ueberbrückung der beiden abgesonderten Wege zu sehen, welche die Heilkunde von Anfang an ging.[1]) Es sind Medizinen, von welchen möglicher Weise einige an sich wirken können, die aber auch noch unter die Gewalt der Kultakte gestellt, wenn nicht selbst zu Fetischen werden, doch nun von diesen eine übergeleitete Kraft in sich aufnehmen sollen.

Zu dieser losen Verbindung mag ja einige Empirie geleitet haben; trotzdem spielt das asketische Waldleben dieselbe Rolle wie bei den Indianern, nur daß sich noch die Entsagungsverbote ins Zahllose vermannigfaltigt haben. Ein alter Priestermeister oder „Oberpriester", der Schüler und deren Schüler noch um sich hatte und zum Heilen und Wahrsagen aussendete, lebte außerhalb des Dorfes am Waldeingange. Seine Speisen wurden ihm von seiner Frau an abgelegener Stelle im Walde bereitet, und ohne daß ein fremdes Auge auf sie fallen durfte — so entrückt und heiligt alles des Priesters heilige Nähe — muß er sie essen. Nur die „erste" Frau, die „dem Gotte vermählt" ist, darf den Fetisch berühren. Ueberhaupt dürfen die Gangas nur das Wasser bestimmter Stellen trinken, und dieses darf nur zu bestimmten Stunden geholt werden. Vielerlei Fleisch dürfen sie nicht essen, manche Thiere, darunter auch mehrere Fische, nicht einmal sehen.

In diese Lebensweise werden die Schüler eingeführt, oder es findet doch wenigstens, wenn die Meister in den Dörfern wohnen, die eigentliche Einweihung jener abseits in einem Walde statt, in welchen dann Niemand eintreten darf; er ist für alles Volk ein Quixilles. Die Einweihungsform, wie sie im „Geheimorden" des Malassi gebräuchlich, ist vielleicht im Wesentlichen nur die allgemein übliche. Der Aufzunehmende wird in der Fetischhütte, wahrscheinlich durch Fasten und Kasteiungen präparirt, in einen Schlafzustand versetzt, und der sich ihm während

[1]) Vergl. oben S. 50.



dieses Schlafzustandes vergegenwärtigende Gegenstand wird nunmehr in Anbetracht der Quixilles für sein Verhalten maßgebend.[1]) Dieses Verfahren entspricht gänzlich dem des Indianers, der sich durch sein en Jugendtraum seinen Schutzgeist bestimmen läßt. Beides beruht auf derselben Vorstellung, daß sich dem Menschen auf sein Kultanerbieten irgend ein Geist zur Verfügung stelle — nur erscheint er in beiden Fällen schon nicht mehr als Geist, sondern jener Volksauffassung gemäß, die wir bei Gelegenheit der Krankheitsheilungen feststellten,[2]) als Fetisch. Mit diesem Fetisch schließen nun beide das Schutzbündniß, wenn auch nicht zu ganz gleichen Zwecken.

Der in den vorgenannten Orden Aufgenommene heißt als solcher ein Swamie und führt als Erkennungszeichen den Sase genannten Ring, einen Eisenstreifen mit anhängender Frucht. Mit diesem Ringe, beziehungsweise mit dem damit bezeichneten Bunde, ist als Quixilles die Enthaltung von Wild- und Ziegenfleisch verbunden. Der diesen Swamie's angehörige — wenn wir unsern Gewährsmann recht verstehen — Ganga Malasie trägt den gleichnamigen Fetisch Kum Malasie in Tuchumwicklungen am Körper. Diese Art Weihebündnisse zeigen uns zugleich, daß jenes Priesterthum, welches nach oben hin durch eine deutliche Marke vom Stiftungspriesterthum geschieden ist, nach unten hin sich immer noch ohne allzufeste Begrenzung in das Volk hinein verliert, wie ja auch der Idee nach Niemand davon ausgeschlossen sein sollte, auch für solche Zweckdienlichkeit seinen Kultus zu üben. Es läßt sich aus unserer Quelle nicht mit Bestimmtheit entnehmen, ob nicht der letztgenannte Bund überhaupt mehr ein Laienbund sei. Dafür spräche, daß ihm auch Ungeborene versprechungsweise zugeführt werden können. Dem Kinde wird dann zum Zeichen dieser Bundesangehörigkeit in einer bestimmten Weise der Kopf bis auf einen Haarkranz auf dem Wirbel geschoren, wogegen sich die Person zeitlebens des besonderen Schutzes des Malasie erfreut. Es ist aber möglich, daß in demselben Bunde Laien und Priester nur durch verschiedene Rangstufen geschieden sich vereinigten.

Der Ganga Angombe soll seine Geheimnisse nicht vor seinem Tode an Andere übertragen. Erst wenn er diesen herankommen fühlt, prüfe er seine Schüler, um den Geeignetsten dafür zu wählen.[3])

---

[1]) Deutsche Expedition II. 183. [2]) S. oben S. 60.

[3]) Bastian, Deutsche Expedition I. 285.

Wir wollen nun zunächst auch den afrikanischen Priester von der uns schon bekannten Seite als Medizinmann in seiner Funktion kennen lernen. Daß auch dem Afrikaner die Krankheiten fast durchwegs nur durch den Einfluß irgend einer Seele entstehen, haben wir schon gesehen; wir müssen also auch auf dasselbe Verfahren schließen. Ja der Afrikaner scheint nur noch viel konsequenter an der Unnatürlichkeit des Todes festzuhalten, so daß er für jeden Fall nicht bloß die schädigende Seele, sondern auch den Zauberer (Endoxe) zu suchen unternimmt, durch dessen Bosheit ihm jene auf den Hals gehetzt sei. Bosmann schildert recht anschaulich, wie nach einem Todesfalle zur Auffindung der Krankheitsursache alle Möglichkeiten — den natürlichen Verlauf allein ausgenommen — durchforscht wurden. Wenn die natürliche Ursache auch noch so klar zu Tage liege, „entweder wegen heftiger Krankheit, hohen Alters und gefährlicher Wunde oder anderen bösen Zufalls, so lassen sie es doch nicht dabei bewenden, sondern erzwingen noch eine andere Ursache.“

Der Ganga beginnt nun mit des Verstorbenen Freunden eine Nachforschung. Zunächst wird die Möglichkeit untersucht, ob der Verstorbene einen falschen Eid gethan, d. h. durch eine frevelhafte Berufung auf einen Geist dessen Zorn auf sich geladen habe. Kann man sich bei dieser ersten Möglichkeit nicht beruhigen, so wird nach einem heimlichen Feinde geforscht, der dem Verstorbenen einen Fetissero (Zauberer) auf den Hals gehetzt haben könnte. Diese Nachforschung geht dann oft in ein peinliches Verhör über. Dem falschen Eide gleich geachtet wird der Bruch eines Quixilles. Weiter kann die Ursache darin liegen, daß die Familienangehörigen oder auch nur die Sklaven, die ihn gepflegt, nicht treulich genug geopfert hatten. Daraus ersieht man zugleich, wie wenig es bei diesem Kulte auf das subjektive Moment ankam, und wie notwendig auch dem Priester Schüler oder Diener sein mußten, damit, wenn er in öffentlicher Thätigkeit sich befinde, der häusliche Kult dennoch fortgesetzt werde. Führt das Alles nicht zum Ziele, so wird des Todten Geist selbst noch einmal zur Beantwortung der Frage zurückgerufen und desgleichen der Fetisch des anwesenden Ganga gefragt. Auf diesem Boden kann also kein anderer Heilungsversuch erwartet werden, als der des Indianers.

Auch der äußere Aufzug erinnert an den Medizinmann der Rothhaut. Auch der Ganga trägt sein höchstes Gut in einem Sacke

oder Beutel; aber dieser ist mit rothem Tuch geziert und behängt mit Glöckchen, die überhaupt im Utilitätskulte eine große Rolle spielen. In diesem Sacke rasseln Steine, Muscheln, Nüsse, Klauen, Zähne u. dergl. durcheinander, daß wir uns den Einblick ungefähr so bezaubernd denken müssen, wie etwa den in die Mehlwurmhecke unseres Vogelhändlers; auch bürgt das tropische Klima nicht für größere Reinlichkeit. Diese Raritäten nun bilden die schon genannten Milonghos, nicht selbst eigentliche kultempfangende Fetische, aber gewissermaßen Ableger solcher, tragbare Gelegenheitssitze und Vermittlungsgegenstände, welche den Geist überleiten. Mitunter empfiehlt es sich, Schabstückchen von solchen den Kranken sogar innerlich einzugeben, wenn der austreibende Geist anders nicht beikommen kann. Der Begriff dieser Milonghos ist zweifellos durch jene Fetisch-Doubletten vermittelt, welche den Geist aus dem eigentlichen Hauptsitze nur zeitweilig aufnehmen.

Aber auch diese, für gewöhnlich an einem bestimmten Platze feststehenden Fetische, wie die der Schutzgeister der Ortschaften und dergleichen, werden unmittelbar zum Kranken bemüht, vielleicht wohl nur, wenn dieser von Rang und der Fall schwer ist. „Als ich[1]) bei meinem ersten Aufenthalte in Kabinda dort einen Morgenspaziergang machte, begegnete mir der Hauptfetisch des Ortes, der in der ganzen Umgebung berühmte und gefürchtete Mangaka, der von dem Sklaven des Ganga oder Priesters nach dem Hause Manuel Punha's getragen wurde, der damals an einer bereits länger dauernden Krankheit bedenklich darnieder lag. Gewöhnlich reist dieser Götze nur in einer Tipoya (Hängematte), aber da diese gerade nicht in Ordnung war, hatte er sich für diesmal mit dem Transport auf dem Rücken eines Negers begnügen müssen. Von etwa halber Mannshöhe, ist der Körper unten in Mattenzeugfranzen gehüllt, aus denen nur die Füße hervorsehen, und das bärtige Gesicht mit zurücktretendem Vorderkopf in verschiedenen Farben bunt bemalt."

In der Gegend von Bomma wieder begegneten die deutschen Reisenden[2]) dem Ganga Makosse aus Sasse. Er trug die Purumber, eine Art rother Bischofsmütze mit eingenähten Figuren auf dem Kopfe, die Pfeife Guarella umgehängt unter dem Arme; die Fetische aber wurden von je drei mit Flinten bewaffneten Begleitern getragen.

[1]) Ebend. I. 77.
[2]) Ebend. I. 102.

Ist ein solcher Ganga zum Kranken gerufen, so benimmt er sich ganz so wie sein indianischer College, obwohl er von diesem nichts weiß. Er wartet die Nacht ab und versetzt sich dann durch aufregende Tänze vor einem Feuer in eine solche Ekstase, daß er um die Mitternachtszeit wie bewußtlos niederfällt.[1]) Nun ist die Gottheit in ihn gestiegen, und beim Wiedererwachen macht er seine Angaben.

Von nun an aber wird das Verfahren wegen der durchgeführten Arbeitstheilung innerhalb der Zunft ein weit komplizirteres, leider gewiß nicht zum Vortheile des Kranken, der Sicherheit und Billigkeit der Kurmethode. Der zuerst gerufene Ganga kann nämlich nur feststellen, ob ein Zauberer, ein Bruch der Quixilles oder ein Geist aus eigener Bosheit die Ursache der Krankheit bilde. In jedem Falle geht nun die Behandlung an den betreffenden Spezialisten über. Leitet die Spur auf einen Zauberer, so muß die interne Untersuchung durch einen kriminalistisch geschulten Priester erfolgen, der Kranke mag darüber weiter stöhnen wie er will. Ist ein Quixilles gebrochen, so dürfte der Priester des betreffenden beleidigten Fetisches der rechte sein, der die Sühnhandlungen anordnet, und ist endlich ein Geist unmittelbare Ursache, so muß wieder je nach den Aeußerungen der Krankheit der betreffende Spezialarzt geholt werden. Bei den Mussorongho sind beispielsweise[2]) die Hauptklassen dieser Priesterärzte und Spezialisten folgende: fast jedes Dorf hat je einen Ganga Lamba für Bauchkrankheiten, einen Ganga Lubamba gegen Syphilis und Beulenkrankheiten und einen Ganga Anteoa für Augenkrankheiten. Zu beneiden dürfte kein Kranker um diese Behandlung sein, aber zu bedauern ist der Arme, bei dem erst der zuletzt gerufene Spezialist entdeckt, daß die allererste Diagnose eine falsche war! Nun fängt das Verfahren ganz von vorn an und das kann so lange währen, bis kein Anlaß mehr vorhanden ist.

Wird nun nach dem zuständigen Spezialarzte geschickt, so kommt dieser mit seinem Milonghosacke und den Fetischen und beginnt abermals seinen Tanz. Endlich ergreift ihn „Besessenheit", der Geist „tritt zur Begeisterung in sein Haupt", er spricht aus ihm und verkündet die Heilmittel für den Kranken. Die Umstehenden notiren oder merken die Worte und wiederholen sie dem zum Bewußtsein zurückgekehrten

---

[1]) Ebend. II. 237 ff.

[2]) Ebend. I. 285.

Ganga; denn er selbst erinnert sich dessen nicht, was während seiner Ekstase geschehen. Jeder Geist will genau nach seiner Weise gerufen sein, der eine mit leiser, der andere mit lauter Stimme, und selbst die Sprache ändert ihnen gegenüber einige Worte oder nimmt solche aus einem andern Dialekte. Das Alles und die bestimmten Worte des Rufes, wie wir oben ein Beispiel sahen, bilden höchst wesentliche Bedingungen des Gelingens. Aechzen und Jammern der Kranken darf den Priester nicht stören, den Gang der Handlung nicht beschleunigen; über Allem waltet die kalte Ruhe der Erfahrung und Gewöhnung.

Im Grunde nur dasselbe, aber in seiner Sprechweise erzählt Dapper von den Bewohnern der Inseln im Congo. Sie hätten, meint er, unter ihnen besondere Menschen, die „mit dem Teufel" zu reden verständen. Sie kommen, wenn sie dieses „Teufelswerk" beginnen, alle zusammen und der Eine laufe drei Tage lang vermummt. Dann gebrauchten sie einige Kunstgriffe, daß der Teufel durch diesen Vermummten rede. Diese Vermummten sind zweifellos ihre Priester, die sich durch Tanz in Begeisterung — im wörtlichen Sinne — versetzen. Man muß annehmen, daß sie auch hier durch den besonderen Priesteranzug und die Vermummung als der betreffende Gott dargestellt werden sollen. Auch hier treffen wir die Musik als eines jener Mittel, welche den Empfänglichen „begeistern", d. h. wörtlich genommen den eigenen Geist einschläfern und die Erregungen des Menschen einem andern Geiste folgen machen. Oft bringt der Ganga selbst die Musiker mit sich, und diese pflegen dann eine gewisse Wurzel zu essen, um bei der oft sehr lang dauernden Operation des Priesters munter zu bleiben.[1]) Unter den Fetischkörpern, durch welche diese Priester wirken, fehlt auch die bekannte Kalabasse nicht; sonst leisten ihnen Körbe, Töpfe und alle möglichen Dinge diesen Dienst.

Außerdem gehören zur Ausrüstung des Ganga gleich anderen Musikinstrumenten auch Trommeln, Pfeifen und andere Lärmstücke, insbesondere aber Schellen, Glocken und Klappern. Auch ihr Geräusch dient einestheils zur Betäubung des Menschen, andererseits aber insbesondere als vernehmliches Zeichen für den Geist; er erkennt daran gewissermaßen das vereinbarte Zeichen seines Rufers. Bastian (I. 46) erzählt: „In einem Theile des Dorfes (Sogne) fanden wir den Ganga

[1]) Bastian, Deutsche Expedition II. 164.

desselben, der unter einem Verschlage mit der Heilung eines kranken Kindes beschäftigt war, das auf dem Schoße der Mutter vor ihm saß. Mit Ingredienzen aus seinem Medizinkasten bemalte er den Patienten, bewegte seine Doppelklapper über demselben und sprang dann, von Zuckungen ergriffen, umher. Als die Operation vollendet war, führte er uns, eine Eisenglocke in der Hand bewegend, aus dem Dorfe hinaus zu einer Kapelle, die am Eingang des Waldes stand, und in derselben befand sich als braun und weiß bemaltes Holz der Fetisch Umschiti oder der Dämon des Waldes. Der Priester näherte sich ihm singend und legte dann die Glocke, mit deren Ton er seine Ankunft verkündet, zu den übrigen Gegenständen, die vor den Füßen des Götzen lagen."

Wir lernten oben einen geheimen „Orden" kennen, bei dem wir nicht sicher werden konnten, ob er als ein Laien- oder Priesterverband zu betrachten sei. In der That scheint er einen Uebergang zu bilden, wenn ihm nicht gar das Bestreben der Laien zu Grunde liegt, sich von der entsetzlich und unerträglich überwuchernden Macht des Priesterthums zu emanzipiren, da doch prinzipiell jeder Laie eben so gut ein „Medium" sein kann wie ein Priester. Die sich nun an diesen Bund und den schon genannten Fetisch Malasie halten, rufen diesen, wenn sie krank geworden, in ihren eigenen Kopf und empfangen so selbst die gewünschten Aufschlüsse. Der Fetisch besteht aus einer mit Lappen und Glöckchen umhängten Kugel und hat wie gewöhnlich seinen dunkeln Wohnsitz in einem Sacke. Der Kranke nimmt eine Zaubermedizin ein, und nun steigt der Geist aus dem Sacke und der Kugel in den Kopf des Kranken selbst, nicht in den eines Priesters. Aber wie ein solcher gibt sich nun der Kranke Convulsionen hin, bis er wie todt niederfällt. So völlig verschwinde ihm dabei der eigne Geist, sagen die Ordensangehörigen, daß er nur durch den Knall eines Schusses wieder ins Leben zurückgerufen werden könne. Ist dies geschehen, so hat er sich der Heilmittel zu erinnern, die ihm im Zustande der Begeisterung verrathen wurden. Es wäre schwer, psychologisch dem Wege zu folgen, auf welchem seine Gedanken auf diese Art zu gewissen Heilmitteln geleitet werden; es spielt wohl dabei die im Orden festgepflanzte Tradition eine Rolle.

Vor dem zünftigen Priesterthume geht die Sache nicht so einfach vor sich. In Chicambo ist es der Ganga Njamba, welcher zuerst ge-

rufen wird, nur um die Diagnose festzustellen. Je nachdem diese ausfällt, tritt dann einer der nachfolgend genannten Aerzte in Thätigkeit: Ganga Bomba Loango mit dem Fetische einer Trommel mit phantastischem Thiere, oder Ganga Chimbuka mit einem Fetisch in männlicher Figur. Ist ein Bauchleiden festgestellt, so ist Konde-Mamba mit einem Männchen mit aufgetriebenem Bauche zu holen, bei Frauenunfruchtbarkeit Umsase mit einer Figur im Korbe, bei Venerie Imbika mit einem Sacke als Fetisch u. s. w.

Lautet die erste Diagnose des Ganga auf böswilligen Zauber, dann muß man, um auf die Qualität des Geistes schließen zu können, den Zauberer selbst feststellen. Dann verwickelt sich der ganze Prozeß, denn jene Feststellung geschieht wieder auf einem nicht einfachen Wege durch besondere Gangas, deren Thätigkeit in den Bereich des Orakelwesens im engern Sinne fällt.

Es verlohnt sich wohl, die Beschreibung eines solchen Vorganges, wie ihn Bastian selbst erlebt hat, hier zu wiederholen. Während meines Aufenthaltes zu Chicambo, so erzählt der berühmte Reisende,[1]) kam es vor, daß man wegen eines Kranken, der an periodischen Anfällen litt, einen Zauberpriester, um ihn zu kuriren, hatte rufen lassen, und so war eine gute Gelegenheit geboten, die Prozeduren dieses Ganga zu beobachten. Nach Anbruch der Dunkelheit hörte man den Ton der Trommel und dann schlugen auch die übrigen Instrumente an, und als wir an dem zunehmenden Lärm bemerkten, daß die Sache im Gange war, begaben wir uns nach dem Dörfchen, worin innerhalb der Faktorei die Krumanos (Neger) zusammenlebten.

In einem aufgeschlagenen Mattengemache saß der Kranke zwischen seinen Freunden im Hintergrunde, und vor ihm eine Reihe von Musikanten, die lustig auf ihren Instrumenten, Trommeln, Bambus-Guitarren (Sambe), Klappern, Holzbecken ꝛc. losspielten und einen Höllenlärm zu Wege brachten. An der Hüttenseite links von dem und vor dem Kranken hockte der Ganga, damit beschäftigt, sich das Gesicht zu bemalen, roth die Nase, gelb die Stirn, schwarz die Backen, und wurde er in dieser Operation von seiner neben ihm sitzenden Frau unterstützt, der Matrone seines Harems, die als dem Fetisch vermählt, allein das Recht hat, diesen zu behandeln. Vor der Hütte brannte ein großes

[1]) a. a. O. I. 54.

Scheitfeuer, und aus der Ferne sah man durch das Dunkel die schwankenden Lichter eines Fackelzugs sich nähern, wodurch ein zweiter Ganga herbeigeführt wurde, dessen Begleiter mit phantastischem Kopfputze ausstaffirt waren. Als die beiden Auguren in der Hütte zusammengetroffen waren, wurden ihre Zauber- oder Medizinsäcke (Kutu) gegenseitig geöffnet und die Farben zum Bemalen geprüft. Dann schwenkte man feierlich die mit magischer Kraft gefüllten Fellbündel über dem Feuer, wohinein Räucherwerk geworfen war, und hing sie unter mehrfachem Anblasen an der Wand neben einander auf, um dort vor ihnen die Fackeln zu schwingen, während auch die Götzenfiguren geordnet und in Reihe und Glied gestellt wurden.

Alles war somit vorbereitet und fertig für die dämonische Manifestation, die sich nun an dem einen Priester kund gab, indem derselbe unter einem von dem Chorus beantworteten Gesang von einem convulsivischen Hin- und Herschwingen des Körpers ergriffen wurde und in wilden Sätzen emporsprang, tanzend und stampfend, während er die Fetische vor dem Kranken rüttelte und schüttelte. Sein Konfrater, auf der Erde sitzend, ahmte die Bewegungen des Aufrechten nach und begleitete sie mit ähnlichen; dann aber, als die Drehungen und Wendungen rascher, heftiger und immer heftiger wurden, ward auch er emporgerissen, und nun tollten beide bei dem lauten und lauteren Getöse einer betäubenden Musik in der engen Hütte, über und zwischen den Feuern, zwischen und über Töpfen, Kisten und Kasten, über, durch und zwischen den Zuschauern hin und her, ohne indeß sich selbst oder einen der Anwesenden zu verletzen, bis sie dann unversehens aus der Hütte eilten und im Dunkel der Nacht verschwanden, um dort geheime Berathung zu pflegen. Allmählich kehrte der eine der Ganga zurück, eine Fackel tragend, mit der er die Hütte umlief, um die Fetische zu rufen, und dann begab er sich in den nahen Wald, aus dem er erst nach geraumer Zeit, mit Büschen behängt, wieder hervorkam.

Der andere Ganga, der auf einem niedrigen Stuhle seinen Sitz genommen hatte, war von einem eigenthümlich zuckenden Hin- und Herschießen des Oberkörpers ergriffen und von einem convulsivisch gewaltsamen Schütteln des Kopfes, der bei zunehmender Heftigkeit wie vom Rumpfe abgetrennt umherzuwackeln schien. Plötzlich, mit Aufhören jeder Bewegung, saß er starr und steif da, zugleich verstummte die laut schallende Musik, und Todtenstille herrschte im Raume. Jeder horchte auf,

als sich eine feine, schrille Diskantstimme vernehmen ließ, indem der Ganga mit verstellter Zunge zu sprechen begann und im Namen des in ihn eingefahrenen Dämon die Frage stellte, weshalb man ihn gerufen. Der Chor gab Antwort, und es wurde nun eine sonderbare Unterredung geführt, die mit Pfeifen, Flöten und allerlei Getöse beständig unterbrochen war.

Als nun alles erzählt und dargelegt war, wie die Krankheit begonnen und wie sie sich zeige, begann der Tanz aufs Neue unter krampfhaftem Zappeln der Glieder, unter Stampfen und Getrampel, und während der eine Ganga hin und her raste, begleitete ihn in allen Bewegungen sein auf der Erde sitzender Kollege, und hinter diesem saß sein Schüler, der wieder seinem Lehrer nachahmte in Allem, was er that.

Jetzt kam noch ein dritter Ganga aus dem nächsten Dorfe hinzu, der sich sogleich, nachdem er rasch das Bemalen des Körpers vollendet, an dem Tanze betheiligte und tollkühn mitten in das Feuer zu springen schien, aus dem er ein brennendes Scheit aufraffte und mit demselben (um die Augen aufzuhellen — glaubt Bastian —) durch das Gesicht, dann um seinen Hals hinfuhr, wobei man ein helles Aufflackern bemerkte, als ob all sein Haar in Flammen stände. Seinen Feuertanz begleitete einer der anderen Ganga mit einem Tanze der Fetische, die er in der Hand umherwirbelnd sich durch die Schulterhöhlen strich, zwischen den Beinen durchzog, um das Gesicht legte 2c.

Nach Wiederholung ähnlicher Prozeduren, die manchen Schweißtropfen kosteten, gerieth denn auch der zuletzt gekommene Ganga in den Zustand der Besessenheit, sprach gleichfalls mit verstellter Stimme, und verkündete, nachdem er über die Krankheit unterrichtet war, als Ausspruch seines Dämon, daß für den Beginn der Heilceremonie ein aus Baumwolle, Pulver und Oel bereitetes Milongho oder Zaubermittel nöthig sein würde.

Wir zogen uns, fährt der Forscher fort, dessen Geduld denn doch auf eine zu schwere Probe gestellt war — der arme Kranke mußte sie bestehen — wir zogen uns um Mitternacht zurück, aber der Lärm dauerte fort bis zum nächsten Morgen und beruhigte sich erst mit dem Tageslicht. — — Der Patient saß am Morgen noch auf demselben Platze, an dem ich ihn am Abend gesehen hatte, mußte sich aber, als die Sonne höher stieg, von seiner Stelle erheben und sich, nach der

schlaflosen Nacht, die er seinen Aerzten verdankte, an die Tagesarbeit begeben.

Nach der ihnen durch den Dämon eingeblasenen Inspiration hatten die Aerzte die Nacht zuvor dahin entschieden, daß die Krankheit verursacht sei, weil der von ihr Ergriffene eine durch die Quixilles seiner Familie verbotene Speise gegessen, und so den Fetisch, der ihn jetzt strafe, beleidigt habe. Indeß war diese Diagnose nicht ganz sicher, da sich bei der Konsultation der drei Priesterärzte einige Meinungsverschiedenheit kund gegebẹn hatte, und da sie wünschten, daß der Patient das volle Benefizium ihrer Kunst genießen möge, — begann der Teufelstanz die nächste Nacht aufs Neue.

Diesmal saß der Kranke am Feuer außerhalb der Hütte und in derselben sangen mit gedämpfter Stimme die Ganga murmelnde Lieder bei eintönig dumpfer Musik. Rings um die Hütte waren Schwerter aufgesteckt, und mit einem solchen sprang bald der eine, bald der andere Ganga durch das Feuer. Zu Zeiten traten einige der Akteure aus der Hütte, um in einiger Entfernung von derselben aus einer bauchigen Pfeife den betäubenden Hanf (Liamba) zu rauchen, während wieder die Boka genannte Wurzel gekaut wurde, um den Schlaf zu verscheuchen. Auf zwei Tellern wurde aus Wurzeln, Kräutern und anderen Medizinen das Milongho oder Heilmittel bereitet, und zwei Ganga traten dann an den Kranken heran, um ihn in ziemlich eindringlicher Weise an Schultern, Brust und Nacken zu frottiren. Zum Schluß wurde ihm die ganze Mischung über den Kopf gegossen und auf denselben ein Zeugfetisch gelegt, den man vorher darüber hin- und herbewegt hatte.

Jetzt nahm die bisher halbunterdrückte Musik an Stärke zu, und wie sie lauter und lauter wurde, zuckte auch heftiger der Ganga in konvulsivischen Bewegungen, bis er momentan in Erstarrung steif blieb, als der Dämon, wie die Anwesenden sagten, ihm in den Kopf getreten war. Dieses geheiligte Haupt wurde nun mit einer hohen Federmütze bedeckt, und fortan als Repräsentant der Gottheit sprach der Ganga in grotesken Gesten und mit gebieterischem Ausdruck. Auch sein Kollege, der ihn in allen Bewegungen nachahmte, wurde durch das Herabsteigen einer Gottheit begnadigt, auch er bewegte sein gebenedeites Haupt mit der Mütze schwankender Federn, und da nun diese beiden Götter eifrig um den Kranken beschäftigt waren, ihn mit Blätterwedeln besprengend, schien alles in bestem Fortgange.

Da führt der Zufall — oder die Eifersucht ob des zu erwartenden Honorars — einen Rivalen herbei, der unter stolzem Gefolge und dem Vorantritt von Fackelträgern heranschritt. Weil nun dieser Ganga ein älterer und höher gestellter war als die beiden, die bisher fungirt hatten, so war alles Bisherige null und nichtig und mußte die ganze Geschichte wieder von vorne beginnen. — Vielleicht wäre dem Kranken geholfen gewesen, hätte er nur gleich unsern Reisenden ruhig zu Bette gehen können! — Aber das war ihm nicht gegönnt. Am nächsten Morgen war alles noch in vollem Gange, bis die Leute und auch der arme Patient an die Arbeit mußten. Die ganze Diagnose der ersten Nacht war umgestoßen worden. Es waren durchaus keine Quixilles im Spiel, sondern die Krankheit war durch die Chimbinda (die abgeschiedene Seele) eines unlängst auf der Faktorei verstorbenen Krumanos verursacht, indem dieses Gespenst aus dem Grabe zurückgekommen war und sich in dem Kopfe des Kranken niedergelassen hatte. Es würde deshalb zunächst nothwendig sein, zur Befragung nach dem Fetisch Mabiali zu schicken, um sich dort ein Orakel zu holen, und es ließ sich nun leicht voraussehen, daß die Operationen noch manche Tage oder Nächte dauern und wahrscheinlich — glaubt Bastian — erst mit dem letzten Heller des Patienten zu Ende gehen würden.

Dieses Beispiel des modus procedendi möge genügen, die ehrwürdigen Väter von Loango vor dem Verdachte gewissenloser Ueberstürzung zu sichern.

4. Das Orakel und seine Verwendung.

Nicht zu Heilzwecken allein sind die Fetische da; ihr Naturell macht sie vielmehr, wie der Mensch seiner Erfahrung entnehmen zu können glaubt, eher zu schaden als zu nützen aufgelegt. Darin spiegelt sich der den kulturlosen Menschen mehr noch als uns bezeichnende Zug, das Gute zu vergessen oder doch als den normalen Gang der Dinge hinzunehmen, Widerwärtigkeiten aber als Störungen desselben im Gedächtnisse zu behalten.

Von einer besonderen moralischen Qualität jener Priester kann nur in beschränktem Maße die Rede sein; wodurch sie sich, wie in einer Art gehobener Moral, vor dem Volke auszuzeichnen hatten, das ist nur die treue Beobachtung einer größeren Zahl von Quixillen, die übrigen Handlungen des Priesters wurden durch seine Götternähe um kein Haar

höher gehoben, als die der übrigen Menschen; und wenn sie auch selbst zu der Höhe ihrer Geister hinaufgehoben würden, so ist gerade diese keineswegs die einer ethischen Erhabenheit. Alles ruht immer wieder nur auf dem Grunde der Entwicklung des menschlichen Lebens.

So wollen wir uns auch nicht wundern, auf Zauberpriester zu treffen, die dem Bösen dienen und Schaden stiften, zumal ja oft beides schwer auseinander zu halten ist, und eben so oft, wie im Strafverfahren, eines durch das andere erreicht werden soll. Die Geister sind immer willig, dem Priester zu folgen. Man ist aber dabei mitunter zu wunderlichen Formen gelangt und die außerordentlich große Verbreitung derselben erhöht das Befremdende. Bei den tollen Sprüngen, welche die Phantasie auf diesem Gebiete macht, läßt sich oft nur schwer ein Faden des logischen Zusammenhanges finden. Ein solcher und zugleich ein Anlaß zu seiner beständig drohenden Zerreißung liegt in der doppelten Art der Fetischauffassung. Die Fetische sind einmal wirklich nur fühllose Klötze oder Klumpen, völlig verschieden von dem freibeweglichen Geiste, mit dem sie oft nur durch die Kultgewalt, die der Priester übt, zusammengehalten werden. Dann aber sind beide Objekte auch wieder in einer so intimen Verbindung auffaßbar, daß sie nur Eines bilden und der Geist an das Bild festgebunden erscheint. Je nachdem sich nun in eine und dieselbe Gedankenreihe in prinzipienloser Abwechslung eine oder die andere der statthaften Vorstellungen einschaltet, entstehen neue und oft wunderliche Kombinationen. Vielfach mag man sich das Widersprechende durch die Spezialitäten der Fetische, der Kulte und Priester erklären, weshalb auch wieder eine so weitgehende Arbeitstheilung auf dem Gebiete dieses Zauberwesens herrscht.

Ein Grundgedanke, auf den viel Abenteuerlichkeit sich aufgebaut hat, ist indeß einfach genug. Kann man den Geist durch Kultakte, d. h. durch Annehmlichkeiten, die man ihm schafft, bewegen, Gutes zu thun, insbesondere zur Linderung eines Leidens behilflich zu sein, so liegt die Konsequenz nahe, daß man durch irgend eine Peinigung seine Rache auf diejenige Person werde lenken können, die ihm als die Ursache bezeichnet wird, um deretwillen ihm das Uebel zugefügt wurde. In Tschikambo ist der aus dem Lande Bakunja (Eb. II. 175) dorthin gebrachte Mokisso Mambili ein solcher auf den Schaden dressirter Geist, und sein Priesterthum, das in den Händen des Mabombe liegt, muß nicht wenig einträglich sein, da es der Anlässe zu Entschädigungen eine ganze Reihe bietet.

Mokisso Mambili ist eine Fetischfigur in Menschengestalt mit einem aufgetriebenen Leibe. Sein Geist tötet die Leute, gegen die er erzürnt wird, durch Bauchwassersucht und andere Krankheiten dieser Art. Man erbittert ihn nun in begreiflicher Weise auf das Schlimmste gegen einen Menschen, wenn man ihm unter Angabe desselben als Ursache solcher Ungebühr — einen Nagel in den Bauch schlägt. Daß sich der Zorn nicht etwa gegen den Einschlagenden richte, sondern in der gewünschten Richtung hin ableite, das muß man natürlich der Intervention des Priesters zuschreiben — dafür ist diese Art Kult seine Spezialität, und es kann nicht jedermann mit gleichem Erfolge solches etwa an seinen Hausfetischen versuchen. Mabombe empfängt also, so oft er das Einschlagen eines Nagels in seinen besonders geschulten Fetisch gestattet, von der Partei eine angemessene Bezahlung und — Mabombe schafft sich dadurch auch gleich wieder Arbeit auf der anderen Seite. Ueber kurz oder lang fühlt wirklich einmal der, auf den es gemünzt war, Leibweh; da aber Mabombe Spezialist für Leibweh ist, wird er gerufen; er stellt in der bekannten Weise die Diagnose, und findet — daß ein Nagel in seinem Fetisch die Ursache sei! Nun ist aber der Fetisch voll solcher Nägel und konnte man schon die Diagnose nicht umsonst verlangen — so bedarf es jetzt einer nicht zu kargen Kulthandlung, damit der Fetisch zunächst nur verrathe, welcher Nagel der richtige sei. Der wird herausgezogen — und nun bedarf es wieder einer Kulthandlung zur Sühnung dieses Schmerzes oder zur „Heilung“ der Wunde. Für alle Kulthandlungen muß natürlich die Partei die Gaben bereitstellen. Ist das geordnet, dann erst kann die Heilung durch Milonghos beginnen — natürlich nicht unentgeltlich.

Durch die gerade in Westafrika weit vorgeschrittene, innige Verbindung der zwei urthümlichsten Heilarten, der natürlichen und der kultlichen, tritt auch in der ärztlichen Thätigkeit des Priesters das Absehen auf die Geisteroffenbarung, das Orakel, ganz besonders hervor. Bei den „Milonghos“ ist eine natürliche Heilkraft nicht immer ausgeschlossen, und es wird berichtet, daß die Neger eine gute Kenntniß heilkräftiger Pflanzen u. dgl. hätten und chirurgische Operationen, insbesondere Schröpfen, geschickt zu vollziehen wüßten. Aber insoweit die Anwendung von alledem von der Krankheitsdiagnose abhängig ist, diese aber, weil die Krankheit einen Geisteseinfluß darstellt, allein durch

Geistesoffenbarung gestellt werden kann, so bleibt auch hierbei das Orakel immer die Hauptthätigkeit des Priesters.

Diesem fällt aber noch eine viel selbständigere und umfassendere Rolle zu, als wir bisher beobachteten. Beim Indianer trat fast nur der Heilzweck hervor, weil des Indianers Sorge für sein individuelles Befinden den Hauptinhalt seines Lebens bildet. Je mannigfaltiger aber mit dem Fortschreiten zum Kulturleben die Beziehungen der Menschen zu einander werden, desto weiter erstreckt sich der Kreis ihrer Sorgen und die Inanspruchnahme ihrer Götter.

Der Indianer der Unkultur kannte keinen Besitz von Grund und Boden, keinen von weidendem Vieh. Damit blieb die Möglichkeit des Eingreifens in fremdes Eigenthum sehr beschränkt. Bei dem seßhaften, Ackerbau und Handel treibenden Theile der Neger kam zu Mord und Raub viel häufiger der geheime, listige Diebstahl und allerlei Untreue. Da handelte es sich nun wieder im Interesse der Gesellschaft darum, die Verbrecher an den Tag zu bringen. Der Priester kann also auf diese Weise auch eine wichtige Rolle im Rechtswesen spielen, und in Westafrika ist das im vollen Maße der Fall. Allerdings könnte hierfür jeder Laie ein taugliches Mittel sein, wenn nicht eine spezielle Art des Verkehrs nothwendig wäre, um den Willen der Geister den menschlichen Absichten dienstbar zu machen. In manchen Fällen genügen die Laien wirklich. Auch gewöhnliche Träger der Bahre eines Ermordeten leitet der Geist unmittelbar so, daß sie zur Entdeckung des Mörders gelangen (Eb. II. 28). „In Somraï nehmen zwei derselben den Leichnam auf ihre Köpfe, der Eine das Kopf-, der Andere das Fußende, fordern mit den Angehörigen des Verstorbenen diesen laut auf, sie zum Mörder zu führen, schwanken, scheinbar vom Impulse des Todten getrieben, hierher und dorthin, bis sie eine bestimmte Richtung annehmen und endlich vor der Hütte des vermeintlichen Urhebers Halt machen. Dieser verfällt dem Tode, und seine Habe wird theils vom Häuptling, theils von der Familie des Verstorbenen eingezogen. Die Sâra entdecken den schuldigen Zauberer unter den versammelten Männern einer Ortschaft durch ein Bündel eines bestimmten Grases oder Laubes, das auf den Kopf des inspirirten weisen Mannes" — wohl Priesters — „gelegt, diesen alsbald hin- und herzutreiben und nach mannigfachem Schwanken taumelnd zum Schuldigen, vor dem er zu Boden fällt, zu führen scheint."[1])

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudan II. 686.

An der Westküste sind die weit und breit gefürchteten Fetische Mabiali, Mademba und Mangaka insbesondere Gerichtsfetische, d. h. ihre Priester verstehen sich vorzüglich auf die Verwendung derselben zu diesem Zwecke. Das Prinzip beruht auf dem erwähnten Nägeleinschlagen.

Man erhöht die Wirkung, indem man den einzuschlagenden Nagel erst glühend macht. Die Wuth, in welche der Geist darüber gerathen muß, ist dem Volke so verständlich, daß der Dieb oft genug das Gestohlene zurückbringt, wenn er erfährt, man habe um den gefährlichen Fetisch gesandt.

Auch zur Verhütung von Veruntreuung, Treubruch u. dgl. dient solche Handlungsweise. Ein Herr, der seine Sklaven mit werthvollen Waaren über Land schickt, läßt Mabiali bringen und schlägt vor jener Augen einen Nagel ein mit der Verwünschung, daß der darüber erregte Zorn der Gottheit jenen treffen möge, der Untreue begehen wird. Mitunter ist der Spezialfetisch schon so eingerichtet, daß er bleibend einen Nagel im Leibe führt, an welchem dann nur einige Schläge in jedem Falle gethan werden.

In gleicher Weise wird auch der gefürchtete Ortsfetisch Mangaka in Kabinda, dem wir schon einmal in seiner Hängematte begegneten, zum Heile der Laien und Priester mißhandelt. Brust und Oberkörper sahen die Reisenden dicht mit solchen Nägeln bedeckt, und auch dieser Dämon rächt sich durch Auftreibung des Leibes. Seine gewöhnliche Wohnung war eine Strohhütte.[1])

Der Priester des Chincasse-incasse benetzt sich mit einem eigens bereiteten Milongo die Augen, und während er dann in die gewöhnlichen Konvulsionen verfällt, erblickt er selbst das Bild des Schuldigen, d. h. der Geist offenbart ihm diesen.

Die Art, wie man sich die Mittheilung durch den Geist denkt, haben wir schon kennen gelernt. In der Regel steigt der Geist dem Priester in das Haupt und denkt nun in ihm die weissagenden Gedanken. Doch offenbart er sich ihm auch durch Zeichen und Stimmen, deren Deutung dann natürlich Kunst des Priesters ist.

Das „Gottesurtheil" ist mit den nachgewiesenen Vorstellungen schon gegeben, und es findet in der That auch beim Afrikaner der

---

[1]) Bastian, Deutsche Expedition II. 176 ff.

niedern Kulturstufe die weiteste Verbreitung. Da es immer nur auf ein offenbarendes Zeichen des Gottes ankommt, so ist die Form eigentlich gleichgiltig und deshalb sehr mannigfaltig. Daß auch hierbei die Priesterschaft, sobald sie sich entfaltet hat, die Leitung gewinnt, liegt in der Sache. In Westafrika ist es vorzüglich das Orakel des Cassa-Essens, welches Jahr aus Jahr ein Hunderte dem Tode überliefert. Frauen und Männer müssen sich der Prozedur unterziehen, sobald sie verdächtig sind, durch Fetischdienste jemand an der Gesundheit geschadet zu haben.

Fast jeder Ort hat zu diesem Behufe einen geprüften „Ganga Incassi", der gerufen wird, sobald ein solcher Verdacht auftaucht, oder ein anderer Ganga nach dieser Richtung diagnosirt hat. Er steckt mit vier Pfählen einen Raum ab, reicht dem Angeklagten eine Dosis der Cassa genannten giftigen Baumrinde und läßt ihn, nachdem er sie genossen, unter Musiklärm und Geschrei der Umstehenden in dem ausgesteckten Raume umhergehen. Oft führt die Medizin den Tod herbei; bewirkt sie Durchfall, so ist die Schuld erwiesen, tritt Erbrechen ein, so ist der Inquisit freigesprochen.

So fiel denn unter diesen primitiven, der untersten Kulturstufe nicht sehr entrückten Verhältnissen auch die Gerichtsgewalt zu nicht geringem Theil in die Hände des Priesters. Will man auch nicht mit den meisten Forschungsreisenden annehmen, daß der Ganga Incassi einen bestimmenden Einfluß auf den Ausgang des Orakels habe, was freilich nicht ganz ausgeschlossen ist, so war doch immerhin grade in den schwierigsten und wichtigsten Prozessen die Schuldfrage nicht ohne seine Vermittlung zu lösen.

Durch die Entscheidung der Schuldfrage entschied die Gottheit selbst den Prozeß; sie war es also, welche richtete, und ihr stand der Priester näher, als irgend eine andere irdische Potenz. Glückte es nicht einem kräftigen Königthume, sich der Bevormundung zu entziehen, so ist kaum abzusehen, wie sich nicht alle Gewalt in den Händen des Priesters ansammeln sollte. Um Bonny herrscht der Fetisch Oro, und es heißt von ihm sehr bezeichnend, daß von ihm alles Urtheil ausgehe und der Baum zum Hinrichten in seinem Namen aufgestellt werde. Den Fetisch Umschiti begegneten wir bereits auf seiner Reise zu Gericht, es handelte sich um die Ermordung eines Sklaven, und als die deutschen Reisenden von dem abgesetzten Könige von Loango in dessen Hüttenpalaste begrüßt wurden, stand an

seiner Seite ein Ganga mit einem Fetische als dem „Ausdrucke der Gerichtsbarkeit.“ In Mekono überreicht ein Ganga dem gekrönten Könige von Angoy das Messer, „vor dessen Empfang er kein Todesurtheil vollziehen darf.“ [1]) Man mag sich wundern, schon hier der Theorie des Pseudo-Isidor zu begegnen — sie ist in der That uralt.

Daß die gerichtliche Eidesleistung ebenfalls die Intervention des Priesters verlangt, ist bei solcher Lage der Dinge selbstverständlich. Hätte ein etwas kräftigerer Einheitsstaat seine Orts- und Staatsgottheiten zu überwiegender Geltung gebracht, ohne eine besondere Pflegschaft derselben einzuführen, so hätte sich allerdings ein gerichtliches Eidleisten ohne Priesterintervention denken lassen. Da aber auf dieser Stufe einer beginnenden Halbkultur der gesammte Kult sammt seinen Objekten beweglich geworden war und selbst die von Staatswegen der Pflege der Priester anvertrauten Kultobjekte nach Analogie der weit zahlreicheren gewissermaßen in den Privatbesitz der Priester übergegangen waren, so trat die nicht abzuweisende Konsequenz hervor, daß es auch zu der gerichtlichen Eidesabnahme des Priesters bedürfe. Der Eid steht mit dem Vorgange des Nägeleinschlagens auf dieser Stufe in sehr naher Verwandtschaft; er fordert bedingungsweise die Rache der Gottheit heraus. An dem Eintritt der Rache will dann der Mensch wieder die Erfüllung jener Bedingung erkennen; so ist der Eid zugleich Orakel. Andrerseits ist er in diesem eingeschlossen. Der Geständige unterliegt ihm nicht; den fälschlich Leugnenden trifft die Gottesrache.

So nennt auch schon der alte Bosmann nicht mit Unrecht das Cassa-Ordal einen „Eidestrunk.“ Der Beklagte müsse dabei die Worte gebrauchen, daß ihn der Fetisch tödten solle, sofern er dessen, wessen man ihn überführen wolle, schuldig sei. Das ist der korrekte Sinn des Eides. Bosmann schildert ferner den Vorgang des gewöhnlichen Eides sehr genau. Der Ganga erscheint mit seinem Fetisch, der meistentheils eine Art Gefäß ist, — die jetzt vorherrschenden Menschenbilder scheinen jüngerer Art, — der Inquisit stellt sich dem Fetische gegenüber und fragt den Priester nach dem Namen desselben, da ja jeder Ganga mehrere und besondere Fetische besitze und auf die Nennung des Namens vieles ankommt. Nachdem der Ganga geantwortet, ruft jener den Fetisch beim Namen, den dann folgenden Versprechun-

[1]) Bastian, Deutsche Expedition I. 113; I. 63; II. 171.

gen und Angaben die Bitte anhängend, dieser wolle ihn tödten, wenn jene falsch seien. Dies wiederholt er dreimal, nach jedem Male den Fetisch umschreitend. Der Ganga bestreicht ihn dann verschiedentlich mit dem Inhalte aus seinem Fetischtopfe und legt — zum Pfande und zur Fesselung der Person — in diesen Nägel und Haare, die er dem Schwörenden abgeschnitten hat. So bleiben beide durch ein Band verbunden.

Nun sollte man glauben, es müßte dieser so weit reichenden priesterlichen Macht eine zunächst durch das materielle Schutzbedürfniß gehobene kriegerische unabhängig gegenüberstehend sich entwickeln. Aber auch eine solche Unabhängigkeit kennt die niederste Kulturstufe nicht; wohl aber füllt vielfach ein Ringen beider die älteste Geschichte der Völker, und auch in diesem Kampfe fallen die Würfel verschiedentlich. In der Volksvorstellung selbst ein Gott, ist der König von Loango — ein Beispiel für viele zu nennen — ein Sklave seiner Priester; und sind es genau genommen, nicht auch deren andere Fetische? Müssen sie sich nicht sogar peinigen lassen, um Dienste zu thun?

Zunächst nimmt der Priester, wie auf alle wichtigen Angelegenheiten, so auch auf die des Krieges, durch sein Orakel maßgebenden Einfluß. Ein König jener Staaten, der im Kriege eine Niederlage erleidet, ist immer nahe daran, um seinen Thron zu kommen; ein solcher aber, der eine Niederlage bei einem Wagnisse erlitte, das er gegen den geoffenbarten Willen des Gottes unternommen, wäre unbedingt verloren. Dazu kommt noch, daß die Götter selbst als die Führer der Kämpfenden gelten, und daher ihre Fetische voranziehen und Heerfolge verlangen — so sehen wir wieder den Priester an der Spitze.

Die Neger besaßen besondere Fetische dieser Art. So sahen die Reisenden in Sogne einen besonderen Kriegsfetisch als eine mit Fellstreifen umwickelte Figur, zu welcher die dabei liegenden kriegerischen Instrumente, wie Klappern und Trommeln in derselben Beziehung stehen mochten, wie die den Geist hervorlockenden Klappern und Schellen der Orakelpriester. Den Kriegsfetisch zu Kabinda (Eb. I. 76) bildete eine ähnliche mit Federn und Fell geschmückte Figur, und auch neben ihm lagen dieselben Instrumente. Doch wurde dieser Fetisch nicht mehr durch einen Priester ins Feld getragen, sondern durch einen Offizier,

der zur Auszeichnung als Fahnenjunker einen weißen Streifen um die Stirn trug. Hier hat also schon eine Emanzipation stattgefunden; desgleichen hat der Kriegsfetisch Inkissie-i-Bumba zu seiner Kultbedienung zwar noch einen Ganga-n-Bumba, aber im Felde darf ihn nur eine Frau dem Heere vorantragen, und jeder Fürst pflegt dazu eine seiner Frauen zu stellen, die er dem Fetisch vermählt. Da aber zur Zeit der deutschen Expedition und lange vorher kein gekrönter König mehr auf dem heißen Throne Loangos saß, war seither die Herrschaft und der Titel Ganga Bumba in einer Person vereinigt; so ist entweder der Priester der wirkliche Herrscher geworden, oder der Herrscher hat die Priesterwürde in sich aufzunehmen gewußt.

5. Priestergewalt in Gemeinde und Haus.

Eine Trennung der richterlichen von den Anfängen der polizeilichen Gewalt wird man unter den betrachteten Verhältnissen nicht suchen, und man könnte so im vorhinein vermüthen, daß der Priester vom Gerichtsplatze aus mit seinem Einflusse noch weiter in die Gemeinde hineinbringen werde. Diese Annahme findet vielfache Bestätigung. Bastian (II, 84) sieht sich zu der Bemerkung veranlaßt: „Die Ausübung der Polizei ist der Hauptsache nach in den Händen der Ganga, da sie Verbrechen ausfindig machen und durch die von ihnen geweihten Fetische gegen solche schützen.“ Nach desselben Erzählung hatte im Anschlusse an die Ortssitten eine Faktorei zu Futika ihre Bewachung zwei Gangas übertragen. Diese schlugen von der Dämmerungszeit an die Trommel und umliefen, dann und wann ein Saiteninstrument anschlagend, die Umzäunung. Sie nehmen also für ihr Nachtwächteramt die Autorität ihrer Dämonen in Anspruch. Sonst schützt der Priester unter gleicher Autorität das Privateigenthum, indem er den M'ti inxina — „Stab des Verbotes“ — aufsteckt; die Furcht vor dem betreffenden Geiste hält nun von Berührung ab.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die nach Waitz (II, 136) über ganz Westafrika verbreiteten Geheimbünde zur Ausübung der Polizei und Rechtspflege entweder Priesterschaften sind oder doch unter deren Leitung stehen, da man sich solche Thätigkeit ohne Einfluß der Geister dort nicht vorstellen kann. Aehnlich mögen die „Sindungo“ in Angoy trotz ihrer Bezeichnung als „Soldaten des Königs“ min-

bestens unter einer Priesterschaft stehende Exekutivorgane sein. Sie bilden einen jener Geheimorden, und dessen Mitglieder hausen nach Art der Zauberpriester im Waldesdunkel. Sie stehen zur zwangsweisen Durchführung von Regierungsmaßregeln zur Verfügung, brechen aus dem Walde in grotesken Vermummungen hervor und morden und zerstören, wohin ihr Zorn gelenkt wird. Als Bastian (I, 80 f.) bei dem Regenten von Angoy zu Besuch war, brachte die Neugierde einige dieser Ungethüme herbei. „Mit demselben in einem Gespräch begriffen, hörte ich außerhalb der Hofwand ein eigenthümliches Gerassel, Gestampf und Gequiek, und bald zeigte der Aufruhr unter der dort versammelten Volksmenge, daß etwas Besonderes vorgehen müsse. Die Thür war verschlossen und bedeutete man mir, dieselbe nicht zu öffnen; doch konnte ich über einen Portalspalt derselben wegblicken und sah nun ein merkwürdiges Schauspiel, indem auf dem freien Platze vor dem Hause des Gouverneurs, in dem wir uns befanden, ein sonderbar gestaltetes Ungethüm umherraste, unerkennbar an Kopf und Füßen, als eine dicke und formlose Masse dürrer Palmblätter, die treppig über einander herabhingen und vorstanden. Nachdem durch das wüste Gebahren desselben aller lose Sand zu Staub aufgewirbelt war, hockte es in dieser die Luft füllenden Wolke nieder, und nun trat zwischen den Palmblattumkränzungen ein beweglich hin- und herwackelnder Punkt hervor, der sich beim weiteren Abscheiden aus der niedersinkenden Hülle als eine übermenschlich kolossale Maske grotesker Form erwies. Außerdem fing noch etwas Anderes an, sich zwischen den Blattmassen zu regen, und ließ sich dann als ein Peitschenstock erkennen, der von den unter der Umhüllung verborgenen Händen gehalten wurde. Kurz darauf kamen noch zwei andere, ähnlich travestirte Ungeheuer hinzu, und die drei führten nun in ungestalt plumpen Attitüden einen Tanz auf, vor dem das Volk bei der Annäherung stets nach allen Seiten entfloh. Dann kauerten sie in eine Reihe nieder, mit ihren riesigen Kopfmasken in komischer Weise nickend und schüttelnd, während in der Hand des mittelsten eine Ruthe wedelte, in denen der andern dünne Stöcke. Die Zuschauer ließen einen weiten Kreis offen, um sich vor einem plötzlichen Anfahren zu wahren, und die Frauen und Kinder hielten sich in respektvoller Entfernung, aus der sie nur verstohlen herüberzublicken wagten. Die Hauptkunst der Ungethüme bestand in unbehülflichen Sprüngen, wobei sie dröhnend mit den Füßen

aufstampften, während die trockenen Blätter ihrer Verkleidung rasselten und rauschten."

Solche Sindungo (Mehrzahl von Dungo) bestehen in vielen Ortschaften, und die Mitgliedschaft erbt vom Vater auf den Sohn, kann aber auch durch umständliche Aufnahmsceremonien erworben werden. Zwar regiert sie dermalen ein Staatsbeamter, aber sobald sie in ihren Vermummungen in Thätigkeit treten, jagen sie diesen aus ihrer Versammlung davon zum Zeichen ihrer Selbstständigkeit. Ihr priesterlicher Charakter zeigt sich in dem ihnen gemeinsamen nächtlichen Dienste des Fetisches Kotolo-Umkissie und durch ihre Qualität als „Regenmacher". Wir haben also in ihnen allerdings eine Priesterschaft zu erkennen, und zwar eine von Staatswegen gestiftete mit einem durch Erblichkeit gesicherten Dienste. Daher erklären sich denn auch ihre Beziehungen zur Regierung und die eigenthümliche Mischung von Selbstständigkeit und Unterordnung.

Um den Regen zu besorgen, nehmen sie ihren nächtlichen Kult auf einem Platze mitten im Dorfe vor, das während dieser Zeit die Bewohner furchtsam verlassen. Sollte sich Jemand durch irgend einen Laut störend vernehmen lassen, so würden ihn die Sindungo zertreten und sein Haus verwüsten. Diese große Autorität des Schreckens, der ihnen innewohnt, benutzt das Volk in sehr findiger Weise, indem es jene Sindungo in den Zeiten, da sie der Regenkult nicht beschäftigt, als Exekutoren von Schulden verwendet. In der Hauptstadt gliedert sich der Orden in eine wohlgeregelte Hierarchie.

In Joruba besteht in ganz gleicher Weise die Oboni-Priesterschaft, oder wie Bastian[1]) sie nennt, die Oboni-Loge. An der nördlichen Guineaküste heißt der entsprechende Fehmbund der Egboeorden oder Efik, dessen Präsident der König von Alt-Kalabar ist. Er ist in Klassen eingetheilt, und jede hat ihren Tag, an welchem ihr Idem oder Fetisch eine absolute Herrschaft ausübt. Man glaubt, daß die Ueberzahl der Frauen und Sklaven eine solche zeitweilige Diktatur und Einschüchterung nothwendig mache. Diese fliehen dann auch scheu auseinander, sabald ein Egboetag verkündet wird. Dann geht der Idem — der betreffende Priester als Fetisch — mit einer Peitsche um und schont sie auch wahrlich nicht. Zu Strafgerichtsverhandlungen wird

---

[1]) Geographische und ethnologische Bilder S. 189.

der Idem aus dem Busche herbeigeführt und er erscheint fantastisch in Matten und Zeug gehüllt mit einer schwarzen Larve. Der Idem vollzieht auch mit den Seinen die Strafe. Eigenthum nimmt der Egboeorden unter seinen besonderen Schutz und markirt es dann. Erinnert die Kombination der erblichen Würde mit der staatlichen Aufsicht lebhaft an römische Einrichtungen, so findet das Auftreten dieser Collegien sein unverkennbares Wiederspiel in der westdeutschen „Tyrjagd“, wie sie uns noch Montanus [1]) schildern konnte und dem bairischen „Haberfeldtreiben.“

Das zeitweilige Herumziehen des Gottes — im vermummten Priesterleibe — an gewissen Tagen und Nächten, um durch Lärm und Peitschenhiebe alle unbotmäßigen Gedanken zurückzuschrecken, ist fast überall an der Westküste von Senegambien bis über den Congo hinaus heimisch. „Die Stadt Ogbomascho wird gewöhnlich zweimal jährlich der Gewalt des Ogo übergeben. Der Lärm beginnt, nachdem den Frauen die entsprechende Warnung zugekommen ist, in kleinen Hütten, die abseitens außerhalb der Stadtmauer stehen, und zu denen kein Zutritt ist als durch die Gebäulichkeiten des Stadtobersten. Während der ganzen Nacht geht dann der Geist der Vorfahren mit einer mächtigen Bambuspeitsche umher, in einer Begleitung sonstiger Masken, die mehr oder weniger stereotyp sind oder werden.“ [2])

Auch der „große Geist“ der Bakaleneger kommt [3]) bisweilen aus der Erde in sein großes Haus herauf, „wo er dann furchtbar brüllt zum Schrecken der Weiber und Kinder, die man damit in Furcht hält.“ Wollte Jemand darin den Beweis von absichtlicher und utilitarischer Täuschung sehen, da doch irgend Jemand mit Bewußtsein das dem Geiste zugeschriebene Brummen und Brüllen hervorbringen muß, so kann er je nach dem Falle auf dem rechten und auf dem falschen Wege sein. Zweifellos verursacht der Priester den schreckenden Lärm, aber er verursacht ihn als Gott, indem ja der Geist in ihn hinaufgekommen ist. Man lügt also nicht, wenn man dem Volke sagt: der „große Geist“ zürnt und brüllt vor Zorn. So nahe liegen diese Dinge neben einander.

Diese Form kann weder lokal noch zufällig sein, denn nicht bloß in den vorgeschrittenen Westküstenländern tritt das Priesterthum in den

---

[1]) Volksfeste S. 95. [2]) Bastian, Bilder S. 185.

[3]) Waitz II. 184.

Dienst der öffentlichen Ordnung, sondern wir begegnen derselben Erscheinung auch im äußersten Osten des Continents. Der Zorn irgend einer Gottheit bildet die Sanktion für die Aufrechthaltung des Herkommens, und die Obrigkeit stellt naturgemäß dieselben Schreckmittel neben ihre Verfügungen. Die sinnliche Beziehung, in welcher der Priester zu dieser Gottheit steht, theilt ihm auch hierbei seine Rolle zu.

Der Missionär Krapf[1]) fand bei den Wanika an der Ostküste eine ganz ähnliche Einrichtung. Um die Weiber und Sklaven im Zaume zu halten, ließ der Priester den Fetisch Muansa „brummen“, und sobald dieses Brummen laut wurde, mußte jeder dem Orden nicht Angehörige sich verbergen. Weiber und Sklaven aber durften den Muansa überhaupt nicht sehen. Charakteristisch ist es aber, daß man sich dieses brummenden Muansa bediente, so oft die Ortsältesten eine neue Verordnung erließen; sie stellten sie auf diese Weise unter die Sanktion der Gottheit — brummend stimmte diese zu, als gäbe sie die Verordnung.

Bei der Gründung eines neuen Dorfes wird ein Ganga gerufen, der wahrscheinlich dem Platze einen Fetisch zuzuführen hat, denn nichts anderes heißt das Einweihen eines Ortes. Eine neue Wohnung kann nicht bezogen werden, ohne daß der Ganga darin geschlafen. Er reinigt sie dadurch von übelwollenden Geistern und führt einen guten Schutzgeist ein.

Doch auch das Haus in des Wortes höherer Bedeutung hat sich dem priesterlichen Einflusse schon erschlossen. Die Ehe trägt allerdings auch in Afrika noch ganz den Charakter eines Erwerbes der Frau seitens des Mannes. Ein Theil der Bräuche deutet auf einen Erwerb jüngerer Form, einen Tausch oder Kauf, sogar unter öffentlicher Ausbietung des Kaufgegenstandes, ein anderer auf den der ältesten Zeit, der gewaltsamen Unterwerfung oder Entführung. Zu letzterer Form gehört die grade in Afrika weit verbreitete Sitte, den Schein gegenseitiger Entfremdung zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn zur Schau zu tragen. Von der eigentlichen, blos der Arbeit wegen erworbenen Sklavin unterscheidet sich doch schon wieder die erste Frau durch den, zwar nicht überall, aber doch in Westafrika ihr schon gewährten Antheil der Häuslichkeit; er findet hier darin seinen Ausdruck,

---

[1]) Andree, Krapf's Missionsreise S. 439.

daß nur die erste Frau dem Manne das Essen bereiten darf. Darum ist auch die Gemeinsamkeit des Mahles, wie überall auf dieser Stufe, die eigentliche Einführung in die Ehe als Hausgemeinschaft. Dahin gehört auch noch die ostafrikanische, einer indianischen ganz entsprechende Sitte, daß Brautleute und Schwiegereltern je ein Stückchen Tabak in eine Pfeife schneiden, aus der sie dann alle zusammen rauchen; es scheint zugleich ein formaler Friedensschluß.

Eine Kultbeziehung läge nur insofern bei der gegebenen Anschauungsweise schon von Natur aus vor, als fortan die Gemahlin durch den Eintritt in die Hausgemeinschaft des Mannes auch einem neuen Geiste verbunden oder doch untergeordnet werden müßte. Dieser Geist aber müßte naturgemäß der des neuen Hauses sein. Dem entgegen tritt aber hier wieder die nicht ohne Einfluß des Spezialpriesterthums entwickelte Berufstheilung ein, die sich von den Priestern auf deren Geister übertrug. In dieser consequenten Weise verbindet sich jeder Spezialpriester seine rechte oder erste Frau seinem Spezialfetische, oder er „traut sie ihm an.“ Nur diese darf dann dem Manne das Essen bereiten und mit dem Fetische in Berührung kommen; nur sie bildet mit dem Manne zusammen eine engere Hausgenossenschaft. Dasselbe sollte nun consequent in jedem Hause der Fall sein, aber mit dem hierzu vielleicht nöthigen Priester drängt sich sein Fetisch ein. Statt des Hausgeistes, dem die Frau zu verbinden wäre, tritt schon an der Westküste von Guinea bis über den Congo hinaus ein besonderer Spezialfetisch für diesen Zweck in Action, der seine eigene Priesterschaft, oder wenn man will, seinen eigenen Weiheorden besitzt. Für den südlichen Theil des genannten Gebietes heißt dieser Ehefetisch Lemba, sein Priester Tata Lemba (Vater Lemba), und die Tradition erinnert sich noch, daß dieser von Maquimbe, wo in wünschenswerther Weise geordnete eheliche Verbindungen besonders gediehen wären, eingewandert sei und dazu dienen sollte, „die Frauen in Ordnung zu halten und sie bei Untreue zu strafen.“[1])

Man erkennt also noch deutlich den Nützlichkeitsgedanken, welcher solche Spezialkulte auf die Wanderschaft führt und, indem er die ursprünglich betonte genealogische Verwandtschaft von Geistern und Menschen in den Hintergrund schiebt, immer mehr etwas an deren Stelle setzt,

---

[1]) Bastian, Deutsche Expedition I. 173.

was wir mit einem römischen Namen als „Indigetenthum“ bezeichnen müßten.

Der Lembafetisch dient aber, als etwas anspruchsvoll, vorläufig erst nur den Reichen; bei ärmeren Leuten muß also immer noch der Frau gegenüber die Autorität des weniger angesehenen Hausgeistes ausreichen. In die vornehmeren Ehen dagegen führt schon der Lembapriester ein, oder wie sonst noch der Genosse des betreffenden Fetisches heißt. Immer führt er in schon bekannter Weise den Namen des Gottes selbst; in unserm Falle also heißt er „Vater Lemba.“ — Der Gott läßt sich zu dem Bunde natürlich nur gegen Kultleistungen herbei, und in diesen wie in dem Versprechen immer nachfolgender bestehen die Ceremonien der „Trauung.“ Dem Lemba muß bei der Wohnung der Vermählten ein eigenes Fetischhaus errichtet und geschmückt werden. Hier wird der Fetisch nach Anweisung des Priesters von den Brautleuten mit Branntwein bespuckt; dann legt die Frau einen kleinen, der Mann einen größern Kupferring an die rechte Hand an. Der Branntwein ist deutlich erkennbar eine Kultspende für den Geist, und die Art seiner Ueberreichung deutet in weniger delikater als kindlicher Weise den gemeinsamen Genuß an, durch welchen der Bund geschlossen wird. Die Ringe aber sind nach sehr verbreiteter Sitte des Landes das Zeichen einer „Quina“ oder eines „Quixilles“, d. h. eines dem Geiste geleisteten Entsagungsgelübdes, also eines fortdauernden Opfers passiver, uralter Art. Eins dieser Lemba-Quixilles verbietet beispielsweise dem in die Lemba-Ehe eingetretenen Gatten, in Gesellschaft mit andern im Hause zu essen; es bleibt also bei diesen wahrscheinlich oft wiederkehrenden Fällen der Bewirthung der betreffende Antheil als Opfer dem Geiste vorbehalten. Durch das „Milongo“, (Molungo), gewissermaßen einen Ableger des Fetisches, welchen der Ganga der Hausfrau zum Tragen übergiebt, besiegelt er schließlich den unter seiner Intervention geschlossenen Bund.

Fortan behält der Priester den Fuß im Hause; er wird und bleibt in vielen Beziehungen dessen Vormund, Arzt und Richter. Nach der Hochzeit kommt er schon deswegen nicht ganz aus dem Hause, weil er als Lemba selbst die Stadien der frohen Erwartung zu bewachen hat. Allerdings kann es auch noch ein anders genannter Fetisch sein, der hier zu Rathe gezogen werden muß, aber auch dieser, hieße er Mizambi oder wie immer, hat wieder seinen Priester. Die glückliche Frau

darf Niemanden ihre Hoffnungen verrathen, bevor der Ganga sein Urtheil gesprochen. Er bringt seinen Spezialfetisch mit sich, läßt sich in der bekannten Weise dessen Geist in seinen Kopf treten und erhält auf diese Art Kenntniß von dem Sachverhalte. Erst nach seiner offiziellen Erklärung darf die Frau ihrem Herzen Luft machen. Sie wird vom Ganga eigenthümlich bemalt und erhält als eine Art Amulet einen Gürtel.

Dieser Gürtel knüpft das Haus schon wieder durch ein ferneres Stadium an den Priester, denn jener dient zur Erleichterung der Geburt. — Das neugeborene Kindlein aber empfängt schon wieder eine Schaar von Fetischen und Priestern. Eine mehrmonatliche Eingeschlossenheit des Säuglings löst sich ihm erst durch eine Reihe von Ceremonien; insbesondere empfängt das Kind bei seinem ersten Luftgange vom Ganga Lemba einen Kupferring, der am Fetische selbst geruht hat und somit mit einem heut noch üblichen Ausdrucke als „geweiht und angerührt" zu bezeichnen wäre. Wir wissen aber schon, daß an einem solchen Ringe auch wieder ein Kultzwang hängt. Der Ganga ist es nun wieder, welcher dem Kinde, indem er es in den Schutzbund mit einem bestimmten Geiste aufnimmt, mit jenem Ringe, der bald Sacco, bald Molungo heißt, zugleich eins der verschiedenen Quixilles auferlegt. Da nun wieder Glück und Unglück, insbesondere Gesundheit und Krankheit von der Einhaltung dieser Quixilles abhängen, so bleibt der Ganga zweifellos dem so gebundenen Menschen ein unentbehrlicher Berather.

Alle diese priesterlichen Akte scheinen gleich dem Lembakultus jüngern Ursprungs gegenüber der Einführung des Mannes in die Gesellschaft oder den Clan, dem Uebergange von der nur noch auf die Kindheitsjahre beschränkten Muttergewalt in die durch die Herrschaft eines Mannes repräsentirte Organisation einer jüngeren Zeit. Diese Einführung geschieht in einem großen Theile von Afrika und an der Westküste insbesondere durch den Akt der Beschneidung; aber dieser Akt wird hier erst bei dem allerdings früh erfolgenden Eintritte in die Mannbarkeit vorgenommen. Dadurch hat er wohl hie und da in der Auffassung des Volkes oder durch den Berichterstatter eine Beziehung auf die Ehe gewonnen, die ihm an sich gänzlich fern liegt. Wird er doch anderswo, allerdings schon minder korrekt, bald nach der Geburt vorgenommen.

Die westafrikanische Sitte weist deutlich auf ein älteres Verhältniß zurück. Erinnern wir uns der ältesten Gesellschaftsverhält-

nisse, auf die wir schon wiederholt zurückgreifen mußten. So lange die Mutterfolge maßgebend und eine andere Organisation nicht erforderlich war, gehörte das Kind von Natur aus zum Stamme der Mutter; in diesen war es durch die Geburt selbst eingeführt, und es bedurfte keiner andern Einführung. Auch jetzt tritt ein solches Bedürfniß nicht ein, so lange das Kind nicht zum Manne wird. Bis dahin gehört es immer noch zur Mutter, wenn es auch schon dem Rechte nach sammt dieser im Besitze des Vaters ist; die Horde oder den Stamm geht es nichts an. Es muß aber eine Zeit gegeben haben, da das Vaterrecht noch nicht so sehr consolidirt war, daß nicht eine freiere Wahl und Gruppirung der aus den heranwachsenden Männern sich bildenden Horden hätte stattfinden können.

Wie aber jede Familie unter Mutterrecht zugleich eine natürliche Kultgemeinschaft werden mußte, so bleibt auch jetzt der Begriff von Horde und Kultgemeinschaft verbunden, zumal das praktische Interesse eine solche Verbindung nothwendig erheischte.

Diese Wahl der Kultgemeinschaft äußert sich beim Indianer als Totemwahl, beim Afrikaner als F e t i s c h b u n d. Hätten die Staaten in Westafrika eine solidere Herrschaftsgrundlage und einen festeren Bestand gehabt, wäre der Staatsgedanke siegreich in alle Clans und Familien eingedrungen, so wäre die Wahl der Gottheit für den Eingeborenen nie zweifelhaft gewesen; aber die Ceremonie der Verbindung mit ihm wäre auch dann bestehen geblieben. Die Aufnahme in die Kultgemeinschaft blieb immer dem Wesen nach der Abschluß eines ähnlichen Bundes, wie ihn der Priester mit seinem Fetisch abschloß, nur daß jener Bund universeller, daher gewissermaßen intimer war. Der Priester bietet und verspricht die Kultleistung, der Fetisch in seinem Fache Dienstleistung; der in die Kultgemeinschaft Aufgenommene thut Ersteres ebenfalls nach herkömmlichem Ausmaße der Leistungen und erhält dafür den universellen Schutz des Totems oder des Clan- und Stammgeistes.

Nothwendiger Weise muß man also bei diesem Bundesschlusse dieselbe Einführung erwarten, wie bei der zur Priesterschaft, die wir schon kennen lernten, vor Allem Kultakte sowohl der älteren, bloß entsagenden, wie der jüngeren, leistenden Form, um den Geist herbeizuziehen. Zu jener gehört das F a s t e n und die Annahme eines Q u i x i l l e s, zu diesen das B l u t o p f e r. Mit diesem verbindet sich in mehr oder

weniger ersichtlicher Weise die Vorstellung des Blutbundes, welcher die sonst nur durch die gemeinsame Mutter begründete Blutsverwandtschaft herstellt. Diese Begründung einer neuen Blutsverwandtschaft mußte jene Vorstellung erregen, welche bei unsern Berichterstattern gern mit dem Ausdrucke einer Wiedergeburt bezeichnet wird — in der That: wurde der Mensch durch seine leibliche Geburt in den Verband der Mutterfolge gesetzt, so bringt ihn die „Wiedergeburt“ in die Verwandtschaft mit der Horde und dem Gotte als ihrem Stammvater. Nach Mittheilungen Bastians [1]) hat sich schon bei den Afrikanern eine dieser Auffassung entsprechende Redeweise gebildet. Sie sagen, jeder müsse erst einmal gestorben sein, um Mann zu werden. Der Priester besorge das. Er tödte und begrabe die Jünglinge im Walde, dann lasse er sie als neue Menschen wieder erstehen. So seien sie nun zur Blutsverwandtschaft des väterlichen Gottes geboren.

Während dieser jedem schrecklich ist, erscheint er wohlthätig den ihm im Blute Befreundeten. Als ein Erkennungsmal dieser Befreundung gelten diejenigen unvergänglichen Narben und Kennzeichen am Körper des Menschen, welche bei jenem Blutbunde hervorgebracht wurden. So erklärt sich der oben angeführte alte Brauch, wonach ein Gott jeden tödtete, der in den gehegten Kreis seines Sitzes trat, — außer demjenigen, der sich durch gewisse Narbenzeichen als stammverwandt zu erkennen gab. Man macht also — so konnte sich die Vorstellung einseitig umkehren — diese Narben zum Schutze des Menschen; sie schützen ihn vor dem Zorne Gottes und sichern ihm dessen Wohlwollen. Auch der übliche Namenswechsel ist ein deutliches Zeichen dieser „Wiedergeburt“ in der Kultfamilie, denn auch bei dem in Madagaskar und in Ostafrika noch heute üblichen Blutbunde erfolgt ein Namenstausch oder eine Namensänderung. Die Gleichheit des Zeichens, je nachdem es an den Schläfen, den Wangen, den Schultern, der Vorhaut ꝛc. angebracht wird, bezeugt die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit; deshalb gilt bei einigen Sippen in Westafrika der Grundsatz, daß zwischen Leuten desselben Zeichens kein Connubium bestehen dürfe, wie ja auch das indianische Totem die Blutsverwandtschaft bekundet.

Auch auf diesem Gebiete wird nun der Priester als der der Gottheit näher Stehende der Vermittler. In Loango ist die Beschneidung

---

[1]) In der Februarsitzung der Anthropologischen Gesellschaft 1883.

der Vorhaut eingeführt, und sie wurde in einem eigenen Hause vorgenommen, in welchem sich die Knaben in rother Bemalung sammeln. Die Knaben der Missorongo verbleiben auch nachher noch einige Wochen zu Kultzwecken beisammen, und in den congesischen Nachbarländern verband sich mit der Beschneidung die Weihe in der sogenannten Quimba, oder die Knaben wurden doch noch längere Zeit in der Waldeinsamkeit zurückgehalten. Quimba (Kimba) ist der Name eines besondern Hauses, in welchem die langwierigen Ceremonien der Weihe abgehalten wurden; doch heißt auch, wohl im Zusammenhange damit, ein Gott Mokissie Quimba. Der Ganga Mulende Anquimba (oder Inquimba) ist der Zuchtmeister dieser Novizen. Für gewöhnlich leben sie in der Guimba nackt, nur vor Fremden legen sie eine Umhüllung von Palmblättern an. Sie unterliegen einer Reihe von Bestimmungen, die sie dem Tode fast nahe bringen sollen, bis sie dann wieder mit mästenden Speisen aufgefüttert werden. Dann sollen sie die Erinnerung an das Vergangene verlieren, und kehren mit neuem Namen zu den Ihrigen zurück. Das Alles deutet gleichmäßig auf die Vorstellung von der Erneuerung der Blutsverwandtschaft. In diesem Sinne berichtet auch Cavazzi offenbar über dasselbe, wenn er von Zauberern am Congo spricht, welche in den Wäldern solche Ceremonien abhielten, daß die Eintretenden ohnmächtig niederfielen und dann in dem geweihten Kreise wieder zum Leben erweckt würden.

In Magumba findet dieselbe Weihe[2]) vor dem Fetische Maramba statt, deren Einleitung in längerem Fasten in dunkler Kammer besteht; aber am Schlusse derselben zeichnet der Priester die Knaben durch Schulterschnitte, welche hier, wie noch vielfach, ganz an die Stelle der Beschneidung treten. Vielfach unterziehen sich auch schon Beschnittene noch einer besonderen Quimba, wie man ja mit Vortheil Bündnisse mit mehreren solchen Geistern schließen kann.

Ein besonderer Anlaß, eine solche Quimba zu errichten, soll weiter im Süden das Vorhaben einer kriegerischen Unternehmung sein.[3]) Es leuchtet ein, wie sie gerade für diese Fälle zweckmäßig erscheinen muß: das große Opfer lockt einen mächtigen Geist zum Bündnisse und

---

[1]) Bastian, a. a. O. II. 17 ff., 22.

[2]) Ebend. II. 18.

[3]) Ebend. II. 17.

mit einem solchen Bundesgenossen kann man dann beruhigt in's Feld ziehen. Bei den Südstämmen stehen darum solche Bündnisse überhaupt in enger Beziehung zu den Gefolgschaften,[1]) und es ist deshalb nicht schwer gewesen, jene Weihen sich als eine Vorbereitung für das Kriegshandwerk zu erklären.

Außerdem übt der Priester durch das Quixilleswesen nicht bloß auf seine Clientel, sondern auf das Leben überhaupt mancherlei Einfluß. Das Thier, das er nach seiner Divination seinem Mokissie zuweist, ist allerdings nur für die mit diesem im Bunde Stehenden ungenießbar geworden; aber Pflanzen kann er dadurch, daß er den „Stab des Verbots" neben sie steckt, damit die Besitzergreifung für seinen Fetisch anzeigend, überhaupt vor jeder Berührung schützen; denn niemand wagt so leicht auch nur einen fremden Geist so unmittelbar zu beleidigen. So vermögen des Priesters verzückte Träume selbst dem Gange des Alltagslebens seine besondere Richtung anzuweisen, und sie wären unter Umständen im Stande, ganze Kulturarten zu vernichten.

Selbst der Gestorbene kann den Priester schon nicht mehr entbehren. Zwar ist es gerade der Hinterbliebenen Pflicht, die Kultehren dem Todten zu erweisen; aber wenn einmal der Gedanke der priesterlichen Vermittelung zu solcher Wucherung gelangt ist, muß man da nicht auch zweifeln, ob der Laie im Stande sei, mit gleicher Sicherheit alles Nöthige vorzukehren und zu verrichten, wie derjenige, der sein Leben in solcher Uebung hinbringt? Wahrscheinlich ist die Theilnahme der Priester bei Beerdigungen und Todtenkult in Westafrika wenigstens viel gewöhnlicher, als wir verzeichnet finden. Wenigstens läßt sich aus einigen Beispielen darauf schließen. In der Stadt Ogbomascho,[2]) wo man wie noch vielfach die Leichen unter der Thürschwelle begräbt, verrichten zwar die Angehörigen die eigentlichen Arbeiten dabei, aber die Kulthandlung fällt schon dem Priester zu, und es bleibt dabei nur fraglich, ob mehr zur Beeinträchtigung des Todten oder zur Belastung der Ueberlebenden. Wenn man den Lehm über der Leiche festgestampft hat, empfängt der hinzu gerufene Priester die ursprünglich für den Todten bestimmten Opfergaben von Palmöl und Kaurimuscheln und ein Zicklein. Letzteres schlachtet er, um das Blut auf die Lehmschicht fließen

[1]) Ebend. II. 23.
[2]) Bastian, Bilder 185.

zu lassen, nachdem er vorher einige der erhaltenen Kauris und etwas Palmöl neben die Leiche gelegt; den Ueberschuß behält er für diese seine Leistung.

Es muß wohl wunderbar erscheinen, daß wir auf einem Boden, auf dem die Religionsvorstellungen so sehr auf der untersten Stufe stehen blieben, daß sie nur sporadisch bis zu einem Himmelskulte fortschritten, schon eine so ansehnliche Entfaltung des Priesterthums vorfinden, daß wenigstens die Richtungen desselben kaum noch auf irgend einer höheren Stufe vermehrt werden könnten. Daraus aber ergiebt sich schon jetzt, daß der Kult und das Priesterthum sammt ihren wesentlichsten Entwickelungsformen auf den allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen beruhen und daß sie an sich unabhängig sind von den fortschreitenden Entwickelungsphasen dieser. Sie können von solchen in ihren Formen umgestaltet werden; geschaffen und begründet wurden sie von jenen, Willkür liegt vielfach in den Formen, logische Nothwendigkeit im Wesen. Bald werden wir sehen, daß auch die Willkür der Formen niemals allzu weit abweicht.

Einen der Gründe, warum sich gerade an der Westküste Afrikas das Priesterthum in den mannigfaltigsten Wucherformen wie in einer ihm zusagenden Treibhausluft auf so primären Bodenschichten entwickeln konnte, haben wir in den verhältnißmäßig gehobenen Kulturverhältnissen der Ackerbau und Handel treibenden Küstenstämme suchen zu müssen geglaubt. Ein anderer dürfte in den verhältnißmäßig günstigen Ernährungsverhältnissen dieser Länder liegen. Das Klima liefert angenehme Früchte und zwingt zu keinen kraftverzehrenden Schutzvorkehrungen. Während es so an die Fürsorglichkeit der Menschen nur geringe Ansprüche stellt, können diese leicht durch das weite Hinterland zu ansehnlichen Reichthümern gelangen. Der ganzen Küste haben in ununterbrochener Reihenfolge die Produkte dieses Hinterlandes und der Handel mit diesen den Namen, aber auch Reichthum gegeben. Zu jenen kamen noch die unzählbaren Sklavenscharen, für welche das Innere des Erdtheils eine unversiegliche Quelle schien. Diese Reichthümer flossen freilich den leichtlebigen Negern nur durch die Finger, aber sie benetzten sie doch immer und immer wieder. Wir mögen die Zahl der Priesterklassen oder die der priesterlichen Funktionen ins Auge fassen, die den Menschen schon bei seiner Empfängniß empfingen, aber im Tode noch lange nicht verließen, — immer werden wir dem Neger mit Leichtigkeit vorrechnen

können, daß seine Kultsteuern einen beträchtlichen Theil seines Einkommens verschlingen; aber es ist die Art der Völker auf dieser Kulturstufe, solche Rechnungen nicht zu machen und nicht zu lieben.

Aber ein von Energie und Herrschbegierde erfülltes Staatsoberhaupt mit weitstrebenden aber klaren Zielen hätte eine solche Rechnung leicht machen können und die materiellen Bedürfnisse eines entwickelteren Staatswesens würden es dazu gezwungen haben; die Gesammtfürsorge wäre in einen Kampf mit der Individualfürsorge getreten, und dieser hätte die Verhältnisse des Priesterthums nicht unberührt lassen können. Jene Voraussetzung trifft jedoch in Westafrika durchaus nicht zu, und das ist ein dritter Umstand, der uns den befremdlichen Aufschwung des Priesterwesens erklären hilft.

6. Das Fetischkönigthum.

Ja, das Königthum ist daselbst in einer Weise in den Händen des Priesterthums oder selbst in einer Verquickung mit demselben, daß nur ein seltener Umstand einmal einen solchen Saul auf den Thron bringen könnte. Muß man sich nicht vielmehr wundern, daß es neben einer so weit reichenden, Alles umstrickenden Macht, wie sie dem dortigen Priesterthum zu eigen ist, noch Raum für irgend eine andere Macht geben solle, muß man nicht vielmehr fragen: ist denn dieses Priesterthum nicht selbst die regierende Gewalt, vielleicht überhaupt die naturgemäße Gewaltform für eine gewisse Stufe der menschlichen Kulturentwickelung?

In Betreff vieler Landschaften Westafrikas möchte man die Frage wohl bejahen müssen. Ueberall zu Zeiten und örtlich vertheilt regiert das Priesterthum, fast überall, wo dies nicht der Fall ist, ringen zwei Gewalten offen oder in unsichtbarem Minenkampfe mit einander. Daß gerade in Afrika eine unmittelbare und absolute Priesterherrschaft weit verbreitet war, leidet keinen Zweifel; das, was wir dafür direkt anführen können, bleibt gewiß nur als ein winziger Bruchtheil gegen die Wirklichkeit zurück.

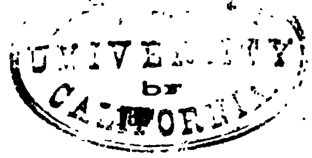
Am Gabun bemerkt man ein Herabdrängen der Fangostämme der Insissis, Angonowele, Sanjuma und Sanjika zur Küste, wo sie Cap Lopez bereits vor Jahren erreicht hatten. Diese aus dem Innern kommenden Stämme aber stehen ebensowohl unter Königen (Kums) wie

Priestern (M'Gang). Die Fürsten der kleinen Yorubastämme standen früher unter einem Oberherrn — dem König von Ojo — von theokratischer Gewalt. (Bastian, Bilder 177). Sie ist seither ein Schatten geworden, indem sich Kriegshäuptlinge zu einem aristokratischen Regimente zusammengethan haben, die selbst eine Art Herzog (Balagun, Feldherrn) über sich setzen. In Neukalebar (Ebd. 166) hat noch immer „der unter einem breiten Sonnenschirm einherstolzirende Groß-Juju" bei allen Aufzügen den Vortritt vor dem Könige; dagegen seien „durch die rege Entwickelung eines praktischen Lebens in dem aufblühenden Handelsverkehr in Bonny" die Priester sehr in den Hintergrund getreten. Dennoch ist ihnen auch da ein Rest von Staatsvertretung geblieben, indem sie als Friedensunterhändler mit feindlichen Stämmen gebraucht werden. So blieb also als letzter Rest einer Priesterherrschaft ihr Heroldsamt. Die Unverletzlichkeit der Person wohnte dem Priester inne, weil auch den Feind die Furcht vor dem Geiste vor Thätlichkeiten zurückhielt; erst aus diesem Verhältnisse entwickelte sich die Unverletzlichkeit der Herolde ohne Rücksicht auf ihren priesterlichen Charakter als Institution des Völkerrechts.

Am ganzen Laufe des Niger aber befanden sich eigentliche Priesterstaaten theokratischer Organisation, die erst allmählich vor dem von zwei Seiten vordringenden Einflusse der Mohammedaner und Europäer zu verschwinden beginnen. Namentlich machten die vordringenden Fellatah den theokratischen Verfassungen ein Ende. Wenn Bastian den alten „Atta" zu Iddah in Igara, welchen die erste Nigerexpedition noch an der Regierung fand, einen „deificirten König" nennt, so ist nach der Vorstellung der Neger das Verhältniß vielmehr ein umgekehrtes gewesen: es herrschte über sie der in der Person des Atta (Vater) Mensch gewordene Gott.

Auch an der Loangoküste lassen sich noch einige Reste und Trümmer des „Priesterkönigthums" zusammenlesen. Ein solcher Priesterkönig lebt noch als „Kukulu" unweit der Point Padron in einem unnahbaren Walde, dem sich die Neger nur knieend nähern.[1]) Seine Lage ist aber nicht beneidenswerth; er darf (als Quixilles) „keine Frauen berühren und ist auf den Umkreis seiner Wohnung angewiesen, ja in derselben an seinen Stuhl gefesselt, auf

[1]) Bastian, Deutsche Expedition I. 288.



dem er auch bei Nacht in sitzender Stellung zu schlafen hat, weil, wenn er sich niederlegte, kein Wind sich erheben würde, und die Schifffahrt gehemmt wäre. Er regulirt zugleich die Stürme und überhaupt den gedeihlichen Zustand der Atmosphäre. Wenn sein Ende gekommen ist, darf der Kukulu nicht liegend begraben werden, sondern er wird ohne Sarg in eine Grube beigesetzt, in hockender Stellung auf den Kattu-Sankonda genannten Baum gestützt. Der Gebrauch der von den Weißen gebrachten Artikel ist ihm verboten." Von dem Fetische des Kukulu aber empfangen wieder die (untergeordneten) Fürsten der Gegend ihre „Weihe", und er schützt sie vor einem Tode durch Messer, durch Kugeln, durch Wasser oder durch Stockschläge. An anderer Stelle sagt von ihm der Berichterstatter der deutschen Expedition (II., 230): „Das alle primitiven Staatsverhältnisse durchwaltende Priesterkönigthum stand auch in ganz Afrika in Kraft, und noch wohnt der die Stürme beherrschende Kukulu am Vorgebirge des Steinpfeilers und Namvulu vumu (König des Regens und Wetters) auf einem Hügel bei Bomma." Bei seiner Reise nach Quillu besuchte derselbe Forscher, dessen Scharfblick wir die Rettung so vieler ethnologischer Thatsachen knapp vor ihrem Untergange danken, Jhin-Ganga-Bumbu — das Land des Bumbu- oder Kriegspriesters — und den dort residirenden „König von Loango", der sich „in das Walddickicht des Matto zurückgezogen hatte, um dort durch den hohen und dichtverschlungenen Busch, dessen Abbrennung durch die Quixilles verboten ist, Schutz und relative Sicherheit in dem steten Bürgerkriege zu finden." (I., 64.) Auch das war eine solche morsche Säule ehemaliger Priesterherrlichkeit.

Auch in der Stadt Thiriko herrschte in alter Zeit ein Priester, Ganga Thiriko. (II. 193). Der als Itomma, Zauberpriester, bezeichnete König von Goy vollzieht die Krönung der beiden Könige von Loango und Kakongo; auch darin zeigt sich ein Recht alter Priesteroberhoheit. In der von Bastian (I. 267) zusammengestellten Geschichte von Loango folgen eine Zeitlang fast unmittelbar aufeinander sieben „Ganga Bumbu" als eben so viele Könige Loango's; während dieser Zeit bestand also eine wirkliche Priesterherrschaft in diesem Lande, während den jetzigen zerrütteten Zustand erst Bürgerkriege herbeiführten. Bei einem Interregnum fällt aber auch jetzt die Herrschaft einem Ganga zu (I. 263); doch muß dieser oft mit Gewalt dazu gepreßt werden, da die Lage des Fetischkönigs, der an die Stelle des Priesterkönigs getreten ist,

durch die von den Priestern selbst zu seiner Einengung aufgestellten Quixilles unerträglich geworden ist. Es gehört dazu, „daß Niemand den König von Loango essen oder trinken sehen dürfe"; trinkt er jetzt dennoch in Gegenwart Anderer, so zieht er das Gewand vor das Gesicht. „Nach der Krönung ist der König auf seine Wohnung angewiesen, ohne daß er diese verlassen darf, und wenn ein Fürst zum Besuche sich einstellt, hat er vor Ablauf von 24 Stunden wieder abzureisen, und, im Falle das Geschäft noch nicht beendet sein sollte, später wieder zu kommen. Der König darf nicht das Meer (oft auch keinen Fluß) sehen! — In Bomma besteht noch ein „König Chuve", der als „Regenkönig" zugleich Ganga ist (II. 12). In Dahomey wurde der letzte Priesterkönig von dem Eroberer Ahaldy enthauptet.

Aus solchen Bruchstücken läßt sich immerhin die große Verbreitung einer Institution erschließen, die einer bestimmten Kulturstufe eigen scheint und bei dem Erklimmen der Stufenleiter kaum überschreitbar sein dürfte. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn das mittelalterliche Märchen vom „Priesterkönige Johannes" die Forschung auch auf den afrikanischen Boden lenkte. Die entzückende Sage von einem mächtigen, und zwar christlichen Reiche, das ein Priester als König beherrsche, kam zuerst aus Hochasien durch Gesandtschaften der Päpste und venetianische Reisende nach Europa, aber seit die Forschung auf die Feststellung dieses Königreiches ausging, fand sie es überall und — als christliches wenigstens — nirgends. Namentlich wurde durch die Portugiesen auch Afrika zuerst im Osten, dann im Westen zu einem Durchforschungsgebiete gemacht, in dem man das schöne Idyll zu finden hoffte — und wirklich, der „Priesterkönig" tauchte überall als foppendes Irrlicht auf — aber das Paradies war nirgends zu finden. Wir begreifen, wie gerade Afrika dieser Sage ein fruchtbarer Boden werden konnte, sehen aber auch durch sie schon einen Schimmer auf die Wege fallen, die wir weiterhin zu verfolgen haben; trotz der großen Verschiedenheit der Rasse, der Verschiedenheif der Natur dürften wir auch dort ähnliche Entwickelungsphasen treffen, sonst hätte das Märchen vom Priesterkönige Johannes nicht gerade auf mongolischem Gebiete entstehen können.

Die weitere Entwickelung kann durch die Verschiedenheit der Verhältnisse und Ereignisse so mannigfaltig werden, daß man ihr a priori

nicht leicht wird die Bahnen weisen wollen. Geschichtlich steht neben dem schlichten Priesterkönigthum noch ein Doppelkönigthum.

Ist der Priester selbst König, so ist er es in dem Sinne, in welchem jeder Priester zeitweilig und zwar immer in den durch Offenbarung entscheidenden Momenten der Fetisch seines Gottes wird. Der Gott tritt in ihn und redet, beschließt und wirkt in ihm. Sonst aber wohnt er außer ihm, zunächst an sein Bild gefesselt, an eine heilige Grab- und Kultstätte. Daneben tritt aber auch das complizirtere Verhältniß auf, daß der Gott zwar während eines Interregnums auch wieder an dieser Stelle wohnt, die er überhaupt nicht aufgiebt, außerdem aber für immer seinen Sitz in einem lebenden Menschen als Fetisch genommen hat, dem nun wieder der Priester als der Kultdiener beigesellt ist. Es hat also eigentlich der eine Priester wieder einen Priester und beide verhalten sich zu einander ungefähr, wie jener ruhende Fetisch, den wir schon einmal trafen, zu dem beweglichen; der König ist, durch die zahlreichen Kultbeschränkungen umstrickt, zu einem jeder freien Bewegung beraubten Fetische geworden, dem nur zeitweilig inspirirten Priester aber ist die Freiheit des Handelns und damit die eigentliche Oberhoheit geblieben.

Wie es zu dieser, noch mannigfacher Abstufungen fähigen Zweitheilung gekommen ist, dürfte nur in wenigen Fällen geschichtlich nachweisbar sein; der Möglichkeiten aber, die dazu geführt haben können, sind verschiedene und viele. Am häufigsten dürfte dazu der Wunsch des Priesterthums geführt haben, die erlangte Oberhoheit über einen Stamm festzuhalten, ohne sich den Gefahren des Krieges und zweifelhafter Erfolge eines solchen aussetzen zu müssen. Wenn es dann in Fällen des Mißgeschickes das unglückliche Gefäß Gottes der Verwerfung preisgab, so rüttelte doch kein Mißerfolg an der eigenen Autorität. Mochte der König durch die Inwohnung des Stammesgottes selbst in seinem geheiligten Leibe noch so erhaben über alle Menschen erscheinen, — um seine Macht ließ sich mit „Stäben des Verbotes" ein Zaun ziehen, der sie bis auf den Schein vernichtete, wenn nicht einmal ein Löwe ihn durchbrach.

Gelang dies wirklich, wozu kriegerische Erfolge in bewegten Zeiten führen konnten, so mußte umgekehrt der Priester zufrieden sein, wenn ihm in seinem Oberpriesteramte eine Stellung neben oder zunächst unter dem Könige belassen blieb und nicht vielmehr der König auch dieses

Amt an sich riß. Ein Hin- und Herschwanken dieses Kampfes der obersten Gewalten hat noch, wie wir sehen werden, die Geschichte viel höher stehender Völker erfüllt.

Die Vorzugsstellung der Priester dauerte noch über ihr Leben hinaus. Führte der lebende Priester zur rechten Zeit den Regen herbei, machte er den Fischfang, die Ernte ergiebig, so that das allerdings nicht eigentlich er, sondern durch seine Verwendung der Gott, dem er diente; aber daß jener die Macht einer solchen Vermittelung besaß, schon das mußte ihm das Volk als eine auszeichnende Qualität zuschreiben, welche auch seinem vom Körper gelösten Geiste verblieb. Darum hat bei vielen Völkern die Göttersage selbst erhabene Gottheiten noch dadurch auszuzeichnen geglaubt, daß sie dieselben als großen Zaubers kundig rühmte, und deshalb finden sich auch in Afrika gerade die Geister berühmter Priester und Zauberer insbesondere verehrt. Die Hottentotten waren vielleicht nur durch eine volksetymologische Deutung der nicht mehr ganz verständlichen Bezeichnung Tsui-goab für ihren großen Geist zu dem Mythus gelangt, ihr höchster Gott sei seiner Zeit auf Erden ein Zauberer gewesen, der jenen Namen „Wundknie" geführt. Max Müller, welcher den Namen vielmehr als „Morgenröthe" deutet, mag im Recht sein, wenn er jene volksthümliche Deutung verwirft; für uns ist aber wesentlicher, daß sie bestand, und ein ganzer Stamm keinen Anstand nahm, sich seinen höchsten Gott als den Geist eines lahmen Zauberers vorzustellen.

In vielen Gegenden Afrikas hat man einen abgeschlossenen Stand der Schmiede angetroffen, und dieser stand dann dem der Priester merkwürdig nahe. Entweder verrichteten diese Schmiede selbst priesterliche Funktionen, oder sie galten wenigstens als arge Zauberer, und wieder in anderen Gegenden sind sie ebenso verhaßt und verachtet, wie zugleich mit heiliger Scheu gefürchtet.[1]) Mit dem afrikanischen Fetischpriester stehen sie nur insofern in naher Beziehung, als das Einschlagen von Nägeln und das Anlegen von Ringen oft unter Beiziehung des Schmiedes geschieht und der Schmied, als mit solchen Dingen vertraut, wohl nicht selten als ein billigerer Winkelpriester aufgesucht werden mag. Sie mögen dem Volke um so mehr als solche erscheinen, wenn sie wegen ihres Verrufes gleich den Zauberpriestern abgeschieden vom Volke in einsamen Wohnungen hausen.

---

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudan I, 443.

Warum sie aber so oft unter Verruf und Verachtung stehen mögen? Wahrscheinlich als Leute eines anderen Stammes und fremden Kultes, der den jüngeren Herrn im Lande als böser, geheimnißvoller Zauber erscheinen mag. Die mohammedanischen Tubu im Wüstengebirge Tibesti haben dafür als Grund die Sage sich erhalten, gerade ein Schmied sei es gewesen, der sich einst am Propheten durch Verrath und Frevel versündigt habe. So wird also wenigstens in dieser Tradition noch der Schmied dem rechten Gläubigen als der Abkömmling eines Ungläubigen gegenüber gestellt, und er dürfte deshalb kaum demselben Stamme angehören. Wirklich besteht daselbst auch zwischen diesem und der Kaste der Schmiede kein Connubium, und ein ganz ähnliches Verhältniß besteht in Abessinien. In Judäa gehörten auch zur Zeit Sauls alle vorhandenen Schmiede dem Stamme der alteinheimischen Bevölkerung an, und als die Babylonier den Herrenstamm aus Juda fortführten, waren ihnen wieder unter den Unterthanen gerade die Schmiede werthvoll genug, daß sie auch diese mitnahmen. So dürfte denn auch insbesondere der Schmied in Afrika fremden Eroberern gegenüber Schonung gefunden, dafür aber auch als Mann fremden Stammes und fremden Kultes jene Scheu auf sich gezogen haben, die ihn in den Ruf des Zauberers brachte.

III.

Das Priesterthum im Gebiete der Südsee.

1. Landesverhältnisse.

In Australien und auf Neuseeland, auf den Sandwichs- und Philippineninseln fanden die Entdecker noch im 17. und 18. Jahrhunderte den Menschenfraß, wie er in Innerafrika vorkommt und in Amerika getroffen wurde; überall auf der durch jene Grenzmarken umrahmten Inselwelt des stillen Ozeans begegneten sie den Rudimenten desselben grauenhaften Brauches im Gottesdienste, wie sie uns auch noch in Westafrika als Menschenopfer bekannt wurden. Die Tonganer und Tahitier erfaßte ein Grauen bei der Vorstellung, daß die Neuseeländer in Wirklichkeit Menschenfleisch äßen; aber sie selbst dachten sich ihre Gottgeister nach Menschenseelen lüstern und vollzogen die Menschenopfer unter Ceremonien, die auf das deutlichste deren Abstammung vom Menschenfraße erwiesen — sie selbst aber hatten kein Verständniß mehr für diesen Zusammenhang.

Diese Thatsache allein läßt uns nur schwer verkennen, daß wir auf ganz wesentliche Kulturunterschiede auch auf einem Gebiete stoßen werden, das wir als ein einziges Gebiet der Unkultur betrachten müssen, wenn wir uns von der bis jetzt in der Wissenschaft geltenden Begrenzung nicht allzuweit entfernen wollen. Dieses ganze Inselbereich mit Einschluß des Festlandes übte bei seiner Auffindung keine andere Religionshandlung als die, welche auf dem bis jetzt betrachteten Seelenkulte beruhte; wir hätten es also nach jener gangbaren Eintheilung mit Völkern der Unkultur zu thun. Ist es uns jedoch in Afrika schon recht schwer geworden, den Begriff einer solchen Begrenzung von Kultur und Unkultur festzuhalten, so wird das trotz der Einheit jenes Merkmales, das in der Religionsauffassung liegen soll, noch schwerer in Bezug auf ein Inselreich, das nicht nur die ganze Breite der tro-

pischen Zone umfaßt, sondern über den südlichen Wendekreis noch bis zum 50. Grade hinaus- und über 130 Grade in die Länge reicht. Wenn wir uns von dem eigenen, rudimentär barbarischen Vorurtheile lossagen könnten, jede fremd- und eigenartige Kultur Unkultur zu nennen, so würden wir vielmehr mit Bezug auf das bezeichnete Gebiet von sehr mannigfaltigen Graden und Arten der Kultur sprechen.

Ein Merkmal der Unkultur konnte freilich allen Völkern dieses Gebietes bei ihrer Entdeckung angeheftet werden, die Uebung des Kindermordes. Sie ist eine Art Lebensfürsorge, welche eigentlich nur den Mangel einer solchen, die Unfähigkeit eines Volkes eingesteht. Man könnte sie also wohl als das prägnanteste Zeichen der Unkultur hinstellen, aber dann würden auch unsere Vorfahren mit ihrer eigenen Religionsauffassung in das Gebiet der Kulturlosigkeit verwiesen werden müssen, und andererseits müßten wir im Anblicke von Hawai zugestehen, wie die Kultur aus der Unkultur erwächst; denn hier hat sich in historischer Zeit noch vor eigentlicher Einführung des Christenthums mit dem Verbote des Kindermordes [1]) ein wesentlicher Umschwung vollzogen. Wenn es uns also im Einzelnem schwer, ja unmöglich sein sollte, die von der Wissenschaft beliebte Eintheilung festzuhalten, so liegt die Schuld in der Sache.

Menschenfraß an sich bezeichnet nicht die unterste Kulturstufe, sondern er verträgt sich namentlich als Kultrudiment mit einer vorgeschrittenern, insbesondere bei energischem Volkscharakter. Unser Gebiet betreffend erhielt sich die Sitte am längsten in den dasselbe umrahmenden ausgedehnten Landmassen, unter die wir Hawai noch mitzählen müssen. Der Kulturfortschritt erfolgte also sichtlich auch hier an der Stelle, wo der Mensch am frühesten der Seßhaftigkeit nicht mehr ausweichen konnte; wo aber ein geräumiges Hinterland den Horden immer noch freie Bewegung gestattete, da nahmen auch die Fortschritte nicht die Richtung auf die Seßhaftigkeit, und es wurde für eine mildere Auffassung des Lebens kein Grund gelegt. Jagd und Fischfang, wie sie insbesondere die Australier und Neuseeländer zur Zeit der Entdeckung trieben, schlossen die Entwicklung von Fertigkeiten nicht aus, durch die sich insbesondere die letzteren auszeichneten. Auch auf den kleinen Inseln blieb der Fischfang eine Hauptnahrungsquelle; aber

---

[1]) Ellis, Reise durch Havaii und Owhyhee, Hamburg 1828, S. 176.

daneben vollzog sich der Uebergang zu völliger Seßhaftigkeit und zwar anders als in Afrika, ähnlich wie bei den Kulturnationen in Amerika ohne die Mittelstufe des Nomadenthums, und unter den primitiven Nahrungsmitteln der Menschen fiel auch hier die Milch gänzlich aus.

Es waren unmittelbar die Nahrungspflanzen, die Brodfrucht, Pisang, Bataten, Arum u. ähnl., welche den Menschen an einen bestimmten Grund fesselten und zum Anbau anleiteten. Daneben ließ sich die Jagd des Schweines und Hundes in die Hegung und Zucht dieser Thiere verwandeln. Schon bei der Entdeckung fehlte es den meisten dieser Inseln nicht an einem ordentlichen Anbau, und auf einzelnen, wie auf den Tongainseln erforderte dieser einen großen und geordneten Kraftaufwand des Menschen; Bewässerungs- und Terrassenanlagen wie in den alten Kulturstaaten Amerikas wurden geschaffen, was keine geringe Organisation der Arbeit voraussetzt. Dennoch sank ein Herrscher oft zu einer Art unthätiger Ehrenstellung herab. Neben der Ehre genügte den Oberhäuptlingen oder Königen die Erhaltung durch die Gaben des arbeitenden Volkes. Ohne das Verkehrsmittel irgend eines lasttragenden Thieres waren sie den einzelnen Theilen ihrer wenn auch kleinen Staaten zu fern, um selbst einzugreifen, und selbst im Kriege fiel die Führerschaft oft in die Hand eines Fachkundigen; wirkliche Regenten aber waren die Fürsten der kleineren Gebiete, die Clanshäupter. Wohl konnte einem solchen Oberkönige, der nicht wie der Clanfürst auf Vaterrecht sich stützte, leicht das Regiment entfallen, aber ebenso leicht gewann auch glücklicheren Falles die Vorstellung von der Majestät und Erhabenheit des Königs durch die Entrückung desselben über alle Sorgen des Lebens.

An die Zeiten der Kulturlosigkeit gemahnt außer dem Kindesmorde die soziale Stellung der Frau. Diese würde aber nur einen unlösbaren Widerspruch in sich schließen, wenn wir nicht auch hier eine Herrschaft der Mutter annehmen müßten, die dem völligen Siege der Organisation der Mannesherrschaft vorausging. Diesen Sieg hat allerdings der Südseemensch als ein echter Barbar ausgebeutet; das Weib ist völlig seine Sklavin, sein Gut, und das in so entschiedener Weise, daß die Ehe nicht wie sonst großentheils zu gemeinsamem Herde und Mahle verbindet, sondern das Weib wie der Sklave abseits vom Manne und nur an einer andern Feuerstelle Gekochtes speisen darf. So theilen Mann und Frau nicht, was sonst Merkmal der Ehe ist,

Herd und Tisch, und da das gemeinsame Lager auf dieser Kulturstufe zu den Merkmalen der Ehe nicht gehört, so scheint es fast, als ob wir bei ihnen eigentlich vergeblich nach dem Begriffe der Ehe suchten. Aber wenn auch wenig ausgeprägt, vorhanden ist er dennoch, und man erkennt deutlich die Eintheilungsgründe, nach welchen der Südseeinsulaner Ehe und Konkubinat unterscheidet. Zunächst erwirbt der Mann das Mädchen allerdings nur für die letztgenannte Stellung, bezahlt dafür dem Vater als dem Eigenthümer des Kindes einen landesüblichen Preis und behält sich die Lösung des Verhältnisses für jede Zeit vor. Gebiert diese Frau ein Kind, so steht es im Belieben des Vaters, dasselbe zu tödten und das frühere Verhältniß fortzusetzen, so lange er noch mag. Entscheidet er sich aber dafür, daß das Kind am Leben bleibe, aufgezogen und erhalten werde, dann erst gewinnt — so wenigstens war ehedem auf Tahiti die Auffassung — das Verhältniß den Charakter der Ehe.[1]) Das Wesen der Ehe lag also den Tahitiern in dem Vorsatze gemeinsamer Erhaltung und Erziehung der Nachkommenschaft. Diese hatte aber für viele Klassen der Gesellschaft keinen Werth, und so galt also auch gerade in den maßgebenden Kreisen das Band der Ehe wenig. Darum blieb die Frau in der niedrigsten Stellung, und es wäre nicht zu begreifen, wie trotzdem wieder ab und zu gerade in der Person einer Frau die höchste Herrscherwürde ihren Sitz nehmen konnte, wenn nicht diese Anomalie als ein Rudiment der alten Mutterfolge zu betrachten wäre. Nur so löst sich auch der Widerspruch, daß die Frau von jeder Kultgemeinschaft ausgeschlossen ist und als Göttin und Priesterin erscheint. Aber auch in Betreff dieser eine so niedere Kulturstufe verrathenden Frauenstellung hat Hawai noch vor Einwanderung christlicher Missionäre aus eigenem Drange heraus eine durchgreifende Revolution erlebt, welche uns zeigt, wie sich aus sich selbst die Unkultur zu einer Stufe der Kultur erheben kann.

Alle diese Verhältnisse müssen berührt werden, wenn wir uns eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von den Religionsbegriffen und Kultveranstaltungen jener Rassen machen wollen. Nur aus diesen heraus läßt sich die Stellung ihres Priesterthums erfassen.

---

[1]) Forster, Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere. Berlin 1787. VI. 428.

2. Die Gegenstände des Kultes.

Daß die Kulteinrichtungen der Südseeinsulaner die Vorstellung einer Menschenseele zur Grundlage haben, das hat noch niemand zu verkennen gewußt, der sich mit der Beobachtung befaßt hat, und wenn die ersten Beobachter des Volkslebens in jenem Welttheile wiederholt zu der Meinung gelangten, diese braunschwarzen Menschen besäßen keine Spur von einer Religion, so haben sie bloß den letztgenannten Begriff in einem zu engen Sinne gefaßt. Aber darauf kommt hier nichts an.

Als zuerst Cook und seine Begleiter mit einigen dieser Menschen in Verkehr traten, war es den Europäern darum zu thun, festzustellen, daß diese Insulaner einen Begriff von Gott und einen Namen dafür hätten, und die Antwort lautete nach Art ihrer Frage. Sie erfuhren denn, daß die malaiisch im weiteren Sinne redenden Völkchen ungefähr für das, worauf ihnen die Frage zu gehen schien, den Namen E=atua oder, ohne Artikel, Atua oder Otua oder nah verwandte Formen gebrauchten. Cook stellte also diesen Namen als den Namen für Gott fest, und zwar sprachen die Tongainsulaner von Otua, die Gesellschaftsinsulaner von E=atua, die Neuseeländer von Etui. Aehnlich brauchten auch nach Cantova die Carolineninsulaner das Wort Ahotu oder mit Affixen Tahutup, und nach P. Gobien die Ladroneninsulaner die Bezeichnung Aniti, was Forster [1]) nur für dialektisch verschieden von Atua hält. In der That steht der samoanische Name Aitus vermittelnd zwischen beiden. Die Malaien haben den Namen „Anitos“ auf die Philippinen gebracht. Was hat der Name wohl ursprünglich bedeutet?

Als Cook bei seiner dritten Weltfahrt bei den Tonganern etwas eingehender nachforschte und sie über ihre Begriffe von der menschlichen Seele examinirte, da bezeichneten sie ganz bestimmt diese Seele des Menschen als einen Otua, [2]) und Cook zeigt sich erstaunt über die hohe Meinung, die solche Wilde von ihrer eigenen Seele hätten, daß sie sie für etwas Göttliches halten. Das ganze Kultwesen der Insulaner hat aber nur dann einen Sinn, wenn wir, diese zufällige Reihenfolge umkehrend, sagen: Atua heißt zunächst der hingegangene Mensch

---

[1]) a. a. O. VI. 429.

[2]) Forster, a. a. O. VI. 293.

oder die Seele und dann die Gottheit. Selbst die Uebersetzung mit „Seele" dürfte nicht einmal völlig zutreffen, indem der Insulaner wohl schon den Begriff der geschiedenen Persönlichkeit haben kann, aber deshalb sich über die Qualität des Fortlebenden nicht gerade jene Vorstellung geschaffen haben muß, die wir heute mit dem Worte Seele verbinden. Auch unser Volk spricht noch nicht von der wiederkehrenden „Seele" des Todten, sondern nennt überhaupt nur „ihn" mit einem Worte, das sowohl den entseelten Leib wie die entflohene Seele bedeuten kann. Die Tahitier [1]) führten bei ihrer Kriegsflotte je einige besonders eingerichtete Schiffe zur Aufnahme der Gefallenen und nannten diese auf die Frage der Europäer „E-wa-no t'Eatua", was diese nun zweifellos unrichtiger Weise als „Kahn der Gottheit" übersetzten — sind es doch nach der deutlichen Zweckangabe der Tahitier selbst die „Todtenkähne". Dieser unbestimmte Gebrauch des Wortes ist bei Völkern solcher Kulturstufe kaum befremdend. Im Javanischen lautet der Name für die Gottheit Ywang, und dieses ist nach Lassen [2]) nichts anderes als das malaiische Demonstrativum iang, das ganz allgemein „derjenige, welcher" bedeute, sowie unser Volk nicht von seinem Geiste oder seiner Seele, sondern schlechtweg von „ihm," der umgehe, spricht. Auf den Sandwichsinseln erscheint in den Zusammensetzungen der Gottnamen (Kane-nuiakea, Kane-ruruhonua ꝛc.) [3]) das Wort Kane als die eigentliche Personenbezeichnung. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß dieses Wort ursprünglich nur in derselben Weise die Person überhaupt bezeichnete, und daß die Bezeichnung des ganzen Volksstammes der Kanaken, „Menschen," wie so oft, daher genommen sei.

Ein anderes Wort für die „Seele" ist auf den Societätsinseln „Tih" (richtiger Etiih), und es dürfte dieses Tih, da es im lebenden Menschen die „Gedanken," in tahitischer Sprechweise „die Worte im Bauche" bedeuten soll,[4]) weit eher den ihm zugeschriebenen Sinn haben, als jenes. Dieses Wesen verläßt nach der Belehrung des priesterlichen Feldherrn Tutawai nach dem Tode den menschlichen Leib und wohnt fortan in den hierfür ihm aufgestellten „hölzernen Bildern." Darum hießen diese selbst nun ebenfalls „Tih". Also geht auch hier ebenso

[1]) Forster, a. a. O. V, 50.
[2]) Indische Alterthumskunde, Leipzig, 1861. II, 1067.
[3]) Ellis, a. a. O. 57.
[4]) Forster, a. a. O. V, 119.

der Geistname auf den Fetisch über, wie umgekehrt ein Gott nach seinem Fetische genannt wird, wofür wir noch viele Beispiele anführen werden. Wenn nun ein Holzbild an einem Pfahle auf einigen Inseln in der Nachbarschaft Neuseelands E-tih hieß, und die Neuseeländer selbst den zu einer plumpen Menschengestalt zugehauenen grünen Stein, den sie am Halse trugen, E-tighi oder Tighi nannten [1]) so erkennen wir ebensowohl einerseits seine Fetischbedeutung, wie wir andererseits über den Sinn dieses Fetischismus nicht im Geringsten im Zweifel sein können.

Was immer aber auch der Name Atua-Anitu zuerst bedeutet haben möge, zur Zeit der Entdeckung bezeichnete man damit einen nicht einflußlosen Geist, ein göttliches Wesen nach unserer Ausdrucksweise. In diesem Sinne wurde nun natürlich nicht aus jedem Menschen nach dessen Tode ein Atua oder Anitu. Weiber und Kinder sind zur Zeit der Mannesherrschaft überhaupt ausgeschlossen, da ihre Persönlichkeit nichts zu bedeuten hat. Andere Geister können geradezu ihre Persönlichkeit verlieren. Der Menschenfresser verspeist den erlegten Feind, um mit dessen Blut, Hirn, Auge oder was er sonst für dessen Seelensitz hält, dessen Seele selbst zu vernichten; diese kann also kein E-atua werden. Genau so werden aber auch die Seelen der Geopferten von der „Gottheit gegessen“ — denn „ihr Gott frißt die Seelen“, erklärt Cook [2]) uns deutlich, wenn auch nicht ohne Staunen. Auch geopferte Feinde können also keine Eatuas werden. Ferd. Blumentritt, dem wir eine vollständige Zusammenstellung [3]) alles dessen verdanken, was auf den Kult der philippinischen Malaien Bezug hat, macht durch eine Reihe von Belegen wahrscheinlich, daß nach dem Glauben jener nur wer Vater und Großvater geworden war, Anitos werden könne. Wirklich hießen die Anitos auch schlechtweg Nono, „Großvater“ und die angeführten Quellen lassen jenen Schluß gerechtfertigt erscheinen; dennoch dürfte darin nicht der primäre Grund liegen. In erster Reihe muß der zu leistende Kult die Bedingung gewesen sein, unter welcher eine Seele erhalten und somit Anitu werden konnte; natürlich aber sind nur Kinder und Kindeskinder eine sichere Bürgschaft solchen Kultes.

---

[1]) Forster a. a. O. IV. 391.

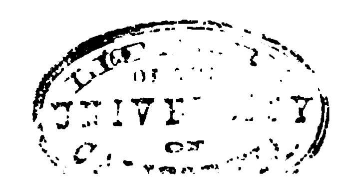
[2]) Forster, a. a. O. VI. 434.

[3]) Der Ahnenkultus ꝛc. der Malaien des Philippinen-Archipels. Wien, Verlag „Steyrermühl“.

Arme Teufel gelten eben überhaupt jenseits so viel wie diesseits; ja auch das Jenseits trennt sogar die wirklich fortlebenden Seelen nach Ständen und läßt sie an entsprechenden Orten wohnen.[1]) Aber wie auf den Philippinen, so gelangt auch auf den Südseeinseln nicht jede Seele überhaupt zum Fortleben. Mit der Gliederung des Volkes und der Erweiterung der Kluft zwischen den Ständen hat auch in dieser Hinsicht eine aristokratische Ueberhebung platzgegriffen, wonach das „gemeine Volk", wie es sich denn auch nicht auf die Kultpflege seiner unfreien Nachkommen verlassen konnte, überhaupt nicht Anspruch gehabt hätte, als Anitos fortzuleben. Dazu war es wenigstens nach Ellis' Zeugniß [2]) auf den Sandwichs- und Societätsinseln gekommen. Wurde gar das gemeine Volk nur noch als eine Sklavenherde der Clanhäuptlinge oder Gaufürsten betrachtet, so galten dessen Seelen nur als Futter für die Götter. Sie wurden von diesen bei ihrem Scheiden aus dem Leibe „verzehrt" und verloren damit ihre Einzelexistenz. Im Gegensatze dazu waren die Fürsten, die Priester und diejenigen, welche dem aristokratischen Bunde der Errioìs angehörten, auch nach dem Tode noch bevorzugt: sie lebten, falls die Kultpflege erfüllt war, als E-atua's (Anitos) weiter.

Indeß scheint sich das Volk die Erinnerung und den Anspruch einer älteren Zeit gewahrt zu haben, und dadurch entstand wohl jene von Cook erfragte vermittelnde Anschauung, daß allerdings keine Seele eines Plebejers dem Rachen des E-atua entgehen könne, daß er aber diese in Wahrheit „arme Seele" nach einiger Zeit der Verdauung auch wieder freigebe; so blieb also auch dem Sklaven noch ein matter Hoffnungsschimmer, einmal selbst noch als ein E-atua wiederzuerstehen; daß das aber die orthodoxe Lehre des Priesters gewesen sein sollte, darf man bezweifeln. Daß nicht die Vaterschaft oder Großvaterschaft an sich die Bedingung des Fortlebens als E-atua ist, bezeugt die Existenz eines auf der Südsee weit verbreiteten Ordens der Kinderlosen, der, die Könige selbst ausgenommen, gerade die Vornehmsten umschließt, welche jenen Anspruch am wenigsten aufgeben mochten. Diese sind aber als Eroberer des Landes und Herren über das niedere Volk in der Lage, auch ohne auf die Kindespflicht sich zu verlassen, für ihren Kult zu

[1]) Forster, a. a. O. II. 237.
[2]) a. a. O. 203.



sorgen — und hierin liegt ein Anlaß zur Einführung einer Stiftungspriesterschaft.

Solcher E-atua's giebt es also naturgemäß unzählige, aber von vielen weiß nur die Tradition der Stiftungspriesterschaft oder die minder verläßliche der direkten Nachkommenschaft. Auf die Kenntniß eines Urvaters eines großen Volkes kann sich diese Tradition naturgemäß nie erstrecken; aber nothwendig erfolgt die Vorstellung eines solchen Geistes, wenn auch nur durch Analogie. Darum ist denn auch die übliche Bezeichnung „Ahnenkult" um so mehr eine zu enge, als man unter Vater überhaupt nur die Herren der Familie, nicht den Erzeuger verstand, und die euhemeristische Vorstellung, welche allerdings die Völker dieser Stufe von ihren Göttern haben, sachlich kaum oft zutreffend ist. Eine Ausnahme könnten nur Kulte von E-atuas der Volksordner und Führer bilden, deren Schöpfungen fortleben.

Einen von Allen anerkannten Atua hat eine jede einzelne Insel, sofern sie nur von einer Volksorganisation bewohnt wird, deren aber mehrere, falls sie mehrere Gruppen dieser Art beherbergt. Im letzteren Falle werden die einzelnen durch Personennamen unterschieden. Wie aber die Herrschaften wechseln, so ist auch ein Gott dieser Art in seinem Besitze keineswegs sicherer. Zur Zeit Cooks galten auf den Societätsinseln die Bewohner von Bolabola als die streitbarsten und im Felde unwiderstehlichsten; da verabschiedeten die Bewohner der kleineren Halbinsel von Tahiti und der Landschaft Taiarrabu ihre beiden Götter und erbaten sich den von Bolabola, und die Entdecker machten die Bekanntschaft des alten, ungemüthlichen Priesters Orra oder Olla, der dieses Gottes Namen führte, wie er gerade mit der Uebersiedlung beschäftigt war. Die Erwartung wurde nicht getäuscht, denn die Bewohner von Kleintahiti erlangten nun mehrere kriegerische Vortheile über die der größeren Halbinsel „und ermangeln nicht, ihr Glück dem Orra zuzuschreiben," der, „wie sie sich ausdrücken, für sie streitet." [1]) Gewiß haben die mit christlicher Auffassung gesättigten Entdecker ihren Gewährsmann Tutuwai falsch verstanden, wenn sie annahmen, er könnte ihnen sagen wollen, der höchste Gott „habe auf jeder Insel einen besonderen Namen." [2]) Sicherlich ist das in einem Sinne so, aber wäre

---

[1]) Forster, Geschichte der Reisen VI. 432.

[2]) Forster, a. a. O. V. 118.

das auch immer derselbe höchste Gott, nur dem Namen nach ein anderer, so hätte jener Tausch nicht stattfinden können, dessen Zeugen sie selbst waren. Allein richtig kann daher nur die andere Vermuthung sein, die Forster zufügt, „oder um es deutlicher auszudrücken, sie glaubten auf jeder Insel an ein besonderes höchstes Wesen, dem sie über alle anderen Gottheiten den Rang zustanden." Die persönlichen Namen dieser Gottheiten, die ein außerordentlich großes Pantheon der Südsee füllen müßten, können wir aus Mangel an Sprachkenntniß nicht zergliedern, an einzelnen aber erkennen wir sofort, daß sie, wie auch anderwärts, von des Gottes Fetisch hergenommen sind. So bedeutet O-tu, Name des Gottes der Insel Maurua, „der Reiher", und diese Vögel wurden wirklich als Fetische gedacht, wie wir noch sehen werden. Zweifellos kann auch die Heldensage solche Namen geliefert haben, und noch andere können nach gedachten Eigenschaften geradezu erdichtet worden sein, wie wir auch solche noch kennen lernen werden.

Die Clan- und Gaufürsten, d. h. die Vorstände der großen durch Knechte aus dem Unterthanenvolke erstarkten Familienverbände des Herrenvolkes, hießen auf den Südseeinseln je nach dem Dialekte Erieh oder Eriki oder ähnlich. Man hat das Wort bald mit „Fürst", bald mit „König" übersetzt, mitunter würde freilich ein solches Königthum bei uns schon ein Erbschulze haben repräsentiren können; in anderen Fällen waren es wirklich Fürsten von Macht. Wo sich aber mehrere in den Besitz einer Insel theilen, oder auch mehrere Inseln eine einheitliche Gruppe bilden, da steht über den Eriki noch ein „Eriki rahai", ein Großkönig von größtem Ansehen, aber oft sehr zweifelhafter Gewalt — und genau so steht über den Atuas dann noch ein „E-atua rahai".[1]) Dieser E-atua rahai ist nun selbst der Bezeichnung nach genau und wörtlich der „große Geist" der Indianer. Er ist wie dieser ebenso außerordentlich erhaben an sich, wie sorglos dem Einzelnen gegenüber, der seine Kultpflege näher stehenden Geistern zuwendet. Natürlich aber ist jedem Insulaner dieser sein E-atua rahai der größte und mächtigste unter allen andern, und wenn ihm von außen her, oder was seltener vorkam, durch eigene Meditation die Frage zugeführt wurde, von welchem E-atua wohl alle Menschen abstammten — die vorzüglichen der Insel und das übrige Restchen,

[1]) Forster, a. a. O. VI. 433. Anmerk.

oder welcher selbst wohl alles geschaffen habe — zunächst diese Insel und dann auch einige andere, so wird er dafür ganz zweifellos nur seinen E-atua rahai nennen. Es steht ihm ja zur Beantwortung dieser Frage gar kein anderer Begriff zur Verfügung — nur wird er sie in Betreff der Schöpfung der Dinge in dieser Verbindung kaum stellen. So läßt sich aber aus solchen Leuten leicht eine Religion herausfragen, von der sie keine Ahnung haben.

Insofern nicht die Sandwichsinsulaner eine Tradition festhielten, der gemäß sie — wohl nur der herrschende Stamm — von Tahiti eingewandert wären, nahmen sie an, daß ihre Inseln zuerst die Götter bewohnt hätten, und von diesen die Menschen abstammten [1]) — im Grunde dieselbe Identifizirung der Gottheit und des „ersten Menschen", wie wir sie bei den Indianern kennen lernten und ganz identisch mit der Vorschiebung von „Götterdynastien" vor die der Menschen, wie wir sie auch bei den Aegyptern kennen lernen werden. Sie ist an sich natürlich ohne die Annahme irgend welcher Uebertragung.

Ein Theil der Priesterschaft — diese war naturgemäß berufen, solche Traditionen zu wahren — hielt [2]) daran fest, daß der erste Mensch oder die erste Gottheit eine Frau Namens Haumea gewesen sei. Es ist klar, daß sich hierin ein Rest der Vorstellung der Mutterfolge erhalten hat. Auch Göttin Pele auf Hawai dürfte eine uralte Gottheit dieser Art sein. Auch auf den Tongainseln ist die höchste Gottheit noch weiblich gedacht [3]) und dieser Vorstellung entsprach noch zur Zeit Cooks ein Rest der fortlebenden Sitte auf derselben Insel. Paulaho war hier Eriki-rahai und ihm gebührte als solchem der höchste Rang auf den Inseln und Zeichen der Ehrerbietung wie niemand außer ihm. In seiner Gegenwart durfte niemand essen, jeder mußte sich vor ihm zu Boden werfen, sein Haupt unter des Königs Füße schieben und diese mit den Händen streicheln. Eine einzige alte Frau aber gab es noch auf der Insel, die, obwohl sie kein Regiment führte, dennoch dem Range nach über dem Großkönige stand und von diesem dieselben Ehrenbezeigungen empfing. [4]) Eine solche Stellung

---

[1]) Ellis, a. a. O. 243.

[2]) Ebend.

[3]) Forster, a. a. O. VI. 292.

[4]) Forster, a. a. O. V. 217.

eines Weibes neben deren sonstiger unwürdiger Behandlung mußte nothwendig den Entdeckern auffallen; aber diese Rudimente der Sitte spiegeln sich deutlich in der Religionsvorstellung wieder.

Nicht immer ist der „große Geist" zugleich der Gott des Kultes, niemals wohl der des Privatkultes. Dieser wendet sich durchgehends nicht an öffentliche, häufig mit mehr Vortheil an irgend eine Spezialgottheit; genau so führt oft der Erbfürst den Rang, ein Befehlshaber die Regierung. Niemals büßt der geborene Fürst das Ceremoniell der Ehrerbietung ein, aber von seiner Macht schwindet mitunter sogar der Schatten. Cook bemerkt in seiner eigenen Reisebeschreibung (Vol. II, p. 71), daß solche Fürsten oft nicht Gewalt genug hätten, sich eine Cocosnuß von einem Andern bringen zu lassen.

Während in entsprechender Weise der „große Geist" selbst die Gedanken der Insulaner nur wenig beschäftigt, leben im allgemeinen auch diese oft recht ausgelassenen fröhlichen Kinder der Natur unter demselben Drucke der Geisterfurcht wie die mürrischen Indianer. An allem Unglück ist auch ihnen nur das Uebelwollen dieser nur durch pünktliche Erfüllung aller Kultpflichten zu versöhnenden Geister schuld; „mit einem Worte: sie gehen hier wie auf bezaubertem Lande." [1]) Die Luft, das Erdreich, die Steine und Felsen, Bäume und Thiere sind der Sitz solcher Geister und die ganze sichtbare und drüber hinaus denkbare Welt des Inselmeeres ist erfüllt von ihnen. Ihre Macht äußert sich weniger ordnend und regierend, als in Unglücksfällen, die den Menschen betreffen. Sie schlagen den Menschen mit Krankheit, machen die Erde erbeben, werfen Feuer aus den Bergen und vom Himmel; sie wohnen und wühlen in der See und machen sie toben.

Wie man einem Geiste einen weiteren Wohnsitz, etwa in der Luft oder in einem Berge, und doch wieder auch einen engeren in irgend einer Baulichkeit anweisen kann, das weiß der Südseeinsulaner der Entdeckungszeit aus seiner eigenen Erfahrung heraus leichter zu vereinbaren wie wir. Sein eigenes Wesen schließt die freie Beweglichkeit noch nicht so aus, wie das unsere, und bei allem freien Naturleben hat er doch wieder seine feste Wohnung.

3. Die Kultstätten. Urform und Entwicklung derselben.

Alle Entdecker und Missionäre der Entdeckungszeit sind einig darüber, daß die Kultstätten der Südseeinsulaner ohne Ausnahme

[1]) Forster, a. a. O. VI. 436.

Grabstätten sind. Grabstätte und Gotteshaus ist auf dieser Stufe eins und dasselbe, und selbst ein neu angelegter Kultort muß zugleich auch die Form einer alten Grabstätte annehmen. Umgekehrt verhält sich natürlich nicht jede Grabstätte als Kultstätte. Lebt kein Mensch mehr, der ein unmittelbares Interesse an der Kultleistung an einem solchen Orte hätte, so verliert dieser zwar, so lange man ihn kennt, nicht seine Weihe, aber seine Bedeutung; er theilt genau das ungleiche Schicksal der Seelen im Andenken der Menschen. Sichert ein bleibendes Interesse, wie etwa das einer vornehmen Familie oder eine langdauernde Organisation, den Kult an derselben Stelle, so wird diese zu einer angesehenen Kultstätte, und die Volksmeinung, daß die Geister selbst durch reichliche und andauernde Kultpflege mächtiger und schutztüchtiger werden, entspricht immerhin einer gewissen Realität.

Die verbreitetste Bezeichnung für die Grab- und Kultstätte scheint in der Südsee einmal Marai (auch Morai) gewesen zu sein. Auf den Societätsinseln fanden sie die Entdecker allgemein. Auf den Sandwichsinseln erscheint dafür der Name Heiau; daß aber auch hier einer der Heiau's den Eigennamen Morei führte,[1]) läßt auf einen weiteren Geltungsbrauch des Namens schließen. Auf den Tongainseln bezeichnete dagegen Malai (r und l sind im Malaiischen gleich) den Volksversammlungsplatz — den „Malberg" hätten die alten Franken gesagt — oder das über jenem aufgeführte Haus.[2]) Der Grabplatz führte dagegen den Namen Faiatuka d. i. „Gotteshaus" — Haus (fae) des Geistes (Atuka).[3])

Auf Neuseeland sahen die ersten Entdecker einen solchen Platz einfachster Art:[4]) einen kleinen viereckigen Raum mit Steinen umgeben, und inmitten desselben einen aufgerichteten Stab. Nicht den Todten, sondern den Lebenden schützt ursprünglich eine solche Fürsorge. Die Furcht, durch das Betreten eines heiligen Ruhesitzes den Zorn des Geistes herauszufordern, führte also auch dieses Volk dahin, die Stelle zu bezeichnen. Dazu dient einmal die Umhegung mit Steinen, dann das Wahrzeichen des Stabes, das wir noch in den verschiedensten Entwicklungsphasen wieder finden werden. Auf Hawai begrub man

[1]) Ellis a. a. O. 28.
[2]) Forster, a. a. O. VI. 249.
[3]) Ebend. VI. 242.
[4]) Forster, a. a. O. III. 62.

nach Ellis [1]) sowohl an besonders gewählten Orten, als auch in den Gärten bei den Häusern und in den Häusern selbst. Im letzteren Falle wird das Mal zum beweglichen Hausfetisch, und die roheste Kunst versucht sich an ihm zuerst. Auch natürliche Höhlen in Lavafelsen benutzte man auf Hawai. [2]) Auch diese pflegte man dann immer zu umschließen.

Das Grab eines Priesters als einer angesehenen Person, war besonders sorgfältig mit einem Stabgitterwerk umhegt. [3]) Ein solcher Platz heißt daselbst Pahu Tabu — „heilige Umschließung." Nicht gern läßt man eine solche „Weihstätte" betreten. „Mein Vater liegt hier, stört ihn nicht," bat der hawaische Führer die Missionäre. [4]). Auf Neu-Caledonien legte man die Grabstätten auf den Höhen an und bezeichnete sie, wie sonst, durch aufgerichtete Pfähle (Stäbe). [5]) Auf den Tongainseln sahen die Entdecker Gräber ganz von der Art unserer „Hünengräber": [6]) ein Hügel war von Menschenhänden bis zu 40 Fuß (englisch) Höhe aufgeführt und dabei stand ein 14 Fuß hoher aufgerichteter Stein, der nach Angabe der Eingeborenen ebenso tief in der Erde stak. Sie nannten ihn Tongata-Eriki. Da Tongata „Mann" bedeutet, so hieße das also der „König Mann." Es wird aber durch den Klang des Wortes Tonga wahrscheinlich, daß auch hier der Volksname einfach die „Männer" bedeutete und erst nachmals auf die Person eines Stammvaters übertragen wurde, so daß die Tonganer einen „König Tongata" schufen, wie unsere Vorfahren einen „Gott Mann." Jener Grabhügel war schon so alt, daß er mit Bäumen überwachsen war, wie so manches Hünengrab bei uns.

Ein jüngerer Fajatuka daselbst bestand ebenfalls noch der Hauptsache nach aus einem 30 Fuß hoch durch Menschenhände aufgeschütteten Hügel; oben auf dem Hügel aber war ein Haus als die eigentliche Wohnung des Todten errichtet und vor dem Hügel lag ein geebneter Platz, [7]) auf welchem sich diejenigen versammeln konnten, die mit dem Todten in Verkehr treten wollten. Zu dieser Todtenwohnung gehörte auch noch ein Stück Land, welches brach liegen blieb — eine einfache Art der Todtenausstattung.

---

[1]) a. a. O. 200.
[2]) Ellis, a. a. O. 70.
[3]) Ebend. 65.
[4]) Ellis, a. a. O. 69.
[5]) Forster, a. a. O. V. 312.
[6]) Ebend. VI. 183.
[7]) Forster, a. a. O. VI. 228.

Dieses immerhin noch kunstlose und einfache Grabdenkmal enthielt schon alle Elemente, welche wir bald zu sehr ansehnlichen Tempelbauten entwickelt sehen werden. Der aufgethürmte Hügel ist zugleich das Dach über dem Begrabenen und ein weithin sichtbares Mal. Die Hütte auf demselben entspricht einer lokalen Uebung. Der Sandwichsinsulaner hielt wie andere Völker die Seele für an die Nähe des Leibes gebunden, so lange dieser noch besteht. Er sucht konsequent diesen, oder doch Theile desselben, den Kopf, Haare, Nägel 2c. bei sich zu behalten, oder durch irgend ein Verfahren den ganzen Leib möglichst lange zu konserviren. Man kennt und verwendet daher auf Tahiti ein Konservirungsverfahren,[1]) welches für einige Zeit dem Zwecke entspricht. Während dieser Zeit wird nun der Leichnam nicht begraben, sondern unter einem Hüttendache auf einem Gestelle aufgebahrt, das der herumlaufenden Thiere wegen erhöht sein muß. Erst wenn in dieser Lage der Leichnam bis auf das Skelett verwittert ist, erfolgt die Bergung der Reste unter der Erde. So werden also auf einer Grabstätte der Südsee — aber doch nicht hier allein — Einrichtungen nothwendig, die sonstwo entbehrlich sind. Aus allen diesen Elementen entwickelt sich der eigenthümliche Tempelbau, den wir jetzt an einigen einzelnen Schöpfungen dieser Art etwas näher uns vergegenwärtigen wollen, weil all diese Dinge für die Kultübung und das darauf basirte Priesterthum von Bedeutung sind.

Auch auf den Tongainseln können wir diese Art Baukunst noch einen Schritt weiter verfolgen. Forster[2]) sah daselbst einen solchen Grabhügel, welcher nicht bloß aus Erde zusammengetragen, sondern aus Korallenkalkstein aufgeführt war, obgleich diese Insulaner von einem Steinbau für Privatwohnungen nichts wußten. Die Steine wurden auch nur ohne Verbindung so übereinandergefügt, daß ihre eigene Schwere den Bau zu halten vermochte, nichts desto weniger kann man einen solchen Kunsthügel eine rohe Steinpyramide nennen. Rings um dieselbe waren als Hegzaun Rohrstäbe in regelmäßigen Abständen in die Erde gesteckt und vor den Bau Casuarinenbäume hingepflanzt. Wie so oft, vertrat der lebende Baum hier das Malzeichen und in der Südsee ist es insbesondere der genannte düstere, aber

---

[1]) Ebend. VI. 347.
[2]) a. a. O. IV. 333.

dauerhafte Baum, der die Stelle der afrikanischen heiligen Habila[1]) vertritt.

Auf dem Gipfel der Pyramide, der sich die Führer nicht zu nähern wagten, standen zwei Hütten; in der einen fand sich ein Leichnam, die andere war leer. Entweder war also das Gebein aus derselben schon vergraben, oder die Anlage war für eine noch lebende Person bestimmt. Vor der ganzen Anlage lag eine freie Grasflur, zu der ein schattiger Gang führte. Diese von Forster nach eigener Anschauung geschilderte Grabstätte befand sich auf der Insel Ea-Uwhe. Eine andere auf der Hauptinsel Tonga-Tabu bestand zwar nur aus einem Hügel von 2 bis 3 Fuß Höhe und war oben mit grünem Rasen gedeckt, auf dem sich die Todtenhütte erhob; aber man hatte bereits versucht, den Sockel des Hügels mit zugehauenen Korallensteinen zu umkleiden und aus eben solchem Material Stufen auf einer Seite des Hügels hinaufzulegen. Wenn man bedenkt, daß diese Arbeiten alle wieder nur mit Steinwerkzeugen ausgeführt werden können, so erkennt man wohl, welchen Werth das selbst nur in ärmlichen Hütten wohnende Volk auf diese Ausstattung der Grabstätte legen mußte.[2])

Der Fajatuka des Königs lag neben seinem eigenen Hause und wird[3]) in folgender Weise beschrieben: „Es waren hier drei ziemlich große Gebäude auf einer Anhöhe oder vielmehr am abschüssigen Rande derselben, und in einiger Entfernung ein viertes kleineres vorhanden, die alle der Länge nach in einer Reihe lagen. Das mittlere von den drei ersten Häusern war bei weitem das größte und lag in einem Viereck, welches ungefähr 3 Fuß erhöht war, und dessen eine Seite 24, die andere 28 Schritte hielt. Die übrigen Häuser standen ebenfalls auf kleinen Erhöhungen, die durch Menschenhände eben so hoch wie jenes erste aufgeführt waren. Der Fußboden in den Häusern, und überhaupt der ganze Hügel um sie her war mit lockeren, feinen Kieseln bedeckt und das Ganze durch große, schönbehauene Steinplatten von hartem Korallfelsen eingeschlossen, welche so, daß sie mit der längsten Seite den Boden berührten, aufgerichtet standen. Ein solcher Stein ist 12 Fuß lang, 2 Fuß breit und etwas über 1 Fuß dick. Eins von diesen Häusern war an der Seite offen, welches bei Gebäuden dieser Art

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudan II. 685.
[2]) Forster, a. a. O. IV. 339 f.
[3]) Ebend. VI. 221 f.

ungewöhnlich ist. Inwendig standen ein paar grobgeschnitzte hölzerne Brustbilder, welche menschliche Figuren vorstellten; das eine nahe am Eingange, das andere etwas weiter hinein. Wir befragten die Eingeborenen, die uns bisher gefolgt waren, sich aber nicht unterstanden, in das Haus zu treten, was diese Bilder bedeuteten? und erhielten von ihnen ganz bestimmt zur Antwort, daß es Denkmäler von einigen dort begrabenen Befehlshabern, keineswegs aber Vorstellungen der Gottheit wären." . . . . „In einem dieser Gebäude fanden wir das geschnitzte Vordertheil eines otahitischen (tahitischen) Canots, welches von den Wellen an die Küste der Insel ausgeworfen war und hier aufbewahrt wurde. Am Fuße der vorhinerwähnten Erhöhung lag ein freier, offener, mit grünem Rasen bedeckter Platz, der rund umher mit Bäumen von verschiedener Art besetzt war, worunter sich hauptsächlich einige sehr hohe Keulenbäume oder Etoabäume (Casuarinen) auszeichneten, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Cypressen hier eine vorzüglich gute Wirkung thaten." — Eine ähnliche für diese Völker genug kunstvolle Steineinfassung hatten auch einzelne Gräber auf den Carolinen.

Die Höhe, welche die einheimische Baukunst auf den Gesellschaftsinseln erreichte, ist repräsentirt durch die Steinpyramide, die sich König Oamo und die ihrer Zeit berühmte Königin O-Purea auf Tahiti als Grabstätte bei Lebzeiten bauen ließen. Ein viereckiger Raum von 360 Fuß (engl.) Länge und 354 Fuß Breite [1]) war mit einer mörtellosen Steinmauer umgeben und mit flachen Steinen gepflastert. An der rückwärtigen Seite dieses Hofes erhob sich 44 Fuß hoch eine Stufenpyramide von der Form eines langen Zeltdaches, ganz aus wohlbehauenen und geglätteten Korallensteinen aufgeführt. Die Grundfläche dieses eigenthümlichen Baues war 267 Fuß lang, aber nur 87 Fuß breit, und dieser lief darum oben nicht in eine Spitze, sondern in eine Kante aus. Indem die 11 Stufen der Langseite tiefer waren, als die der Schmalseiten, neigten sich wie bei einer gewissen Dachform diese unter einem etwas spitzeren Winkel zusammen als jene.

Was wir sonst noch als Ausstattung eines Marai kennen lernen werden, fehlte diesem, weil er noch nicht in Benutzung gezogen war. Dennoch bleibt es ein sehr interessanter Bau, weil er in Ueberwindung der Schwierigkeiten auf dieser Insel ohne Gleichen und doch in einer

---

[1]) Forster a. a. O. II. 165 f.

Zeit entstanden ist, in welcher historisch nachweislich eine Anlehnung an fremde Form völlig ausgeschlossen war. Als vorzüglich schön bezeichnet daneben Cook noch ein kleines Grabmal,[1]) das einigermaßen vollständiger erscheint. Auf einem gepflasterten Hofe stand eine nur 5 Fuß hohe Pyramide, bedeckt mit Früchten des Landes — ein Zeichen, daß hier schon ein Geist seinen Sitz hatte. Diesen bezeichnete ein kleines steinernes Bild vor der Pyramide. „Sie schienen es sehr hoch zu schätzen, denn es war vor dem Wetter durch ein insbesondere darüber gebautes Dach beschützt.“ Dieses Bild ist, wie leicht zu erkennen, die Entwicklung eines einfachen Stabes oder Pfahles, den wir anderswo am Grabe als das eigentliche Malzeichen finden.

Eine umfangreichere, wenn auch in vielen Stücken primitivere Grabanlage ist die, welche Cook auf seiner dritten Reise [2]) als die Familiengrabstätte des damals regierenden Großkönigs O-tuh kennen lernte. Sie war damals als solche zugleich die Staatskultstätte und umfaßte mehrere einzelne Anlagen. Auch hier hatte die Pyramide die Form eines Chausseehaufens von 10 bis 14 Fuß Höhe. Sie war aber in Wirklichkeit nur ein lose aufgeworfener Steinhaufen. In dem ummauerten Hofe waren die Gebeine früherer Fürsten in die Erde vergraben. Dieser Raum galt sammt dem Steinhaufen als das eigentliche Heiligthum, und vor ihm lag der für den Verkehr bestimmte „Opferplatz.“ Hier steht ein hohes „Hwatta“ genanntes Gerüst, welches zum Aufnehmen und den Thieren gegenüber zur Sicherung der Früchte und Vegetabilien diente, die man sonst unmittelbar auf die Pyramide legte, oder an das Malzeichen hing, wie der Neuseeländer mit seinen armseligen Farrenkrautwurzeln that. Gewöhnliche Gräber hatten eben nicht so viele solcher Spenden zu erwarten und bedurften solcher Gerüste nicht. Hier aber befand sich sogar noch ein kleineres Gestell, auf welchem man die dargebrachten Thiere auflegte, während man die geopferten Menschen an dieser Stelle in der Erde verscharrte, bis man ihre Schädel wieder ausgrub. Da auf dieser Grabstelle überhaupt Personen von Rang und nicht blos die Könige begraben wurden, so gab es auch sowohl in dem geheiligten Hofraum wie vor dem Steinhaufen eine Menge einzelner Malzeichen, welche

---

[1]) Ebend. II. 164.

[2]) Siehe ebend. VI. 338.

theils aus aufgerichteten Steinen bestanden, denen man ein Stückchen Zeug umgebunden hatte, theils aus „einer Menge geschnitzter Holzstücke, welche dort als angenommene Wohnsitze ihrer Gottheiten hingestellt und heilig geachtet wurden.“ Es sind dies die noch zu erwähnenden Malzeichen, welche mit dem Geiste zugleich den Namen Tih führen.

Dieses Hauptheiligthum war gewissermaßen ein doppeltes, als wenn doch irgend ein Unterschied zwischen den Gräbern der Königsfamilie und dem des großen E-atua hätte gemacht werden müssen. Auch in dem Opferhofe und zwar neben dem großen Hwatta lag noch ein zweiter, vielfach ausgezeichneter Steinhügel, der wohl als der eigentliche Tempel des Eatua-rahai gelten muß. An diesem Hügel war eine Art Steinbank angebaut, auf welche die ausgegrabenen Schädel der Geopferten niedergelegt wurden. Darüber befinden sich eine Reihe hölzerner Malzeichen, wieder von der Art der genannten Tih's, und an dieser hochheiligen Stelle wird während der Opferfeierlichkeiten ein Behältniß niedergelegt, welches Cook nicht anders als im Hinblicke auf eine bekannte Analogie die Gotteslade nennen konnte. „Dieses Heiligthum besteht aus geflochtenen Fasern von der äußern Umhüllung der Cocosnuß und hat die Gestalt eines Zuckerhutes oder kleinen länglichen Kegels, dessen eines Ende ungleich dicker ist als das andere. Kleine Kästchen dieser Art hatten wir öfters von den hiesigen Einwohnern erhalten, ohne ihren Gebrauch zu erfahren.“ ... „Man sagte uns nur soviel, daß der E-atua Namens Uro, dem sie jetzt geopfert hätten, entweder in der Lade verborgen sei, oder vielmehr, daß sie ihn vorstelle.“ Wir haben hierin eine Fetischform vor uns, die wir neben die brasilianische Tammaraka stellen können.

Die Begräbnißplätze selbst sind in diesem Marai von Atta huru je nach Rang verschieden vertheilt. In dem Hügel, vor welchem die Opferschädel lagen, scheint überhaupt nicht mehr begraben worden zu sein, — er hat als der des Ur-Eatua gegolten. Dagegen befanden sich in dem andern Steinhügel die Gräber der Könige und Fürsten. Als O-tuhs Vorgänger, König Tutahah mit zwei Fürsten in der Schlacht fiel, wurden ihre Leichname wie die der eben Gefallenen hierher gelegt. Den Fürsten nahmen die Priester die Eingeweide heraus und begruben die Leichname an die verschiedenen Stellen, den des Königs aber in dem großen Steinhaufen, „als dem vorzüglichsten Theile des

Marai" selbst. Für die gemeinen Krieger aber wurde am Fuße desselben ein gemeinsames Grab gegraben. So bleibt denn eigentlich der Hügel oder die Pyramide immer eine Auszeichnung besonderer Art, während die auf dem Boden des Hofes herumstehenden Zeichen Personen geringeren Ansehens gelten.[1])

Für den Fall des Gebrauches gehört zur vollständigen Ausrüstung des tahitischen Marais noch der Tupapau, ein auf vier Pfählen ruhendes Gestell, auf welchem die Todten in freier Luft trocknen sollen, beziehungsweise verwesen. Geringe Leute bleiben nur kurze Zeit auf diesem Gerüste und werden dann in eine Grube unter demselben verscharrt.[2]) Doch werden auch ihnen während jener Zeit Gaben vorgelegt. Nach de Surville[3]) hebe man den Schädel und die Knochen auf, um sie in das gemeinsame Begräbniß zu bringen, während man die herabfallenden Reste in der Grube bestatte, und darüber als Mal eine kleine Hütte baue. — Vornehme verwenden auf diesen Tupapau mehr Sorgfalt und Kosten. Er steht mit Zeugen drapirt unter einem Schutzdache von Pandangblättern, und Cook fand den Leichnam des Fürsten Aheatua auf diesem Todtenbette von zwei dazu bestellten Männern sorgfältig bewacht und bedient — noch zwanzig Monate nach dessen Tode. Außer der Umzäunung war ein Hwatta zur Aufnahme der Nahrungsmittel errichtet, in das Gehege durfte niemand treten außer den Dienern.

In der Regel muß indeß der Tupapau als vom Marai getrennt gedacht werden. Für beiderlei machten die Tahitier einen Aufwand, den man nach den Verhältnissen dieses Volkes einen außerordentlichen Luxus nennen muß. Wie Vornehme bei Lebzeiten für sich selbst solche Bauwerke mit außerordentlichen Mühen und Kosten aufführten, haben wir schon gesehen, und als ob gewissermaßen jeder Mensch in dieser Weise für sich zu sorgen hätte, führten auch Erbbegräbnisse dieser Art stets den Namen dessen, den sie als den dermaligen Besitzer aufzunehmen hatten. So zeigte man den Reisenden schon lange vor dem Tode des letztgenannten Königs von Taiarrabu den Marai des Aheatua, und man belehrte sie ein anderes Mal, daß sie keineswegs den Marai des

[1]) Ebend. VI. 341.

[2]) Blighs, Reise in das Südmeer in Forsters neueste Reisen nach der Botany-Bai und Port Jackson. Berlin 1794. B. II. S. 142.

[3]) Reise in das Südmeer, ebendaselbst II. 242.

letztverstorbenen Tutaha, sondern den des lebenden Königs O-tuh vor sich hätten.[1])

Daß es außer den Marais keine Art Tempel giebt, sondern in jenen allein alle Kultverrichtungen vor sich gehen, leidet nach den ausdrücklichsten Zeugnissen keinen Zweifel. Naturgemäß wird nicht jeder Marai eine Kultstätte von Bedeutung; aber jedem naht sich der Insulaner, wenn er seine Gaben darbringt, mit entblößten Schultern, ein Ceremoniell, das unter den Lebenden nur der Großkönig beansprucht.[2]) Auch auf den Sandwichsinseln ist Grab und Tempel mit der schon gemachten Einschränkung dasselbe, und trotz der Selbstständigkeit, die sich im Einzelnen verräth, war Cook doch überrascht von der auffallenden Aehnlichkeit dieser Bauten mit den tahitischen. Wir wollen zunächst den „Heiau" kennen lernen, den der große Entdecker nicht allzulange vor seinem traurigen Ende betrat und schilderte.[3])

Im Steinbau waren die Kanaken um nichts erfahrener, als die Tahitier; doch fanden sie ein ausgesuchtes Mittel, eine Kultstätte durch ihr Mal als solche recht weithin sichtbar zu machen. Schon während die Schiffe der Entdecker der Küste von Hawai entlang fuhren, sahen sie fast in jedem Dorfe weithin leuchtende hohe Spitzsäulen, den Obelisken vergleichbar. Das waren in der That die Malsäulen der Grabstätten oder Tempel, freilich nicht von der Jahrtausenden trotzenden Art ägyptischer Monolithe. Das Tempelgebiet bildete ein längliches, leicht gepflastertes Viereck in der Umfassung einer 4 Fuß hohen Steinmauer. An einem Ende derselben stand einer der seltsamen, Hinananu genannten Nothbehelfe für eine weithin sichtbare Spitzsäule. Es war eine der kleinsten Art, die Cook untersuchte, immerhin aber mochte sie, von einer 4 Fuß im Geviert haltenden Grundfläche sich langsam verjüngend, an 20 Fuß aufsteigen. Oben blieb ein etwas kleineres Quadrat offen, — denn das ganze Werk bestand aus festgerammten Stangen, die sich oben einander etwas zuneigten und wie ein Sandkorb, doch nur sehr schütter, mit Zweiggeflecht durchzogen waren. Umwickelte man dieses kantige Korbgestell mit einem weißen Zeugstoffe, wie üblich war, so bildete es die fernhin leuchtende Malsäule. Wir werden später noch erfahren, auf welche Weise der innere Hohlraum priesterlichen Funktionen dienstbar gemacht worden sein soll.

---

[1]) Forster, Geschichte der Reisen. IV. 202 u. 245 f.

[2]) Ebend. II. 239. [3]) Ebend. VI. 463 f.

Kleinere Flechtwerke nicht unähnlicher Art standen im Raume herum; jenes Hinananu aber vertrat die tahitische Steinpyramide sammt dem Malzeichen. Nicht weit davon stand ein kleineres Gerüst von nur zwei Stangen, die zwei Querbrettchen trugen, ganz mit der Bestimmung der tahitischen Hwatta's als Gestell für die dargereichten Nahrungsmittel; noch lagen einige Pisangs auf diesen Brettchen. Solche Stangenfüße der „Altäre" machten die auf den Inseln herumwimmelnden Hunde, Schweine und Ratten nothwendig. — Steine mit Zeugstücken und Holzpflöcke mit rohen Zeichnungen stehen auch hier gerade so als Malzeichen untergeordneten Ranges herum, wie die J-tih in Tahiti. Auf der einen Seite des Raumes befand sich noch jene Hütte, die wir auf den Freundschaftsinseln über der Pyramide errichtet sahen, hier jedoch auf flachem Boden. Sie enthielt zwei Malsäulen, denen durch Schnitzarbeit, so gut es ging, die Aehnlichkeit menschlicher Figuren gegeben war. Durch Zeuganhänge und aufgepflanzte Mützen und Helme hatte man nachgeholfen. In der Mitte der Bodenfläche bezeichnete eine Einschließung von niederen Steinen die Stätte, an welcher die Leichen von sieben Häuptlingen ruhen sollten. Vor der Hütte lag das Grab eines geopferten Menschen. Inmitten der Mauer waren durch je zwei geschnitzte Hölzer auch die Gräber dreier Oberhäupter gekennzeichnet, vor jedem die Spuren von Menschenopfern.

Der Missionär Ellis hatte Gelegenheit, mit mehr Muße in den seiner Zeit allerdings vom Kulte verlassenen Tempeln Hawais sich umzusehen, und wir wollen ihm noch in einige folgen, umsomehr, als uns hier, auf den einsamen Inseln der Südsee, der erste Fortschritt von den afrikanischen Fetischstätten und dem indianischen Rasenhügel entgegentritt und hier der klassische Boden ist, auf dem sich zeigen mußte, wohin ohne jede äußere Beeinflussung der Mensch mit seinen elementaren Vorstellungen und seiner Logik steuern würde.

Wir wählen zur Besichtigung einen der jüngsten Tempel, der gewissermaßen vor unsern Augen, zu Zeiten Kamehameha's entstand, wo fremder Einfluß natürlich ausgeschlossen war. Er zeichnete sich auch kaum anders als durch den Umfang und die Masse des Mauerwerkes aus. Er schließt auf der Höhe eines Hügels ein Rechteck von 224 Fuß Länge und 100 Fuß Breite mit am Grunde 12 Fuß dicken Mauern ein, die sich an den Schmalseiten und wo sie am abschüssigen Abhange aufragten, bis zu 20 Fuß Höhe erheben. Mörtelverband kannten die Hawaier

auch um jene Zeit nicht; aber die Mauern schlossen möglichst dicht. Nach oben endete die Mauer in einer Breite von 6 Fuß und bildete mit eben so breiten Steinplatten belegt einen erhabenen Spaziergang. Den niederen Eingang in dieses Viereck deckten noch zwei besondere, vorspringende Mauern. Im Innern dieses Raums war wieder eine besondere Abtheilung, wahrscheinlich wie bei den früher betrachteten Tempeln mit Steinen markirt. Diese bildete den Vorzugsplatz. Hier standen jene Male, welche der Tahitier J-tih nannte und der Missionär als „Götzenbilder" bezeichnet.

Vor diesem „Allerheiligsten" — Sanctum sanctorum nennt es Ellis — und inmitten des allgemeinen Platzes erhob sich jenes uns bekannte hochragende Flechtwerk, um als weithin sichtbarer Obelisk die Heiligkeit der Stelle zu verkünden, und zugleich nach Ellis Angaben als ein wichtiges Requisit der Orakelertheilung. Ellis spricht auch von einem „Altar", welcher dicht an der innersten Einschließung gestanden hatte, aber bis auf einen einzigen Holzpfeiler verschwunden wäre. Er kann darunter nichts anderes verstehen, als jenes Holzgerüst zur Aufnahme dargebrachter Nahrungsmittel. Die innere Einfassung durften nur der Priester und der König betreten; für diesen war in der Mitte eine Hütte aufgeschlagen, die er zu Zeiten betrat. Außer demselben an der Nordseite des größeren Raumes — so glaube ich Ellis verstehen zu müssen — stand ein Wohnhaus der Priester, d. h. der mit gewissen Kulthandlungen betrauten Wächter und Diener dieses Heiligthums.

Diese Stiftung Kamehameha's aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, aber lange vor der Zeit fremden Einflusses auf Hawai, illustrirt uns besser als irgend eine Deduction vermöchte, den Uebergang vom Grabe zum Tempel. Es ist aber festzuhalten, daß es nicht das Wohnhaus ist, dessen Plan und Ausstattung sich hier unmittelbar auf den Tempel überträgt, sondern die Grabanlage. Die luftigen Säulenhäuser der Südsee gleichen nicht entfernt diesem Baue in seiner Anlage, wohl aber nimmt dieser auch die Formen des Wohnhauses wieder in sich auf, weil es gilt, dem Geiste eine Wohnung nach Menschenart zu bereiten. Wenn sich schon auf irgend einer Stufe Grab und Tempel, die wir so deutlich verbunden kennen lernten, wieder trennen, so kann der Trennungspunkt nur in der thatsächlichen Verwendung liegen: der Tempel im engsten Sinne, der nicht mehr selbst Grab und Grabwohnung ist, ist ein nachgeahmtes Grab, das der Geist be-

wohnt, ohne daß es den Körper enthält; eine solche Trennung ist der Vorstellung möglich erschienen, dazu leitete sie der Schein der Erfahrung. Wenden wir diese Trennung hier an, so erscheint uns die Stiftung Kamehamehas als der erste Tempel engeren Sinnes, der uns auf der Stufe der sogenannten Unkultur begegnet.

Kamehameha gründete diesen Heiau Bukohoola, als er im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts durch glückliche Siege alleiniger Herr Hawais und der ganzen Inselgruppe geworden war, gewiß mit dem Wunsche, hier für seine Gebeine eine Ruhestätte zu finden, aber zunächst doch nicht als ein wirkliches Grab, sondern als eine der Wohnungen, die er von demjenigen Gotte, dessen Hilfe er seine Erfolge zuschrieb, wie Ellis sagt, seinem „Lieblingsgotte" Tairi oder Kukairimoku, zeitweilig bewohnt zu sehen wünschte. Hier ließ er ein großes hölzernes Schnitzbild aufstellen, mit dem geflochtenen Helme bedeckt und den hochgeschätzten rothen Federn, den Herrschaftsinsignien geschmückt, und indem er dem Gotte zwölf Menschen hinschlachten ließ, glaubte er dessen Einkehr in dieses Bild und diesen Tempel zu erwirken. Blut lockt die Götter, Menschenblut besonders. Seit dem Tage dieser „seiner Einführung" hielt man nun den Gott für „gelegentlich" in Bukohoola anwesend. Unter dieser „Gelegenheit", die der vor dem Kriegsglücke Kamehamehas vielleicht wenig beachtete Gott wahrnahm, dachte sich der Insulaner zweifellos vor allem die der großen Opferschmäuse; sollte er auch sonst nicht daheim sein, zu diesen Festzeiten kam er, gerade wie das sonst auf den Feldern und beim Fischfange zerstreute Volk zu den Festzeiten heimkehrte.

Bukohoola, dessen Reste der Conservirung werth wären, ist also trotz der Bestimmung, dereinst ebenfalls als Grab zu dienen, dennoch ein Tempel im strengsten Sinne des Wortes; aber auch in diesem Sinne bleibt der Begriff des Tempels doch noch ganz nahe bei dem der Grabanlage. Andere Könige nahm am Schlusse ihrer Tage die Grabstätte ihrer Vorfahren auf, die der Vorstellung nach als schützende Geister hier ihrer harrten; Kamehameha, der geniale Emporkömmling, schuf, auf eigenen Füßen stehend, seinem Schutzgeiste, der nicht minder ein deus novus war, erst eine relativ glänzende Wohnung, um sie ebenfalls dereinst mit ihm zu theilen.

Alle Heiaus, die Ellis noch sah, wie verschieden auch nach ihrer Größe, glichen einander durch die rechteckige Umhegung und die Ab-

theilung eines inneren Geheges, vor welchem der Opfertisch, wie man ihn nennen möchte, stand. Nur war dieser nicht immer ein Holzgeflecht, sondern auch wohl eine Art Erd- oder Rasenbank mit passenden Lavastücken eingefaßt und bedeckt. Jener Heiau war nicht der einzige Kamehamehas oder seines Spezialgottes Tairi; ein anderer, dieser Art führte den Namen Hale o Tairi, „Tairi's Haus", und wieder ein anderer Heiau des Königs zeichnete sich dadurch aus, daß er einen kleinen Teich umschloß, welcher der Lieblingsbadeplatz des Königs war.

Die Fetischbilder fand man wiederholt an einer Seite neben dem Eingange,[1]) wie ich glaube in Analogie eines Brauches im Hause, denn man kann den Reisebeschreibungen wiederholt entnehmen,[2]) daß auch der Hausherr im Hause diese Stelle neben der Thür einnahm, die nach unsern Anschauungen allerdings nicht der Ehrenplatz ist. Auch daß derselbe Gott mehrere Wohnungen hat, entspricht ganz den thatsächlichen Verhältnissen; auch der König besitzt überall im Lande seine eigene Wohnung, weil er eine fremde nicht betreten kann, ohne sie „tabu" zu machen, das heißt fortan sich allein zu weihen und jeder andern Benützung zu entziehen. An diese Wanderlust der Götter ist der Hawaier gewöhnt, und die bei Hale o Tairi Wohnenden sehen Tairi nun oft als eine Flamme, einem Kometenschwanze nicht unähnlich, umherfliegen.

Wie unter dieser Auffassung auch der Gott durch den Menschen emporkommt, das zeigt recht offenbar ein Vergleich des neuen großartig zu nennenden „Hauses des Tairi" mit dem schlichten Hause seiner minder glänzenden Herkunft. Tairi hieß ursprünglich[3]) die Familiengrabstätte Kamehamehas und war dessen Hausgott ohne irgend eine Bedeutung für die Sandwichsinsulaner. Jenes Familiengrab als Kultstätte aber war nichts als „ein unbedeutender Steinhaufen auf einem überhängenden vulkanischen Felsen." Kamehameha hielt außerordentlich viel darauf, diesem Hausgott den Kult durch Priesterschaften zu sichern, denn er „glaubte den Erfolg bei jedem Unternehmen seiner genauen Aufmerksamkeit auf den Dienst und die Forderungen seines Gottes zu verdanken." Daher wachten denn auch Priester bei jenem Steinhaufen, und es soll vorgekommen sein, daß sie Personen, die dessen Tabu brachen, auf den nahen Hügeln verbrennen ließen.

---

[1]) Ellis, a. a. O. 58. [2]) Ebend. 163, 160. [3]) Ellis a. a. O.

Hätte nicht Kamehamehas Nachfolger mit dem gesammten drückenden Kultwesen gebrochen, so würde zweifellos Tairi, der nun die meisten und glänzendsten Tempel auf der Insel besaß, und eines Kultes von königlicher Fülle sich erfreute, weit über allen Göttern als derjenige hervorgetreten sein, dem sich die gesammte Götterhierarchie der Insel untergeordnet hätte. Würde dann Ellis den hawaischen Kult noch in Blüthe getroffen haben, wie hätte er verfehlen sollen, in die vergleichende Mythologie Tairi als den kanakischen Zeus einzuführen? Vielleicht hätte sich sogar ein Anklang finden lassen? Und doch hätten sich wahrscheinlich ein Menschenalter zuvor Cooks Begleiter noch vergeblich um diese Gottheit umgesehen, oder dem bescheidenen Steinhaufen auf der Felsenklippe kaum einige Beachtung geschenkt! — Möge der Leser diesen etwas ausgedehnten Rundgang durch die Grabtempel der Südsee nicht für überflüssig halten; die Erfahrungen, die wir hier gemacht, werden uns in der Folge vor falschen Deutungen schützen können.

4. Der Fetischismus der Südseeinsulaner.

Für das Verständniß des Fetischismus der Südseeinsulaner bedarf es nur der kurzen Andeutung der Thatsachen selbst; sie stimmen so vollständig mit alledem überein, was wir dieser Art in Amerika und Afrika kennen lernten, daß wir nur Bekanntes wiederfinden. Der Glaube an die Nähe der Seele bei dem verlassenen Körper macht diesen oder Theile oder Reste desselben zu dem ersten Fetische. In Tahiti begrub man nie den Schädel eines Oberhauptes mit den übrigen Knochen, sondern verwahrte ihn in jener bekannten „Gotteslade", und das Gleiche thaten nach Gobien[1]) die Bewohner der Ladronen, indem sie die Schädel daheim in kleinen Körben aufbewahrten, und die gestorbenen Oberhäupter von den Priestern als ihre „Anitis" angerufen wurden. So hat auch Kamehamehas Leib die Ruhe in seinem Heiau nicht gefunden; seine Reste haben vielmehr seine Verwandten an sich genommen, und Ellis[2]) hält es für wahrscheinlich, „daß einige davon durch seinen Sohn Rihoriho (Liholiho) bei seinem neulichen Besuche nach England gebracht worden sind. Man nahm an, daß so lange die Gebeine des Verstorbenen verehrt würden" (Kult empfingen) „sein Geist sie begleitete und ihnen einen übernatürlichen Schutz gewähren werde."

[1]) Forster a. a. O. VI. 430. [2]) a. a. O. 198 f.

Außer dem Schädel gelten insbesondere Haare und Nägel als von der Seele des Menschen begleitet. Darum tragen die Bewohner der Neuen Hebriden die Haare von Verstorbenen als Fetische am Halse.[1]) Tragbare Behältnisse für einen Fetisch der einen oder andern Art fanden die Entdecker auf vielen Inseln. Man bewahrte solche in den Privatwohnungen, und sie bildeten in den Staatsmarais das eigentliche Heiligthum.[2]) Auf Huaheine führte die Eatua-Lade den Namen „Haus Gottes". Sie entsprach vorzüglich dem Zustande der großen Beweglichkeit des Volkes und als Staatsfetisch nicht minder dem der Häupter. Befestigte Fetische verwandter Art sind die Malsäulen der Gräber, welche aus Holz oder Stein mit oder ohne Versuch eines Bildnisses allenthalben vorkommen.[3]) Hieran schließen sich die aus Stangen gebildeten Obeliske der Hawaier. Theils eben auch ein solches befestigtes Mal, — nur eine Spezies desselben — theils beweglich geworden sind die Schnitzbilder als Fetische. Zu ihrer Bezeichnung brauchten die Tahitier den Seelennamen selbst, der nach Forster[4]) Tigghis oder Thihhis, nach Andern[5]) Tie oder Tihi und mit dem Präfix E-ti, auf Neuseeland aber[6]) Tighi oder Etighi lautete. Den richtigen Sinn dieser Fetische stellt Ellis[7]) fest, wenn er nach der ihm an Ort und Stelle zu theil gewordenen Belehrung angiebt, daß die Geister diese Bilder „bewohnen". Daß sie ihnen zum „Andenken" oder zur „Ehre" aufgestellt würden, ist eine Wendung des Sinnes, die aus unserer eigenen Auffassung hervorging.

Die Herstellung solcher Bilder ist wie überall den Mitteln entsprechend: ein Stück Holz und ein Zeugstück darum,[8]) mitunter mit einer wirklichen Kopfbedeckung, ein Weidengeflecht oder dergleichen.[9]) Die Schnitzkunst beginnt im ganzen Gebiete der Südsee mit der Darstellung des Kopfes beziehungsweise des Gesichtes, als desjenigen, woran

[1]) Forster a. a. O. V. 288.

[2]) Ebend. II. 249, 253; VI. 332, 337, 339.

[3]) Forster, Neueste Reisen, II. 38, Ellis a. a. O. 60, 62. Forster, Geschichte der Reisen II. 234, IV. 413, 426, 432, 439, 442 f.; VI 462.

[4]) Neueste Reisen X., 91. Anmerk.

[5]) Forster, Geschichte der Reisen IV. 202.

[6]) Ebend. IV. 391.

[7]) a. a. O. 44.

[8]) Ellis a. a. O. 42, 43.

[9]) Forster, Reisen, VI. 464, II. 163.

der Mensch insbesondere als solcher erkennbar wird. Folgt nach unten eine Andeutuug der übrigen Gliederung des Körpers, so bleibt doch gewöhnlich ein arges Mißverhältniß zurück. Das Gesicht wieder trägt überall einen auffällig ähnlichen Typus — an ihm ist wieder der aufgesperrte Mund das Wesentlichste. Einestheils mag der Mensch durch die Einseitigkeit der Kultbeziehung dazu gebracht worden sein, den Fetischkörper insbesondere als den Genießenden, den mit stets offenem Munde Empfangsbereiten darzustellen, andererseits hat die dadurch erzielte Schreckhaftigkeit des Gesichtsausdruckes ihr Widerspiel im wirklichen Leben.

Auch die Tänzerinnen, die doch nur gefallen wollen, arbeiteten zur Zeit der Entdecker in einer nicht liebenswürdigen Weise mit dem offenen Munde, und der bekannte Herausforderungstanz der Krieger wird immer noch von den greulichsten Gesichtsgrimassen begleitet. Es scheint, daß die Götter der Neuseeländer und Polynesier gerade in diesem schreckenerregenden Auftritte dargestellt werden sollten, wie ja auch die Furcht vor ihnen die hauptsächlichste Beziehung ist.

So ist dieser übereinstimmende Typus weder zufällig noch bedeutungslos. Oft ist der schon durch seine Dimensionen imponirende Rachen noch mit Haifischzähnen besetzt. Man kann sich über diese Art, das Imponierende auszudrücken, nicht wundern bei einem Volke, das sich zum Theil noch nicht, zum Theil erst jüngst vom Menschenfraße abgewendet hatte. Neuseeländischen Bildern ist noch die langvorgestreckte Zunge eigen, und auch die ob ihrer Schönheit gerühmte Göttermutter zeigt sich in dieser Haltung. Auch diese Grimasse gehört übrigens zu dem erwähnten Herausforderungstanze. Man hat geglaubt, die Batta auf Sumatra vor dem Makel des „Bilderdienstes“ in Schutz nehmen zu sollen, dabei aber konstatirt: „es findet sich in jedem Dorfe ein menschlich gestaltetes Bild aus Holz oder Stein, bei welchem Jeder, der einen Eid zu leisten hat, schwören muß.[1])

Daß wir auch hier, genau wie in Westafrika, zweierlei Fetische ein und desselben Geistes treffen, kann uns nicht mehr wundern. Das Verhältniß zweier solcher Fetische ist ungefähr gedacht wie das zwischen dem ruhenden Throne und der beweglichen Sänfte eines Königs. Ein

[1]) Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, S. 326.

solches zweifaches Bild hatte der Gott Karaipahoa, ursprünglich der Familiengott eines Privatmannes auf der Insel Morokai, der später als Priester mit diesem Heiligthume Geschäfte machte, wenn wir die Sage richtig verstehen. Karaipahoa glich seinen Brüdern; „er hatte lange Arme, ausgespreizte Finger, einen mit Menschenhaaren gezierten Kopf und einen weiten mit Haifischzähnen versehenen Mund.“[1]) Dieses Bild war aus einem sehr giftigen Holze hergestellt und hatte seinen bleibenden Stand auf der genannten, von Hawai nicht zu fern gelegenen Insel. Daneben hatte aber derselbe Gott noch ein kleineres Bild derselben Art, und als Kamehameha auch Marokai eroberte, zerstörte er das große Bild, nahm aber das kleinere mit, führte es beständig bei sich und soll es in der Nacht unter sein hölzernes Kopfgestell gelegt haben. Er muß also in der That geglaubt haben, den Gott auf diese Weise der ihm (dem Könige) vordem feindlichen Insel entziehen zu können.

Zu den beweglichen Fetischen gehörten auch die von Cook sogenannten „Laden“. Den Vortheil solcher Beweglichkeit ersieht man an dem gegebenen Beispiele; ein solches Heiligthum ließ sich unter Umständen auch retten und bergen und es entzog namentlich seine Gegenwart nicht den kriegführenden Parteien. „Fahnen und Banner,“ sagt Ellis[2]) „hatte man nicht; indeß wurden die Kriegsgötter in der Schlacht herumgetragen.“ Das heißt mit andern Worten nur: die Fetische sind der Insulaner Fahnen und Banner. Die meisten großen Kämpfe werden aber in diesen Gegenden zur See ausgefochten, und so war es denn vorzugsweise nothwendig, die Boote mit je einem Fetische zu versehen. Ganz zweifellos war das „aufrechtstehende Holz mit einem grobgeschnitzten Menschengesicht verziert,“ das Cooks Gefährte[3]) am Vordertheil der Schiffe der Marquesasindianer sah, wie überhaupt das Schiffsbild ältester Zeit, ein solcher Fetisch. In der That ist auch das Bild auf den neuseeländischen Booten ganz von dem Charakter ihrer Fetischbilder. Dazu stimmt vollständig, daß Cook[4]) beobachtete, wie neuseeländische Krieger nach einem siegreichen Feldzuge ihr zähnefletschendes Schiffsbild mit Federbüschen geziert und vor ihm das Herz eines gefallenen Feindes aufgesteckt hatten. Auch dem grünen Steine, welchen die Neuseeländer

---

[1]) Ellis a. a. O. 43.
[2]) a. a. O. 78.
[3]) Forster, Geschichte der Reisen, V. 22.
[4]) Ebend. IV. 393.

bei ihrer ersten Begegnung mit den Europäern am Halse trugen, hatten sie ein Menschengesicht plump aufgeschnitzt, und wenn sie die Entdecker dahin verstanden, daß sie diesen „zum Andenken an einen Verstorbenen“ trügen,[1]) so wird es wohl vielmehr eben auch ein Stighi gewesen sein. Wirklich nannten sie ihn auch[2]) mit diesem selben Namen, wie ihr Malzeichen.

Statt des Males dient auch dem Malaien der lebende Baum, oder es ist vielleicht umgekehrt dieser durch jenes erst allmählich verdrängt worden. Wie schon bemerkt, ist der spezifische Malbaum der Südsee die düstere Casuarine oder der Keulenholzbaum, dessen dunkle Zweige wie Haarsträhne herabhängen, und der den malaischen Namen Etoa führt,[3]) der wohl mit Eatua nicht außer Zusammenhang ist.[4])

---

[1]) Ebend. VI. 108. [2]) Ebend. IV. 391. [3]) Ebend. II. 165.

[4]) Um den Gegensatz der Anschauungen zu bezeichnen, verweisen wir hierbei auf W. Schwarz: Zur indo-germanischen Mythologie I. Der himmlische Lichtbaum in Sage und Kultus. Zeitschrift für Ethnologie 1881 S. 139 ff. Der Verfasser glaubt den Baumkult der Indogermanen und damit wohl auch jenen überhaupt von der Vorstellung eines „himmlischen Baumes“ ableiten zu müssen, von dem wir indeß bei so vielen Völkern, denen der Baumfetisch die geläufigste Vorstellung ist, so wenig erfragen können, wie er in historischer Zeit vor uns tritt. Dieser Himmelsbaum sei das Sonnenlicht, die Strahlen sind die Aeste, die Wolken die Blätter, Sonne, Mond und Sterne die Früchte. Das Bild dieses Himmelsbaums erst sah nun der Mensch in dem irdischen Baume verkörpert, und darum nahm er diesen gewissermaßen als den Substituten jenes. Ob einmal ein Träumer der Urzeit dieses Bild sich wirklich geschaffen, mag dahingestellt bleiben. Das, was wir historisch bezeugt finden, führt auf eine solche Grundvorstellung nicht zurück. Welches Volk, um das Nothwendige schwer genug ringend, würde sich in eine Kultlast gestürzt und eine Kultschuld gefühlt haben um eines solchen Phantoms willen? Blätter und Früchte jenes Bildes fehlen unserer Casuarine; dennoch ist sie ein Gottesbaum. Aber abgesehen davon, soll der Mensch auch die Decke des Grabes, den Steinhügel, den aufgerichteten Malstein, den Pfahl und das Schnitzbild vom Himmel herab geholt haben, da doch das Bedürfniß so handgreiflich auf der Erde wuchs? Und wie gezwungen ist dieses ganze Bild! Wo sind denn die „Früchte“, wenn die Sonnenstrahlen das Gezweig an den Himmel malen? Sie (die Sterne) verschwinden, und die eine (die Sonne) kommt hinter dem Stamme nach. Man kann behaupten: wenn dieses Bild einmal bestand, so hat die Natur der Sache selbst zur Schaffung desselben unmöglich verleiten können, der Zwang dazu müßte vielmehr schon von der vorhandenen Vorstellung vom „Gottesbaum,“ den man nun auch am Himmel erblicken wollte, ausgegangen sein. Wenn man

Außer diesem aber findet sich auch die Cocospalme und der Pisangbaum in solcher Verwendung. Zweige solcher haben dann, wenn sie schon nicht selbst Fetische sind, wenigstens den vermittelnden Charakter eines afrikanischen Milongo, es sind Gegenstände von Weihe, darum gelten diese nebst der kostbaren Pfefferwurzel überall auf der Südsee als schützendes Friedenszeichen.

Wenn die Polynesier den europäischen Schiffen mit Mißtrauen sich näherten, so baten sie die Mannschaft erst, die ihr überreichten Zweige der genannten Bäume auf dem Verdecke aufzustecken, und erst unter diesem Schutze wagten sie sich auf das fremde Schiff; so waren sie gewissermaßen auch auf diesem fremden und schwanken Boden nicht von ihren Göttern verlassen.[1]) Mit der Annäherung an die indische Welt tritt der „heilige" Feigenbaum (ficus religiosa) an ihre Stelle. Von dem Kulte der Malaien auf Bali wird berichtet: „Unter dem Schatten heiliger Feigenbäume, die mit einer viereckigen aus Lehm erbauten Mauer umgeben sind, wird dieser Gottheit Verehrung geleistet." Wie der Baum dem künstlichen Male entspricht, so der natürliche Berg dem Grabhügel von Menschenhand; so erscheint denn auch manche Höhe, mancher Berg als Fetisch, als Wohnung einer Gottheit.

Auf Hawai ist insbesondere der thätige Vulkan Kira-vea eine alte Kultstätte. Hier wohnt die, wie es scheint, aus der Regierung verdrängte alte Göttin Pele. Ellis hat über die Art dieser Vorstellungen genaue Berichte eingezogen und auch Mythen mitgetheilt. Aus alledem aber geht auf das bestimmteste hervor, daß nicht dem Berge und nicht dem Feuer darin irgend eine Art Kult galt, sondern der wesentlich von ihm getrennt gedachten Stammgöttin, die ihn bewohnte, so bewohnte, wie die Seelen der Ertrunkenen das Meer und die Geister der Begrabenen die Grabstätte. Die Beobachtung der Missionäre war keine flüchtige, weil sie die Vorstellungen der Hawaier zu korrigiren suchten; „wir suchten sie von dem Irrthum, daß der Kiravea bewohnt sei, zu überzeugen und erklärten ihnen so einfach als möglich die Natur der Vulkane."[2]) Pele ist nicht das Feuer, sondern

---

erwägt, welchen Antheil die Vorstellung von einer Kultschuld an dem gesammten Aufbau der Geschichte der Menschheit genommen hat, so kann man das alles zusammen unmöglich abhängig machen von einem so luftigen Einfall eines Schwärmers.

[1]) Ebend. V. 123. [2]) Ellis a. a. O. 142.

vielmehr eine alte Stammgöttin, denn ganz als solche mischt sie sich in den Kampf der Fürsten[1]), empfängt wie jene in Heiaus ihren Kult; aber die Aeußerungen des Vulkans stehen ihr nach dem Glauben des Volkes eben so gut zu Gebote wie anderen Geistern Regen, Hagel und Donner. Sie erschüttert die Erde, wenn sie zürnt; sie macht das Lavameer im Krater aufkochen und wirft die Flammengarben in das Land, kurz sie kämpft und rächt sich mit der Waffe, die ihr Fetischsitz ihr leiht.

Nur als von den „Wohnungen" der Göttin sprechen die Hawaier von den Kraterpyramiden,[2]) und Sagen wußten sie nur von den „Insassen" des Berges zu erzählen.[3]) Ein solcher Fetisch liegt aber allerdings der Mythenbildung außerordentlich nahe, und wir finden sie auch in begreiflicher Entwickelung. Wie jede Krankheit möglicher Weise in der Unterlassung einer Kultpflicht oder in Uebertretung eines Quixilles — hier Tabu genannt — ihren Grund haben konnte, so ließ sich auch jeder Verheerung durch das Feuer der Pele eine solche Thatsache zu Grunde legen. Die Geister im Berge waren dann die Ursache. „Sobald ein Oberhaupt[4]) es versäumte, die schrecklichen Opfer zu bringen, oder sich durch eine Beleidigung ihrer Priester oder Verletzung der Tabus ihrer Besitzungen in der Nähe der Krater ihren Unwillen zuzog, so füllten sie den Kiravea mit Lava und stießen dieselbe aus, oder begaben sich auf unterirdischen Wegen nach einem ihrer Häuser in der Nachbarschaft des Beleidigers und fielen von da aus mit allen ihren furchtbaren Geißeln über den Missethäter her. Ließen die Bewohner der Küste es an einer Anzahl von Fischen fehlen, so machten sie sich auf, tödteten die Fische mit Feuer, füllten die Untiefen mit Lava und zerstörten alle Fischerplätze."

Die Thatsache einer wirklichen Verheerung mit einer solchen Veranlassung in Verbindung und in epische Darstellung gebracht, giebt einen vieler Entwickelung und Deutung fähigen Mythus. Als Kamehameha mit Keona im Kriege lag, zerstörte ein Ausbruch des Vulkans einen Theil des Lagers Keonas. Mit dieser Thatsache war nun in der Vorstellung des Hawaiers naturgemäß auch die gegeben, daß Pele sich in den Kampf gemischt und daß sie an Keona ihr Mißfallen hatte.

---

[1]) Ebend. 129.
[2]) Ebend. 125.
[3]) Ebend. 126.
[4]) Ebend. 128.

Warum? — frug nun der europäische Missionär[1]). — Er habe nicht genug geopfert, sagten die Einen, er sei ein Unmensch gewesen, die Andern, aber noch Andere wußten genauer, er habe Ohelobeeren gegessen — eine der Pele geheiligte Frucht, deren sich jedermann, wie zu Haiti jener Mammaifrucht, enthalten muß, außer er erkauft irgendwie die Gestattung. Nun schilderten sie den Zorn der Pele und in dieser Auffassung das Ereigniß. Von Andern wieder hörte der Missionär erzählen, wie Pele dem Keona in Gestalt einer aus dem Krater aufsteigenden Dampfwolke sichtbar erschienen sei. So entsteht der Mythus.

Noch nach einer andern Richtung muß sich nothwendig die Mythenbildung wenden, sobald das Volk den Ereignissen in der Natur nur einige Aufmerksamkeit zu schenken beginnt. Fetischgeist und Fetischkörper werden insbesondere durch Austausch und Gleichstellung der Namen in eine solche Einheit zusammengepreßt, wie in der Vorstellung des Menschen dessen Seele und Leib. War man nun in dieser Identifizirung dazu gelangt, die Eigenschaften des Fetischkörpers der Persönlichkeit überhaupt beizulegen, so mußte eine dichtende Mythenbildung neue Nahrung gewinnen. Solcher Dichtung verdankt sichtlich ein ganzer Hofstaat die Entstehung, welcher nach den Erzählungen der Hawaier Pele in ihrer Feuerburg umgeben soll. Da giebt es nun einen „König Dampf," einen „Regen der Nacht," ein „feuerschleuderndes Königskind" u. dergl. m. Alle diese sind höckerig, — wie ein Vulkan. Dazu kommen eine „Kahnzerbrecherin," unterschiedliche „Wolkenhalterinnen" mit den von den Naturerscheinungen hergenommenen Bezeichnungen.

Aber all das sind Phantasiegebilde: sie haben kein Tabu und keinen Kult, es wäre denn, daß ein unternehmender Priester es mit einem solchen Geiste versuchte und seine Rechnung fände. Der Hawaier weiß diese Dichtung sehr wohl von seinen Kultvorstellungen zu trennen, denn man erzählte Ellis[2]), dieser ganze Hofstaat sei sammt Pele keineswegs immer im Vulkane gewesen, sondern zu der Zeit, welche die Sage überhaupt als die einer tahitischen Einwanderung bezeichnet, dahin gewandert; vordem sei der Berg unbewohnt gewesen, dennoch aber habe er auch damals schon gebrannt. Es ist also keineswegs die Naturerscheinung an sich gewesen, welche der Glaube der Ha-

[1]) Ebend. 129. [2]) Ebend. 126.

waier für die Gottheit hielt. Pele ist offenbar die mütterliche Gottheit im alten volksthümlichen Vorstellungskreise, welche die Einwanderung einer sich zum Herrn aufwerfenden Horde verdrängte, so daß sie voll Zorn und Rachsucht in den Feuerberg entwich.

Wenn uns nun von den Javanern des Tenggergebirges mitgetheilt wird,[1]) daß sie außer einem sogenannten Ahnen- und Herrenkulte noch einen Spezialkult des Feuers und insbesondere desjenigen hätten, das im Vulkane Brahma brennt, so werden wir beiderlei Kultvorstellungen nicht zu trennen brauchen. Es ist möglich, daß in der Volksvorstellung, die sich nur von der Erfahrung der Kultübung nährt, als Fetisch das Feuer selbst an Stelle des feuerauswerfenden Berges tritt, wie ja auch die in den Krater geworfenen Opfer nicht der Berg, sondern das Feuer thatsächlich verzehrt; aber so verdunkelt der Gedanke auch sein mag, man wird ihn auf dem Wege der angeführten Analogie zu begreifen vermögen.

Den Geistersitz, mindestens vorübergehend, in den Wolken zu suchen, diese also auch unter die Fetischkörper aufzunehmen, kann dem Naturmenschen noch weniger schwer fallen. Ueber die Herkunft einer Lufttemperatur, die ihm weder merkliches Behagen noch Unbehagen schafft, denkt er gewiß nicht nach; aber was er als unausstehliche Hitze oder Frost empfindet, das muß seine besondere Ursache haben. Da er aber erfahrungsmäßig im Bereiche der unsichtbaren Ursachen keine kennt als die Kraftäußerungen seiner Geister, so müssen es die Geister sein, die durch Frost und Hitze, Hagel und Wetter schaden. Es ist also auch nicht unbillig, sie auch die Wolken durchstreifen und in diesen wohnen zu lassen.

Lieutenant King ließ sich[2]) von den Bewohnern bei Port-Jackson (Australien) berichten, „daß die Gebeine der Verstorbenen zwar im Grabe lägen, ihre Leiber (Personen) aber in den Wolken wären." Er unterläßt aber nicht, hinzuzusetzen: „vielleicht verstanden wir sie auch nur unrecht und sie sagten das Letztere von ihrem Geiste." Diese Vermuthung ist um so begründeter, je schwieriger wilden Völkern die Unterscheidung der Gesammtpersönlichkeit von dem geistigen Theile werden muß. Sie gebrauchten wahrscheinlich ein Wort von dem Werthe

---

[1]) Stuhr a. a. O. 323.

[2]) Forster, Neueste Reisen III. 316.

des javanischen Dwang[1]) oder unseres „Er," „Sie." Immerhin aber muß man auch die Wolken unter die Fetische des Australiers rechnen.

Die Vorstellung, daß auch Sonne, Mond und Sterne, die selbst dem gebildeten Tahitier noch nicht über das erreichbare Gebiet der Erde entrückt schienen, in solcher Weise geistbewohnt wären, konnte diesen Völkern ebenfalls nicht zu fern liegen; aber der Kult knüpfte noch überall zu sehr an den Eatua im Marai an, als daß jene Geister, die man sich allenfalls dort oben denken konnte, in weiteren Kreisen Objekte des lebendigen Kultes gewesen wären. Von einem solchen Zustande geben wieder jene Australier Zeugniß, welche King versicherten, Sonne, Mond und Sterne wären „Böse." Als Böse aber gelten alle Geister, die noch durch keinen Kult gewonnen sind.

Von einem eigentlichen Sonnenkulte konnten die Entdecker auf den Gesellschaftsinseln nichts erfragen,[2]) doch fanden sie bei einer andern Gelegenheit wenigstens die Spur jener Vorstellung, indem man ihnen sagte, ein Geist regiere die Sonne, und dieser nehme die Seelen auf.[3]) Ebenso wohne eine weibliche Gottheit, O-Hinna, im Monde und regiere denselben. Unter die Kultgötter der einzelnen Gaue aber wurden diese beiden Gottheiten nicht gezählt — hätte es aber nicht einmal einem ahnenlosen Eroberer, der keinen Stamm-Marai aufzuweisen hatte, einfallen können, gerade eine dieser erhabenen, bisher kultlosen Gottheiten zu der seiner Herrschaft zu erheben, wenn er eine solche über alle Distrikte und Inseln sammt ihren Lokalheiligthümern gewonnen hätte? Auf den Gesellschaftsinseln trat dieser Fall nicht ein, aber der Weg zu dieser Entwicklung stand offen. Auf den Tongainseln,[4]) wo wir noch so deutliche Spuren des Mutterrechts trafen, ist die höchste Gottheit weiblich und bewohnt im allgemeinen den Himmel in ungewisser Bedeutung des Wortes.

Um so entwickelter ist der jedenfalls ältere Thierfetischismus mit Spuren des anschließenden Totemwesens, nur ist sein Umfang gleich dem der Thierwelt jener Inseln beschränkter und insbesondere dasjenige Fetischthier, welches in Afrika die Repräsentanz für alle über-

---

[1]) S. oben S. 145.

[2]) Forster, Geschichte der Reisen IV. 293.

[3]) Ebend. V. 519.

[4]) Ebend. VI. 292.

nehmen konnte, die Schlange, fehlt gänzlich unter den Fetischen Polynesiens, naturgemäß, da auch die Thierwelt daselbst keine Schlangen aufweist. Dagegen könnte dieses seelebende Volk insbesondere den Haifisch in sein Totemwappen nehmen; er ist wirklich Totem und Fetisch daselbst. Hierbei enthüllt sich uns der Gedankengang der Volksseele noch in ganz konkreter Weise. Der Missionär Ellis[1]) erfuhr bei seinem Aufenthalte auf Hawai, daß die von Fischerei lebenden Clans daselbst gleich den Neuseeländern der Strandgegenden ihre Leichen mitunter in der Weise bestatten, daß sie dieselben in Zeug gewickelt in die See versenken. Auf Tobi stieß man die Todten in einem schlechten Kahn ins Meer hinaus, und ähnliches fand sich in ganz Polynesien verbreitet, oft neben Conservirungsmethoden in den Kreisen der Herrschenden als Sitte der Plebs.[2]) Verschlang nun, wie wohl zumeist, eine solche Leiche ein Haifisch, so galt das den Ueberlebenden keineswegs als ein Unglück, denn nach ihrer Vorstellung von der Gebundenheit der Seele an den Leichnam wurden sie nun der Meinung, „daß der Geist des Verstorbenen in den Haifisch, welcher den Körper verschlingt, übergehe und die Ueberlebenden dadurch bei irgend einem Ueberfall zur See von diesem gefräßigen Ungethüme verschont bleiben würden.[3])" Das ist in aller Nacktheit das Prinzip des indianischen Totems. Der Haifisch wird nun ein Fetisch des Eatua und denjenigen das Totem, die sich zur Kultgemeinschaft desselben zählen. Es braucht bloß dieser Eatua als das Stammhaupt einer Sippe betrachtet zu werden, so kann auch der Polynesier von dieser sagen: wir stammen vom Haifisch, der Haifisch ist unser Urahn. In Australien soll sich das Totemsystem unter dem Namen Cobong ganz wie in Amerika entwickelt haben.[4])

Dieser Haifischfetischismus ist auf Hawai sehr verbreitet, und die Haifische haben ihre Priesterschaften, denen jedoch — an die verschiedenen Begräbnißarten erinnernd — ein demokratischer Charakter innezuwohnen scheint.[5])

Auf den großen asiatischen Inseln tritt das Krokodil an die Stelle des Haifisches. Die Südseefahrer trafen zu ihrem Erstaunen zu

---

[1]) a. a. O. 200. [2]) Waitz-Gerland V. 2, 150.
[3]) Ellis, a. a. O. 200. [4]) Bastian, Deutsche Expedition II. 166.
[5]) Ellis, a. a. O. 43, 66, 27.

Batavia mohammedanische Malaien,[1]) welche sich trotz des Propheten von diesem Kultus nicht lossagen konnten. Zu Celebes und Buton pflegte man solche Krokodile und andere Fetische sogar im Hause,[2]) und die wunderlichen Märchen, an deren Unglaublichkeit die Entdecker Anstoß nahmen, werden ganz verständlich als Berichte über derlei Kultreste. Wenn ein mohammedanischer Vater auf dem Todtenbette seinem Kinde noch eine besondere Mittheilung zu machen hatte und diese darin bestand, daß ein Krokodil in einem bestimmten Flusse sein Vetter sei, und jener das Kind nun bat, wie er zeitlebens gethan, auch weiterhin diesem Thiere ab und zu eine Nahrungsspende zuzutragen, so ist daran durchaus nichts, was man für unwahr halten müßte, als die nicht isolirt stehende Uebertreibung des Kindes, daß es auch wirklich das bestimmte Krokodil habe herankommen und die Kultspende entgegennehmen sehen, ja daß es an ihm absonderliche Zeichen wahrgenommen habe. In Wirklichkeit haben einfach jene Mohammedaner den alten Fetischismus fortbetrieben, aber ihn nur im letzten Augenblicke als ein geheimes Kultvermächtniß ihren Kindern überliefert. In diesem Geheimnißvollen lag zugleich der Quell zu noch abenteuerlicheren Vorstellungen.

Lieblingsfetische der Tahitier sind ferner insbesondere der Reiher, der Eisvogel, die Schwalbe und eine Art Rothkehlchen.[3]) Auf Huaheine wurde der Reiher, auf Tahiti und Raietea (Ulietea) der Eisvogel schlechtweg E-atua genannt[4]) und Cook war Zeuge, wie wirklich ein solcher Vogel gerade beim Opfer seinen Ruf hören ließ, worauf König O-tuh ihn als auf ein glückverheißendes Zeichen aufmerksam machte.[5]) Die Neuseeländer bezeichneten eine Art Baumläufer (Certhia cincinnata) als Etui.[6]) Man möchte fragen, warum die Polynesier nicht wie anderwärts die auffälligen Thiere ihrer Inseln, das Schwein und den Hund, zu Totemthieren wählten? Der Grund ist ein praktischer. Das Thier als Fetisch wird für die, welche seinem Kultbunde angehören, naturgemäß Tabu; — jene Vierfüßler aber sind die einzigen Nahrungsthiere der Insulaner.

Die Malaien auf den Philippinen dachten sich genau in demselben Verhältnisse zum Kaiman (Krokodil) wie die Polynesier zum Haifisch.[7])

---

[1]) Forster, Geschichte der Reisen III. 367. [2]) Ebend. III. 368, 370.
[3]) Ebend. II. 239. [4]) Ebend. IV. 286, 297. [5]) Ebend. VI. 333.
[6]) Ebend. IV. 391. [7]) Blumentritt a. a. O. S. 12 ff.

Wenn die Tagalen daselbst zur Zeit der Entdeckung den Raben den „Herrn der Erde“ nannten, so ist diese Totemvorstellung ohne Weiteres klar. Sonst kennen diese Stämme noch als Fetische kleine Schnitzbilder — auch diese haben große Gesichter mit gewaltigen Zähnen — mit Laden oder Häuschen für dieselben, Töpfe unter den Pfahlhütten stehend, Reste der Verstorbenen, Raubthiere, Aale, Vögel, Bäume, Berge, Termitenhügel, Felsklippen u. ähnl. Es muß auffallen, daß unter allen diesen von Blumentritt sorgfältig mit Benutzung alles gebotenen Materials zusammengestellten Angaben die der Schlange fast ganz fehlt, obgleich doch diese Thiere auf den Philippinen sehr wohl vertreten und für die Kultvorstellungen der benachbarten Festlandsbewohner geradezu typisch sind. Wäre es nicht immer bedenklich, auf das Schweigen der Quellen einen Schluß zu bauen, so möchte man muthmaßen, die malaiische Einwanderung auf den Philippinen deute auf ein schlangenloses Land als deren nächstältere Heimath.

Das Fetischkönigthum ist im Südseebereiche ebenso zu Hause, wie in Afrika. Wir lernen hier die interessante Anschauung kennen, daß derjenige keinen Anspruch auf das Erbe habe, der die Gebeine seiner Eltern nicht aufbewahrt hätte. Da wir nun wissen, daß unter der Anwesenheit der Gebeine zugleich die der geistigen Persönlichkeit des Erblassers verstanden wird, so stellt sich eigentlich die Sache genau so wie anderwärts zu einer Zeit, da es noch keinen unbeweglichen Besitz und keinen Erbgang des beweglichen gab. Was sich der Verstorbene an Waffen und dergleichen erworben, und was er an solchen besessen hat, das bleibt für alle Ewigkeit sein; es hieße ihn schwer erzürnen, wollte man ihm ein Stück entwenden. Der Nachfolger wird also eigentlich nicht der wirkliche Eigenthümer des Erbgutes, sondern es steht allenfalls nur deshalb in seiner Verwendung, weil der Geist des Verstorbenen mit ihm fortdauernd in einer Hausgemeinschaft lebt. Trifft letztere Voraussetzung nicht zu — das will jener Grundsatz ausdrücken — so fällt auch jeder rechtliche Anspruch auf die Verwendung der Hinterlassenschaft weg, denn eigentlich gehört sie ja immer noch einzig und allein dem Todten.

Genau so steht es aber auch mit der Verfügung über Land und Leute, welche als das Gut eines Königs galten. Wenn einer in den Besitz eines schon bestandenen Königthums eintritt, so besitzt er seine Macht nur insofern, als er in einer Personengemeinschaft mit dem Erblasser

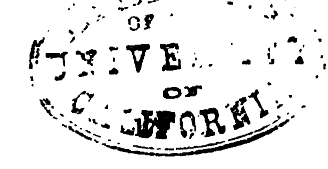
steht. Als der eigentliche Inhaber der Macht muß also auch hier immer ein Eatua angesehen werden, und nur der zeitweilige Träger seiner Macht und seines Ansehens ist der unter den Menschen wandelnde König.

Von dieser engern Verbindung zwischen König und Gott ist nur noch ein kleiner Schritt zu jener Fetischvorstellung, die wir in Westafrika fanden. Ihr entspricht die Thatsache, daß das Ceremoniell vor dem Könige und dem Gotte dasselbe ist; vor Beiden, aber auch nur vor diesen, erscheint der Tahitier nie anders als mit entblößtem Oberkörper.[1])

Menschennahrung ist auf Tahiti nach Abstellung des Menschenfraßes nur noch der Gottheit gestattet; aber an ihrer Stelle nimmt sie der König beim Menschenopfer symbolisch in Empfang. Beschneidung und Hautpunktirung besteht auch auf den Tongainseln als Zeichen eines Kultbundes, und jeder Unterthan muß daselbst diese Zeichen tragen; nur der König ist nicht beschnitten und nicht punktirt — weil er eben selbst die Gottheit ist. Die ganze königliche Familie führt daselbst — wir sprechen immer nur von der Entdeckungszeit — den Personennamen Futtafähi, und das ist der Name eines Landesgottes.[2]) Diese Gottverbindung muß und kann natürlich bestehen, gleichviel ob die Macht vom Vater auf den Sohn oder von einem Fremden auf einen Fremden übergeht. Hat sich aber die Folge von Vater und Sohn als die allein rechtmäßige in der Vorstellung festgesetzt, so muß man zu dem Rückschlusse kommen, daß der regierende Eatua der Urvater der Königsgeschlechter sei, und dann erscheint jeder regierende König als ein Nachkomme, in unbestimmterer Sprechweise als ein Sohn jenes Gottes.

Die Schicksale, welche Krieg und Eroberung über die Herrscher heraufführen, müssen allerdings oft gewaltig störend in diese aus den einfachsten Familienverhältnissen erwachsene Vorstellung eingreifen, und sie haben sie nicht wenig in Verwirrung gebracht. Nur selten ist bei komplizirteren Staatsgebilden gerade dies höchste Oberhaupt in der Lage, wie ein unbedingt im Kreise der Familie gebietender Vater über Alles zu verfügen. Ganz wie jenem gehören ihm, beziehungsweise dem Eatua, der Theorie nach Land und Leute, und er läßt diesen nur die

[1]) Forster, Geschichte der Reisen II. 239, IV. 251.
[2]) Ebend. VI. 295 f.



Nutznießung von jenem, so weit er selbst auf dessen Früchte verzichten kann und mag. Aber in der Praxis findet diese Anschauung zumeist gerade nur bei den unteren Fürsten ihre Anwendung, während die Großkönige häufig gänzlich auf den guten Willen dieser angewiesen sind. So schattenhaft aber auch die Macht eines solchen Großkönigthums geworden sein mag, die Attribute der Göttlichkeit und die Spuren jenes Fetischcharakters werden niemals ganz verwischt.

Auf Tahiti, wo das Großkönigthum erblich war, herrschte auf das Ausgesprochenste der Gedanke, daß der jedesmalige König selbst eine Wiedergeburt des eigentlichen Herrn der Insel, des herrschenden Eatua, sei. Während es an Spuren anderer Auffassungen durchaus nicht mangelt, tritt doch jene so konsequent in die Praxis, daß der König von dem Augenblicke an, wo sein Erstgeborener den ersten Athemzug thut, aufhört König zu sein. Der Geist hat ihn verlassen; er ist in einen neuen Fetisch eingetreten. Das neugeborene Kind ist fortan der wirkliche König und empfängt wie ein Gott die Huldigungen der Menschen, die der eignen Eltern nicht ausgenommen. Sein Vater ist fortan nur noch sein Statthalter und eine Art Reichsverweser; sobald jener zu seinen Tagen kommt, tritt er die Regierung selbst an und versorgt seinen Vater durch irgend eine Gebietszuweisung. Doch nicht einmal die Reichsverwesung fällt von Rechtswegen, sondern nur üblicher Weise noch dem Vater zu; eigentlich bestimmt darüber die Wahl der Großen.

Als die Entdecker Tahitis zum ersten Male sahen, wie diejenige, die sie für eine weitgebietende Königin hielten, vor einem siebenjährigen Knaben, der herbeigebracht wurde, den Körper bis zu den Hüften ehrfurchtsvoll entblößte, erstaunten sie nicht wenig und noch mehr, als man ihnen sagte, daß dieser Knabe das Kind der Königin selbst sei. „Allein nach den Gebräuchen dieses Landes erbt ein Kind, sobald es geboren ist, den Titel und die Gewalt seines Vaters; man wählt alsdann einen Regenten, läßt aber gemeiniglich den Vater des jungen Beherrschers unter diesem Titel die Regierung so lange verwalten, bis sein Sohn das gehörige Alter erreicht hat.“[1])

Gleichwohl hat auch dieser Herrschergeist seiner Sitze mehrere. Als ein beweglicher Fetisch dieser Art gilt insbesondere der „Maro“

[1]) Forster, Geschichte der Reisen II. 153, 241.

ein zu einem Lendengürtel bestimmter schmuckvoller Zeugstreifen, durch dessen Anlegung die Königsweihe vollzogen wird.[1]) Zu einem Bündel zusammengerollt spielt dieser Maro bei Staatskultfesten neben der Gotteslade die bedeutsamste Rolle; eigentlich sind dann alle drei, König, Maro und Lade neben einander Fetische derselben Gottheiten.

Seine eigene Fetischperson kann aber der König auch noch durch eine mit einem Zeugstücke geschmückte Stange vertreten lassen.[2]) Wo diese aufgesteckt wurde, entblößten sich die Unterthanen vor derselben ebenso ehrfurchtsvoll, wie vor dem Könige selbst. Der König der Tongainseln, Paulaho, benutzte als einen solchen stellvertretenden Fetisch eine hölzerne Schale, die ihm für gewöhnlich zum Waschbecken diente. Dem Wasser, in dem Fetische gewaschen wurden, wurde auch in Indien übertragende Kraft zugeschrieben, wie wir noch sehen werden. So oft er nach einer anderen Insel reiste, blieb diese Schale in Tongatubu statt seiner zurück, und das Volk mußte ihr denselben Respeckt bezeugen, wie ihm selbst.

Dieser Fetisch hatte außerdem noch genau dieselbe Bestimmung, wie ein ähnlicher in Westafrika. Wenn ein Dieb entdeckt werden sollte, wusch sich der König erst in dieser Schale die Hände, und ließ dann derselben von dem Volkshaufen, unter dem man den Dieb vermuthete, diejenige Ehrerbietung erweisen, die ihm selbst zukam. Es schob also ein jeder auf der Erde kriechend den Kopf unter die Schale und tätschelte diese dann ebenso, wie man sonst die Füße des Königs selbst liebkoste. Wage das der Dieb selbst, so sei er des Todes; weigerte sich deshalb jemand, so war er erkannt. — Mit Cooks Besuch auf Tongatabu trat an die Stelle dieses Holznapfes ein würdigerer Zinnteller, der dem Könige an Bord des englischen Schiffes geschenkt worden war.

Neben diesem Großkönige, der mehr die ruhende Majestät vertrat, lernten die Entdecker einen einflußreichen Würdenträger kennen, Namens Finau, in dessen Händen thatsächlich die Geschäfte der Regierung lagen. Obwohl jene an eine priesterliche Würde Finaus nicht dachten, so repräsentirte dieses Paar doch genau den westafrikanischen Priester und seinen Fetischkönig. Finau, über dessen eigenthümliche Stellung dem

---

[1]) Ebend. VI. 335, 360, 439.

[2]) Ebend. VI. 439.

guten König Paulaho schwer wurde, den Europäern das Verständniß zu öffnen, hatte zugleich die Polizei in seiner Hand, und der König, den sich die Europäer gewöhnt hatten, als den unumschränktesten Gebieter auf der Erde zu betrachten, sagte einmal zu diesen die ihnen wunderbar klingenden Worte: „wofern er selbst ein „„böser Mann““ werden sollte, so würde Finau — ihn tödten.“[1]) Wir hatten schon wiederholt bemerkt, wie unbeholfen die Sprache der Naturmenschen klingt, wenn sie Begriffe wie Seele oder Geist bezeichnen soll; in Erwägung dessen ist es leicht zu verstehen, daß der König damit als zu Recht geltend denselben Satz aussprach, den wir in Westafrika in der Form kennen lernten, daß der König abgesetzt werde, falls er sich „schlechten Herzens“ zeige. Der Fetisch wird weggeworfen, wenn es sich zeigt, daß der rechte Geist nicht in ihm ist. So verfügt der Scheich ul Islam über den Sultan.

Auch das „Hlonipa“ der Zulus[2]) findet sich in der Südsee wieder. Den Namen des regierenden Großkönigs von Tahiti darf man so wenig gebrauchen, als man aus Furcht, sie zu reizen, die Todten bei Namen nennen darf.

5. Die Formen der privaten und priesterlichen Kultpflege.

Als einige Missionäre den mehrfach erwähnten Vulkan Kirauea mit einigen einheimischen Führern ersteigen wollten, gelangten sie nach längerer Reise in ein unbewohntes Gebiet, in dem an zahlreichen niederen Sträuchern rothe und gelbe Beeren von der Art der Johannisbeeren wuchsen. Sie sind genießbar und wurden von den Einheimischen „Ohelo“ genannt. Die Missionäre begannen sich an diesen Früchten zu laben, die Führer aber baten sie dringend davon abzulassen, da dieselben auf dem Gebiete der (Göttin) Pele wuchsen, ihr zugehörten und nicht eher gepflückt werden dürften, als bis irgend ein (auslösendes) Opfer dargebracht und um Erlaubniß sie zu essen gebeten wäre.[3]) Die Missionäre machten den Kanaken klar, daß diese Beeren wie alles andere nicht Pele, sondern „Jehova“ gehörten, aber die Eingeborenen „schüttelten den Kopf“ und prophezeiten ein Unglück. Bald kam die Gesellschaft an den Rand des Kraters. Unten brodelte das ungeheure

[1]) Ebend. VI. 298. [2]) S. oben S. 90. [3]) Ellis a. a. O. 116.

Feuermeer. Nun pflückten auch die Führer Zweige mit Ohelobeeren, brachen jeden in zwei Theile und sprachen, indem sie den einen Theil den Abhang hinabwarfen: Pele, hier sind deine Ohelo; einen Theil bringe ich Dir, einen esse ich. „Sie sagten, daß man nach dieser Ceremonie mit Sicherheit von den Früchten essen könne."

Hier löst eine jüngere Opferform die ältere ab, eine positive die negative der Entsagung. Die Ohelobeere gleicht hier der Mammeifrucht, die der Karibe seinen Todten wachsen ließ. Der bloße Verzicht ist die Opferform der Urzeit. Eine jüngere Zeit sammelt die Früchte zum Genuß; dann aber bringt sie auch der Gottheit ihren Theil in's Haus; so warfen die Hawaier einen Theil in das Haus der Pele hinab. So gehört dem Todten jede Blume, die auf dem Raume seines Besitzes — dem „heiligen" — wächst, und selbst die sanften Tahitier waren daran, Herrn Monkhouse mit Schlägen zu züchtigen, als er in Unkenntniß der Sache nur eine Blüthe an solcher Stelle gebrochen hatte.[1]) „Es ist merkwürdig," bemerkt Cook bei einem ähnlichen Anlasse, „daß diese Indianer gegen dasjenige, was den Todten widerfuhr, weit empfindlicher zu sein schienen, als gegen das, was man mit den Lebendigen vornahm."

Eine solche Bedeutung hatte zweifellos auch das brachliegende Feld, das zu dem Fajatuka auf Tongatabu gehörte.[2]) Eine zeitlang muß es den Lebensgewohnheiten des Volkes entsprochen haben, die wildwachsenden Früchte von einem Stücke Landes dem Geiste vorzubehalten; sollte aber eine fortschreitende menschliche Fürsorge nicht auch auf den Kult eingreifen? Zu einer Zeit, wo jeder von dem lebte, was er baute, konnte man dazu gelangen, auch dieses Feld zu bebauen, von den Früchten einen Theil wie von jenen Beeren dem Gotte zu weihen, einen andern als Arbeitslohn für sich zu behalten. Ein so bewirthschaftetes Gut würden wir Gut der „todten Hand", ein Kirchengut, die Besorger „Seelsorger" nennen können.

Menschen, die vorzugsweise von der Jagd leben, üben dieselbe Seelsorge — denselben Kult — indem sie sich entweder der Erlegung bestimmter Thiere, oder zeitweilig der Speise überhaupt enthalten. Man irrt wirklich, wenn man die Sitte des Fastens als eine solche auffaßt, die eine verhältnißmäßig höhere Kulturstufe voraussetze. Man

---

[1]) Forster, Geschichte der Reisen, II. 149. [2]) S. oben S. 155.

war sehr geneigt — was auch heute das Vorurtheil am bequemsten findet — den Neuseeländern bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen jeden Begriff von Religion abzusprechen; aber dennoch fand man bei diesen rohen Menschen den Kultakt zeitweiligen Fastens. Ein neuseeländischer Knabe auf dem Schiffe Cooks war durch keine Verlockung davon abzubringen, an einem bestimmten Tage sich der Speise zu enthalten, und gab als Motiv seiner Handlung an, daß Eatua ihn tödten würde, wenn er äße. Die Nichtenthaltung würde also eben so sicher den Zorn der Gottheit nach sich gezogen haben, wie die Verspeisung der Beeren der Pele. Da wir schon wissen, welchen Einfluß in Afrika der Priester auf die Bestimmung der Quixilles nahm, und da wir schon in Tahiti eine große Rücksichtsnahme auf das praktische Leben bei dergleichen antrafen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hier überhaupt nicht bloß den blinden Zufall walten sehen.

Dem australischen Knaben am Murray sind vom zehnten Jahre seines Alters ab dreizehn verschiedene Thiere zu erlegen verboten und E. Jung[1]) bemerkt, daß die Wahl so getroffen sei, daß dadurch Thiere verschont werden müßten, welche, weil sie am leichtesten zu erlegen wären, der jugendlichen Vernichtungslust anheimfallen würden. Es ist nicht unmöglich, daß der Papua von heute so fürsorglich geworden ist und solche Klugheit mit dem Kulte verbindet. Andererseits läßt sich diese Wahl doch auch so erklären, daß dem Menschen in verschiedenen Altersstufen verschiedene Thiere — natürlich immer nur von den ihm zugänglichen — versagt seien.

Jedenfalls nach priesterlichen Bestimmungen wechselt auch in Polynesien nach bestimmten Zeiten der Gegenstand, welcher der Gottheit durch Verzicht der Menschen erhalten werden soll; darunter erscheint nicht zuletzt auch das Wasser. Man könnte nun, von unserer heutigen Auffassung ausgehend, sagen: das Schmerzgefühl, das dem Menschen durch die Entbehrung verursacht werde, sei das, was der Kult bei diesen Kasteiungen ursprünglich im Auge hatte, nicht aber die Enthaltung von Speise und Trank für die Gottheit, an die heute hierbei niemand mehr denkt. Aber das noch lebendige Kultbewußtsein, in das wir auf jenen fernen Inseln eingeführt werden, beweist auf das allerdeutlichste das Gegentheil.

---

[1]) Natur 1878, Nr. 20.

Als zu Tongatabu der schon genannte Finau, den wir für einen sehr mächtigen Priester zu halten berechtigt sind, mit einem anderen Befehlshaber auf Cooks Schiffe zur Mahlzeit eingeladen wurde, war ihnen gerade die Enthaltung von Wasser geboten; als sie aber die Versicherung erhielten,[1]) daß der Wein echt und unverfälscht sei, thaten sie sich gütlich dabei, und während so der Gottheit ihr Recht wurde, hatten sie zweifellos keine subjektive Schmerzempfindung. Trinkbares Wasser ist aber auf vielen jener Inseln eine so kostbare Sache, daß es sich aufdrängt, auch hierin an die Versorgung der Gottheiten zu denken. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung ist die Bezeichnung jener Enthaltungsfälle selbst. Sie wird immer durch die Verbindung des Wortes „Tabu" mit dem betreffenden Gegenstande gebildet, so daß jene Leute kein Wasser tranken wegen des „Tabu Awai" — Wasser-Tabu, Wasser-Heiligung.

Das vieldeutig gebrauchte Wort Tabu verliert alles Räthselhafte, wenn wir an die Geschichte unseres eigenen Wortes „heilig" in der Parallelform „wîk" (weih) denken,[2]) welchem es auf das genaueste entspricht. Dem primärsten Sinne nach bedeutet es gar nichts anderes als „in Besitz genommen" und „in Besitz gegeben", und so wäre auch Tongatabu selbst ein deutsches „Tongerwîk" — ein Platz, der nicht mehr jedem offen steht, sondern den die Tonga in Besitz genommen hatten. Eine Frauensperson heißt tabu, wenn sie nicht mehr frei über sich verfügen kann, sondern schon von jemand in Besitz genommen, verheirathet ist.[3]) So ist eigentlich für den Andern Alles tabu, was schon seinen Herrn hat; aber unter der strengsten Sanction steht natürlich das, was dem Gotte gehört, sei es nun der Grund seiner Wohnung, diese selbst, oder das Geopferte, oder zum opfern Bestimmte. Tabu sind die Göttersitze, tabu die Opfergaben[4]), und irgend ein Bösewicht wird sofort ein Taata-Tabu, ein „heiliger Mann"[5]), sobald er zum Opfer bestimmt oder geopfert ist. Die Uebersetzung als „Gott gelobt" ist nur zeitweilig zutreffend. Als Tahitier einmal an Bord kamen, da der Offizier gerade einen Mann hatte strafweise krummschließen

[1]) Ebend. VI. 204.

[2]) Siehe Lippert, Christenthum 2c. Register.

[3]) Forster, Geschichte V. 259.

[4]) Ebend. VI. 249.

[5]) Ebend. VI. 338.

lassen, während gleichzeitig zufällig widriger Wind war, fragten jene sofort, ob der Mann tabu sei, d. h. geopfert werden sollte.[1])

Wie schon gesagt, gehört die Beziehung zur Gottheit nicht nothwendig zum Begriffe tabu. Wenn auf Hawai eine Art Pfefferpflanze, aus der man ein berauschendes Getränk bereitet, seltener wurde, machten die Herren Fürsten den Restbestand für sich tabu, d. h. sie verboten der Plebs sie zu sammeln. Tabu ist aber auch der Kranke,[2]) insofern ja die Krankheit die Besitznahme durch einen Geist ist, tabu ist endlich Alles, was mit einem Geiste in unmittelbare Berührung kommt, so also auch der, welcher eine Leiche berührt. Auf diese Art hat das Tabu genau den Sinn des jüdischen „unrein". Dieses Wort drückt indeß nur die praktische Beziehung, nicht den Sinn aus. Wer dem Könige auf Tongatabu jene Ehrfurchtsbezeugung erweist, die in der Berührung seiner Füße besteht, ist an den „Händen tabu" — „Tabu Rima", nicht weil er sie „verunreinigt" hätte, denn sein Hauptnahrungsthier darf er ohne solche Folgen wohl berühren, sondern weil der berührende Theil dadurch in den Besitzkreis der irdischen Gottheit gerathen, dieser „geheiligt" und dadurch anderweitig unverwendbar geworden ist. Diese Besitzergreifung oder Heiligung überträgt sich nämlich nun auch wieder auf Alles mit solchen Fingern Berührte. Während der mit Tabu-Rima Behaftete die Pisangfrucht in die Hand nimmt, um sie zum Munde zu führen, vereitelt er zugleich diese Absicht, denn er weiht sie sofort nicht sich, sondern dem Berührten und würde sich nun an dessen Besitz vergreifen, wenn er sie äße. So sahen denn die Entdecker zu ihrem Erstaunen oft Frauen,[3]) die von andern gefüttert werden mußten, weil sie dazu ihre eigenen Hände nicht brauchen konnten — sie hatten einen Todten gewaschen. Hätten sie also selbst Nahrung zum Munde geführt, so hätten sie diese durch die Berührung mit den Fingern dem E-atua geheiligt, durch die Verspeisung aber zugleich ihm entwendet, was ein so rachsüchtiger Geist gewiß nicht ungestraft gelassen hätte.

Nun tritt aber auch hier wieder das praktische Moment hinzu. Aus rein praktischen Rücksichten kann doch eine solche Besitznahme der Finger, wie sie die Logik fordert, auch wieder nicht ewig dauern.

---

[1]) Ebend. VI. 433. [2]) Waitz-Gerland a. a. O. V. 346.
[3]) Ebend. VI. 297.

Es muß also für die Dauer eine Zeit festgesetzt und eine Lösungsform gefunden werden. Hier tritt grade wie in der Wahl der tabuirten Thiere das menschliche Ermessen ein, und da solche Festsetzungen, wie wir sehen werden, gerade wie in Afrika, Sache der Priester sind, so können wir schon jetzt deren gewaltigen Einfluß ahnen. Man erkennt in der Willkühr dieser Bestimmungen sofort, daß sie nicht, wie die Sache selbst, mit logischer Konsequenz aus einer Grundannahme geflossen, sondern nach einem Zuträglichkeitsprinzipe festgestellt sind; wir treten damit auf einen künstlicher zubereiteten Boden, vom gewachsenen Grunde auf eine vom Priesterthum eingerichtete Bühne des Lebens.

Mag auch an sich die Furcht vor dem Todten in dem schreckhaften Gemüthe des Naturkindes immer noch größer gewesen sein, als selbst die vor dem lebenden Könige, so mußte doch auch aus anderen Gründen des letzteren ehrerbietige Berührung weniger schwer gebüßt werden, — denn praktisch wurde doch eine Büßung aus dieser „Heiligung" — als die eines Todten durch ein Weib. Die arme Sklavin mußte ja das Geheißene thun, mochten die Folgen für sie noch so drückend sein. Die braven Unterthanen aber würden sich wohl, so oft sie in die Gefahr der Ehre kämen, durch schleunige Flucht in die Büsche derselben entzogen haben, wenn jedesmal wochenlange Beschränkungen die Folge geblieben wären. Daher konnte man denn diese Art Tabu leicht dadurch lösen und sich enttabuiren — entweihen — daß man die Heiligkeit mit Wasser abspülte und auf mechanischem Wege entfernte. Aber selbst eine Waschung mit Wasser wäre immerhin umständlich genug in einem Lande gewesen, das so wasserarm war, wie Tongatabu. Es genügte also auch, sich die Hände mit einer saftigen Pflanze abzureiben.

Dem Könige wäre es nicht unlieb gewesen, jene Begrüßung durch eine schwierige Enttabuirung seltener zu machen. Paulaho war von schwerfälliger, unbeholfener Leibesstatur, falls seine Beschreibung zutreffender ist, als der ideale Kupferstich — und dennoch sah ihn Cook[1]) oft bei Reisen über Land sich in eine Gangart versetzen, die zu Statur, Natur und Majestät des Königs wenig paßte. Im andern Falle aber hatte er bei jeder Begegnung den einen Fuß nach rückwärts in die Höhe zu heben und in dieser unbequemen Stellung die Abwicklung der Ceremonie zu erwarten. Man muß sich fragen: warum schaffte er sie

[1]) Ebend. VI. 297.

nicht ab und sich die Last vom Halse, oder warum legte er nicht ein schwereres Tabu darauf? Aber wir müssen hier schon vorausschicken, daß, wie in Afrika, der Priester das Tabu setzt, und Paulaho ist derselbe Großkönig, der resignirt von sich sagte, Finau würde ihn tödten, wenn er ein „böser Mann" würde. Wir sehen also auch wieder diesen Großmächtigen, dessen Patriarchenrecht nur noch eine Sklavenschaar gegenüberstand, in der engsten Umstrickung.

Das Tabu einer Frau, die einen Todten gewaschen hatte, dauerte dagegen eine festgesetzte Anzahl von Wochen, und sie löste es dann durch ein Vollbad in Salzwasser; darauf aber hat noch eine Ceremonie zu erfolgen, welche in der Verschiedenheit der Voraussetzungen wohl begründet ist. Berührt jemand den König, so wird er dadurch allerdings geweiht, aber er tritt nun gewissermaßen als Eigenthum des Königs nicht aus dem Familienverbande des Volkes, dessen Vater im Sinne der Herrschaft der König ist, — im Gegentheil, er gehört nun diesem nur noch unmittelbarer an. Weiht sich aber jemand durch die Berührung eines eben Verstorbenen einem E-atua, so reißt ihn dieses neue Besitzverhältniß logischer Weise aus dem bisherigen Staatsfamilienverbande, dem er ja auch nicht als freier Bürger, sondern auf Grund eines patriarchalischen Besitztitels angehörte. Ein mit solchem Tabu Behafteter ist also eigentlich für die Zeit desselben aus der Gesellschaft ausgeschlossen und muß, wenn er sich vom Tabu in geeigneter Weise befreit — gereinigt — hat, wieder in diese Gesellschaft aufgenommen werden. Das geschieht nun gerade dadurch, wodurch jenes leichtere Tabu herbeigeführt wird, durch die Berührung des Königs als Herrn des Volkes. Die betreffende Person begiebt sich also nach der „Reinigung" wirklich zum Könige und berührt nun nicht bloß seinen Fuß in der gewöhnlichen Weise mit den Fingern, sondern drückt ihn (den Fuß) an ihre Brust, an die Schultern und ungefähr alle Theile des Leibes[1]), sie zieht sich also recht absichtlich das Königstabu für ihre ganze Person zu. Die hierauf erfolgende Umarmung durch den König bestätigt die vollzogene Wiederaufnahme.[2]) Cook konnte nicht feststellen, ob der König allein, wie ihm sein nicht ganz verläßlicher Dolmetsch versicherte, berechtigt sei, eine solche Aufnahmeceremonie zu vollziehen; er sah vielmehr auch jenen räthselhaften Finau das Gleiche an einer Frau vor-

[1]) Ebend. [2]) Ebend. 297.

nehmen; doch schien ihm die häufige Wanderung des Königs nach den einzelnen Inseln seines Reiches auch mit diesen Kultpflichten zusammenzuhängen.

Genau so wie überall, wo wir uns bis jetzt umsahen, steht auch hier neben dem Uropfer des Tabu, dem passiven Belassen, das eines aktiven Gewährens. Wiewohl man nun dieses der allgemeinen Kulturentwickelung entsprechend als das jüngere ansehen muß, so ist es doch auch selbst schon alt genug, um vielfach zu rudimentären, vielleicht vom Uebenden selbst nicht mehr begriffenen Formen eingeschrumpft zu sein. Der gutmüthige Tahitier Maheine weinte vor Schmerz bei der Gewißheit, daß die ihm sprachverwandten Neuseeländer recht und schlecht echte Menschenfresser seien. Der Gute wußte die in seinem Mutterlande erhaltenen Bräuche so wenig nach ihrem Sinne zu deuten, daß er keine Ahnung davon hatte, wie nahe er mit seinen gefühlvollen Landsleuten dem Brauche stand. Kein Wunder also, wenn in der ganzen Südsee noch die Erinnerung lebte, daß kein genußreicheres Mal dem E-atua bereitet werden könne, als aus dem Blute des Menschen. Wer als König über viele Knechte verfügte, der schlachtete einen solchen; mancher Familienherr opferte ein Kind, wer aber nur über seinen eigenen Leib verfügte, gab das Blut aus diesem, und trug sein Leben lang die Zeichen als Quittung seiner frommen Leistungen, zu seiner Beglaubigung vor dem feindlich nahenden Geiste. So weit ist Alles dies- und jenseits von Ferro Ein Gedanke; wir haben nur diese Uebereinstimmung zu konstatiren und die abweichende Form anzudeuten.

Die Art der Blutentziehung an sich ist eigentlich gleichgiltig. Auf den meisten Südseeinseln ist eine Art derselben das Einschlagen eines Haifischzahnes in das Fleisch, insbesondere auf dem Kopfe. Anlässe sind alle Ereignisse, welche überhaupt eine Gabe an die Gottheit erheischen, insbesondere also die Anlässe zu Todtenkultakten, aber auch jene, welche ein Opfer des Dankes nach sich ziehen. Es ist daher sehr ungenau zu sagen, das Blutritzen, dessen häufigste Veranlassungen allerdings die Todesfälle sind, sei ein Zeichen der Trauer. Auf seiner dritten Reise nahm Cook[1]) sehr bestimmt wahr, daß sich die Neuseeländer ebenso bei der Zurückkunft eines Freundes verwundeten und zerfleischten und Forster behauptet, daß der Brauch überhaupt

[1]) Forster a. a. O. VI. 109.

auf den Südseeinseln zu Hause sei. Ein Offizier Cooks war [1]) Augenzeuge des Zusammentreffens Tohahs mit seiner Frau und Tochter, als dieser tahitische Admiral aus einem der sehr gefährlichen Kriege der Einwohner glücklich nach geschlossenem Frieden heimkehrte. Mutter und Tochter „ritzten sich den Kopf (mit einem scharfen Stein oder Haifischzahn), vergossen eine ziemliche Menge Blut und Thränen, wuschen sich dann, umarmten den Erih und schienen nunmehr ganz ruhig. Das Mädchen hatte gleichwohl noch eine zweite Operation dieser Art vorzunehmen, denn Terrediri, der Oberea (O-Purea) Sohn, kam herzu, und sie ging ihm ganz heroisch entgegen, um dieselbe Ceremonie zu wiederholen, womit sie eben ihren Vater bewillkommnet hatte."

Besser läßt uns der sich weit häufiger als Todtenopfer wiederholende Brauch in den Opfersinn der Handlung hineinblicken. In Tahiti [2]) wurde das den Verwundungen entströmende Blut „sorgfältig auf Stückchen von feinem Zeuge aufgefangen" und in dieser Weise unter dem Tupapau, auf dem der Todte lag, als Opferspende niedergelegt, und oft sah Cook selbst [3]) die Menge solcher Zeugstückchen, aber auch Brodfrüchte, Fische und andere Lebensmittel unter einer solchen Hochbahre liegen. Es wird also das Blut keineswegs des Schmerzes halber vergossen, sondern dem Todten gleich anderen Spenden dargebracht. Solche Blutwunden sind auch auf Neuseeland, den neuen Hebriden, Freundschafts-, Societäts-, Markesas- und andern Inseln üblich; [4]) daß das Tätowiren damit in einem Zusammenhange stehe, ist mehr als wahrscheinlich; doch dürfte dabei die Rücksicht auf den Schmuck und die Totemkennzeichnung in den jüngeren Entwicklungsphasen das Uebergewicht erhalten haben.

Desselben Ursprunges ist die Sitte, einen Finger durch Abtrennung eines Gliedes zu verstümmeln. Auf den Tongainseln hatte sie wenigstens noch diesen Sinn, [5]) und dieses Opfer wurde nicht bloß bei Todesfällen vollzogen, sondern auch um dadurch die Genesung eines Erkrankten zu bewirken. Wenn man in Australien dieselbe Verstümmelung durch allmähliches Abschnüren vornahm, so mußte darüber der Grundgedanke allerdings unverständlich werden. Das bei einigen

[1]) Ebend. VI. 357.
[2]) Ebend. II. 233.
[3]) Ebend. II. 141.
[4]) Ebend. II. 335, V, 219.
[5]) Ebend. IV. 327, 339; VI, 292.

australischen Stämmen beobachtete Einschlagen eines Zahnes[1]) dürfte ebenfalls hierher gehören.

Bestimmt können wir das Haaropfer hierher zählen, obgleich die Vorstellung des Menschen nicht ohne einen Umweg zu demselben gelangen konnte. Wie wir schon wiederholt sahen, bilden Haare und Nägel als unmittelbare Theilstückchen des Menschen einen besonders geachteten Fetischstoff, und durch eine Haarlocke des Verstorbenen glaubte man sich dessen Nähe ganz besonders zu sichern. Steht nun einmal diese Auffassung fest, setzt man gewohnheitsmäßig die Fetischlocken mit dem Geiste in stete Verbindung, so kann wohl das Opfer des eigenen Schopfes als ein Selbstopfer betrachtet werden. Auf Hawai wurde einem solchen Opfer, wenn es der König brachte, die größte Bedeutung zugeschrieben, und auf den Gesellschaftsinseln legte man Haarlocken gerade so unter die Bahre, wie jene Blutlappen. Schwand mit der Zeit neben dem Hervortreten von Opfern anderer Art das Verständniß des objektiven Theiles dieser Handlungen, indeß diese selbst als geheiligte Gebräuche zurückblieben, so treten uns dieselben fortan getrennt als Beschneidung, Hautzeichnung, Tätowirung, Verstümmelung und Tonsurirung entgegen. Die Mannigfaltigkeit der Anwendung gewährt dann zugleich die Möglichkeit, die Kultgemeinschaft zu kennzeichnen. In übernommener und nachahmender Weise können solche Bräuche dann auch ausgeführt werden, ohne daß irgend jemand das Bewußtsein ihres Ursprunges innewohnte, und man kann dann recht wohl einen sekundären Zweck damit erreichen wollen.

Die Nahrungsmittel, die man den Geistern darbringt, sind naturgemäß die jeweilig ortsüblichen, in unserm Bereiche Farrenkrautwurzeln — daher man oft vor den „Götzen" auf Hawai Hügel von Farrenkraut liegen sah — Brodfrucht, Pisang, Bataten, Fische, Tauben, Hühner, Schweine und Hunde. Solche Gaben legte man in den Marais auf die erwähnten Gerüste und ließ sie dort völlig verwesen, und ebenso stellte man sie auf die kleinen Hwattas im Hause. Reichlich versieht man damit die Todten bei der Aufbahrung und wiederholt dann die Darbringung zu verschiedenen Malen. Eine eigentliche Opfermahlzeit, d. h. ein geselliges Mal, an dem der E-atua Theil nimmt, kennt der Polynesier eigentlich nicht — auch er speist nicht gesellig,

[1]) Forster, Neueste Seereisen III. 217, 224, 229.

oder ein solches Speisen ist ihm nur die Nebensache bei einem Heiwa, einem Volksschauspiel mit Tänzen, Kämpfen und Pantomimen.[1]) Kinder und Frauen sind, wie schon erwähnt, vom Tische des Mannes gänzlich ausgeschlossen, Männer von verschiedenem Range dürfen nicht mit einander speisen, und selbst daß der gastfreundliche Wirth mit dem Bewirtheten esse, gilt für unschicklich. Speisen auch mehrere gleichzeitig an demselben Platze, so erhält doch jeder seinen Theil in einem besonderen Korbe. Wie es aber der Mensch treibt, genau so gefällt es seinen Göttern. Wird also einem E-atua ein Schwein geschlachtet, so entwickelt sich keine gesellige Mahlzeit, kein Opfermahl oder Opferfest, denn es würde sich für niemand schicken, mit dem Gotte zu speisen, wie unsere Altvordern thaten, sondern das ganze Thier wird unberührt auf das Gerüst vor das Mal gelegt, und hiermit läßt man den Gott und seine Gaben allein.

Dagegen vermag ein für europäische Gaumen widerlicher, berauschender Trank, Awai, Awa und Kawa genannt, die Männer zu geselligem Genusse zu vereinigen. Vornehme füllen damit insbesondere gern ihre Vormittagsstunden aus. Wir werden uns also gewiß nicht täuschen, wenn wir einen solchen Frühschoppen auch im Kulte erwarten — Cook allerdings war wieder sehr enttäuscht, ihn da zu finden. In der Erwartung wunderbarer Dinge hatte er sich[2]) der Einladung König Paulahos gefreut, einer „Tudschi" genannten Todtenfeier zu Ehren eines vor einiger Zeit verstorbenen Prinzen beizuwohnen. König und Begleitung thaten sich eines Morgens besondere, schon viel benutzte Kleider an, nahmen einen grünen Zweig und begaben sich nach der Grabstätte. Dort legten sie die Zweige nieder und setzten sich daselbst auf den Boden. Ein Sklave brachte eine Schale und eine Kawawurzel, die Leute machten sich daran, je ein Stück derselben mit bebenden Kiefern zu bearbeiten und dann in die Schale zu spucken — so die landesübliche Zubereitung dieses lieblichen Getränkes. Aus Pisangblättern wurden Becher geformt und in diesen der Trank herumgereicht. Auch Cook wagte den Schluck, um nur Zeuge des bevorstehenden Kultaktes bleiben zu können. Er erwartete nun, „daß die Trauerhandlung jeden Augenblick angehen werde, als endlich, nach-

[1]) Nach Bligh bei Forster, Neueste Seereisen II. 103.
[2]) Forster, Geschichte der Reisen VI. 224.

dem der Kawa getrunken war, zu unserm großen Erstaunen — jedermann aufstand und seines Weges ging." Es brauchte viel, daß er sich überredete, einem Gottesdienste beigewohnt zu haben.

Auch wo der Menschenfraß außer Brauch gekommen war, bestand das Menschenopfer als das vornehmste in mannigfaltigen Formen fort. Am längsten erhielt es sich bei wichtigen Staatsaktionen; aber selbst an Rudimenten des Privatopfers dieser Art fehlt es gar nicht. Die höheren Gottheiten verlangten es unbedingt von Zeit zu Zeit; die „Gottheit würde den König umbringen," sagten die Tonganer,[1]) wenn er ihr nicht Menschen opfern wollte. Der Sinn des Menschenopfers und sein Zusammenhang mit dem Menschenfraße kann der Thatsache gegenüber, welche die Entdecker auf den Südseeinseln erlebten, gar nicht in Zweifel gestellt werden. Bezüglich des Menschenfraßes geben die Maoris auf Neuseeland ganz bestimmt an, „daß sie durch Auffressen ihrem Feinde das Leben nach dem Tode ganz rauben könnten."[2]) Auch lernten wir schon den Unterschied zwischen einer zum E-atua gewordenen und einer vernichteten Seele kennen. Wie schwer es dagegen den ersten Entdeckern fiel, sich in den Gedankengang unbekannter Menschen hineinzufinden, zeigt wieder der Bericht Cooks bezüglich dieser Neuseeländer.[3]) „Nach ihrem Glaubenssystem wird die Seele eines Menschen, dessen Körper die Feinde verzehrt haben, zum ewigen Feuer verurtheilt, indeß die Seelen, deren Leiber ihren Feinden entrissen werden, oder die eines natürlichen Todes sterben, in die Wohnungen der Götter hinaufsteigen. Ich fragte einst, ob sie auch die Leichname ihrer Freunde, welche in der Schlacht fielen und dem Feinde entrissen würden, zu verzehren pflegten? Sie erschienen über diese Frage erstaunt und verneinten solche mit einem Ausdruck von Abscheu." Sehen wir vom „ewigen Feuer" ab, das zweifellos aus der Auffassung des Berichterstatters an diese Stelle gerathen ist, so ist der Sinn ganz klar, und auch der Brauch, warum man so viel Gewicht drauf legt, die Leichen der Freunde den Gegnern zu entreißen. Man rettet damit auch ihre Seele. Den umgekehrten Sinn hat das Menschenopfer. Cook sah eines, auf dessen Ceremonien wir noch zurückkommen werden,

---

[1]) Ebend. VI. 253.

[2]) Nicholas, Reise nach Neuseeland. Weimar 1819. S. 251.

[3]) Forster a. a. O. VI. 91.

und auf seine Vorstellungen sagte man ihm,[1]) „es sei ein alter Gebrauch und ihrem Gotte angenehm, der ein Wohlgefallen an den Opfern hätte, oder mit andern Worten, käme und sie verzehrte, dafür denn aber auch ihnen ihre Bitte gewährte. Wir wendeten dagegen ein, er könne ja nichts von diesen Opfern essen, denn einmal sehe ihn niemand dabei und zweitens würden die Körper der Opferthiere nicht schnell verzehrt, die Menschenopfer aber gar vergraben. Allein hierauf erhielten wir den Bescheid, daß er des Nachts und zwar unsichtbar käme und nur die Seele oder den unmateriellen Theil fresse, der nach ihrer Lehre sich so lange um den Opferplatz aufhält, bis der Körper des Schlachtopfers durch Fäulniß völlig aufgelöst worden ist."

Wie dabei der König, gleich dem Fürsten auf Haiti auch Priester des Staates zugleich, die Person der Gottheit darstellte, so nannte man denn auch diese Handlung correct das „Menschenessen" oder die „Königsspeise."[2]) Ebenso lernte Ellis[3]) die Sache auf Hawai auffassen, indem daselbst der Sieger „den Geist" des Erschlagenen „seinen Göttern widmete."

Auf den Tongainseln bedingten größere Staatsfeste eine Menge von Menschenopfern, und auf den Sandwichsinseln gehörten sie insbesondere zum Todtenkulte verstorbener Fürsten. Als Cook[4]) einen Tahitier fragte, ob man wohl auch Erihs (Herren, Fürsten) opfere, gab dieser die bezeichnende Antwort, die hätten ja — Schweine. Keineswegs aber opferte man bloß gefangene Feinde; im Gegentheil, vor einem Kriege nahm man die Leute aus dem eigenen Volke. Verfügte ja über dieselben der patriarchalische Fürst eben so gut, wie über seine Herde; sie gehörten ihm. Er bezeichnete den Mann und auf diesen fiel der Streich. Allerdings soll man nach dem vorerwähnten Gewährsmanne dazu nur Taugenichtse ausgewählt haben — aber nach dem einen Vorfalle, den Cook selbst erlebte, waren es keineswegs verurtheilte Verbrecher, sondern Leute, die der Fürst nach seiner Wahl bezeichnet hatte.

Was that aber der gemeine Mann, wenn ihm zu irgend einem Gelingen ein solches Opfer nöthig schien; er griff entweder gleich jenen

[1]) Ebend. VI. 340. [2]) Ebend. VI. 341.
[3]) a. a. O. 78. [4]) Forster a. a. O. V. 121.

Fürsten in seine Familie, d. h. er nahm ein Kind, oder er suchte sich seinen Feind und schleppte ihn, wenn er ihn erlegt, zum Opfer. Das Kindesopfer scheint insbesondere bei den papuanischen Stämmen unter Spuren von Mutterfolge verbreitet; der andere Weg aber hat zu Gebräuchen geführt, die insbesondere bei malaiischen Völkern zu einer eigenartigen Entwicklung gelangt sind.

Wenige Thatsachen vermögen die außerordentliche Zähigkeit, mit welcher sich Kultübungen durch die verschiedensten Verhältnisse hindurch zu erhalten vermögen, und die Art, wie sie, oft bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft, sich immer neuen Formen anpassen, so deutlich vor Augen zu führen, als die, wie es scheint, allen malaiischen Stämmen einst gemeinsame Sitte, den eben Verstorbenen Menschenopfer darzubringen und hierfür das nöthige Material in eigens zu diesem Zwecke unternommenen Jagden sich zu verschaffen. Versetzen wir uns in die Zeiten völliger Unkultur zurück, so wird der Vorgang leicht verständlich. Noch zur Zeit der Entdeckung lebten die neuseeländischen Sippen in beständiger Feindschaft neben einander; im allernächsten Gebiete eine Menschenjagd zu veranstalten, waren diese im übrigen keineswegs unintelligenten Völkerschaften jeden Augenblick bereit, und so selten war ein friedliches Nebeneinanderwohnen mehrerer Sippen, daß die Entdecker glaubten, das Land zwinge durch seine Armuth die Leute, sich gegenseitig zu vernichten. Nun verlangt der Todte Menschenblut und droht in der Vorstellung mit seinem Zorne, wenn es ihm nicht gewährt wird. Was liegt nun aber näher, als daß der zu jener Kultpflege Verpflichtete sofort Speer und Keule ergreift, um auf die Jagd zu gehen; schützt ja schon den nächsten Nachbar kein Freundschafts- und Friedensband vor seinem Ueberfall.

Denken wir uns die Organisation ein wenig weiter vorgerückt. Einige Sippen bilden zusammen unter gemeinsamer Führung eine Familie im Großen; der zu jagende Feind ist nicht mehr vor der Thür zu finden, auch er steht unter dem Schutze einer Organisation und an die Stelle der Jagd des Individuums mußte, wenn Tücke und List nicht zum Ziele führte, jedesmal ein Krieg der Stämme treten. Stände der einmal vorhandene Brauch nicht unter der gefürchteten Sanktion der Religion, so müßte er unter diesen Verhältnissen einfach verschwinden. Aber das gestattet die Furcht nicht. Er muß also entweder den Menschen zu heimtückischer List verleiten oder innerhalb der

schon bestehenden Organisation zeitweilig den Frieden wieder aufheben, oder der Sache entsagend und die Form bewahrend zu einem oft schwer deutbaren Rudimente werden. Fast alle diese Möglichkeiten treffen wir auf der Inselwelt der malaiischen Rasse verwirklicht.

Am nächsten steht der Urstufe das „Kopfjagen," wie es zur Zeit der Entdeckung die Malaien der Philippinen übten und jetzt noch einzelne wildere Stämme dasselbe nicht ganz aufgegeben haben.[1]) Im Grunde ist der Vorgang folgender. Nach jedem Todesfalle lauerte der, wie wir sagen würden, nächste Leidtragende, d. h. der zum Kulte Verpflichtete in der Wildniß der Wälder seinem Opfer auf, und suchte den ersten besten heimtückisch oder gewaltsam niederzustrecken. Den Kopf brachte er dann dem Todten und bewahrte ihn nachmals als Trophäe und Quittung seiner Frömmigkeit auf, wenn er ihn nicht, wie in einzelnen Fällen geschah, dem Todten ins Grab mitgab. Möglichst viele Köpfe auf solche Art heimzutragen, galt zugleich als Frömmigkeit und Ruhm. Standen Nachbarstämme ohnehin in Feindschaft, wie zu Zeiten die spanische und christliche Bekehrung sie noch mehr entzweite, so wandten sich diese tückischen Mordanfälle naturgemäß von letzteren gegen diese Nachbarn, aber im allgemeinen konnte nicht viel Unterschied gelten: der Todte verlangte Blut — und es war jedenfalls gerathen, dem spähenden Kultpfleger aus dem Wege zu gehen. Ein Todesfall muß also auch in der ganzen Umgebung Angst und Schrecken hervorgebracht haben. Diese „Kopfjägerei" wird allen Stämmen der philippinischen Malaien nachgesagt, wenn auch nicht bei allen die Kultbeziehung erkannt und hervorgehoben wurde.

Sie ist aber gewiß so wenig zu allen Zeiten auf die Philippinen beschränkt gewesen, wie die Malaien selbst auf diese sich beschränken, was auch die umgewandelten Reste auf andern Gebieten nur zu deutlich zeigen. Der Islam hat die ihm zugefallenen Malaien ebenso wenig nach allen ihren Vorstellungen umgewandelt, wie jemals irgend eine andere Religion den „Bekehrten" gegenüber solches vermocht hat. Es ist also gar nicht von Belang, daß die Malaien zu Batavia, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts den abscheulichen Gebrauch des „Muckrennens" übten, sich damals zum Islam zählten. Hinderte sie doch dieses Bekenntniß nicht, in Krankheitsfällen sich mit

[1]) Siehe Belege bei Blumentritt a. a. O.

Opfern an den „Teufel“ zu wenden, d. h. nach alter Art ihren Anitos zu opfern. Bei dem „Muck- oder Schweißrennen“ dieser Amocks oder Mohawks, wie man die Wüthenden nennt, ist allerdings der Kultzusammenhang völlig zerstört, aber die Thatsache, daß es dort noch fast alle Wochen vorkam,[1]) daß irgend ein Malaie aus übergroßem Schmerze, nach irgend einer Kränkung oder dergleichen sich mit Opium berauschte und dann mit den Waffen in der Hand sich auf die Straße stürzte, in der Absicht, jeden ersten besten niederzustoßen, mag doch nur ein Ausläufer jenes alten wilden Brauches sein, zumal er gerade unter den Malaien sehr weit verbreitet sein und seit „undenklichen Zeiten“ bestehen soll.

Gerade wie diese toll gewordenen Malaien läßt die hawaiische Sage ihren Heros Rono, — den die Hawaier nachmals in Cook wiederzusehen glaubten — sich benehmen, als er im Jähzorn seine Gemahlin ermordet hatte. Er rannte durch die Insel, „mit Jedem fechtend und ringend, dem er begegnete.“ [2]) Auch nach dem Ableben eines Oberhauptes kehrten auf Hawai Scenen wieder, die, wenn auch im Gewande völliger Verwilderung, nur allzu lebhaft an das barbarische Unwesen der alten Zeit erinnerten. „Sobald ein Oberhaupt gestorben war, bot die ganze Umgegend ein Schauspiel der Verwilderung, Gottlosigkeit und Grausamkeit dar, die wohl selten in der barbarischsten Gesellschaft wahrgenommen wird. . . . . Häuser wurden abgebrannt, Eigenthum wurde geplündert, selbst Mordthaten wurden zuweilen verübt. . . . Beleidigungen oder Unfälle, von der beleidigenden Partei vielleicht längst vergessen, wurden nun mit schonungsloser Grausamkeit gerächt.“

Der Zambale (auf den Philippinen) trug einst[3]) das Haupt mit schwarzem Zeuge umwickelt, so lange er in der Schuld des Verstorbenen war und legte die Umhüllung ab, wenn er ihm durch Menschentödtung Genüge geleistet. Auf Tahiti ist aus dieser Hülle — so kann man annehmen — ein höchst eigenthümlicher „Trauerschmuck“ geworden, der das Gesicht larvenartig umhüllt und die Figur vergrößernd über den Kopf aufragt.[4]) Was daselbst weiter vorgeht, mag

---

[1]) Ebend. III. 364.

[2]) Ellis a. a. O. 68.

[3]) Blumentritt a. a. O. S. 8.

[4]) Forster, Geschichte der Reisen V. 55 f.

uns Forster selbst berichten: „Gemeinhin pflegt der nächste Verwandte des Verstorbenen diese wunderliche Tracht anzuziehen; dabei hat er in der einen Hand ein paar große Perlmutterschalen, womit er beständig klappert, in der andern Hand aber führt er einen Stock mit Haifischzähnen besetzt, und mit diesem verwundet er alle Tahitier, die ihm zufälliger Weise in den Wurf kommen. Woher diese sonderbare Gewohnheit entstanden sei, können wir nicht ergründen. Indessen kommt mirs vor, als gehe die ganze Absicht bloß dahin, Schrecken zu erregen.“ Aus Cooks Bericht ersehen wir aber,[1]) daß es mit dem Schrecken nicht immer abgeht. „Der erste Leidtragende hält einen langen flachen Stock, dessen Rand mit Seehundszähnen besetzt ist, in der Hand, und, gleich als ob ihn sein Schmerz wahnsinnig gemacht hätte, läuft er auf alle die, so er erblickt, los und wenn er irgend einen derselben einholet, so schlägt er mit diesem zackigen Prügel jämmerlich auf ihn los, welches nothwendiger Weise gefährliche und schmerzhafte Wunden machen muß.“

Hält man diese Thatsachen zusammen mit denen des Kopfjagens und Mucfrennens, so kann ihre Identität dem Ursprunge und Sinne nach kaum bezweifelt werden. Man muß annehmen, daß die kleinen Fürstenthümer auf Tahiti Ordnung genug hielten, um das Tödten eines Einzelnen nur noch den Fürsten selbst zu gestatten. — Denn unter seiner Vaterherrschaft standen nun einmal Alle; — dem Unterthan aber blieb, wenn er innerhalb seines Clans auf die Menschenjagd ausging, allenfalls noch eine Verwundung ungestraft.

War zu Batavia der Brauch, weil von seinem Kultgrunde losgelöst, in völlige Verwilderung gerathen, so war er in Tahiti immerhin schon auf dem Wege zum Rudimente, und auf Tongatabu finden wir wenigstens einen solchen bei ähnlichem Anlasse auf diesem Punkte angelangt. Vor Einführung eines Prinzen wurde daselbst eine große Todtenfeier, oder wenn man will eine große Opferhandlung begangen, und man sagte Cook,[2]) daß während der eigentlichen Opferhandlung ein allgemeines Tabu auf das Land gelegt würde. Wer sich während der Zeit blicken lasse, der wurde mit Keulen zu Boden oder auch todt geschlagen.

Wie weit der außerordentlich und insbesondere bei den herrschenden Klassen entwickelte Kindermord einen Kultcharakter an sich trug,

---

[1]) Ebend. II. 233, s. dabei die Abbildung. [1]) Ebend. VI. 243.

dürfte für die verflossenen Zeiten kaum mehr zu entscheiden sein. Auf den Gesellschaftsinseln trägt die Aufnahmebedingung des aus adeligen Kriegern und Priestern bestehenden Errioi-Ordens, das erste Kind sofort nach der Geburt zu tödten, wohl das Merkmal eines ehemaligen Opfercharakters an sich, wenn auch in diesem seltsamen Bunde, als ihn die Europäer kennen lernten, schon mannigfaltige andere Motive zur Geltung gelangt waren. Auf Hawai dagegen wurde den Missionären[1]) erzählt, „daß man früher die Kinder den Haifischen, die sich an der Küste aufhielten, und die man aus Furcht (?) vergöttert hatte, opferte."

Harmloser war dasjenige Opfer, das dennoch für das größte, für das des Großkönigs selbst galt, das seines Haarschmuckes. Hawai litt unter einem furchtbaren Ausbruche des Kirauea. „Zahlreiche Opfer wurden dargebracht und eine Menge Schweine lebendig in den Strom (der Lava) geworfen, um den Zorn der Götter zu stillen, der nach ihrer Meinung denselben hervorgebracht hatte. Alles schien indeß vergebens, bis sich eines Tages der König Kamehameha mit einem großen Gefolge von Oberhäuptern und Priestern aufmachte und, als das kostbarste Opfer, welches er darbringen konnte, einen Theil seiner Haare, die stets für heilig gehalten wurden, abschnitt und in den Strom warf. Einige Tage nachher hörte der Strom auf zu fließen."[2])

Diese Handlung entsprach genau derjenigen, welche man bei der Todtenfeier der Tahitier beobachten konnte: Der Nächstbetroffene legte seine eigenen Haare über das Bahrgerüst.[3])

6. Formen des Priesterthums im Südseegebiete.

Die Bewohner der Südseeinseln galten mit Ausschluß der papuanischen und maorischen Stämme als die liebenswürdigsten aller Menschen, mit welchen der Unternehmungsgeist der Seefahrer die alte Welt bekannt gemacht hatte; auf den paradiesischen Inseln der Gesellschaftsgruppe insbesondere glaubte man eine zeitlang die Menschheit in ihrem glückseligsten Zustande wieder entdeckt zu haben. Allerdings Land und Klima waren herrlich, die Menschen trotz ihrer dunklen Farbe von einnehmendem Aeußern, über die unterste Stufe des Elendes erhaben, und die gesellschaftlichen Verhältnisse von einer Art, daß sie die Glück-

---

[1]) Ellis a. a. O. 173. [2]) Ellis a. a. O. 22.
[3]) Forster a. a. O. IV. 233.

seligkeit eines britischen Matrosen begründen konnten. Dennoch hat auch diese durch einen gefälligeren Daseinskampf sanfter gestimmten Menschen die Consequenz der der gesammten Urmenschheit gemeinsamen Vorstellungen zu Handlungen geführt, die der Fürsorge für die Existenz Aller zu dienen bestimmt, stetig die Einzelnen mit dem Untergange bedrohten. Ueber Mittel solcher Art sich zu erheben, hat allerdings auch die Kultur noch keine Wege gefunden, — aber die kaltblütige Konsequenz der Unkultur erfüllt uns mit Grauen. Wir beruhigen unser zarter besaitetes Gewissen damit, daß es ein Mechanismus ist, in dessen Räderwerk wir kaum einen klaren Einblick haben, welcher die Loose der Einzelnen hinauswirft; der Wilde steht vor der offenen Loosurne und greift kaltblütig nach der Nummer — aber auch seine Hand leitet ein unerbittliches Müssen.

Die Priesterschaft für diejenige Gesellschaftsklasse zu halten, welche für den Schutz und die Erziehung der zarteren Gefühle Rechenschaft zu legen hätte, hieße sie in ungerechtester Weise durch eine Aufgabe erdrücken, der gerade sie nicht gewachsen sein konnte. So weit sich uns bis jetzt das Wesen der Priesterschaft enthüllt hat, ist sie der bestellte Schutz des Bestehenden, der geborne Wächter und Anwalt des Hergebrachten. Wo sie ihrem Dienste schlechtweg treu bleibt, da kann nur im Kampfe gegen sie eine Gefühls- und Denkweise sich Bahn brechen, welche der Kultur näher tretend dem Alten sich entfremdet. Dem Priesterthum kann sich der Kulturfortschritt, so weit er das Kultgebiet streift, immer nur als Revolution nähern. Damit ist nicht behauptet, daß nicht der Einzelne dieses Standes trotzdem seine Einsicht der Nothwendigkeit dieses Fortschrittes erschließen könnte. Der tahitische Priester Tupaia, welcher auf einem europäischen Schiffe ausfuhr, um die Welt zu sehen, zeigte sich als ein Mann von nicht geringer Einsicht, und obwohl er selbst dem Kindermordbunde der Errtois angehörte, als jedem zarten Gefühle zugänglich; der hawaische Hofpriester aber entschied durch seine Stimme die Revolution gegen den unerträglich gewordenen Kult: das hinderte indeß die Masse der Priesterschaft nicht, in den Kampf zu treten. Sie that ihre Pflicht und erlag — und das ist früher oder später immer der Ausgang des Kampfes.

Die eigentliche Wurzel des Priesterthums erweist sich auch hier von zweifacher Art. Aheatua war einer der mächtigsten Fürsten auf Tahiti. Er hatte in siegreichen Kämpfen den Großkönig gestürzt und

gezwungen, das Reich einem Verwandten zu übergeben. Diesen Mann fand Cook bei seiner dritten Reise auf seinem Tupapau aufgebahrt. Hier lag er schon in den zwanzigsten Monat und zwei Personen hatten bei diesem luftigen Hause des todten Fürsten ununterbrochen Wache und Dienst. Das Bereich des Todten umgab ein Lattenzaun; die beiden Wächter wehrten den neugierigen Europäern einzutreten;[1]) sie selbst aber durchschritten den heiligen Raum wie ihr eigenes Haus. Nach der Frische der Nahrungsmittel, die auf dem Gestelle lagen, schloß Cook, daß man sie täglich erneuern müsse, und das lag zweifellos den beiden Männern ob. Cook wünschte den Tupapau in seinem Festschmucke zu sehen; die beiden legten erst reine weiße Kleider an, entrollten dann die Zeugstücke und bekleideten damit das Lager des Todten.

Bei einem andern Tupapau[2]) fanden die Reisenden nur einen Wächter. Auch dieser wehrte ihnen den Eintritt in die Umzäunung, bewegte sich selbst aber frei in derselben, brachte sogar den Leichnam auf seiner Bahre unter dem Schutzdache hervor, um ihn jenen zu zeigen. Nach dem, was wir schon wissen, müssen diese Männer, die im Gegensatze zu allen anderen Menschen so frei mit dem Todten verkehren, in dessen Tabu stehen, d. h. Diener des E-atua sein. Sie würden ihren Dienst nicht leisten können, wenn sie nicht auch an der Grabstätte wohnten, wenigstens so lange der Todte sich an dieser Stelle befindet. In der That zeigt die Abbildung des genannten Tupapau[3]) noch ein Wohnhaus innerhalb des Zaunes, das zu diesem Zwecke dienen mochte. Die Reisenden haben nun allerdings diese Pfleger des E-atua nicht als Priester bezeichnet, aber die Funktionen, die sie ihnen zuschreiben, sind priesterliche, und wir würden sie unbedingt als Priester bezeichnen müssen, wenn nicht vielleicht ihr Dienst mit der Uebertragung der Leichenreste nach dem Marai wieder zu Ende ginge.

Einen solchen Dienst konnten sich überhaupt nur die Vornehmsten begründen, diese aber blieben in Folge einer Art Einbalsamirung in die Jahre hinein in diesen luftigen Wohnungen, ehe sie in den Familienmarai einzogen. Folgte ihnen nun jener bestellte und durch die Familie auf Grund einer Art Stiftung erhaltene Wächter auch dahin, so dehnte sich seine Priesterschaft vielleicht bis zu seinem eigenen Ende

---

[1]) Forster a. a. O. VI. 319. [2]) Ebend. VI. 347.
[3]) Ebend. VI. 346.

aus; vielleicht war auch darüber hinaus in irgend einer Weise ein Ersatz gesichert. Als Cook auf Tongatabu sich zu jener Todtenfeier begab, die ihn so sehr enttäuschte, empfing die Ankommenden am Fajatuka ein solcher Wächter desselben, und obgleich die Europäer nach ihren Vorstellungen auch in diesem den Priester nicht erkannten, begriff doch sein Amt das Priesterthum dieser Stufe in sich. Nur konnte bei dem Priesterthum des Marai (Fajatuka) eine Art Vereinfachung eintreten, und darauf scheint es auch die ganze Anlage abgesehen zu haben: im Tupapau bedurfte jede einzelne Person ihres Pflegers, im Marai aber, wo schließlich immer wieder der Sohn zum Vater einkehrte, genügte eine Familienpriesterschaft. Eine reiche Dotirung konnte allerdings auch zur Ehre des Hauses und zum Nutzen der Seligen die Pflegerschaft vervielfältigen. Hierin liegen die Ausgangspunkte der einen Art von Priesterschaft.

Es wurde oben eines Fetisches Erwähnung gethan mit Namen Karaipohoa, welchen Kamehameha nach der Eroberung der Insel Morokai zerstörte. Dieser Fetisch muß großes Ansehen genossen haben, obwohl er ursprünglich nur ein Privatheiligthum gewesen war. Er hatte aber seine besondere Geschichte und diese ist, ungefähr, mit Fortlassung des Unwesentlichen, folgende. Auf Morokai lebte einmal ein gewisser Kaneakama,[1]) der ein leidenschaftlicher Spieler war. Eines Tages war er denn gänzlich ins Unglück gerathen; er hatte all seinen Besitz verspielt bis auf ein einziges Schwein — und das hatte er seinem Hausgotte versprochen. Als er so mit dem Gedanken an sein Unglück einschlief, träumte ihm, oder es kam vielmehr nach seiner Vorstellung sein Hausgott zu ihm und forderte ihn auf, ruhig sein Schwein zum Einsatze zu nehmen und damit am andern Morgen das Spiel zu erneuern. Kaneakama war gern dabei und gewann wirklich ein großes Vermögen, von dem er am Abende seinem Gotte reiche Geschenke machte. Dieser kam nun wieder zu ihm im Traume und bezeichnete ihm einen bestimmten Baum, der über Nacht aufwachsen würde; aus dem solle er ihm ein Fetischbild machen, er wolle es „denn bewohnen und demselben seine Macht mittheilen.“ Das geschah denn unter allerlei wunderbaren Zufällen — um kurz zu sein: das Schnitzbild, genannt Karai-pahoa, „der mit dem Degen Geschnittene,“ wurde hergestellt, der Gott bezog es und der Spieler wurde sein Priester.

---

[1]) Ellis a. a. O. 44.

Da wir nun diesen angeblich durch Vergiftung wirkenden Fetisch zur Zeit Kamehamehas so berühmt wieder fanden, daß dieser das bewegliche Abbild für immer zu sich nahm, so kann man nicht anders annehmen, als daß jener Gott seit dem Aufsehen erregenden Glücke Kaneakamas zu Ruhm und Ansehen gelangte, den Kult so Vieler auf sich lenkte, die ähnliche Vortheile erwarteten, daß sein erster Verehrer es zuträglich fand, ihm ein entsprechendes Bild zu schaffen und jenen zuströmenden Kult zu vermitteln, beziehungsweise durch seine Hand gehen zu lassen. Wie das zu geschehen pflegte, ist uns ja bereits bekannt. Die Parteien brachten ihm die Opfer, und er gestattete ihnen, sich mit ihrem Anliegen an seinen Fetisch zu wenden. Da auch seine Nachkommen solchen Dienst nur vortheilhaft finden konnten, so entstand auch auf diesem Wege ein sich vererbendes, aber nicht gestiftetes Priesterthum, vielmehr ein solches eigener Unternehmung. Wenn Kamehameha nach der Eroberung der Insel dieses Priesterthum mit seinem ruhenden Fetisch und durch Hinwegnahme des beweglichen zerstörte, so kann man darin wohl einen Beweis erblicken, daß die Eifersucht dieses Herrschers die Macht eines solchen Priesterthums in einem seiner Dynastie beraubten Lande nicht unterschätzte. — So finden wir denn auch auf diesem Boden die beiden Arten von Priesterthum, die wir auf amerikanischem und afrikanischem antrafen.

Auf Tahiti bezeichnete man den Fremden die Priester als Teapunie, und als man merkte, daß diese eine Erklärung des unverständlichen Wortes wünschten, lautete diese nach Forster [1]) dahin, es seien „Männer, die der Gottheit und dem Marai angehörten." In diese Definition dürfen wir also mit aller Sicherheit die oben erwähnten Pfleger miteinbeziehen. Ebenso bildeten auf Hawai die Priester des Tairi die Bewachung des unbedeutenden Haiaus, von welchem dieser erobernde Kult ausging; nichts anderes will es bedeuten, daß sie die Uebertreter des Tabu mit dem Tode bestraften. [2])

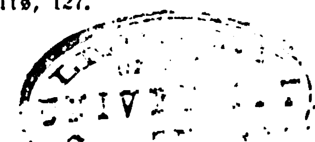
Die Erhaltung solcher Stiftungspriesterschaften kann man sich entweder als ehemalige Dotirung durch Zuweisung eines Landgebietes sammt der Bevölkerung oder in der Weise vorstellen, daß die überlebende Familie fortdauernd das Nöthige beizustellen hatte. Der erstere Fall käme auf eine Gutstheilung hinaus, die dann am wahrschein-

[1]) a. a. O. IV. 207. [2]) Ellis 215.

lichsten anzunehmen ist, wenn die Priesterschaft Mitgliedern der eigenen Familie zugewiesen wurde. Seltsam genug scheint man aber auch mitunter umgekehrt die weltliche Herrschaft in solcher Weise ausgesondert und die Priesterschaft der gesammten Familie aufgetragen zu haben. So wenigstens übertrug Kamehameha kurz vor seinem Tode die Herrschaft seinem Sohne Liholiho, die Kultsorge aber diesem in Gemeinschaft mit dessen Neffen Kekuokalani und den Fürsten.[1]) Vorher scheint also dieser energische Reformator und Eroberer die Staatspriesterschaft, so weit sie sich in den einzelnen Gauen herausgebildet hatte, sammt der weltlichen Herrschaft in einer Hand vereinigt zu haben, oder er hatte die vorhandenen Priester in der Weise zu seinen Dienern gemacht, daß er ihre Aemter auf sich übertrug. Denn daß, abgesehen von den zahlreichen Priesterschaften eigener Unternehmung, auch Dienstpriesterschaften fortbestanden, ergiebt sich aus der Thatsache, daß jener für seine Kriegsfetische einen eigenen Oberpriester, Hevaheva genannt, hielt.[2])

Jedenfalls hatte sich schon Kamehameha in seinem Streben, die Regierung ganz in seine Hände zu bekommen, bemüßigt gesehen, eine Revolution anzubahnen, die sein Sohn durchführte, und sicher ist, daß es auch auf Hawai eine zahlreiche und mächtige Stiftungspriesterschaft gab, welche dem Range nach dem Fürsten nahe stand und in Familien gleich dem Fürstenthume erblich war.[3]) Daß auch hier die Wohnungen der Priester innerhalb der äußeren Einschließung der Haiaus lagen,[4]) zeugt immer noch für den Ursprung ihres Dienstes. Wahrscheinlich wurde die Priesterschaft an den Staats- und Gautempeln durch regelmäßige Leistungen erhalten, welche im letzteren Falle von den betreffenden Gauen bestritten wurden. So wenigstens war es bezüglich derer, welche ihren Kult zur Abwendung der Vulkanausbrüche versahen. Diesen Haiaus im Gebiete des Kirauea soll die ganze Insel gewissermaßen tributpflichtig gewesen sein, und die Gaufürsten scheinen die Verantwortung getragen und die Gegenstände des Tributes überliefert zu haben.[5]) Hierbei unterschied man ursprünglich nicht zwischen dem Gute der Priester und dem der Götter, sondern die ersteren nahmen alles als Gottesgut in Empfang und verwendeten dann soviel, als ihnen

[1]) Ellis a. a. O. 63. [2]) Ebend. 64.
[3]) Ebend. 231. [4]) Ebend. 83. [5]) Ellis, 127.



nöthig schien, auf den Kult, von dem Reste sich selbst erhaltend. Wenigstens ist es von einigen Tempeln gewiß, daß ihr Dienst in solcher Weise unterhalten wurde. „Zuweilen bestanden die Geschenke in lebendigen Schweinen, die dann von dem Priester in die Nähe des Bildes gebracht wurden. Hier kniff er ihnen in die Ohren oder in den Schwanz, bis sie schrien, worauf er folgende Worte an den Götzen richtete: „Hier ist das Opfer von diesem oder jenem deiner Verehrer.“ Dann wurde das Ohr des Schweines durchbohrt, ein Zierrath von den äußeren Fibern der Kokosnuß darin befestigt und das Thier in Freiheit gesetzt, bis der Priester davon Gebrauch machen konnte. In Folge dieses Zeichens war das Thier geheiligt und durfte in dem ganzen Distrikte frei umherwühlen; und welchen Schaden es auch anrichten mochte, so war doch keine andere Strafe erlaubt, als es aus dem Bezirke herauszujagen, in welchen es eingebrochen war. Dasselbe war mit den Schweinen der Fall, die anderen Götzen dargebracht wurden.“ [1])

Nimmt man dazu von Seiten der Fürsten Landschenkungen mit Fruchtbäumen, so konnte sich jede Priesterschaft ein Stammgut von all den Gegenständen aufsammeln, welche überhaupt den Reichthum der Insel ausmachten. Aber schon der Besitz von Schweinen versetzte die Priester dieser Art unter die wohlhabenden und vornehmen Leute. Ab und zu aber — wenigstens geschah dieses mit den Gebeinen Cooks [2]) — unternahmen die Priester mit ihren Heiligthümern Wanderungen — Prozessionen – durch das Land von einem Haiau, einem Gau zum andern und sammelten bei dieser Gelegenheit vom Volke Geschenke zur Aufrechterhaltung des Kultes.

Das war zweifellos auch eine der Arten, wie sich die nicht stiftungsmäßig dotirten Priester ihre Kultauslagen hereinbrachten. Solche erhielten außerdem, wenn sie wegen Krankheit und dergleichen ins Haus gerufen wurden, außer dem Hunde und dem Stück Geflügel, die zum Opfer nöthig waren, eine Belohnung für sich selbst; beiderlei aber, Opfer und Gebühren, wurden nach Rang und Wohlhabenheit der Partei bemessen. Schickt ein Gaufürst um den Zauberpriester, so wird dieser sofort mit einem Geschenke von einem Schweine, Hunde oder Huhn, nebst Zeugstoffen empfangen. [3]) Auch sonst noch ist der Priester

[1]) Ebend. 42. [2]) Ebend. 68.
[3]) Ebend. 148, vergl. unten Brahmanen.

durch die Sitte wohl bedacht. Wie bei einer gastlichen Bewirthung dem höchsten Oberhaupte der Kopf oder doch das Gehirn des Schweines zufällt, so auch dem Priester ein ausgezeichneter Theil.

Begraben wird der Priester in der Regel in demjenigen Tempel, in welchem er gedient hat, sein Grab aber besonders ausgezeichnet. [1]) Auch Gottheiten des Haifischfetisches besaßen Tempel und Priesterschaften, und durch die Furcht des Volkes wurden sowohl diesen wie den Priestern im Gebiete der Pele reichliche Kultmittel zugeführt. [2]) Daneben scheint es aber auch wandernde, oder wenn man will, vagabondirende Haifischpriester in Menge gegeben zu haben; manche derselben wurden wirklich für nichts besseres als Landstreicher angesehen.

Die Priester auf den Societätsinseln führten den Titel Tahowa (Tahauwah, Taowah), und es gab auch hier eine erbliche Priesterschaft. „Männer versehen das Priesteramt für beide Geschlechter; doch hat jedes Geschlecht seine eigenen Priester; denn diejenigen, welche das Amt für das eine Geschlecht besonders versehen, dürfen es für das andere nicht verwalten.“ [3]) Im priesterlichen Stande befanden sich allerlei Arten von Leuten, aber „der Oberpriester ist gemeiniglich der jüngere Bruder einer vornehmen Familie und dem Range nach die nächste Person nach dem Könige.“ Diese wichtige Person heißt Tahowa rahai. Die Volksunterschiede treten auch in der Priesterschaft wieder hervor; „so gebrauchen Standespersonen niemals einen Priester von der niedrigeren Klasse, auch wird ein Priester von höherem Stande niemals für gemeine Leute sein Amt verrichten.“ [4]) Als O-purea noch als mächtige Königin auf Tahiti schaltete, war Tupaia Tahowa rahai der ganzen Insel und zugleich erster Minister der Königin. Dieses Verhältniß mag sich oft wiederholt haben, und der öfters erwähnte Finau auf den Tongainseln, dessen Stellung den Europäern trotz aller Versuche des Königs, sie ihnen klar zu machen, unbegreiflich blieb, war zweifellos Träger derselben Doppelwürde. Oberpriester kann nur ein Erih, eine Person von Fürstenrang sein.

In einer analogen Stellung dem Gaufürsten gegenüber mögen sich die Tataorreros genannten Priester in den einzelnen Gauen befinden. Bei der Erblichkeit ihres Amtes muß sich naturgemäß ins-

---

[1]) Ebend. 189, 199. [2]) Ebend. 27, 66.
[3]) Forster, Geschichte der Reisen II. 237. [4]) Ebend. 238.

besondere durch sie die Tradition nicht nur der Kultformen, sondern auch anderer Bräuche erhalten haben, und sie mögen demnach zugleich eine Art fürstlicher Ceremonienmeister gewesen sein. Insofern regelmäßige Anniversarien zu den Kultbestimmungen gehören, haben sie Veranlassung, die Zeitrechnung in Evidenz zu erhalten. Sie sind also, so weit es sich um die vornehmere Stiftungspriesterschaft handelt, die Wissenden neben den sorgloser Hinlebenden; so tritt zu ihrem Geburtsadel noch eine Art Geistesadel. In Betreff dieser Vornehmheit steht ihnen die Priesterschaft eigener Unternehmung, das Privatpriesterthum, als ein demokratisches oder selbst plebejisches gegenüber. Dieser Gegensatz erinnert außerordentlich an den unserer alten Stifts- und jüngeren Bettelorden. Einen Haifischpriester, der sich zufällig unter der Volksmenge fand, bezeichneten die Vornehmen den Europäern geradezu als einen Taugenichts.

Eine Art Hauspriester begleitete die Fürsten, wie man aus Blighs Erlebnissen schließen muß,[1]) gleichwie Adjutanten oder Haushofmeister, und bei Festlichkeiten sind sie die Festordner. Reichliche Entlohnung empfängt der Priester auch für seine Theilnahme an Beerdigungen, wie in Afrika.[2])

Die in Amerika und Afrika herrschende Sitte, den Priester mit demselben Namen wie seinen Gott zu bezeichnen, besteht auch auf den Sozietätsinseln allgemein und zwar sowohl in Betreff der Spezial-, wie der Gemeinnamen der Götter. Sowohl der gefürchtete Gott von Bolabola, wie sein gelähmter alter Priester, den Cook besuchte,[3]) hieß Olla oder Orra und den großen Haufen von „Schwärmern," d. h. Zauberpriestern, deren Spezialdienst man nicht im Einzelnen zu nennen wußte, nannte man in Bausch und Bogen E-atuas — Götter.[4])

Auf den Tongainseln müssen die Priester nach den Andeutungen, die wir aus älterer Zeit haben, in ähnlichen Verhältnissen sich befunden haben. Bei Staatsfesten nahm ein Oberpriester die Stelle neben dem Könige ein und mit andern Priestern die dem Staatsfajatuka dargebrachten Opfer entgegen, um sie selbst wieder der Gottheit zuzuführen.[5]) Auch auf Neuseeland fanden die Entdecker eine Priesterschaft vor.[6])

---

[1]) Forster, Neueste Reisen II. 94 und 103.
[2]) Forster, Geschichte der Seereisen II. 234.
[3]) Ebend. VI. 314.
[4]) Ebend. VI. 32.
[5]) Ebend. VI. 250.
[6]) Ebend. II. 315.

Wenden wir die Blicke nach Norden, so finden wir dieselbe Erscheinung. Bei den malaiischen Batta auf Sumatra hatte jedes Dorf seinen „Guru“ oder „Datu“ als Lokalpriester; dieser aber wird von den Einwohnern unter denen, die man für die Unterrichtetsten hält, gewählt und auch jedenfalls unterhalten.[7]) Dieser Priester ist also einerseits der Wächter des Gemeindeheiligthums, der „Malstätte“, hat aber nebenbei auch seine einträgliche Privatpraxis, wie bei uns etwa ein Stadtphysikus.

Auf den Philippinen tritt weibliche Priesterschaft auffällig hervor.[8]) Die Gelegenheit, Sporteln zu empfangen, hat sich die Priesterschaft hier in angenehmer Weise dadurch vermehrt, daß jedes Schweinschlachten als ein Fest gestempelt ist, das die Ladung der Götter erheischt, oder mit andern Worten, daß hier kein Schwein anders als unter Opferritus und Intervention der Priesterinnen geschlachtet werden kann. Diese Auszeichnung, welche gerade den Schweinen zu Theil wird, deutet Blumentritt, wie ich glaube mit Recht, darauf, daß die malaiische Einwanderung aus einem Lande gekommen sei, in welchem, allenfalls außer dem Hunde, das Schwein das einzige gezähmte Thier war, so daß es immer die altehrwürdige Festspeise abgab. Auf den Südseeinseln, wo dieser Fall zutrifft, ist aber außerdem dieses kostbare Thier ausschließlich im Besitze der Erihs; der gemeine Mann hat keinen Antheil an den Schweineherden des Landes; Schweinefleisch ist auch hier noch ein Herrenessen. Wie dem auch sei, die Priesterschaft befand sich dabei gut, indem der Visayer von jedem geschlachteten Schweine der Babaylana oder Priesterin nicht weniger als ein Viertel zu geben hatte — als Dakschina, Opferlohn, wie der Brahmane gesagt hätte. Nach einem andern Gewährsmann (Pigafetta) erschienen einige Schüsseln mit Kuchen und Fischen als Ablösung.

Bei den Manobos ist der Häuptling auch zugleich Priester des Kriegsgottes; die Tagalen, Visayer und Zambalen aber besaßen zur Zeit der Entdeckung je einen Oberpriester, Sorat genannt, der durchweg aus einer der vornehmsten Familien stammte. Diese Oberpriester vollzogen die Aufnahme in den Stand der Stiftungspriesterschaft. Außerdem gab es viele Priesterschaften der einzelnen Anitos,

[7]) Marsden, Hist. of Sumatra p. 387.
[8]) Blumentritt a. a. O. 21.

bei den Visayern nur weibliche. Bei den Igoroten hat jedes Dorf einen Priester; die Gebetformel ist sein Geheimniß.

Das Prinzip, durch welches das Priesterthum über die Menschheit sich erhebt und dieser unentbehrlich wird, entspricht auch auf diesem Gebiete genau demjenigen, das wir im kulturlosen Bereiche von Amerika und Afrika trafen. Es ist der Gottesgeist, der durch Kult bewogen, in den Priester tritt und in diesem offenbart, was dem Menschen zu wissen erwünscht, aber doch nicht möglich ist. Auch die Formen sind in allen wesentlichen Stücken genau dieselben: der anlockende Kultakt geht fürs Erste voran; es entschlägt sich fürs Zweite die Person ihres eigenen Geistes und nimmt fürs Dritte den der Gottheit auf. Dann folgt die Verkündigung der gottempfangenen Mittheilung, der Offenbarung. Der erste Akt ist das Opfer unter landesüblichen Formen, unter Anrufung der Gottheit und Mittheilung des bezüglichen Begehrens. Man muß den Namen eines Gottes kennen, um ihn rufen zu können, und die Worte des Rufes wissen, auf die•er achtet. Darum sind die Gebetformeln vielfach Geheimniß der Priester, oder nur sie sind im Besitze einer für alle Fälle ausreichenden Zahl. Die Selbstentäußerung geschieht entweder, indem man schlafend den eigenen Geist davon sendet, oder durch berauschenden Tanz den Zustand der Bewußtlosigkeit herbeiführt. Hierbei glauben wir aber auch schon auf einen Unterschied zu stoßen, wenn uns nicht etwa unsere Quellen Wesentliches verschweigen. Wir glauben nämlich zu bemerken, daß die forcirten Mittel der Selbstentäußerung mehr dem Priesterthum eigener Unternehmung, als dem der Stiftung zufallen. Wird der Zauberpriester vielleicht von seiner Feldarbeit weg oder aus dem Fischerkahn zum Kranken gerufen, so führt er seinen berauschenden Tanz auf, indeß wir den Oberpriester im Staatsmarai bei einer solchen Funktion noch nicht getroffen haben, obwohl auch er ganz auf dieselbe Weise durch des Gottes Einkehr Offenbarungen spricht.

Wenn dieser Unterschied so durchgehend ist, wie er uns scheint, so ist er immerhin wohl erklärbar. Der Zauberarzt erscheint doch nur von Fall zu Fall als Priester und muß sich sonach erst immer wieder die Disposition dafür verschaffen; der Stiftspriester ist mit seiner ganzen Person in den stetigen Dienst seines Gottes gestellt und es muß sich daran wohl — ein wenig Menschlichkeit mitgerechnet —

die Vorstellung schließen, daß er eigentlich in einem ununterbrochenen Connex mit der Gottheit stände. Je ständiger demnach der Kult wird, desto mehr können jene die Gottbegeisterung vorbereitenden Kunstgriffe in Fortfall kommen. So lernten wir ja auch schon in Afrika Priester kennen, in deren Hand eine tönende Klapper genügte, um die Gottheit zu rufen und in ihr Haupt zu lenken.

Wenn der Tahowa-rahai auf Tahiti aufwärts blickend und mit Bewegung der Lippen leise betete, dann glaubte man, „der Eatua oder Gott komme zu ihm herab und rede mit ihm, bleibe aber dem Volke unsichtbar und werde nur ganz allein von dem Priester gehört und verstanden.“[1]) Bei so stetem Dienst ist denn überhaupt die Grenze schwer zu ziehen zwischen dem Denken des eigenen und dem des göttlichen Geistes, und die im Namen liegende Identifizirung von Gott und Priester kann leicht in einer ausschweifenden Weise zur That werden. Beispiele solcher Art liegen uns vor, deren wir einige erwähnen wollen. Auf Hawai wanderte zur Zeit, als Ellis[2]) daselbst weilte, ein von der Insel Maui gebürtiger Mann herum, der überhaupt ein für allemal „von einem Haifische“ inspirirt wurde und sonach jederzeit zukünftige Dinge vorherzusagen wußte. Unter dem Haifische ist natürlich nur der Fetisch eines Geistes zu verstehen, dem der Mann in spezieller Kultverbindung diente. Das Volk schenkte ihm bereitwillig Glauben, und er gewann auf diese Art seinen ganzen Unterhalt.

Zu einer andern Zeit machte derselbe Missionär[3]) die angenehme Bekanntschaft mit der leibhaftigen Pele, d. h. einer Priesterin der gleichnamigen, gefürchteten Göttin des Vulkans. Wir haben gar keinen Grund im Allgemeinen an dem guten, ehrlichen Glauben der Priester zu zweifeln. Sie sind gleich allem Volke selbst überzeugt, daß in ihnen eine wunderbare Besitzergreifung des Geistes stattfinde, und mögen sich oft redlich mühen, ihre eigenen Gedanken von jenen zu trennen, die sie der Eingebung Gottes zuschreiben zu müssen glauben; aber es treten auch Fälle ein, in denen sie der Versuchung, für sich diese Grenze aufzuheben, für die Hörer aber bestehen zu lassen, unterliegen müssen. Der Leser mag selbst entscheiden, ob sich nicht die große Pele in einer solchen Lage befand.

---

[1]) Forster, Geschichte der Reisen V. 120.
[2]) a. a. O. 27. [3]) a. a. O. 157 ff.

Sie war herabgekommen, um einen kranken Fürsten zu heilen, und hörte bei dieser Gelegenheit den Vortrag des genannten Missionärs. Sie beantwortete ihn mit einem kurzen Anrufe an das Volk, und dieses erklärte sie für inspirirt. Als sie nun der Prediger ansprach, antwortete sie ganz verständig, sie habe seinen Vortrag gehört und wohl verstanden und erkläre es für ganz richtig, wenn die Weißen für ihr Theil Jehova verehrten, aber sie sei einmal Priesterin der Pele und diese die größte Göttin Hawai's. Dann erhob sie einen Gesang unter jenen heftigen Bewegungen, welche die bekannten Vorbereitungen zur Inspirirung sind. In diesem Zustande entgegnete sie nun der Vorstellung nach ganz correct, daß Pele in ihr wohne und den kranken Fürsten heilen werde. Der Prediger bedrohte sie nun mit dem „ewigen Tode", der über alle „Götzendiener" kommen müsse, worauf sie eine sehr hohe Miene annahm und mit Stolz antwortete: „Ich bin Pele und werde nie sterben und alle, die mir folgen, sollen nach ihrem Tode, wenn ein Theil ihrer Gebeine nach Kirauea gebracht wird, dort mit mir in dem strahlenden Feuer leben!" Auf die eindringliche Frage: „Bist Du Pele?" antwortete sie mit einem entschiedenen „Ja!"

Das möchte nun Alles noch correct sein, obgleich es doch auffallen muß, daß im Zustande des „Außersichseins" sich der Faden des Zwiegespräches so sicher festhalten läßt; aber nun brachte sie die Wendung, welche ein schlagfertiger Hawaier der Sache gab, aus der Fassung oder vielmehr nur allzusehr in die menschliche Verfassung zurück, ohne daß sie doch ihre Prätension aufgeben durfte. Ja, ja, sagte jener Hawaier, „du bist wirklich Pele, und du bist es, die des Königs Länder verheert, sein Volk vernichtet und alle Fischerplätze verdorben hat. Seit du auf die Insel gekommen bist, bist du nur beschäftigt gewesen, Unheil anzurichten; du veränderst den größten Theil der Insel, indem du sie in Stücke splitterst" u. s. w.[1])

Aber Pele antwortete nicht minder geschickt auf diese überraschende Wendung. Immer noch als Göttin sprechend, gab sie zu, früher böse Menschen von der Insel vertilgt zu haben, und wandte sich dann mit einem beschämenden Argumente gegen den Weißen. Wer habe denn, frug sie, bestimmte Oberhäupter, die sie mit Namen nannte, getödtet? Und die Antwort, die sie selbst darauf gab, lautete ohne Umschreibung:

[1]) Ellis a. a. O. 159.

Rum und Syphilis! Diese Geschenke der Weißen hätten mehr Männer der Insel vernichtet, als alle Vulkane derselben. Sie scheint nicht ganz Unrecht gehabt zu haben, aber diese Schlagfertigkeit inmitten des Zustandes der Inspiration zeigt recht deutlich, wie wenig sich der Mensch in solchen Fällen vor der Rückkehr des eignen Geistes schützen könne, und es ist kaum denkbar, daß sich das Individuum nicht subjektiv dieses Vorgehens bewußt werden sollte. Nichts desto weniger gab die Priesterin, die sonst Dani hieß, ihren Anspruch, im Momente Pele zu sein, nicht auf.

Je leichter man indeß geneigt sein wird, mit Pele wegen einer solchen Competenzüberschreitung nicht zu streng in's Gericht zu gehen, desto mehr muß man erkennen, wie nahe menschlicher Schwäche eine solche liegt. Doch müssen viele dieser Zauberpriester auch wieder gänzlich unter dem Einflusse ihrer Ekstasen stehen; denn ein Tahitier versicherte, daß es vorkäme, daß einzelne dieser Personen in ihrem Paroxismus so von Sinnen kämen, daß sie in diesem Zustande ihr eignes Gut verschleuderten, wenn ihre Freunde nicht so vorsichtig wären, es in solchen Fällen bei Seite zu räumen.[1]) Solche Beweise ihrer Ehrlichkeit müssen ihnen das Vertrauen des Volkes befestigen, und es ist leicht zu errathen, welchen Einfluß diese Personen auf Volk und Fürsten üben. Ein „Eatua" dieser Art kam bei Cooks dritter Reise vor dessen Abfahrt aus einem Hafen Tahiti's eigens herbei, um als Priester dem jungen Fürsten Aheatua von einer Reise, die dieser vorhaben sollte, abzurathen; Cook aber prophezeite er, daß er an diesem Tage nicht mehr nach Matavai kommen werde. Das war allerdings nicht schwer, denn es herrschte gerade völlige Windstille. Cook erreichte aber dennoch sein Ziel, denn wider Erwarten des Eatua stand ein Lüftchen auf. Der Mann, von der Art derer, die gelegentlich die Einheimischen selbst Taugenichtse nannten, glich völlig einem Wahnsinnigen und trug keine Bekleidung außer einer Menge Pisangblätter um die Lenden und sprach in einem quikenden Tone.[2])

Ein anderer Fall aus Tahiti[3]) dürfte auch dem wohlwollendsten Leser schon bedenklicher erscheinen. Eben in dem genannten Matavai lernte Bligh einen andern Priester kennen, dessen Name Owiwi war, und der von den Insulanern bei allen wichtigen Vorfällen zu Rathe

[1]) Forster a. a. O. VI. 321. [2]) Ebend.

[3]) Forster, Neueste Reisen II. 127.

gezogen wurde, „weil er mit dem Eatua spräche“. Cook hatte auf Tahiti einen Stier und eine Kuh zurückgelassen, Bligh aber fand beide getrennt in verschiedenen Bezirken und ihrem ursprünglichen Besitzer enteignet. Der Stier befand sich im Besitze des eben genannten Priesters, und der Fürst, in dessen Händen ihn Cook gelassen hatte, hatte ihn jenem deshalb abtreten müssen, weil der Priester von seinem Eatua beauftragt worden war, ihn für sich zu fordern. Ohne Gefahr konnte sich der Fürst diesem Begehren nicht entziehen, und so wurde Cooks humane Absicht, die Insel mit nützlichen Hausthieren zu bevölkern, vereitelt. Bligh suchte nun beide Thiere wieder zusammenzubringen und erkaufte den Stier vom Priester Owiwi um die ansehnlichsten Geschenke. Dieser kam nun an Bord, seine Geschenke zu holen, und Bligh, verdrießlich über die ganze Sache, glaubte den Insulanern klar machen zu können, daß ihr Priester wohl nicht ganz ein Ehrenmann sein möchte, da er doch jetzt dasselbe Thier wieder verkaufe, das doch Gott in seinem Besitze wünsche. Darauf aber antwortete der Priester schlankweg, daß ihm gerade Eatua jetzt wieder geboten, das Thier zu verkaufen.

Der Leser erinnert sich der oben geschilderten Tempeleinrichtung auf Hawai und insbesondere des weithin sichtbaren Obeliskes, der als das eigentliche Mal inmitten jeden Heiaus emporragte. Dieses „Anu“ war, wie dort angegeben, ein leichtes Flechtwerk, innen hohl und mit Zeugstücken verkleidet, und bildete, wenn sich Ellis[1]) wohl berichten ließ, in den Staatstempeln einen besonderen Orakelapparat. Trat der König in jenen, um sich von der Gottheit Rathes zu erholen, so antwortete der Priester zwar hörbar, aber nicht sichtbar aus dieser Verschalung — die den Malsitz des Gottes verdeckte — heraus. Bei der Rückkehr des Königs aus dem Tempel wurde die Antwort öffentlich bekannt gemacht und gewöhnlich in deren Sinne verfahren. Von einer Uebereinkunft oder einer absichtlichen Täuschung, die Ellis anzunehmen scheint, wollten die Hawaier nichts wissen. Nur ist es nicht wahrscheinlich, daß dieser Apparat der Sache wegen erfunden worden sei, sondern umgekehrt mußte das Mal, als der eigentliche Sitz des Geistes, wenn es einmal hohl war, so daß es die vermittelnde Person aufnehmen konnte, als der geeignetste Platz erscheinen, in welchem der Priester mit dem Gotte sich

[1]) a. a. O. 46.

vereinigte. Einzelne Priester waren noch zu Zeiten Kamehamehas durch ihre Orakelbegabung besonders berühmt, so der Pelepriester Kamakaakeakua („Auge Gottes") und Kapihi, welcher dem genannten Könige vorausgesagt hatte, daß er einst mit allen seinen Vorfahren wieder auf Hawai leben würde.

Auch die Träume des Priesters gelten als Orakel [1]) und auch die mohammedanischen Malaien zu Batavia wendeten sich an solche Traumdeuter. [2])

Es giebt nur wenige Richtungen im menschlichen Leben, nach denen sich eine solche übernatürliche Erkenntniß nicht ausnutzen ließe. Zunächst war dadurch auch auf Hawai der Priester eine einflußreiche Person beim Gerichtsverfahren. Man hatte auch verschiedene Gottesurtheile (Ordalien), von denen das Wai haruru (das bebende Wasser) am eigenthümlichsten ist. Es wird nämlich eine große Kalabasse oder eine hölzerne Schüssel mit Wasser in die Mitte eines Kreises gestellt, an dessen einem Ende der Beschuldigte sitzt, und beide Hände mit ausgebreiteten Fingern über dem Wasser hält. Ein Priester sagt ein Gebet her, und er oder der Obere blicken unbeweglich auf die Oberfläche des Wassers hin. Man sagt, daß, wenn die Person, welche die Hände über dem Wasser hält, das Verbrechen begangen hat, das Wasser anfange zu zittern. [3]) Wir erinnern uns dabei an Paulahos Waschbecken.

Auf der Verbindung von Priesterschaft mit Tempel und Tempelgut beruht die Entwicklung des Asylrechtes, das wir in Hawai schon auf einer hohen Stufe antreffen. Daß Alles an der Stätte der Todten tabu, unberührbar ist, wissen wir schon; die Vorstellung folgt aus dem Eigenthumstitel des Todten und der Furcht vor seiner Beleidigung. Tahitier flohen erschreckt aus ihren Häusern, als ein Europäer mit einem von einem Marai gebrochenen Blüthenzweige sich jenen näherte. Sie sagten, ihre Häuser würden tabu und unbewohnbar sein, wenn sie durch jenen Zweig in solche Verbindung mit dem Besitze des Todten gebracht würden. Naturgemäß müßte also ein Mensch, der sich in den Marai rettete, ebenfalls tabu sein, d. h. dem Geistherrn der Stelle gehören. Aber diese Vorstellung an sich würde noch nicht zum Begriffe des Asyles führen; im Gegentheil, es läge nahe, daß der so der Gottheit Ver-

[1]) Ellis a. a. O. 203.
[2]) Forster, Geschichte der Reisen III. 366.
[3]) Ellis a. a. O. 239.

fallene in ihrem Namen justifizirt oder geopfert würde, und wäre es auch nur, indem er an jener Stelle des Hauses stirbt. Erst nachdem man sich an einen Besitz der Priesterschaft gewöhnt, welcher doch angeblich der Besitz der Gottheit ist, gelangt man zum Begriffe des Asyls: der Geflüchtete kann nun der Gottheit gehören, indem er den Priestern gehört, genau so wie jene gezeichneten Opferthiere, welche Gott gehören, ohne ihm geopfert zu sein; zeichnete man ja auch anderwärts den Sklaven an den Ohren. Daher ist auch nicht jeder Tempel an sich eine Asylstätte, sondern er wird es nur, wenn es der Priesterschaft gelingt, den Veranstaltungen und den Sitten diese Richtung zu geben.

Auf Hawai gab es zwei solche, Puhonua's genannte Zufluchtsorte, deren einer sich bei dem Haupttempel der ehemaligen Residenz der hawaischen Könige zu Honaunau befand. Er bestand aus einer Einfriedung mit weiten Eingängen, welche flüchtige Verbrecher aufnahm. In Kriegszeiten wurden diese Eingänge noch besonders sichtbar gemacht, und die Priester würden mit ihrem Gefolge Jeden getödtet haben, der die dort Aufgenommenen noch weiter beunruhigt hätte. Für die Flüchtlinge waren neben den Hütten der Priester Wohnungen errichtet. Nach einer bestimmten Zeit konnten jene entlassen werden, ohne noch weiter Gefahr zu laufen; oft sollen sie sich aber fortan dem Dienste der Priester gewidmet haben,[1]) und auf dieser Gepflogenheit dürfte sich wohl überhaupt die ganze Einrichtung zunächst aufgebaut haben. Unmöglich konnte von allem Anfange an ein Uebereinkommen getroffen sein, welches die Verbrecher wirklich allenthalben im Lande nach der bestimmten Frist geschützt hätte. Erst allmählich konnte sich eine solche Sitte festsetzen, bis dahin aber nur der unmittelbare Schutz der Priester wirksam sein. Der genannte Bezirk war 715 Fuß (engl.) lang und 404 Fuß breit, und nahm in Kriegszeiten auch Frauen, Kinder und Greise auf. In solchen Zeiten bildete also der Tempel nicht nur eine Freistätte, sondern auch einen kleinen neutralen Freistaat unter Gottesfrieden.

7. Die Priester in ihrer Kultthätigkeit.

Ehe wir weiter auf die Spezialthätigkeiten der Priester eingehen, wollen wir noch einige Augenblicke bei denjenigen Funktionen verweilen, die ihnen bei den eigentlichen Kultakten in den Tempeln oblagen. Ur-

[1]) Ellis a. a. O. 83.

sprünglich befand sich das Stiftspriesterthum gerade im Gegensatze zu dem freien in einer dienstlichen Stellung, und zwar im Dienstverhältnisse zu derjenigen Familie oder Sippe, in deren Auftrage der Kult besorgt wurde. Eine Art von Hauspriestern mag auch für immer in dieser Stellung geblieben sein; je mehr aber in einer Kultstätte die vor undenklicher Zeit heimgegangenen und zur Göttlichkeit erhobenen Geister gegenüber den jüngst eingeführten in den Vordergrund traten, oder kurz gesagt, je mehr der Tempelbegriff den der Grabstätte verdrängte und je unabhängiger die Stellung des Tempeldieners auf Grund der Stiftungsgüter wurde, desto weniger blieb die Thatsache in Erinnerung, daß der Priester eigentlich der Diener desjenigen Hauses sei, dem die Kultstätte als Grabstätte gehörte; er erschien vielmehr nur noch als der Vertraute desjenigen Geistes, in dessen Furcht der Herr lebte. Der Begriff des Tabu, unter welchem der Priester stand, that das Seinige hinzu, um denselben nur noch als den bevollmächtigten Sachwalter der Gottheit erscheinen zu lassen.

Diese Rolle spielt er denn nun auch in allen öffentlichen Kulthandlungen. Nicht der Gottheit, sondern nur ihrem Sachwalter kann man sich bei solchen Anlässen nahen; dieser nimmt die Geschenke in Empfang und dieser verdolmetscht ihren Willen.

Betrachten wir die Priester zuerst bei einer ihrer Hauptstaatsaktionen, beim Menschenopfer, und halten wir uns dabei an die Schilderung Cook's, der mit zwei andern Europäern als Gast einem solchen Akte beiwohnte.[1]) Vor Ausbruch eines Krieges mit dem Nachbarstaate Eimeo hatte der tahitische Admiral Tohah in seinem Clangau nach in solchen Fällen üblicher Weise einen Mann getödtet, den er dem Großkönige nach Attahura übersandte, damit er hier in dem vornehmsten Marai der Insel als Opfer dargebracht werde. Die erwähnte vorangegangene Tödtung scheint unter wenig andern Umständen vollzogen zu werden, als das Erlegen der Menschen durch die malaischen Kopfjäger. Der Erschlagene wurde zugleich mit einem Hunde und einem Büschel rother Federn, einer sehr werthvoll geachteten Beigabe, in einem Canoe nach Attahura überführt und dabei von einem Priester, wahrscheinlich dem Hauspriester des Admirals begleitet. „Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags stiegen wir in Attahura an's Land. Otu (der Großkönig) verlangte,

---

[1]) Forster a. a. O. VI. 331 ff.

daß die Matrosen in dem Boote bleiben, und die Herren Anderson und Weber, sowohl als ich selbst, sobald wir bei dem Marai anlangten, unsere Hüte abnehmen möchten. Wir gingen sogleich darnach hin, und wurden von einer großen Menge Mannspersonen und einigen Knaben, aber nicht von einer einzigen Person weiblichen Geschlechts begleitet. Vier Priester, nebst ihren Unterordneten und Gehilfen, warteten schon auf uns, der Leichnam oder das Opfer lag in einem kleinen Kahne, welcher dem Marai gegenüber am Strande, wo ihn das Meer noch erreichen konnte, aufgezogen war. Zwei Priester nebst einigen Bedienten saßen bei dem Kahne; die übrigen am Marai. Zwanzig oder dreißig Schritte von dem letztern blieb Otu mit uns und einigen andern stehen; der große Haufe des Volkes hingegen blieb weiter zurück. Nunmehr nahmen die Ceremonien ihren Anfang.

Einer von dem Priestergefolge legte einen Pisangstamm zu den Füßen des Königs nieder. Ein anderer näherte sich mit einem kleinen Büschel rother, auf Kokosfasern gewickelter Federn, womit er einen Fuß des Königs berührte, und ging hierauf wieder zu seinem Collegen zurück. Jetzt wandte sich einer von den Priestern, die am Marai saßen, gegen jene am Strande und begann ein langes Gebet, wobei er von Zeit zu Zeit junge Pisangstämme hinabsandte, welche auf das Opfer gelegt wurden. Während dieses Gebetes hielt ein Mann, der neben dem betenden Priester stand, zwei Bündel in der Hand, welche von otahitischem (tahitischem) Zeug zu sein schienen. In dem einen war, wie sich nachher zeigte, der königliche Maro — gleichsam die Insignie der höchsten Gewalt — und im andern, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die Lade des Eatua. Sobald das Gebet geendigt war, gingen die Priester mit ihrem Gefolge vom Marai zu jenen am Strande hin und setzten sich daselbst nieder. Sie hatten auch die beiden Bündel mitgenommen und fingen dort wieder an zu beten. Während der Zeit nahm man zu verschiedenen Malen die Pisangstämme, einen nach dem andern wieder von dem Opfer, welches zum Theil mit Kokosblättern und Gesträuch bedeckt war. Hierauf holten sie es aus dem Kahn und legten es, mit den Füßen gegen das Wasser gekehrt, auf den Seestrand, und Priester schlossen einen Kreis um dasselbe, einige sitzend, andere stehend, indeß einer oder mehrere ohngefähr zehn Minuten lang gewisse Sprüche wiederholten. Dann nahm man die Blätter und Zweige von dem Leichnam weg und legte ihn in eine dem Strande parallele Lage. Hierauf

trat ein Priester zu seinen Füßen hin und sprach ein langes Gebet, wobei die andern, deren jeder ein Büschel rother Federn in der Hand hatte, von Zeit zu Zeit einfielen. Während dieses Gebetes rupfte man einige Haare vom Kopfe des Opfers und schnitt sein linkes Auge aus der Augenhöhle, wickelte beides in grüne Blätter und reichte es so dem Könige dar. Er berührte es aber nicht, sondern gab demjenigen, der es brachte, das Bündel rother Federn, welches er zuvor von Tohah empfangen hatte. Dieses ward sammt den Haaren und dem Auge den Priestern zurückgebracht. Bald darauf schickte ihnen Otu noch ein Federstück, welches ich vom Morgen an auf seine Bitte in meiner Tasche aufgehoben hatte. Die letzteren Ceremonien waren noch nicht geendigt, als ein Eisvogel in den Bäumen sein Geschrei hören ließ. Otu schien dies für ein gutes Vorzeichen zu halten und sagte zu mir: „„Das ist der Eatua!““

Hier sei eine erklärende Einschaltung gestattet, die der Autor erst später macht. Sie lautet:[1]) „Man sagte uns, es sei ein nothwendiges Stück der Ceremonien gewesen, daß man, wie wir gesehen, dem Opfer das linke Auge ausgrub, solches dem Könige darbrachte, es an seinen Mund in die Höhe hielt, und ihm dabei sagte, er möchte seinen Mund öffnen. Anstatt es aber hineinzustecken, wird es sogleich wieder zurückgenommen; und diese Ceremonie heißt hier: Menschenessen oder Speise des Königs. Mich dünkt, hier sieht man Spuren von den Sitten der Vorzeit, wo man in der That von dem Leichnam des Menschen aß.“ Diese Bemerkung ist, wie wir aus andern Quellen wissen, völlig zutreffend; der König ist hierbei als Träger des Eatua gedacht, und das linke Auge gilt als Sitz der Seele.

Wir kehren zu der unterbrochenen Erzählung zurück. „Hierauf trug man den Leichnam etwas beiseite und legte ihn über einen Baum mit dem Kopfe nach dem Marai. Ohnweit des Baumes hatte man drei breite dünne Stücke Holz befestigt, welche verschiedentlich, jedoch nur grob geschnitzt waren. Die Bündel Zeugs wurden auf einen Theil des Marais niedergelegt, die rothen Federbüschel hingegen zu den Füßen des Opfers gestellt, um welches die Priester nochmals einen Kreis schlossen. Wir durften jetzt so nahe treten als uns beliebte. Derjenige, der uns der Oberpriester zu sein schien, saß in einer kleinen Ent-

[1]) Ebend. 341.

fernung und sprach eine Viertelstunde lang mit abwechselnden Tönen und Geberden. Seine Rede war an den Todten gerichtet, mit dem er bald zu expostuliren schien, bald aber ihm Fragen vorlegte, die sich auf die Rechtmäßigkeit seines Todes bezogen. Zuweilen machte er auch allerlei Forderungen an ihn, als ob entweder der Abgeschiedene selbst jetzt Macht hätte, oder bei der Gottheit etwas gelte, um das, was er verlange, in's Werk richten zu lassen. Unter andern bat er ihn: Eimeo, dessen Oberhaupt Mahaine, nebst den Schweinen, den Weibern, und anderer Habe jener Insel, in ihre Hände zu liefern; denn dieses war die eigentliche Absicht des Opfers. Hierauf sang er nebst zwei andern Priestern mit weinerlicher, trauriger Stimme etwa eine halbe Stunde lang ein Gebet, worin auch Potatau und einige andere mit einstimmten. Während dieses Gebetes rupfte ein Priester wiederum Haare aus dem Kopfe des Opfers und legte sie auf eins von den Bündeln. Dann betete der Oberpriester allein und hielt dabei die Federn, welche Tohah geschenkt hatte, in den Händen und gab sie, als er damit fertig war, einem andern, der ebenfalls betete. Hierauf legte man alle Federbüschel auf die Zweigbündel, und hiermit waren an dieser Stelle die Ceremonien zu Ende.

Jetzt trug man den Leichnam auf den vorragendsten Theil des Marai und mit demselben zugleich die Federn und die Bündel, wobei die Trommeln langsam geschlagen wurden. Die Federn und Bündel wurden gegen den Steinhaufen hingelegt, der Leichnam hingegen am Fuße desselben, und die Priester setzten sich ringsumher. Hier ging es von neuem an's Beten und während desselben gruben einige von ihrem Gefolge ein ungefähr zwei Schuh tiefes Loch, warfen das unglückliche Opfer hinein, und bedeckten es mit Erde und Steinen. Indem man ihn in's Grab legte, quiekte ein Junge überlaut, und Omai sagte mir, das wäre der Eatua. Zu gleicher Zeit wird Feuer angemacht und dem vorhin erwähnten Hunde der Hals umgedreht, so daß er ersticken mußte. Man sengte ihm dann die Haare ab, nahm die Eingeweide aus und ließ sie vom Feuer verzehren; Herz, Leber und Niere hingegen wurden auf heißen Steinen gebraten.

Das Blut war in einer Cocosschale gesammelt und über dem Feuer verdickt worden; hiermit beschmierte man den Rumpf des Hundes und brachte denselben nebst der Leber, dem Herzen und der Niere vor die Priester, welche um das Grab saßen und beteten. Sie fuhren

eine Zeit lang mit ihren Ausrufungen über dem Hunde fort und unterdessen schlugen zwei Männer von Zeit zu Zeit sehr laut die Trommel; auch schrie ein Junge wie zuvor sehr laut mit durchdringender Stimme zu drei verschiedenen Malen, um, wie man uns sagte, den Eatua einzuladen, daß er es sich von dem für ihn bereiteten Schmause gut schmecken ließe. Nach Endigung der Gebete legte man den Rumpf des Hundes und dessen Zubehör auf ein ganz in der Nähe stehendes Whatta oder Gerüst, welches ohngefähr sechs Schuh hoch war. Auf demselben lagen die Ueberbleibsel von zwei andern Hunden und zwei Ferken, welche man neulich geopfert hatte, und von denen ein unerträglicher Gestank ausduftete, so daß wir uns freiwillig etwas weiter entfernt hielten, als man von uns verlangte. Wir durften nämlich, sobald das Opfer von dem Strande nach dem Marai gebracht worden war, so nahe herantreten, wie wir immer wollten; denn hiermit hatte aller Ernst und alle Aufmerksamkeit unter den Zuschauern aufgehört. Sobald der Hund auf dem Gerüste lag, thaten die Priester mit ihrem Gefolge einen Schrei, und damit ward die Feierlichkeit für diesmal beschlossen."

Von der Fortsetzung der Opfer am andern Tage sei noch erwähnt, was sich auf die Opferschau bezieht.[1] „Um diese Zeit hatte man das geschlachtete Ferken gereinigt und ausgeweidet. Die Gedärme hatten zufälliger Weise sehr starke convulsivische Bewegungen, dergleichen man oft an verschiedenen Theilen geschlachteter Thiere wahrnimmt. Indeß hielt man diese Zuckungen für eine günstige Vorbedeutung, welche einen glücklichen Erfolg der vorhabenden Expedition versprechen sollte. Man legte diese Eingeweide zur Schau, damit ein Jeder, der Lust hätte, die Erscheinungen daran wahrnehmen möchte; nachdem sie eine Zeit lang gelegen, trug man sie zu den Priestern und legte sie vor ihnen nieder. Einer von diesen betete, indeß ein anderer die Eingeweide mit einem Stäbchen sanft umwandte und genau beobachtete. Als man sie hinlänglich besehen hatte, warf man sie endlich in's Feuer, wo sie bald verzehrt wurden. Das geopferte Ferken nebst dessen Leber u. s. w. legte man auf eben das Gerüst, auf welches Tags zuvor der Hund gekommen war; dann wurden alle Federn ausgenommen, die Straußfeder in die Lade des Eatua verschlossen und nunmehr war die Feierlichkeit ganz geendigt."

---

[1]) Ebend. 337.

Einen gewöhnlichen Kultakt beschreibt Bligh [1]) folgendermaßen: „Wir erreichten einen Marai, wo sich eine Menge Insulaner versammelt hatten, indem die Priester daselbst, wie wir jetzt hörten, Gottesdienst verrichteten. Sechzehn Männer saßen auf ihren Fersen. Vorn stand ein Pfahl, der mit geflochtenen Kokoszweigen bedeckt war, und eine Anzahl kleiner Stücke derselben geflochtenen Blätter oder, wie sie es nennen, Hahairi lagen vor jedem von den sitzenden Männern, die auch jeder ein Stück davon um den Vorderarm gewickelt hatten. Einer von ihnen, allem Anscheine nach der Oberpriester, betete laut und die andern antworteten ihm. Nach einigen kurzen Sentenzen und Antworten standen sie auf; jeder nahm ein Hahairi, legte es unten an den Pfahl hin und kehrte wieder zum Beten auf seinen vorigen Platz zurück. Diese Feierlichkeit ward so lange wiederholt, bis alle Hahairi abgeliefert waren, womit sie denn ein Ende nahm. Ich vergaß zu sagen, daß sie unweit des Pfahles ein Opfer von Pisangs und Brodfrucht hingestellt hatten, welches sie dem Eatua überließen. Sodann luden sie uns freundlichst ein, von einem gebratenen Schweine zu essen, welches man während des Gottesdienstes für sie bereitet hatte."

Auf den Tongainseln spielt der Priester dieselbe Rolle, und auch eine politische Aktion kann ihn so wenig entbehren wie seinen Eatua selbst. Auf diesen Inseln galt der tahitische Brauch nicht, demgemäß schon der neugeborne Sohn die Königsherrschaft empfängt. Im Gegentheil steht der Erbprinz bis zu einer gewissen Zeit dem Range nach so sehr hinter dem Vater, daß er so wenig wie andere Sterbliche in dessen Gegenwart essen darf. Erst wenn der Prinz wehrhaft wird, theilt der Vater mit ihm den königlichen Rang durch einen öffentlichen Staatsakt, an dem das Volk in seiner Weise das praktische Moment hervorhebt, daß dadurch der Prinz befähigt werde, mit dem Könige zu essen. Wir wissen auch schon, daß es mit dem Regieren praktisch wenig auf sich hatte, da diese Mühe in den Händen Finau's lag. Auf das Ceremoniell dieses Aktes, wie es Cook mit unübertrefflicher Sorgfalt fixirt hat, [2]) wollen wir einen Blick werfen, nicht weil es an sich wichtig wäre, sondern weil es uns einige neue Fortschritte der Entwicklung auf-

---

[1]) Forster, Neueste Reisen II. 113.

[2]) Forster, Geschichte der Reisen VI. 241 ff.

weist. Wenn wir das Wirrsal der Ceremonien ein klein wenig ordnen, so stellt es sich als eine von Opfern eingeleitete und begleitete Huldigung dar, welche der zu Königsrang gelangte Prinz empfängt.

Morgens trafen die Gäste den König bei seinem gewöhnlichen Kawafrühstück. Vor dem Malai oder Rathhause versammelten sich Volksgruppen. Einige Bewaffnete sangen so kläglich, als wollten sie etwas erbitten: die andern trugen ihnen je eine Yamswurzel am Ende einer Stange zu. Als hierauf König und Prinz erschienen und sich niedergekauert hatten, ordneten sich die Yamsträger zu Haufen, deren jedem einer jener Bewaffneten voranschritt. Der Zug bewegte sich beim Könige vorbei und den Schluß bildete ein Mann, der eine lebende Taube an einer Stange festgebunden trug. Der Opferzug ging nach der Begräbnißstätte, dem Fajatuka, wo das bekannte Häuschen über dem Hügel aufragte. Wahrscheinlich waren es die Priester, die nun in Function traten, und jene Bewaffneten vielleicht ihr Gefolge, so daß ihr ganzes Benehmen eine Eintreibung des Opfertributes dargestellt hatte. Mit dem Augenblicke, als nun die eigentliche Festlichkeit begann, war das ganze Land mit dem schon erwähnten strengen Tabu belegt — die Gottheit ging um.

Fortan sah man nur geputzte Leute auf dem Platze, nur Theilnehmer des Festes. Einige trugen vier Schuh lange Stangen in der Hand, an deren Ende fingergroße Stäbchen angebracht waren. Auch sie gingen nach jenem Fajatuka, von da aber noch weiter zu dem hinter ihm liegenden Hauptkultplatze des Königs. Auf dem Rückwege von da, wo sie niedergekauert waren, ging einer hinter dem andern; doch trugen je zwei einen Stab an dessen beiden Enden und indem sie eine Hand unterstemmten, gaben sie sich dabei den Anschein, als ob der Stab schwer auf ihnen laste. Die scheinbar so schwer lastenden Stäbchen wurden auf alle Fragen consequent als Yams bezeichnet.

Der Gebrauch dieser Hölzer ist für uns das Beachtenswertheste. Diese durch werthlose Stäbchen ersetzten Yams sind uns ein Zeugniß, daß eine jener Revolutionen des fortschreitenden Kulturlebens gegen die starren Gesetze des Kultes auch auf dem kargen Boden von Tongatabu stattgefunden habe und zugleich auch, daß der Kampf durch ein Kompromiß beigelegt wurde, in welchem der Kult der Form nach, die fortschreitende Fürsorge der Kultur der Sache nach Recht behielt.

Einmal hat man zweifellos die Früchte selbst auf den Altären der Gottheit verfaulen lassen, indeß die armen Insulaner darbten; nun besaßen sie Yamsstäbe für alle Fälle solcher Art. Diese hölzernen Yams sind uns das Vorbild vieler anderer Lösungen — immer ist der materielle Sieg auf der Seite der fortschreitenden Kultur.

Die weitere Handlung spielte wieder auf dem Vorplatze des jüngst erwähnten Fajatuka. Hier saßen einige hundert Personen auf dem Rasen, als sich Einige mit Stangen und Palmblättern näherten. Ein alter Mann, jedenfalls Priester, setzte sich mitten auf den Weg, den sie kamen und hielt an sie eine lange ernsthafte Anrede. Darauf kehrte er zurück. Rechts hinter einer schnell aus jenen Zweigen errichteten Hütte ließ sich der Prinz nieder, um als Huldigung die übliche Einkleidung in neue Stoffe entgegen zu nehmen, die von Damen besorgt wurde. Der König nahm hierauf 20 Schritte links von seinem Sohne Platz, und der Prinz zeigt in der Hütte sich niederlassend dem Volke sein Antlitz, den Rücken dem Fajatuka zuwendend. Nach mancherlei Huldigungsceremonien nahte sich auf zurückgelegten Ummwegen jene Prozession mit den falschen Yamswurzeln und legte diese nieder, worauf ein Priester entweder eine Rede oder ein Gebet sprach.

Die Fortsetzung wurde erst wieder am Nachmittage des andern Tages angeknüpft, nachdem der König seinen Kawa getrunken und das übliche Morgenschläfchen danach gemacht und die Mittagmahlzeit gehalten. Nun war die Insel wieder tabu und auch die Fremden sollten nicht ausgehen. Doch sah Cook soviel, daß nun den Priestern auf Stangen und in Körben große Mengen von Opfergaben überreicht wurden — aber alle bis auf einige Fische in ähnlicher Weise fingirt. Nur ein Stück gerösteter Yamswurzel, von welcher König und Prinz nun zum ersten Mal gemeinsam genossen, während das Volk sich üblicher Weise umwenden mußte, waren wirklich genießbar. Mit einer Art von Kampfspiel und zwei feierlichen Anreden an den Prinzen wurde das Fest geschlossen, bei welchem jedenfalls die Priester eine bedeutende Rolle spielten, wenn es auch den Europäern schwer fiel, sie ohne einen auszeichnenden Ornat als solche zu erkennen. Nach der Feier constatirte der gewissenhafte Cook noch, daß auch die dargereichten Speisekörbe wirklich leer waren, und daß Alles mit alleiniger Ausnahme der Fische nur „figürlich“ vorgeführt worden war.

8. Die Priester als Aerzte.

Die Heilung der Krankheiten durch die Priester treffen wir auf dem ganzen Gebiete, und sie beruht auf derselben Grundvorstellung der Krankheit als etwas geisterhaft in den Menschen Hineingekommenen, welche der Papua mit dem Kanaken, dieser mit dem Tagalen und Batta und allen dazwischen wohnenden Stämmen theilt. Nur die Formen stehen mit der gesammten Entwicklung des Lebens auf verschiedener Stufe. Mag auch dem Australier die ganz äußerliche Veranlassung eines Schmerzes recht wohl bekannt sein, so wird er es sich doch nicht nehmen lassen, ihn durch Besprechung zu kuriren. Arthur Phillip, der Gründer von Sydney, erzählt in seinem Tagebuche von einem Australier, genannt Koalbey, Folgendes:[1] „Koalbey war einmal mit einer Fischgabel unter der linken Brust verwundet worden. Ob das gleich schon vor mehreren Jahren geschehen, oder die Wunde nur sehr unbedeutend gewesen sein mußte, da sich kaum noch eine Narbe entdecken ließ, so glaubte er doch, einige Schmerzen darin zu fühlen (die wohl nur von den Riemen seines Tornisters herrühren mochten) und wendete sich um Hilfe an den jüngern Fremden.[2]) Dieser fing die Ceremonie damit an, daß er den Mund voll Wasser nahm, es auf den leidenden Theil spritzte, dann den Mund auf denselben legte und so lange sog, als er ohne Athem zu holen konnte. Hierdurch schien er selbst krank zu werden; er stand auf — denn sein Patient saß auf der Erde — ging einige Minuten umher, und fing dann auf's neue an zu saugen, bis er wieder Athem schöpfen mußte. Das wiederholte er dreimal; und er schien durch das Einziehen seines Magens zeigen zu wollen, daß er nun den Schmerz, den er aus der Brust seines Patienten gesogen habe, selbst fühle. Nachdem er dann ein Stückchen Holz oder Stein aufgegriffen hatte, — was er mit so wenig Behutsamkeit that, daß mehrere von der Gesellschaft es bemerkten — gab er vor, er nähme etwas aus dem Munde, und warf es in den Fluß. Er warf in der That etwas weg und ohne Zweifel eben das, was er vorher aufgenommen hatte; aber Koalbey sagte, als die Ceremonie beendigt war: es wäre das gewesen, was ihm der Fremde aus der

---

[1]) Forster, Neueste Reisen III. 246.

[2]) Koalbey hatte einige seiner Landsleute getroffen.

Brust gesogen hätte. Einige glaubten, da er sich des Wortes Bullerduul bediente, die Rede wäre von zwei Spitzen einer Fischgabel; aber Gouverneur Phillip meinte, er spräche von zwei Schmerzen. Ehe das Geschäft geendigt ward, befühlte der Arzt den Rücken seines Patienten unter der Schulter und schien etwas herauszwicken zu wollen. Dann setzte er sich neben den Patienten nieder und umfaßte mit dem rechten Arm dessen Rücken. Zugleich setzte sich der alte Mann auf der andern Seite, mit dem Gesichte von jenem abgewendet, neben dem Patienten nieder und umfaßte mit seinem rechten Arm dessen Brust. Dabei hielt jeder von beiden eine Hand des Patienten und in dieser Lage blieben sie einige Minuten. So endigte die Ceremonie, und Koalbey äußerte: nun wäre ihm wieder wohl. Er gab dem Arzte seine alte Nachtmütze und den besten Theil seines Abendessens zur Belohnung. Als man ihn fragte: ob beide Männer Aerzte wären, bejahte er es und setzte hinzu: auch der Knabe wäre ein Arzt; woraus sich denn schließen läßt, daß die Heilkunst in diesem Lande vom Vater zum Sohne vererbt."

Diese Kurart wird dem Leser nun schon bekannt und verständlich sein. Nothwendig bleibt nur zu betonen, daß auch bei dem niedrig stehenden Volke der Australneger schon eine Erblichkeit dieser Art Priesterthum Platz gegriffen hatte. Was etwa vermißt wird, der Betäubungstanz und ähnliches, braucht darum nicht überall zu fehlen; im gegebenen Falle war er nur nicht nöthig, weil die Diagnose schon gegeben war. Der Patient wußte ja, daß die „zwei Schmerzen" ihm durch die Gabel hineingekommen waren, es handelte sich nur darum, sie kunstgerecht herauszuziehen.

Die Australier bezeichneten diese Medizinmänner als Karradeigans. Auf den Societätsinseln war der Priester der einzige Arzt. „Die Heilungsart, deren sich die Priester in Otaheite (Tahiti) bedienen, bestehet vornehmlich aus Gebeten und Ceremonien. Wenn er seine Kranken besucht, so wiederholt er gewisse Sprüche, welches ausdrücklich zu diesem Behufe abgefaßte Formeln zu sein scheinen. Hiernächst macht er aus den Blättern des Cokosnußbaumes ein sehr artiges Geflecht von verschiedenen Gestalten, bindet einige derselben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken und läßt, wenn er weggeht, oftmals noch einige Zweige der Thespecia populnea, die sie E'midho heißen, bei ihm zurück: diese Ceremonien werden so lange wiederholt, bis der Kranke

entweder wieder geneset — oder stirbt." [1]) Auch bei ihnen ist wie in Amerika und Afrika eine Kombination natürlicher Heileinflüsse mit der Geisterbeschwörung bemerkbar. [2]) Sie mögen nach der ersteren Richtung hin nicht ungeschickt gewesen sein, nur gegen die von den Europäern eingeschleppten Krankheiten schlugen ihre Mittel nicht an. [3])

Der kranke Fürst Kinao auf Hawai [4]) hielt „seine Krankheit für eine Folge des Gebetes irgend eines übelwollenden Feindes, oder des rachsüchtigen Mißfallens der Götter seines Landes; daher befragte er die Zauberer, verwendete seine Habe und achtete auf alle ihre Vorschriften, damit durch irgend ein Mittel sein Leben erhalten werden möchte."

„Die Ceremonien," berichtet derselbe Autor weiter, „sind verschieden; die allgemeinste ist folgende: Wenn ein Oberhaupt seine Zuflucht dazu zu nehmen wünscht, so schickt er zu einem Priester, welcher bei seiner Ankunft eine Anzahl Schweine, Hunde und Geflügel nebst verschiedenen Bündeln Tapa erhält. Ehe dieser sein Geschäft beginnt, begeben sich alle, die mit der Sache nichts zu thun haben, aus dem Hause, welches der Priester Tabu macht und jedem Fremden den Eintritt untersagt. Dann zündet er in der Nähe des Krankenlagers ein kleines Feuer an, welches er mit Steinen bedeckt, tödtet einen der Hunde, indem er ihn strangulirt, schneidet den Kopf desselben nebst dem Kopf eines der Vögel ab, während er die ganze Zeit Gebete an den Gott, welchen er anfleht, hermurmelt. Hund, Vogel und Schwein, wenn eins da ist, werden dann aufgeschnitten, ausgeweidet und auf die heißen Steine gelegt, indem der Priester mit seinen Zauberformeln fortfährt und zugleich die röstenden Opfer beobachtet. Ein kleiner Theil dieses Opfers wird von dem Priester genossen, das Uebrige aber auf dem Steine gelassen, bis es verzehrt ist, worauf er sich zum Schlafen niederlegt. Werden seine Gebete beantwortet, so unterrichtet er den armen Leidenden beim Erwachen von der Ursache seiner Krankheit. Es werden dann mehr Opfer dargebracht und andere Gebete gesprochen, damit der Kranke seines Peinigers habhaft werden oder einen erzürnten Gott aussöhnen könne. Empfängt der Priester während des Schlafes aber keine Offenbarung, so zeigt er es an und

---

[1]) Forster, Geschichte II. 229. [2]) Ebend. V. 124.
[3]) Ebend. VI. 421. [4]) Ellis a. a. O. 147 ff.

fordert neue Opfer, um die Ursache der Krankheit auszufinden. Ein nicht erfolgreicher Priester wird oft entlassen und ein anderer angestellt."

Das Verfahren ist also im Wesentlichen das gleiche; der Schlaf entfernt nach dem Volksglauben die eigene Seele ebenso aus dem Leibe wie die „Verzückung".

Jeder Priester hütet eifersüchtig seine Gebetformel. Er hinterläßt sie seinen Kindern als eine rentirende Lebensausstattung. Dieser Besitz und der des Fetisches erklären die Erblichkeit auch von Priesterschaften eigener Unternehmung. Auch hier hat nämlich, wie in Afrika, jeder Zauberpriester seinen Spezialgott; zu dessen Qualität tritt noch die des besonderen Gebetes. Der Hawaier pflegt von einzelnen Priestern zu sagen: der hat ein „kräftiges Gebet."

Der Geist eines berühmt gewordenen Priesters ist auch hier wieder als Heilgott gesucht; wirklich hatte Hawai auch seinen Asklepios. Man nannte ihn Koreamoku; im großen Tempel zu Kairua opferte man seinem hölzernen Fetische Hunde, Fische und Kokosnüsse. Nach seinem Tode übten zwei seiner Schüler mit dem Kulte auch die Kunst des Meisters, insbesondere durch Vertreibung böser Geister — was eigentlich nicht hervorgehoben zu werden brauchte. Deren Kult nun wieder insbesondere übten die späteren Aerzte. Daß aber auch jener älteste Arzt seine Kunst wieder seinem Kulte verdankte, das ist in dem Mythus ausgedrückt, er habe die heilenden Kräuter von den Göttern empfangen.[1])

Auf Java ist diese Verbindung eine so enge, daß Wilhelm von Humboldt[2]) sagen kann, es gäbe daselbst eigentlich keine Priester, sondern Aerzte versähen die gottesdienstlichen Gebräuche. Bei solchen tragen sie ein breites Band über beide Schultern mit zwei Spitzen auf den Rücken herabhängend. Da aber auch das Götterbild Batara Guru ein solches trug, so treffen wir hier wieder auf die weitverbreitete Sitte, daß sich der Priester in Funktion auch äußerlich als seine Gottheit darstellte.

Die fortgeschritteneren Gurus auf Sumatra bedienen sich schon der Bücher und Tafeln; aber die Gebetformeln müssen sie auswen-

---

[1]) Ellis a. a. O. 180.

[2]) Ueber die Verbindungen zwischen Indien und Jawa S. 258 f.

dig können. „Guru“ ist hier wieder zugleich Name des Priesters und des Gottes. Jedes Dorf hält aus Gemeinsorge seinen Guru oder Datu. Ohne ihn wird nichts unternommen, sein Amt durch Wahl besetzt. Durch seine Kunst entdeckt er auch die Verbrecher.[1]) Als Arzt läßt der Guru an weitschichtiger Gründlichkeit seines Verfahrens nichts zu wünschen übrig. Ohne ein Geschenk von Reis und Geflügel kann er gar nicht anfangen. Die Schuld fällt dann natürlich immer auf einen Geist. Daß aber oft vorausgesetzt wird, dieser müßte durch einen Vorfahren des Erkrankten beleidigt worden sein, klingt wohl indisch an; doch erweist sich diese Diagnose auch jener Gründlichkeit zuträglich. Nun muß erst der verstorbene Uebelthäter, der Vater oder Großvater citirt werden; man lockt ihn durch ein Gastmahl, solches versagt nicht leicht. Der Guru, schon ein recht gelehrter Priester, guckt in seine Bücher und findet, ob Rind oder Schwein oder Huhn verlockender sein dürfte. Freunde und Verwandte werden versammelt; tanzend durchjubeln sie drei Tage — der Kranke muß sich gedulden. Am dritten Tage endlich fällt jemand der Tanzenden um. Der Geist eines Vorfahren ist, von der Musik und dem Getöse gelockt, aus der Bergschlucht herbeigekommen; in den er eingekehrt, der ist bewußtlos niedergefallen. Sobald er erwacht, giebt er vor, nicht mehr er selbst zu sein, sondern der verstorbene Verwandte, der die Gesellschaft zu besuchen und Theil an ihrer Freude zu nehmen gekommen sei.“[2]) Nun wird ihm besonders vorgesetzt und wenn er gegessen, die Sache vorgetragen. Man sucht ihn als Vermittler zu gewinnen. So ist denn selbst der Ausgang der Diagnose so bald noch nicht abzusehen. Uns reißt die Geduld — der Kranke muß sie haben.

Als Besonderheit zeigt sich hierbei nur, daß der schon etwas gelehrte Priester nicht mehr selbst das Medium sein will.

Einfacher ist der Vorgang noch bei den philippinischen Malaien erhalten, oder es ist wenigstens aus den Berichten der Kern der universell verbreiteten Handlung und Vorstellung sehr leicht herauszuschälen. Ich wähle statt vieler Beispiele eines, das Blumentritt nach den ziemlich übereinstimmenden Berichten von Gemelli, Careri und Mas wiedergiebt.[3]) Man bringt den Kranken auf Matten in eine dafür

[1]) Marsden, Hist. of Sumatra p. 387; Stuhr a. a. O. 39 f.

[2]) Stuhr a. a. O. 330.

[3]) Blumentritt, Ahnenkult ꝛc. S. 25.

errichtete Holzhütte. Um ihn herum stellte man auserlesene Gerichte. Als Schlachtopfer bestimmte man gewöhnlich ein Schwein oder einen Fisch, mitunter auch einen Sklaven. Die herbeigerufene Priesterin umtanzte bei Musikklang das Opfer und tödtete es dann mit der Lanze. Mit dem Blute besprengt sie den Kranken und die Vornehmsten unter den Anwesenden; sie bilden also die engere Opfergemeinschaft. Die Priesterin betrachtet das Geschlinge des ausgeweideten Thieres; „dann aber begann sie in Verzückung zu gerathen; sie verzerrte ihr Gesicht und verdrehte ihre Gliedmaßen, bis ihr der Schaum vor den Mund trat und sie förmlich von Sinnen zu sein schien. In diesem Zustande oder, falls sie ohnmächtig geworden war, nach wiedererlangter Besinnung theilte sie den Umstehenden mit, was der Anito ihr über den Zustand des Kranken mitgetheilt hatte. Dieses Opfer endete, wie die vorangehenden, mit einem großen Schmause und Trinkgelage. Die Priesterinnen, welche bei diesen Krankenopfern fungirten, standen in keinem besonderen Ansehen."

Bei den Igorroten ging eine solche Kur nach Lillo Garcia [1]) folgendermaßen vor sich. Der Kranke muß allein in der Hütte sein; die Priesterin aber durchwacht eine Nacht in Verzückung in der Thür. Sie hat die Verzückung mit Basi-Branntwein geschürt; wenn die Wirkung eintritt, ruft sie die Verwandten und beginnt unter convulsivischen Verzerrungen und den Zeichen des Rausches Ausrufungen auszustoßen. Zuletzt erfaßt sie ein Zittern. „Dies dient den Umstehenden als sicheres Zeichen, daß die Anitos ihr erschienen wären. Mit kreischender Stimme verkündet dann die Gauklerin den Anwesenden den Willen der Ahnengeister." Natürlich ist zunächst wieder ein Opferthier fällig, wenigstens eins, oft mehrere — die Anitos orientiren sich leicht.

Die berauschende Wirkung des Branntweins stellt sich der der Musik, des Tanzes und Tabaks an die Seite. Die Berauschung selbst hat, wie man sieht, keinen andern Zweck und Sinn, als in allen ähnlichen Fällen in Amerika so gut wie in Afrika. Zweifellos zu unbestimmt spricht der Bericht von einem „Erscheinen" der Anitos.

Bei den Tagalen und Bisayern kennt die Priesterin ein empfehlenswerthes Mittel, sich über Mißerfolge ihrer Kuren zu trösten. Da es nicht in Jedermanns Macht, aber in Jedermanns Wunsche liegt, ein

[1]) Ebend. 27.

Anito zu werden, so haben ihr bei jedem Mißerfolge die Götter mitgetheilt, daß sie den Kranken nun einmal zum Anito hätten machen wollen. Mitunter wird sie sogar von dem Kranken gebeten, dahin zu wirken, und so entläßt das Haus den unglücklichen Arzt doch noch als erfolgreichen Seelsorger.

9. Der Priester im Staate und im Hause.

Weit wesentlichere Dinge noch als selbst die Gesundheit des Einzelnen liegen in der Hand des Priesters, oder die Entscheidung geht doch durch seine Hand. Unter organisationslosen Menschen mag Jeder für sich seinen Gott fragen, ob er geneigt wäre, gerade jetzt am Feinde Rache zu nehmen, ob er ihn zu beschützen, den Feind zu vernichten gedenke; oder er mag auch oft genug nur der Stimme der Leidenschaft Gehör geben und mit dem Rufe nach seinem Gotte in die Gefahr stürzen. Mit zunehmender Organisation wachsen Ueberlegung und Erwägung. Schließlich weiß aber doch wieder kein Sterblicher die Umstände zu überschauen wie ein Gott.

Ihn, von dessen Hilfe der Erfolg abhängt, fragt der umsichtiger gewordene Mensch vor jeder größeren Unternehmung, insbesondere vor dem Kriege — wieder hat der Priester die Loose in der Hand. Er mag der ehrlichste, gottergebenste sein, ein Stückchen Leitung wird man immer seiner Subjektivität zugestehen müssen. Er, der noch so sehr inmitten des Volkes steht, wird auf dieser Kulturstufe in Zeiten allgemeiner Erregung unmöglich völlig stimmungslos in den Tempel treten; auch ihn wird entweder Hoffnung oder Sorge, Siegesgewißheit oder Verzweiflung erfüllen, und es ist doch kaum anzunehmen, daß ihn der tollste Rausch, in den er sich versetzt, zu einem völlig stimmungslosen Mittel, einem tönenden Gefäße machen könnte. Sehr wohl möglich ist es dagegen, daß er sich eines Einflusses seiner habituellen Stimmung auf die „Eingebung“, d. h. die Stimmung während der Ekstase in keiner Weise bewußt wird.

Auch bei den Neuseeländern trat der Priester insbesondere vor einem Ausfalle gegen einen feindlichen Stamm oder einem gemeinsamen Fischzuge mit den Göttern in Verkehr.[1]) Auf den Tongainseln führte Finau, obwohl in priesterlicher Stellung, selbst die

[1]) Forster, Geschichte der Seereisen VI. 91.

Kriege gegen etwaige Rebellen und tödtete diese. Hierbei erscheint er allerdings mehr als Richter. Die Sitte, vor dem Kriege Orakel einzuholen, mag überall verbreitet gewesen sein.

Auf Hawai erhielten bestimmte Priester, sobald man einen Krieg im Sinne hatte, Befehl, Opfer zu schlachten und den Rath der Götter einzuholen. Man wählte hierfür gewöhnlich Schweine und Geflügel, und beobachtete das Verhalten der Opfer beim Tode und die Eingeweide der Geschlachteten. Da den Göttern vorzugsweise das Blut zugedacht war, so mochte man zunächst wohl, ehe sich andere physiologische Vorstellungen bildeten, darnach aussehen, ob sich an dem Verhalten der Thiere und ihrer Organe die Anwesenheit der herbeigewünschten Gottheit erkennen lasse. Standen hierbei einmal gewisse Zeichen als günstig oder ungünstig fest, so gab es immerhin eine Art Kontrolle über den Ausspruch der Priester. Orakel solcher Art scheinen allmählig in öffentlichen Angelegenheiten den Vorzug erlangt zu haben, denn auf höheren Stufen treten sie immer mehr und mehr in den Vordergrund.

Auf Hawai aber blieb es nebenbei immer noch üblich, daß in den angegebenen Fällen die Priester innerhalb des eigentlichen Tempelraums schliefen und Träume und Erscheinungen auf ihre Fragen hin deuteten. Ihre Entscheidung gab immer den Ausschlag.[1])

War die Unternehmung von größerer Bedeutung, so genügten jene Opfer nicht; dann griff man zum Menschenopfer. Oft sprachen die Götter selbst den Wunsch nach solchen aus. Oft auch brachte man die Menschenopfer dann dar, wenn die Priester auf die erste Anfrage keine günstige Antwort erhalten hatten. Gefangene Feinde und solche, welche das Tabu gebrochen, griff man zuerst. In Ermangelung solcher bestimmte der Priester die Person, und der Fürst des betreffenden Distriktes wurde mit ihrer Einlieferung beauftragt. Dieser schickte seine Leute aus, ließ den Ahnungslosen überfallen und den meuchlings Erschlagenen zum Tempel schaffen. Die so erbetene Antwort war dann entscheidend, und die Opfer wurden vervielfältigt, um im vorhinein die günstige Stimmung der Kriegsgötter zu sichern. Ellis merkt an, man habe im Allgemeinen weniger auf den schützenden Einfluß gerechnet, als auf den Schrecken, den sie den Gegnern einflößen sollten. Das entspricht allerdings sehr den roheren Vorstellungen von der Gottheit.

---

[1]) Ellis a. a. O. 73 f.

Die Beziehung des Priesters zum Kriege war mit dem Orakel keineswegs abgeschlossen. Die schreckenden Götter mußten in der Schlacht gegenwärtig sein. Dies sicherte die Anwesenheit der Fetische. Wir sahen, wie afrikanische Fürsten[1]) damit den Bann der Priesterschaft zu brechen begonnen haben, daß sie wenigstens ihre Kriegsfetische den Händen der Priester entwanden. Auch der Häuptling der Manobos auf den Philippinen war selbst Priester seines Kriegsgottes, dessen Feldzeichen (Talismane) er um den Hals trug, um sie ganz wörtlich in das Blut des Feindes zu tauchen.[2])

Auf den Sandwichsinseln war auch zu Kamehamehas Zeiten der König nicht dahin gelangt, oder er glaubte eine solche Vereinigung nicht nothwendig zu haben. In der achttägigen Entscheidungsschlacht bei Mokuohai (1781) stand abseits von der Stelle, wo Kamehameha mit seinen Schwestern und Freunden focht, umgeben von seinen Priestern, sein Kriegsgott Tairi.[3]) War ein Antrag auf Friedensschluß eingebracht, so setzten sich neben den Fürsten auch die Priester beider Parteien zusammen, um die Bedingungen zu verabreden, und wenn der Frieden zu Stande kam, denselben durch ein Opfer zu besiegeln.[4])

Bei den Batta auf Sumatra bestimmt der Datu (Priester) den Tag für den Beginn des Krieges. In einem Zelte in der Mitte des Dorfes versammeln sich die Einwohner. Unter Musik und Tanz ruft der Datu den Zorn der Götter und Geister der verstorbenen Vorfahren auf die Feinde herab.[5])

Eine so einflußreiche Stellung nehmen allerdings von Rechtswegen nur die Priester der großen öffentlichen Marais ein, welche mit der Regierungsgewalt in einer so innigen Beziehung standen; aber nichts hinderte auch den geringsten Priester eigner Unternehmung, vor den Fürsten hinzutreten und ihm mit Berufung auf seinen Gott Rathschläge aufzudrängen. Beispiele sahen wir. Es kam dann nur auf den Respekt an, den der Fürst gerade jenem Gotte zollte, ob der Mann zu öffentlichem Einflusse gelangte. Mitunter mag eine erfahrenere und besonnenere Staatspriesterschaft ein vortheilhaftes Gegengewicht gegen solche Geister bedenklicher Herkunft gewesen sein.

---

[1]) S. oben S. 120.
[2]) Semper, Philippinen 62.
[3]) Ellis a. a. O. 72.
[4]) Ellis a. a. O. 80.
[5]) Stuhr a. a. O. 332.

Der afrikanische Priester übte durch die Feststellung der verschiedenen Quixilles sowohl auf die Gesammtheit, wie auf jeden Einzelnen einen großen Einfluß. Der südseeländische that genau dasselbe durch die Aufstellung der gleichbedeutenden Tabu's. Selbst die äußerlichen Formen, wie das Aufstecken des „Stabes des Verbotes" kehren wieder. „Unu unu" nannte man hier die allgemein verstandenen Zeichen, welche die Priester aufsteckten, um einen Platz tabu zu machen. An Fischereien, welche zur Schonung oder aus ähnlichen Gründen mit tabu belegt wurden, errichteten die Priester den allerwelts wiederkehrenden Pfahl mit Bambusblättern oder einem Stücke weißen Zeuges behängt.

Ein Stab mußte dieses Zeichen überall aus demselben Grunde sein, um von weiterher die Aufmerksamkeit auf den Platz zu lenken, gerade so wie deshalb der Stab ein weit verbreitetes Malzeichen auf dem Grabe ist. Auch unsere deutschen Wiesen tabuiren wir immer noch mit demselben Zeichen, und als „weiße Fahne" schützt es im Kriege den Frieden neutraler Gebiete und Personen.

Einen gewissen Unterschied in der Entwicklung von Quixilles und Tabu glauben wir wahrnehmen zu können. Bei ersteren drängt sich, so weit unsere Kenntniß reicht, selten ein umfassenderer Gedanke vor. Die außerordentlich zahlreiche Spezialpriesterschaft sucht vielmehr Mannigfaltigkeit. Die Entwicklung des Tabu auf den Südseeinseln aber nimmt einen rationalistischen Zug an; Priester und Fürst gehen Hand in Hand, und dem ersteren fällt demnach eine ausgedehnte Polizeigewalt zu. Durch das Tabu regulirten die Könige von Tahiti und Hawai Production und Consumtion in ihrem Lande. Wenn sie durch einen umfassenden Tauschhandel mit anlandenden Schiffen die Schweineherden der Insel — den Adelsproviant — allzusehr verringert hatten, machten sie für bestimmte Zeit durch die Priester die — Schweine tabu. So wuchs während dieser Zeit jeder Wurf Schweine auf. Der Zweck war sichtlich national-ökonomisch, das Mittel kultlich; der Staat flüchtete in seiner Hilflosigkeit hinter die Thür der Kirche. Orakelfragen gingen vielleicht voran — so stand doch wieder beim Priester die Entscheidung.

Es ist wenigstens sicher, daß niemand außer dem Priester ein Tabu setzen durfte, trotz der Weltlichkeit des Zweckes. „Obgleich das Tabu sowohl auf weltliche wie auf heilige Dinge angewendet wurde, so war es doch durchaus eine religiöse Vorstellung und konnte nur

von den Priestern auferlegt werden." [1]) Die Verkündigung eines allgemeinen Tabu geschah durch die Herolde der Priester, und indem diesen zugleich die Bestrafung aller Uebertretungen übertragen war, bildeten sie mit ihrer Gefolgsmannschaft die organisirte Polizeigewalt des Landes. „Jeder Bruch (des Tabu) wurde mit dem Tode bestraft, wenn die Verbrecher nicht etwa einige sehr mächtige Freunde unter den Priestern oder Fürsten besaßen. Sie wurden meistens als Opfer dargebracht, erdrosselt oder mit einem Steine innerhalb des Gebietes eines Heiau's getödtet, oder nach (des Fürsten) Mionuoi's Angabe verbrannt." [2])

Da es aber möglich und nützlich war, nahezu allen Verboten die Form eines Tabu zu geben, so fiel fast die gesammte Strafrechtspflege in die Hände der Priester. Auf allen Inseln unserer Gruppe sind der sozialen Lage nach deutlich zwei wesentlich verschiedene Volksschichten zu unterscheiden, deren eine wahrscheinlich von einer erobernden Einwanderung, die andere von einer unterworfenen Urbevölkerung abstammt. Die erstere bilden die fürstlichen Familien, deren Häupter die Arii, Erih's u. ähnl. genannt werden. Sie herrschen mit alter väterlicher Gewalt, d. h. absolut über die Bevölkerung ihres Gebietes. Diese ist als dienender Theil der Erobererfamilie zugezählt. Es bleibt nun zu erwähnen, daß sich die wirthschaftliche Fürsorge, die sich durch die Priesterschaft des Tabu's bedient, lediglich auf das Interesse der herrschenden Bevölkerung bezieht. Die weibliche Bevölkerung ist im Großen der unterworfenen gleichgestellt.

Es wäre ungerecht, von dieser Art Priesterschaft die Verbreitung eines moralischen Gedankens zu erwarten. Selbst den Erih-Kreisen angehörend, läßt sie sich willig finden, jeden guten Bissen den Erih's oder doch den Männern überhaupt vorzubehalten. Schweine, Vögel, Schildkröten, bestimmte, — gewiß nicht die schlechten — Arten von Fischen und die labenden Kokosnüsse waren tabu zu Gunsten der Männer und Götter, ein „Ai Tabu", „geheiligtes Essen" — eine Frau durfte deren niemals genießen. [3]) Nur was sonst die Inseln boten, einige Fischarten, Schalthiere und armseligere Früchte blieben ein „Ai noa", ein „gemeines Essen"; daran durfte sich auch die Frau erquicken. Milch und Milchprodukte kennt die Bevölkerung natürlich nicht.

---

[1]) Ellis a. a. O. 216. [2]) Ellis a. a. O. 218. [3]) Ebend. 216.

Aus einer Pfefferpflanze (piper methysticum) machte man die berauschende Awa. Nahm ihr Vorrath besorgnißerregend ab, so legte der Priester auf den Bestand dem gemeinen „Volke" gegenüber ein Tabu, das Privilegium des Rausches dem Herrenstande sichernd.[1]) Erkrankte einer der Erih-Fürsten, so legten die Priester eine Tabu-Zeit auf das ganze Land, d. h. sie erzwangen vom ganzen Volke Handlungen der Entsagung und Kasteiung, beziehungsweise Opfer ältester Art.

Bei einer gewöhnlichen Tabu-Zeit mußten die Männer ihre — ursprünglich doch nur auf Ernährung abzielenden — Beschäftigungen aussetzen und zur bestimmten Stunde im Heiau erscheinen. Zur Zeit des strengen Tabu mußte jedes Feuer und Licht auf der Insel erlöschen, kein Canot durfte vom Ufer stoßen, kein Bewohner sich aus der Hütte rühren. In historischer Zeit dauerten solche Tabu's Einen bis vierzig Tage, die Sage aber spricht auch von einzelnen, die sich unglaublicher Weise in die Jahrzehnte erstreckt hätten. Aehnliche Opferhandlungen des gesammten Volkes nach ältester Weise leiteten auch große Kriege ein.

Das Institut des Tabu, das übrigens, wenn auch unter anderm Namen und zum Theil in andern Formen, auf einer ähnlichen Uebergangsstufe alle Völker kennen, hat indeß noch seine besondere, der Beachtung würdige Seite. Es liegt in ihm ein höchst bedeutsames Kulturmoment — der Uebergang zu dem Begriffe des Eigenthums und seiner Heiligkeit. Dieser uns so geläufige Begriff ist dem Urmenschen so fremd, daß er für ihn überhaupt gar nicht existirt. Die ersten Spuren knüpfen sich überall an den Todten an, keineswegs an den Lebenden. Der Lebende besitzt zunächst nur, was er wirklich festhält; legt er es weg, so nimmt es ein Anderer mit demselben Rechte. Aber auch das Gewünschte dem Andern aus der Hand zu nehmen, hat nichts auf sich — als die Folgen. Kennt der Beraubte den Räuber, und vermag er sich zu rächen, dann ist die Rache sein — das allein will überlegt werden. Im andern Falle ist die Sache in der Ordnung und gut. Diese Art zu erwerben läßt sich allen Menschen gegenüber anwenden, denn alle können getäuscht, bezwungen werden, — nur die Todten nicht!

Wir wissen, mit welcher Aengstlichkeit man ihnen ihre Schätze beließ; mit derselben Aengstlichkeit bewacht sie seinerseits der Geist. Ihn täuscht

---

[1]) Ebend. 213.

niemand; er kennt immer den Entwender und rächt die That. Hier allein, an der **Grabstätte**, keimt der erste Begriff einer Heiligkeit des Eigenthums, und lange noch, durch viele Stufen der Kultentwicklung hindurch, kommt keinem Besitze diese Heiligkeit zu, **wenn er sie nicht von dorther erborgt**, wenn er sich nicht unter den Schutz eines solchen Geistes stellt. Darum sind es zunächst wieder die **Priester** ganz ausschließlich, welche durch ihr wie immer genanntes Tabu — darin liegt eben dieser Schutz — einen Besitz unantastbar machen, wenn sie nicht damit überhaupt den Begriff des Eigenthums und seiner Heiligkeit von den Stätten des Todes in die des Lebens einführen. Nicht einmal der Fürst, ein so unumschränkter Gebieter er sein mag, kann solches, oder er kann es nur so weit als Auge und Arm reichen; nur die Gottheit reicht darüber hinaus.

Auf dieser Stufe der Entwicklung trafen die Entdecker unsere Insulaner und damit erklärt sich eine recht merkwürdige Erscheinung. Diese von andern Kulturkreisen bis dahin unberührt gebliebenen Naturmenschen waren wohlwollend, freigebig, bei schnellem Wechsel der Empfindung dennoch im Ganzen sanft, gutmüthig, leicht lenksam; aber ein Makel befleckte ihren Charakter: sie alle **stahlen** wie die Raben. Man mag die im Allgemeinen eher zu wohlwollend gefaßten Reiseberichte aufschlagen, wo man will: überall Diebstahl! Kein Name im stillen Ozean ist weniger charakteristisch als der der Diebsinseln (Ladronen). Diebe wohnten auf allen; Alles, was ihnen in die Augen stach, wollten sie gleich Kindern besitzen; was sie nicht erbettelten, das nahmen sie. „Könige" und „Königinnen" mausten wie gemeine Leute, nur nicht so oft; man schenkte ihnen mehr. Auf der That ertappt gaben sie kein Zeichen der Beschämung; sie bereuten nur das Mißlingen, blieben dem Bestohlenen hold und gewogen — bis zu besserer Gelegenheit. Noch reichte der Begriff des Eigenthums nicht über den Kreis des Tabu hinaus; noch kannte das Volksgewissen keinen andern Schutz des Eigenthums, als den „Stab des Verbotes", den der **Priester** aufsteckte.

Auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens herrscht also ein mächtiger Priestereinfluß auch auf dieser niedern Kulturstufe. Werfen wir noch einen Blick auf das **Privatleben**. Beide Gebiete vertheilen sich entsprechend auf die beiden Gruppen der Priesterschaft; die aristokratische der Stiftungen herrscht fast ausschließlich im öffentlichen Leben, der

demokratischen der eignen Unternehmung ist vorzugsweise das Privatleben und insbesondere wieder das desselben Standes anheimgefallen.

Spuren, daß die Priester neugebaute Häuser durch Kultakte eröffneten, kommen auch hier vor. Ohne den Guru wagt wenigstens der Batta auf Sumatra nicht einmal eine Veränderung in seiner Hauseinrichtung vorzunehmen.[1]) Beim Eheabschluß hatte allerdings der Priester Polynesiens noch weniger zu schaffen, als sonstwo, insofern er etwa das Band der Ehe hätte knüpfen wollen;[2]) aber der bei jeder Art Unternehmen wiederkehrende Wunsch, sich für dasselbe die Gunst irgend einer Gottheit zu sichern, störende Einflüsse abzulenken, mußte auch bei diesem Anlasse dem Priester das Haus erschließen. Auf den kleinen Inselgruppen, wo die Ehe keineswegs als etwas besonders Wichtiges behandelt wurde, ist auch davon wenig zu merken. Bei den Tagalen und Visayern auf den Philippinen dagegen brachte man bei dieser Gelegenheit den Anitos oder Divatos ein Schweinsopfer dar, bei dem die Priesterin nicht fehlen konnte. Ließ sich die Ehe dennoch schlecht an, so wiederholte man dieses Opfer. Das erstere wird auch von den Igorroten konstatirt.[3])

Ein weiterer Anlaß, der den Priester ins Haus bringt, ist die Aufnahme der Knaben in die Kultgemeinschaft durch Beschneidung oder Tättowirung und ähnliches. Allerdings ist namentlich bei der Entwicklung der Tättowirung zu kunstvoller Ausschmückung des Körpers der Zusammenhang mit dem Kulte vielfach verloren gegangen; aber ein Rest erhielt sich doch immer noch in der Thatsache, daß beispielsweise auf Tahiti beiderlei nur vom Priester vollzogen wurde.[4])

Wenn man hier auch jetzt den Brauch des Durchschneidens (nicht Umschneidens) der Vorhaut auf Reinlichkeitsrücksichten begründet, so zeigt doch die Art der Vornahme der Ceremonie im Zusammenhalte mit afrikanischen Bräuchen derselben Art deutlich für die Grundverwandtschaft oder Identität der Vorstellungen. Der Priester nimmt auch hier den Akt nicht an Einzelnen allein vor, sondern läßt eine kleine Schaar gleichalteriger Knaben sich sammeln. Mit diesen zieht er in die Einsamkeit des Gebirges, wo sie eine längere Zeit zubringen. Werden sie entlassen, so kehren sie mit Blumen geschmückt nach Hause zurück,

---

[1]) Stuhr a. a. O. 329. [2]) S. oben S. 143.
[3]) Blumentritt a. a. O. 24 u. 28. [4]) Forster a. a. O. II. 238.

und der „Tahawa“ wird je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern entlohnt. [1])

Die Tättowirung beginnt auf Tahiti mit dem zwölften bis vierzehnten Lebensjahre. Eine Kultbeziehung konnten die Entdecker nicht wahrnehmen, wohl aber sagte man ihnen geheimnißvoll, daß einige dieser Figuren auf dem Körper ihre „besondere Bedeutung“ hätten. Zu näheren Mittheilungen waren sie nicht bereit. Wahrscheinlich waren auch diese Figuren Totem- und somit Kultbundzeichen. [2]) Obgleich Cook an einer andern Stelle seine Ueberzeugung dahin ausspricht, daß weder Beschneidung noch Tättowirung in einer „Verbindung mit der Religion“ ständen, so bestätigt er doch selbst wiederholt, daß das Tättowiren nur von Priestern und zwar gegen Entlohnung ausgeführt werde. Er verfällt dabei auf besondere Gedanken. „Da keine von diesen beiden Verrichtungen,“ philosophirt er, „von irgend jemand als von einem Priester geschehen darf, und da es die größte Schande unter ihnen ist, nicht tättowirt oder nicht beschnitten zu sein: so kann man sie für Anlagen und Einrichtungen zu Priester-Sporteln, wie unsere Trauungen und Kindtaufen sind, ansehen.“ [3])

Mehr als sonstwo hat der Priester auf Tahiti auch bei der Leichenbestattung zu thun. Die dabei üblichen Ceremonien machen es wahrscheinlich, daß früher, vielleicht vor Einwanderung der nachmaligen Herren, eine andere Art der Bestattung stattgefunden habe, indem man vielleicht, wie auch anderwärts, die Todten in die See versenkte, oder in einem schlechten Canot hinausstieß. Darum vielleicht empfängt auch jetzt noch der Priester jede Leiche vor der Aufbahrung am Strande, wo er ihr eine Handvoll Wasser entgegenschüttet. Außerdem wissen gerade die Priester die Opferfrüchte mit den richtigen Kräutern zu verknüpfen und diejenigen Sprüche zu sprechen, die den Todten günstig stimmen. Sie thun es gegen Entlohnung durch die Verwandten. [4])

Die Meinung, daß die so einflußreichen Priester der Polynesier im Besitze von Geheimnissen gewesen wären, ist nur insofern gerechtfertigt, als man etwa das ein Geheimniß nennen will, was der Eine weiß, der Andre nicht. Gewiß wußten sie nach vielen Richtungen hin mehr als gewöhnliche Leute. Sie wußten alles, was der Kult nach

[1]) Ebend. VI. 431 f.
[2]) Ebend. II. 187 f.
[3]) Ebend. II. 239.
[4]) Ebend. II. 232 und 234.

dem Herkommen erfordert; diese Tradition und die bestehenden Thatsachen gaben ihnen eine Andeutung für die Ueber- und Unterordnung der Gottheiten. Sie kannten als Diplomaten und Ceremonienmeister der Fürsten etwas mehr von den Geschäften im Staate, von der Geschichte des Landes; über den Anfang der Dinge konnten sie Meinungen aufstellen. Ihr eigentlicher Wissensschatz aber bestand in bestimmten, unveränderlichen Sprüchen und Anrufungen, deren Sprache zum größten Theil mit der damals volksthümlichen nicht übereinstimmte. Zu einigen Himmelsbeobachtungen wurden wenigstens die Staatsgeistlichen durch die Nothwendigkeit gezwungen, gewisse Kultakte mit genauer Regelmäßigkeit folgen zu lassen. Sie standen in dem Rufe, daß sie ihr bischen Sternkunde auch für die Schifffahrt praktisch zu verwerthen wüßten.[1])

Einen andern Theil der Priesterschaft leitete wieder die Uebung der Heilkunst, wie immer ein Gemisch von Kult und Empirie, zu manchen Erfahrungen. Das alles brachte naturgemäß die Beschäftigung mit sich. Der Ruf solcher Kenntnisse aber mußte wieder ihr Ansehen heben, insbesondere auch da, von wo aus ihre Stellung stets am meisten bedroht scheinen mußte, bei den unwissenden Großen des Landes.

Die Anforderung, daß sie ethische Muster des Lebens sein sollten, hat niemand an sie gestellt; menschliche Schwächen konnten, so lange sie ihrem Kulte gerecht wurden, ihr Ansehen nicht schmälern. Aber auch diese Kultgerechtigkeit wurde einem solchen nicht so bald abgesprochen. Auf Tongatabu lernten die Entdecker einen hochgestellten Priester kennen, den während seiner Gebete wiederholt das Gedächtniß verließ.[2]) Schwer berauscht blieb er stecken. Seinem Aeußeren nach wandelte er wie eine lebendige Warnungstafel vor allen Awatrinkern. Das that seiner Heiligkeit keinen Abbruch; dessenungeachtet „stand er beim Volke in großem Ansehen und eine Menge Bediente waren geschäftig, ihm mit vollen Bechern zur Hand zu gehen."

Noch haben wir einer räthselhaften, aber auf alle Fälle merkwürdigen Institution auf diesen für die Kulturgeschichte so bedeutsamen Inseln einen Blick zuzuwerfen. Im Vorbeigehen haben wir sie schon gestreift; das Räthsel zu lösen, verspreche ich auch jetzt nicht, aber eine einigermaßen gestützte Vermuthung will ich nicht zurückhalten.

---

[1]) Ebend. V. 238. [2]) Ebend. IV. 352.

10. Der Bund der Errioi.

Auf den Societätsinseln, wie auch auf den Ladronen bestand ein eigenthümlicher Bund unter dem Namen der Errioi (Arreoys nach der englischen Ueberlieferung), den ausschließlich Mitglieder der herrschenden Klassen, darunter auch Priester, bildeten. Den Namen darf man ohne Zweifel mit Erih, Eriki, dem hawaiischen Arii in Verbindung setzen. Alle diese Namen bezeichnen, an den indisch-arischen Brauch seltsam anklingend, Oberhäupter, Fürsten oder Könige. Am allgemeinsten zutreffend ist die Uebersetzung „Herr", und die Errioi sind in Wirklichkeit ein Bund der „Herren," Mitglieder der herrschenden Bevölkerungsklasse. Sicher ist, daß außerdem die Aufnahme in diesen Bund an eine unmenschliche Bedingung geknüpft ist. Der Mann muß heirathen, aber das erste Kind, das ihm geboren wird, gleich nach der Geburt tödten.[1]) Bei der nächsten Versammlung muß er Zeugen für die vollbrachte That stellen — dann erst erfolgt die endgiltige Aufnahme.

Aber auch die Kinder, die ihnen dann noch geboren werden, tödten die Errioïs auf gleiche Weise, so lange sie nicht aus dem Bunde auszutreten gedenken. Sobald sie ein Kind am Leben lassen, gelten sie als ausgeschieden, und viele thaten das mit dem 30. oder 35. Lebensjahre. Andere aber blieben für ihr ganzes Leben im Bunde und überließen sich ausschweifenden Lebensgenüssen, zu denen dieser Gelegenheit gab.

Die Zeichen der Errioïs bestehen in einer besonderen Tättowirung, und auch Rangunterschiede im Orden werden durch solche Bilder ausgedrückt. Die Errioïs bilden die stets bereite adelige Kriegerschaft und stehen bei der ganzen Bevölkerung im höchsten Ansehen. Sie durchwandern die Inseln, um an verschiedenen Orten zu bestimmten Zeiten festliche Zusammenkünfte zu halten, zu welchen die Bevölkerung und selbst die Fürsten, welche dem Bunde nicht mehr angehören, Landesprodukte in Hülle und Fülle liefern. Untereinander sind sie durch ein enges Freundschaftsband verbunden, insbesondere genießen auch die persönlich Unbekannten die weitgehendste Gastfreundschaft. Bei ihren Festen herrscht ein Uebermaß der Genüsse; die Nachrede der Weibergemeinschaft wurde erhoben und bestritten.

---

[1]) Ellis a. a. O. 172.

Sicher ist, daß die Tahitier selbst den Grundgedanken dieser Verbindung nicht mehr kennen; was sie dafür ausgeben, sind Deutungen, die nicht über die damalige Auffassung zurückgreifen. Der tahitische Grundsatz, daß der neugeborene Sohn sofort den Rang des Vaters übernehme, kann allerdings die Tödtung einer Reihe von Kindern bei unentwickeltem Gefühl annehmbar gemacht haben. Die Abneigung, die Macht der Herrschenden in all zu viele Theilchen zu zersplittern, die Furcht vor einer Uebervölkerung in den anspruchsvolleren Schichten des Volkes, der Wunsch eines sorgenlosen und genußreichen Lebens und der Hang zu der mit den Festen der Errioi verbundenen Lebensweise, mit alledem läßt sich allenfalls die wesentlichste Einrichtung des Bundes, aber nicht der Bund selbst erklären. Man hat auch angenommen, daß er nur die Entartung einer ältern Einrichtung sein möchte, welche einfach dem Kriegerstande Ehelosigkeit geboten hätte, um ihn nicht durch Familiensorgen dem Dienste zu entziehen; aber er umfaßt, obwohl vorzugsweise Krieger, doch auch Priester, denen sonst Ehelosigkeit nicht vorgeschrieben ist. Alle diese Erklärungen haben die Entdecker und Missionäre theils vernommen, theils selbst ersonnen; aber schon Cook vermuthete, daß hinter allem irgend ein verborgener „Aberglauben“ stecken möchte.

So weit uns seine Berichte mit einzelnen Errioi selbst bekannt machen, können wir all' jene Erklärungen wirklich nicht für erschöpfend halten. Maheine, der so stolz darauf war, in den vornehmen Bund eingeführt zu werden, war der gutartigste Mensch, und der Priester Tupaia, der sich in seinem Errioistolze über den König von England erhob, weil dieser kein Errioi sei, sondern Kinder am Leben habe, würde für die Befriedigung seiner Wißbegierde kaum mit den Entbehrungen einer gefahrvollen Reise gezahlt haben, wenn ihm das zügellose Leben in seinem Orden die Hauptsache gewesen wäre.

Nun führt aber schon die Tättowirung, die besonders auf Bolabola blühte, wo die angesehensten Krieger wohnten, auf einen Kultbund hin, und wenn auch bei der Tödtung der Kinder dermalen nur noch die Beseitigung das Wesentlichste war, so kann sie doch immerhin einmal den Sinn des Kindes-, vielleicht ursprünglich nur den des Erstlingsopfers gehabt haben, umsomehr als den Errioi gar nicht versagt war, fremde Kinder aufzuziehen. Es wird der Fall erzählt, daß eine solche Häuptlingsfamilie dem Bündnisse treu die eignen Kinder erwürgte, ein

angenommenes dagegen mit Zärtlichkeit liebte. Möglich ist es aber, daß im Laufe der Zeit die Satzung des Erstlingsopfers aus den angeführten, dem Kulte fernliegenden Rücksichten zur Sitte der Kinderbeseitigung führte. Ohne den Glauben an irgend einen Kultersatz würde aber diese Sitte keinen Eingang gefunden haben, da ja unter gewöhnlichen Verhältnissen die überlebenden Nachkommen die einzige Bürgschaft für die Leistung des Kultes sind. Es muß also der Bund selbst dafür eine unaufhörliche Kultleistung für alle seine Mitglieder übernommen und garantirt haben, was allerdings mit seinem ganzen Charakter übereinstimmt.

Man wird kaum irre gehen, wenn man den Ursprung des Bundes in einer todesmuthigen Wikingerunternehmung sucht, wie solche wohl hier vorausgesetzt werden müssen. Eine verwegene Bande schließt sich, in der Absicht zu erobern, gleichzeitig, wie es im Sinne der Zeit liegt, zu einem Kultbunde zusammen, der von jedem ein Opfer verlangt, das der rohen Energie dieser Gesellen nicht minder entspricht, wie den Wagnissen des Unternehmens — ein keineswegs beispielloser Kultbund mit dem Bundesopfer der menschlichen Erstlinge. Ist die Eroberung unter solcher Voraussetzung gelungen, dann bleibt für uns ein Kultbund der herrschenden, kriegerischen Familien, gleichviel ob sich jene Gefolgschaft aus Männern derselben Inseln zusammenthat oder erobernd von fremden herüberkam. In beiden Fällen wird der Fortbestand des Bundes ein starker Rückhalt gegenüber dem numerischen Uebergewichte der Beherrschten gewesen sein. Kriegsgötter verlangen zu allen Zeiten auserlesene Opfer; das Opfer der eignen Kinder konnte dem Waghalsigsten Vertrauen gewähren. Nach außen stellte dann der Bund folgerichtig die stets bereite Kriegsmacht des Staates vor, und während er durch blutige Opfer und blutigen Dienst den Staat schützte, ließ er sich dafür von den außer dem Bunde Stehenden ein Aequivalent von Gaben reichen.

Die Festversammlungen der Errioi tragen unbedingt einen Kultcharakter. Wohin immer sie dieselben aber verlegen, dort erfahren sie von der Bevölkerung die reichlichste Verpflegung; sie trägt gewissermaßen ihre Kultsteuer herbei. Damit stimmt auf's Beste überein, was uns Bligh [1]) als seine eigene Beobachtung mittheilen konnte.

---

[1]) Forster, Neue Seereisen II. 83 ff.

Der Brite kam mit dem Fürsten Teinah in die Nähe des Ortes, an dem eben die Errioïs ihre Feste feierten. Teinah war selbst in frühern Jahren Ordensmitglied gewesen, dann aber, um Kinder zu erhalten, ausgetreten. Da er jetzt den Bund in der Nähe wußte, machte er sich sammt Bligh nicht ohne eine Menge von Geschenken dahin auf. Als man in die Nähe des Ortes kam, sah man schon hoch aufgestapelte Mengen von Proviant und selbst von Zeugstücken, welche die Einwohner geschenkweise geliefert hatten. Nicht weit von diesem Stapel saß der Vornehmste der Errioïs. An ihn wurde eine Anrede gerichtet; dann näherte sich Bligh — immer nach Geheiß des Teinah — mit fünf Mann, die alle möglichen Geschenke trugen, jenem Ordensgeneral, um ihm unter einer Anrede, die Teinah soufflirte, alles zu Füßen zu legen. Leider verstand Bligh die schöne Anrede, die er sprechen mußte, selbst nicht, aber das verstand und sah er, daß der Großmeister kein Wort des Dankes hatte, sondern all' die schönen Geschenke „nicht wie eine Höflichkeitsbezeugung, sondern wie eine Gebühr" aufnahm. Als bei dieser Gelegenheit Teinah in Erfahrung brachte, daß Bligh selbst in seiner Heimath Kinder besäße, da erkannte er die überreichten Geschenke für ungenügend, und der Engländer mußte noch wegen seiner Kinder ein Geschenk von drei Körben Brotfrucht, einem Ferkel und einem Stück Zeug hinzufügen. Bligh fiel das mit Recht auf; er sagt: „Ich konnte nicht begreifen, was dies mit meinen Kindern zu thun hätte, oder weswegen man sich vorstellte, daß diese Gesellschaft, die doch alle ihre eignen Kinder umbringt, eine im Namen der meinigen dargebrachte Gabe wohl aufnehmen müsse." [1])

Wenn wir aber das oben Angedeutete festhalten, so erscheinen diese Gaben ganz folgerichtig als eine Lösung derer, die außer dem Bunde stehen, beziehungsweise als eine Lösung ihrer Kinder. Sie sind daher nicht Geschenk, sondern „Gebühr".

Aus einer Anmerkung des P. Gobien [2]) müssen wir schließen, daß es auf den Ladronen, wo die Volkstheilung in Herrscher und Unterthanen ebenso ausgesprochen war, einen ähnlichen Bund gegeben habe, der den Namen Urritoe führte.

---

[1]) Ebend. S. 84.

[2]) Bei des Brosses, Histoire des navigations aux terres Australes. Tom. II. p. 492 f.

11. Die Auflösung des Kultes.

In der Erstreckung des „Tabu“ auf Gegenstände, die nicht mehr im Sinne des Kultes, sondern im Sinne einer sozialen Lebensfürsorge eines Schutzes bedurften, den die wenig entwickelte Einsicht des Menschen in die Bedingungen sozialer Wohlfahrt nicht zu gewähren vermochte, müssen wir ein Verdienst erkennen, das sich der Kult um die Kultur erworben hat. Je mehr auf höheren Stufen der Inhalt des Sittengesetzes sich füllt, desto weiter breitet sich der Mantel seines Schutzes und desto größer wird nach der Einen Seite hin sein Verdienst.

Dieser Fortschritt kann sich ohne Kampf und Störung vollziehen, so lange der Mensch selbst als Kultsubjekt dasselbe bleibt in seinem Fühlen und Denken, so lange er allenfalls neue Schätze unter das bergende Kultdach trägt. Aber sein Inneres bleibt nicht ohne Erschütterung, der Mensch wird allmählich ein anderer; er wirft ein prüfendes Auge auf das Vorhandene, begehrt die Ausscheidung dessen, was seinem geschärften Auge unerträglich erscheint. Der Kult bleibt stehen, Unwandelbarkeit ist Pietät. Er kann die Wandlungen des Subjektes nicht würdigen, nicht anerkennen, ihnen keinen Einfluß gestatten, er ist das Objektive; er erhebt für sich das Zeugniß unzähliger Geschlechter, das lebende ist immer ein abgefallenes.

Ja, der Mensch ist wandelbar. Welche Wandlungen hat die Stimmung zum Mitleid im Menschen erfahren! Beim höchst entwickelten Thiere findet sich davon noch kaum eine Spur, bei den meisten keine. Selbst die einem nothwendigen Instinkte entsprechende Zuneigung zu den Jungen kann sofort in's Gegentheil umschlagen, wenn diese ihre Reife erlangt haben; auch die Taube wirft das leidende Junge aus dem Neste. Genau so handelt der wirklich Wilde. Läßt zärtliche Fürsorge auf ein Mitgefühl schließen, dann beschränkt es sich auf einen engen Kreis; der Fremde steht dem Mitleid fern, und in das Leiden des Feindes sich hineinzudenken vermag der Wilde nur mit teuflischer Lust — nicht mit Mitleiden. Auf dieser Stufe erhebt kein vorwaltendes Gefühl Einsprache gegen Menschenfraß und Kindermord, gegen Menschenopfer und Kindesopfer. Der Feind gehört nicht, das neugeborne Kind noch nicht zu des Mannes Gefährten. Aber der Horizont des Mitleids hebt sich immer höher mit der Hebung des sozialen Lebens — Mitleid wird allmählich das rechte Wappenzeichen des Menschenherzens. Oft sehen

wir diesen Fortgang noch wie vor unsern Augen. Es ist so gut wie ausgemacht: die Tahitier waren noch kurz vor Ankunft der Entdecker Menschenfresser; erfahrene Leute unter ihnen erkannten sofort an dem verwundeten Haupte des Neuseeländers den Sinn dieser Wunde — aber der jüngere Mann Maheine, ohne den Anblick solcher Qual aufgewachsen, überströmte von Thränen, als ihm zum ersten Male die Gewißheit wurde, daß der Mensch aus so rohem Stoffe sei. In den Zeiten der Eroberung und Herrschaftskämpfe hat sich dieses Mitleid nicht gebildet; aber eine Zeit leidlichen Friedens und leidlicher Wohlfahrt auf diesen gesegneten Inseln reichte hin, ein Menschengeschlecht zu erziehen, das einen Abscheu vor dem Fleische des Menschen empfand, wäre er auch ein Feind gewesen.

Wo blieb aber bei solcher Wandelbarkeit des Menschenherzens der Kult? Sein Anwalt waren die Stiftung und die Furcht, die unter die Sanktion der Schrecken eines, der natürlichen Ursächlichkeit der Dinge sich nicht bewußten Gemüthes gestellte Pflicht; sein Wächter das Priesterthum. So früh bilden sich die Keime der Religionsvorstellung, daß kein Volk durch Ueberlieferung einen Einblick in den Ursprung seiner Religion haben konnte; darum galt unantastbar das objektive Gebot der Vergangenheit, und jedem Einwande tritt ein einfaches: Gott will es! entgegen. Den Einen Weg zur Lösung dieses Konfliktes lernten wir schon kennen: es ist der der Ablösung der Wirklichkeit durch ein Rudiment derselben, oder schließlich nur noch durch ein Zeichen.

Noch geht der Tahitier mit der Haifischwaffe auf die Menschenjagd aus, um der Seele eines eben verschiedenen eine andere Seele als wahre Seelennahrung zuzuführen, damit jene ein fortlebender Eatua werden könne, und nicht, ohne die stoffgleiche Nahrung gelassen, dahin schwinden müsse oder im Zorn darüber die Hinterbliebenen quäle: — aber thatsächlich bleibt die Seele doch längst ohne solche Nahrung, es sei denn, daß ein Paar Tropfen Blut unter den Hieben fließen; gemeiniglich ergreift Alles die Flucht vor der Schreckgestalt, und an die Stelle der Wahrheit tritt ein verschwimmendes Schauspiel.

Noch wird dem Könige, da er beim Staatsopfer die Gottheit selbst darstellt, das Auge des hingeschlachteten Menschen geweiht; aber er aß es nicht mehr in Wirklichkeit; der zu Hawai machte nur noch die Schlingbewegung, als ob er es äße. O-tuh zu Tahiti aber, als Cook

neben ihm stand, that auch das nicht mehr; er wies nur das ihm Dargebrachte mit einem Winke zurück — das war nun des Königs „Menschenessen". Die Kultpflicht verlangte die Uebung, aber die Uebung war nur noch ein Schein.

Auf Tongatabu blieb das Material dienender Menschen lange noch werthloser als das der Nahrungspflanzen, und so sahen wir denn diese zunächst zum Symbole herabgedrückt.

Das war der Eine Weg zur Lösung. Noch hätte es einen zweiten geben können, den der völligen Erlösung, der Erlösung von Allem, was im Kulte das Gefühl bedrückt oder die wirthschaftliche Sorge stört. Wenigstens war der Logik nach die Möglichkeit gegeben. Wenn sich der Mensch geschichtlich bewußt wird, daß ihm einst ein Genuß war, woran er jetzt mit Abscheu denkt und dem er mit Genuß entsagt, so könnte er dahin geleitet werden, die Thatsache zu erschließen, daß auch ein Geist, ein höherer Geist fortan an diesen Gaben keinen Gefallen finde. Beruhigung aber könnten die in Geisterfurcht aufgewachsenen Menschen darüber nur dann erlangen, wenn der Geist selbst spräche. Er müßte sich offenbaren, das bündige Versprechen geben, fortan seinem Zorne Einhalt zu thun, ohne jene Güter zu heischen. Eine solche Offenbarung ist auf dem Wege des priesterlichen Orakels wohl denkbar. Aber ihr Gewicht wird naturgemäß immer nur so weit reichen, wie das Machtbereich jenes Geistes selbst. Ohne einen großen Grad von Einheit der Götterherrschaft wird eine dem menschlichen Fortschritte entsprechende und zugleich das Kultgewissen beruhigende Reform des Kultes nicht möglich sein.

Einem solchen Zustande näherte sich Hawai vor Beginn dieses Jahrhunderts. Kamehameha war kein Großkönig von ererbtem Range. Von Haus aus das väterliche Haupt eines kleinen Clan, hat er, unternehmend, scharfsinnig, arbeitslustig, mit seinem Speere erst die ganze Insel, dann Insel für Insel die ganze Gruppe erobert und zu einer thatsächlichen Einheit verbunden. Wir wissen leider zu wenig über diese hochinteressanten Vorgänge, aber aus wenigen vereinzelten Zügen läßt sich das Bild einigermaßen erkennen. Ohne Berührung der Kultverhältnisse konnte diese Umwälzung nicht vor sich gehen; das lag in den Kultverhältnissen selbst. Kamehameha mußte, wenn er der neuerlangten Herrschaft Dauer sichern wollte, irgend eine Art Konzentration der isolirten Staatskulte erstreben, denn in ihnen lag ja

eigentlich der Rechtstitel der Gewalt. Wie er das ungefähr machte, sahen wir an einem einzelnen Falle. Er zerstörte das eine Bild an einer landesangesehenen Kultstätte, und nahm das andere mit sich. Er hob also die Lokalisirung jenes Kultes gänzlich auf und verband ihn mit dem seines Hauses, indem er jenes kleinere Bild, das nun nach seiner Meinung der alleinige Sitz des Geistes sein mußte, mit sich herumführte. An die Stelle der obersten Staatskulte aber, die all' die alten Erih rahai geübt haben mochten, setzte er nun als höchsten den seines eigenen Hauses. Seinen Tairi, den in der Heimat ein unansehnlicher Steinhaufen repräsentirte, umgab er nun, da ihm das Kriegsglück geholfen, als einen Kriegsgott mit einer großen Anzahl von Priestern, und in den Oberpriester dieses Collegiums lief nun die gesammte Hierarchie als in ihre Spitze aus.

Daß der mit dem Könige so empor Gekommene keine von jenen ganz unabhängigen Personen war, wie etwa die Erbpriester der sonstigen öffentlichen Kultstätten, kann man sich wohl denken. Auch muß der König die angesehensten Priesterschaften auf seine eigene Person übernommen haben, da er sie bei seinem Tode auf die Seinen übertragen konnte.

Diese Konzentration mußte aber auch einen nicht beabsichtigten Erfolg haben. Sie zeigte anschaulicher, als es je der Fall gewesen, die erdrückende Wucht der auf das Volk gewälzten Kultlasten. Mit jedem Clanshaupte, das sich in seinem Haiau zur ewigen Ruhe legte, mehrte sich die Last. Niemals wurde ein aufgelegtes Gewicht wieder abgenommen; die Begrenzung der Mittel des neuen, rationell regierten Reiches wurde immer deutlicher: es öffnete sich dem jungen Reiche eine beängstigende Perspektive. So unterscheidet sich beginnendes Kulturleben von dem der Unkultur. Diese häuft die Verbindlichkeit nicht, weil eine Generation die andere vergißt, und ein Kult der Fürsorge überhaupt nicht stattfindet. Das Geschichtsleben aber häuft eine Kultschuld auf die andere, und eine Gesellschaft, die ihre Mittel nicht dem entsprechend mehren kann, muß sich einmal an der Grenze der Leistungsfähigkeit sehen. Hier ungefähr stand nun Hawai, als nach Kamehameha neue Eroberungen nicht zu machen waren. Allerdings fiel ein Theil des Kulttributes nun der königlichen Familie selbst zu, und diese hätte darin einen Vortheil sehen können; aber alle Leistungen kamen endlich doch nur von dem arbeitenden Volke her, das wahrscheinlich unter den neuen Verhältnissen eine größere Berücksichtigung erheischte und erfuhr.

Das Alles spitzte sich in einer Weise zu, daß wir Kamehamehas Sohn zu einer That gedrängt sehen, die sich in so vollem Mittagslichte der Geschichte kein zweites Mal vor uns vollzieht: die Erlösung des Volkes durch die Abschaffung des öffentlichen Kultes. Hierauf beschränkt sich allerdings die von den Missionären als „Abstellung des Götzendienstes" bezeichnete Maßregel Liholiho's.

Die Anschauungen von der Existenz der Geistwesen, der Versöhnung derselben durch den Einzelnen wurden dadurch nicht berührt: aber der erste Gott habe durch seinen Priester erklärt, daß er mit der ganzen Götterschaft des Staates auf den seither ihm gelieferten Tribut der Sühne verzichte. Nur diesen Sinn kann die Nachricht haben, daß der Hohepriester seine Einwilligung zur Maßregel gegeben habe. Wenn er, wie Ellis (S. 64) mittheilt, im Widerspruche zu den übrigen Priestern erklärte, „die Aufhebung des Kultus der Götter werde ohne schlimme Folgen bleiben", so kann er damit nach der ganzen Lage der Verhältnisse nur ein Orakel vermittelt haben wollen.

Mit dem Staatskulte stürzte nun folgerecht auch jenes Tabu, welches die Stände und Geschlechter, sie mit verschiedenen Opferleistungen belastend, auseinander gehalten hatte.

Einige der Fürsten, jetzt richtiger Gouverneure genannt, waren von Anfang an einverstanden. Einer derselben, Karaimoka, hatte schon vorher erklärt, er werde keinen Tabu mehr halten. Der König versammelte die Angesehensten zu einem Feste. Männer und Frauen gruppirten sich auf besonderen Plätzen, und die Speisen wurden aufgetragen. Da befahl der König, aller Sitte entgegen, Geflügel den Frauen vorzusetzen, ja er setzte sich — nicht minder unerhört! — mitten unter die Frauen und forderte sie auf, mit ihm zu speisen. Die Menge brach in einen Schrei der Verwunderung aus; einige Fürsten folgten dem Beispiele des Königs — und Männer und Frauen von Hawai saßen zum ersten Male vor denselben Gedecken und aßen von Einer Speise — so wurde jede Speise Ainoa, aller Menschen Kost, so vollzog sich mit einer denkwürdigen Revolution ein Kulturfortschritt.

Dies war der erste Schritt, den andern that der Hohepriester Hevaheva selbst: er legte sein Amt nieder. Dann erfolgte die öffentliche Erklärung des Königs, daß es fortan (im Staatswesen) keinen Priester und keinen Kult mehr geben werde.

Daß die Privatpriesterschaften und der Kult der Einzelnen bestehen blieben, haben die Missionäre selbst wiederholt festzustellen Gelegenheit gehabt, obwohl sie fast immer nur von einer Abschaffung des Götzendienstes überhaupt sprechen. Wesentlich lag in der großen Neuerung nur ein Verzicht darauf, daß das arme Volk im Namen des Staates die schweren Leistungen beischaffe, um der Fürsten und Könige Ahnen-Eatuas mit einer Pflege zu versehen, die in der fürsorglicheren Zeit der neuen Herrschaft sträfliche Verschwendung wurde.

Die widerstrebenden Priester schaarten sich um Kekuaokalani. Dieser hatte ein gutes Anrecht auf die Führerschaft. Er war der älteste Neffe des Königs; ihm war mit andern Fürsten und in Gemeinschaft mit dem Könige die Kultusobsorge von Kamehameha übergeben worden. Man sagt, er hätte um die erstrebte Oberherrschaft gekämpft; aber er konnte sich ganz wohl auf seine Pflicht berufen. Die zürnenden Priester verhießen ihm den Sieg der zürnenden Götter. Nicht wenig Menschenopfer mögen vor der Entscheidungsschlacht gefallen sein; es waren die letzten auf der Insel. Es war eine große, heiße Schlacht, in der Liholiho's anspruchslosere Gottheit glänzend siegte — 1819. Kekuaokalani, der letzte Schutz des Priesterthums, fiel nach tapferer Gegenwehr, sein hochherziges Weib über seiner Leiche; sie hatte den ganzen heißen Tag an seiner Seite gekämpft. Das war das Ende des Staatskultes auf Hawai, das Ende des höhern Priesterthums: — die erste Schlacht auf diesem Boden, in der die Gefangenen das Leben behielten. Noch hatte das Christenthum keinen Antheil an dieser Entscheidung.

Das „Volk" war von einem harten Drucke befreit. Unbekannt mit den verhüllteren Motiven der Regierung fühlte und rühmte es dankbar seine Erlösung, so oft die nach einigen Jahren nachfolgenden christlichen Missionäre nach seinem Zustande forschten, den diese freilich ungenauer Weise für einen religionslosen hielten. Wenn die Hawaier sich wirklich gerühmt haben sollten, daß sie jetzt keinen Gott hätten, nachdem sie all' die vielen bei Seite geworfen, und sich freuten, „da ihnen das Tabu so viele Mühe und Beschwerden verursacht und den besten Theil ihres Vermögens verschlungen habe",[1]) so kann das Erstere nur mißverständlich aufgefaßt sein, da ja Ellis selbst den Kult der Pele fortleben sah. Das Motiv ihrer Freude aber ist zweifellos

[1]) Ellis a. a. O. 100.

das richtige. Der Missionär wollte ihnen ihren vermeintlich gottlosen Zustand leid machen; aber die schlichten Leute beharrten dabei, daß es für sie ganz gut wäre, „da sie jetzt nichts mit den großen Opfern zu thun hätten, keine Furcht vor Bestrafung bei Brechung des Tabu zu hegen brauchten, ihr Essen bei demselben Feuer kochen, und Mann und Frau einerlei Nahrungsmittel genießen könnten." Noch setzten insbesondere die Priester der Pele ihre Hoffnung auf ihre Göttin, als ob sie die Staatsgötter, zu denen sie in jüngerer Zeit nicht gehört zu haben scheint, rächen würde. Sie drohten mit Erdbeben und Vulkanausbrüchen; — gerade nach jener Zeit blieben alle Krater in Ruhe.

Wie viel fruchtbare Anknüpfungen hätte die „Religion der Erlösung" auf einem so vorbereiteten Felde finden können, wenn der Sinn der Missionäre, — ja selbst der Völkerforscher! — gegenüber der Gedankenwelt des „Heidenthums" nicht fast ausnahmslos in frommer oder klassischer Verdunklung sich gefiele! Indeß zeitigte doch auch die christliche Annäherung sogleich eine, allerdings schon halbreife Frucht. Vor der neuen Betrachtungsweise des Lebens konnte vor Allem der Kindesmord seine Scheußlichkeit nicht mehr verdecken. Es ist sehr kennzeichnend, wie sehr es sich fortan der König und sein treuer Feldherr, der die große Priesterschlacht geschlagen, Karaimoku, angelegen sein ließen, immer wieder öffentlich jede Art Kindesmord als Menschentödtung unter strafbaren Umständen hinzustellen und zu bedrohen. Ganz gleicher Weise war das erste Gesetz, welches die dem alten Kulte abwendig gemachten Fürsten von Tahiti dem Volke gaben, ein Verbot des Kindesmordes unter Androhung der Todesstrafe,[1]) und in merkwürdiger — aber erklärbarer — Uebereinstimmung beginnt der germanischen Gauten ältestes Gesetz nach einer Einleitung sofort: „Das ist nun demnächst: daß man aufziehen soll jeglich Kind, das geboren wird in unserem Lande, und nicht wegwerfen."[2]) Auch dieses Gesetz steht seiner Entstehung nach an derselben Scheidemarke des alten Kultes. Erst über dem Grabe des Kultes der Unkultur kann sich das Wort erheben: Du sollst nicht tödten!

---

[1]) Ellis a. a. O. 176.
[2]) Gauta-Lagh II. 1.

IV.

Der Schamanismus in Asien und Nordeuropa.

1. Religion und Kult der mongolisch-schamanistischen Völker.

Langwierig und überflüssig wäre es, dem Reisenden durch die Hochlandsteppen von Asien von Ort zu Ort zu folgen. Es genügt, das Resultat einer solchen Musterung festzustellen, umsomehr als über dasselbe keinerlei Meinungsverschiedenheit in der Wissenschaft besteht. So außerordentlich groß auch die Erstreckung vom Ostkap Asiens bis zum Nordkap Europas ist, so wenig wechseln die Kulturzustände auf diesem Gebiete. Die Kultvorstellungen ruhen, so weit nicht Colonien höherer Stufe auf jenem Untergrunde angelegt sind, ausschließlich auf demselben Grunde, den wir nun bereits in Amerika, Afrika und Polynesien zur Genüge kennen lernten.

Auch lockt keine Mannigfaltigkeit der Formen zu genauerem Eingehen, wenigstens in viel geringerem Grade, als man bei dem außerordentlichen Umfange des Gebietes erwarten sollte. Die nordische Zone gestattet keine allzu vielgestaltige, freie Entwicklung des Lebens; sie legt ihm überall dieselben Fesseln an; die Mannigfaltigkeit der Elemente, durch deren Einführung sich die Kultformen vervielfältigen könnten, fehlen ihm. Außerdem — und das ist das Wesentliche — würde unser eigentlicher Gegenstand, die Entwicklung des Priesterthums, auch bei genauer Durchmusterung dieses Landes kaum nur einen Schritt weiter geführt werden. Die Ausbeute von scheinbar Neuem, die uns die Beobachtung zu liefern vermöchte, verliert sofort diesen Charakter, wenn wir, was doch unser Zweck ist, der Sache auf den Grund sehen und den wesentlichen Kern aus den Hüllen schälen. Diese Eintönigkeit

der Kultfarbe erstreckt sich über Mittel- und Nordasien und einen Saum von Nordeuropa. Von Nordasien aus laufen mächtige Adern derselben Färbung bis an die Grenzen des Gebietes, das wir eben verließen.

Wir betreten Wege, welche den älteren Grund neben dem jüngern Rasen zeigen, der darauf gewachsen; sie führen nach dem Süden und Osten und münden in dem Gebiete der Philippinen und der Südsee, stellenweise beengt und beschränkt, kaum erkennbar, stellenweise weit und breit den Boden überspinnend. Wo sich die Religionssysteme in innigerer Weise mischen, da folgt die Anschauung des Volkes oft vielfach oder gänzlich noch derjenigen, welche wir bis jetzt als die urwüchsige, allen Menschen eigene kennen lernten; aber der Kult liegt dann zumeist in den Händen einer Priesterschaft, welche der höher entwickelten Stufe angehört. Würde man demnach nach der vorherrschenden Klasse der Priesterschaft urtheilen, so müßte man auch China und Japan für vorzugsweise buddhistisch erklären, während die Volksvorstellungen weit mehr mit denen Nordasiens übereinstimmen.

Indem wir diese gemischten Gebiete einer später folgenden Betrachtung vorbehalten, beschränken wir uns jetzt, das allenthalben Gleichartige möglichst kurz zusammenfassend, auf Nordasien und den letzten Rest der Unkultur im äußersten Norden Europas, dies ohne Rücksicht auf die Fortschritte des letzten Jahrhunderts.

Man hat sich gewöhnt, auf die Zauberpriester aller dieser Völker, die zum größten Theile der mongolischen Rasse im weitern Sinne angehören, den aus dem Indischen umgestalteten Namen Schamanen zu beziehen, wie man die amerikanischen insbesondere Medizinmänner nennt. So nennt man aber auch wohl diese Völker selbst mit Rücksicht auf die Gemeinschaft dieses Instituts Schamanenvölker; in diesem Sinne werden auch wir das Wort mitunter gebrauchen.

Aber die Eigenthümlichkeit des Wortes spricht noch lange nicht für eine Eigenartigkeit der Sache. Dafür, daß die Kultvorstellungen der schamanistischen Völker genau so wie die der bisher betrachteten von der Seelenvorstellung ausgehen und diese wieder insbesondere an das Ereigniß des Todes anknüpft, hiefür brauchen wir gar keine speziellen Beweise zu erbringen; denn niemand leugnet das. Was an der Vorstellung dieser Geister etwa eigenartig sein könnte, das wäre eine ausgesprochene Vorliebe der Mehrzahl für den Wechsel des Aufenthalts, sobald sie nicht der Kult an eine Stelle bannt. Das ist erklärlich

genug: es sind Geister nach der Vorstellung von Nomaden und Pelzthierjägern. Ihnen stehen wie den lebenden Menschen die Wüsten und Steppen, die Tundra's und Schneefelder offen; Wüste und Steppe gestatten zunächst nur ein bewegliches Leben. So ziehen denn auch die Geister, die der Kult nicht gebannt hat, von Ort zu Ort und führen ein bewegliches, unstetes, unheimliches Wüstenleben. Unheimlich; denn sie nehmen zum Unterschiede von den Menschen den Pfad durch die Lüfte. Darum muß der Mensch allüberall gewärtig sein, von ihrer Gegenwart zu erfahren und zu leiden. Oder sollten etwa die mongolischen Seelen minder rachsüchtig und zornmüthig sein als andere?

So muß man denn zutreffend mit Stuhr's Worten[1]) den obersten Glaubenssatz dieser Völker dahin zusammenfassen: „Der Geisterglaube der schamanischen Völker beruht in dem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen als Gespenster durch die Lüfte und über die Schneefelder schweben." Soll man überhaupt an ein Wohnen dieser Nomadengeister denken, so kann es nur der Art eines kulturlosen Volkes ältester Zeit entsprechen, denn die Kultvorstellungen greifen immer ein Stück tiefer in das Alte zurück als die Einrichtungen des Lebens selbst. In dunklen Tannenwäldern, in Felsenklüften und Abgründen hausen sie insbesondere.[2])

Wir lassen unsern unvoreingenommenen Zeugen sprechen. „Auf die Eine Grundvorstellung von den irre umherschweifenden Geistern der Verstorbenen, die in ihrer Schadenfreude den lebenden Menschengeschlechtern gefährlich zu werden drohen, und deren Macht . . . durch die Schamanen zu bezwingen sei, ist in dem innersten Mittelpunkte der Schamanen-Religion Alles, was zum Dienste derselben gehört, zu beziehen. In dem Glauben an Gespensterwesen wurzelt das Schamanenthum und von dem Glauben daran geht es aus." (S. 257.) Nordasien wimmelt von solchen Geistern. „Nicht nur rühren die heftigen und verderblichen Naturerscheinungen von dem Zorne solcher Geister her, sondern auch Mißwachs, Seuchen und andere Plagen, so wie auch plötzliche Krankheitsfälle, Epilepsie, Raserei u. dergl. bei einzelnen Individuen werden ihrem Einflusse zugeschrieben. Sie sind in viele Klassen eingetheilt." Die Art dieser Geister, ihr Thun und Lassen, ihre Macht

[1]) Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, S. 250.
[2]) Ebend. S. 251.

und ihr Einfluß sind uns also ganz wohl bekannt — es ist dieselbe Gattung. „Vorzüglich werden wüste, unbewohnte und rauhe Gegenden oder solche, wo sich die Natur in gigantischen Massen und in allen Schrecknissen ihrer Wirkungen zeigt, für die Hauptsitze oder Sammelplätze der bösartigen Geister gehalten, von wo sie nach andern Gegenden ausziehen, um ihre verderblichen Absichten auszuführen. Deshalb waren die Wüsten Turans und namentlich die große Sandwüste Gobi schon im grauen Alterthume als Aufenthaltsorte der bösen Geister berüchtigt. So wird in den Religionsschriften der Bauddha's auch Tibet in seinem ursprünglichen Zustande als ein Reich schrecklicher Geisterwesen und wilder Thiere geschildert. Auf diesen ausgebreiteten Dämonenglauben ist das Schamanenthum fast aller Völker Mittelasiens gegründet."[1]) „Hiernach erhellt uns ganz klar, worin der dem Schamanenthume geeignete Geisterglaube ursprünglich wurzele. Die Geister, die die Erde umschwirren, und die, damit sie dem Menschen keinen Schaden zufügen mögen, gebannt und beschworen werden, sind dem ursprünglichen Glauben nach nichts anderes als die Seelen der Verstorbenen, die als Gespenster umherwandeln, und hier und dort in Wäldern oder in Felsklüften und Abgründen ihre Wohnungen aufgeschlagen haben." (S. 251.)

Thiere in Beziehungen mit diesen Geistern werden wir insbesondere in den indischem Einflusse zugänglichen Grenzgebieten noch kennen lernen; unter diesen Fetischen spielt in Südasien wieder insbesondere die Schlange eine große Rolle.

Die angeführte Charakteristik gilt ebenso gut für China, Japan, Hinterindien und das Himalayagebiet, ohne alle Ausnahme. Ueberall sind die Elemente erfüllt von Geistern, die auf die Schädigung der Menschen lauern, und überall verbindet die Vorstellung diese Geister mit der Menschenseele. Die Kultur hat, die Erinnerung der Vorzeiten festhaltend, diese Geisterschaaren nur noch in's Unendliche vermehrt. Sie hat aber auch nach oben hin diese Geisterschaar unendlich erhöht, gehoben. Die Thatsache, daß auch die obersten einst Menschenseelen gewesen wären, kann aber der Erinnerung entschwinden; sie sind nun einmal da, und nur für ihre Behandlung ist und bleibt die alte Auffassung maßgebend.

---

[1]) Ebend. S. 242 nach Ssanang Ssetsen p. 352.

Die Existenz einer so großen Schaar kult- und namenlos, man möchte sagen existenzlos herumschwärmender Geister, die an keine Stelle gebunden sind, findet ihre Erklärung zum Theil auch in der naturgemäßen Kultbeschränktheit. Je einfacher noch das Leben des Volkes, um so weniger ist an eine für die Ewigkeit bestimmte Kultstiftung zu denken. Die Kultdauer mag im allgemeinen der Stimmung des Menschen entsprechen, des Todten mit Lebhaftigkeit zu gedenken; mit dieser ist sie in Gefahr zu erlöschen, wenn nicht außerordentliche Momente sie in Erinnerung bringen. Aus dieser Thatsache heraus hat sich wohl erst die Sitte gebildet, eine bestimmte Zeit der Kultpflege für ausreichend zu halten und den Kult mit einer bestimmten Zeitfrist abzuschließen. Auf den Südseeinseln fand dieser Abschluß statt, wenn sich den Conservirungsversuchen zum Trotz alles Fleisch von den Knochen gelöst hatte. Vermögende verwandten mehr auf die Mumifizirung — d. h. sie schoben diesen Zeitpuukt länger hinaus, gewährten längere Kultpflege. Indem man die Knochen dann bestattete, hörte der Kult der Einzelpersönlichkeit auf und setzte sich nur in so weit fort, als auch diese im allgemeinen Marai ihre Ruhe und ihren Kultantheil fand. In ähnlicher Weise nahm auch hier die Kultpflege einmal ein Ende, und erst zu dieser Thatsache mag man nachmals eine objektive Deutung erfunden haben. Diese lautete gewöhnlich dahin, die Seele bliebe nur durch eine bestimmte Zeit — eben die Frist des Kultes — an dem Orte der Bestattung, dann aber fliege sie in den Raum hinaus, in ein über der ganzen Erde sich ausbreitendes Geisterreich.

Die Spur der Vorstellung eines „großen Geistes" findet sich auch in Nordasien,[1]) doch nicht bei allen mongolischen Stämmen. Einige sind aus sich selbst zu einer Organisation nicht gelangt. Die Stellung des russischen Beamten unter ihnen wird ihnen als der Ausfluß einer solchen darum kaum klar. Wo sich aber wie bei dem altaischen Tataren jene Vorstellung findet, da gleicht sie ganz der indianischen,[2]) wenn sie nicht vielleicht gar nur ein Spiegelbild von der überkommenen, von außen zugewanderten Vorstellung von einem russischen Obergotte ist, dem dann die Stämmchen auch einen solchen ihres Volkes entgegenzustellen oder beizugesellen die Eitelkeit hatten. Daran

---

[1]) Görres, Mythengeschichte 54.

[2]) Siehe oben S. 18.

erinnert wenigstens die kindliche Erzählung, sie hätten auch einen großen Gott, der so herrlich gekleidet sei, wie ein Dragoneroffizier und mit dem „russischen Gotte" vertrauliche Besuche wechsele.[1])

Auf dem Wege der Nachahmung und eingeleitet durch die Hoffnung des Vortheils findet erfahrungsmäßig oft genug die Einführung fremder Vorstellungen statt.. So schrieben früher Mongolenstämme, welche des Glückes russischer Herrschaft noch nicht theilhaftig geworden waren, den von ihnen beneideten Wohlstand dieses großen Reiches dem russischen Spezialgotte zu; diese Auffassung entspricht ganz dieser Bildungsstufe. Nun genießt aber gerade der heilige Nikolaus bei den Russen eine auffällige Verehrung und Bevorzugung, und so hielten denn jene diesen Heiligen für den Gott der Russen. Darum führten sie denn auch bei sich selbst den Kult des Nikolaus ein.[2]) Ganz so hatten, wie wir sahen, die Tahitier gehandelt, als sie sich den stärkeren Gott von Bolabola holten.[3]) Aehnlich hatten auch die Lappen Bilder der christlichen Dreieinigkeit unter ihre Zauberzeichen eingereiht.[4])

Fetischsitze konnten bei der Unzahl von Geistern, die alle Räume belebten, womöglich alle Dinge sein. Die Lappen[5]) dachten sich insbesondere Berge und Felsen als solche; aber auch Wolken und Luft, vielleicht auch die Sonne war von ihnen bewohnt. Insbesondere aber bildeten Bäume mit unbeholfenen Zeichnungen in der Rinde Malfetische, und ebenso waren selbstverständlich die Grabstätten Sitze der Seelen.

Der Missionär Knud Leem, der als aufmerksamer, ja liebevoller Beobachter selbst lange Zeit unter dem Volke lebte, berichtet[6]) aus eigener Erfahrung folgendes: „In den abergläubischen Zeiten begrub man die vorzüglich geschickten Schützen an dem Orte, wo sie ihren Götzendienst hatten" — also wie sonst die Angesehenen auf der Mal-

---

[1]) Georgi, Beschreibung aller russischen Nationen. Th. II. S. 378. Gmelin, Die ältesten Reisen nach Sybirien.

[2]) Georgi a. a. O. II. 361.

[3]) S. oben S. 148.

[4]) Gunner, Knud Leems Nachrichten von den Lappen. Leipzig 1771. S. 233 ff.

[5]) Ebend.

[6]) a. a. O. 209.

stätte, „die übrigen an schlichten Orten, wo man zukam. Auf das Grab setzte man statt aller Zierrathen einen schlechten Schlitten von der Art, die Kierres heißen. Vor Alters brachte man die Körper, wenn sie mit Birkenrinde bedeckt waren, auch unter große, zusammengeschleppte Steinhaufen. Das Grab oder der Platz für den Körper war zu beiden Seiten mit hohen Steinen umgeben und wurde mit eben solchen langen Steinen zugedeckt, so daß es einige Aehnlichkeit mit unseren Särgen hatte." Daraus hätten die Alterthumsforscher schon vor 100 Jahren entnehmen können, wie verkehrt es ist, an einer Einrichtung wie einem „Hünengrabe," gerade eine bestimmte Nation erkennen zu wollen. Hier haben wir also mongolische Hünengräber.

Zuweilen führten aufragende Felsen auf Vorgebirgen den Namen Finne-Kirken, „Lappenkirchen." [1]) Durch Stangen und Stäbe Kultstätten zu bezeichnen, war ihnen ebenfalls geläufig — zweifellos steckte in all diesem ein Fetischsinn.

Reste des Thierfetischismus bewahrte vorzugsweise noch das Priesterthum in seinen Zauberbräuchen. Versucht man die Fetische nach der Qualität des fortlebenden Kultes in eine Reihe zu stellen, so erscheinen die Thierfetische und die der Reliquien und beweglichen Gegenstände als die älteren, die Grabstätten und was damit zusammenhängt, als die jüngeren Kultgegenstände. Man muß sich versucht fühlen, dieser mehrfach wiederkehrenden Abstufung eine historische Grundlage zuzuerkennen. Gewisse Thiere und Gegenstände erscheinen in der ganzen Auffassung des Lappen zweifellos als geistbesessene Fetische, denen sich gelegentlich auch noch eine Kulthandlung zukehrt; aber der eigentliche, regelmäßige Kult war zur Zeit der Christianisirung an Malstätten geknüpft, so daß es nicht geheuer wurde, an deren Stellen Kirchen treten zu lassen; zumal so lange man das Begraben in und bei denselben gestattete.

Beachten wir die Auswahl der Thierfetische, so fällt zunächst auf, daß das Thier, welchem der Lappe als seiner einzigen Existenzstütze die größte Achtung und Dankbarkeit zu zollen allen Anlaß hätte, nicht darunter ist; ebenso wenig wie auf Polynesien das Schwein oder der Hund. Wenn der Lappe einige Kultstätten „Renthierberge" nannte, so ist der Name von dem Schlachten, aber nicht von der Verehrung der

---

[1]) Ebend. 222.

Thiere daselbst hergeleitet, ähnlich wie eine solche Stelle auch „Berg des Topfes“ heißt. Vom Standpunkte des Totemwesens aus wird der Grund leicht erkennbar: mit einem konsequenten Kulte des Renthieres hätte der Lappe seine Existenz vernichtet. Es zeigt sich also auch hier wieder, daß nicht in einer Gleichstellung, die vertrauten Umgang fördern könnte, nicht in sogenannter „Anthropomorphose,“ nicht in einem ethischen Gefühl der Dankbarkeit die Grundlage dieser Vorstellung zu suchen ist.

Dagegen erscheint unzweifelhaft „Alterchen im Pelze“, oder, wie Leem übersetzt, „der Vater mit dem Pelze“, mit allen Zeichen eines alten Kultes bekleidet. Der Leser erkennt wohl sofort die Figur des Bären. Doch still! man darf ihn ja nicht beim rechten Namen nennen, — so wenig wie einen verstorbenen Zuluhäuptling![1]) Man erlegt ja wohl nothgedrungen den gefährlichen Nachbar und verzehrt auch sein Fleisch; aber die wunderlichsten Ceremonien, die man dabei vornimmt,[2]) geben Zeugniß von den ganz besonderen Beziehungen, in denen dieses Thier gedacht wurde. Auch Spuren einer solchen Schätzung des Wolfes sind vorhanden, insbesondere aber bilden Raben und merkwürdiger Weise, besonders im Zauberwesen, Fliegen ausgesprochene Fetische. Stellen wir nun diese Gattung Thiere zusammen mit den Haifischen der Südsee und den Kaimanen der Philippinen, so drängt sich wohl die Vermuthung auf, daß dort wie hier einmal ein ähnlicher Gedankengang die Brücke zu der Vorstellung des Thierfetisches überhaupt abgegeben habe. All die genannten Thiere sind Leichenvertilger. Es ist naturgemäß und Rudimente beweisen es, daß es eine Urzeit gab, in der man die Leichen nicht barg, sondern wegwarf, möglichst rasch und sicher beseitigte. Auf dieser Stufe wurden Schakal, Haifisch, Kaiman, Wolf und Rabe durch denselben Gedankengang mit dem Fetischismus verbunden, wie nachmals der bergende Grabhügel. Verlor sich aber mit der ersten Veranlassung zu dieser Vorstellung die Erinnerung an den Zusammenhang, so konnten auch Thiere ähnlicher Art sich dem Verdachte nicht entziehen, Fetische zu sein. In einem solchen müssen, den Resten des Aberglaubens nach, auch die Wasseramsel, der Kuckuk und der Eistaucher (Colymbus) gestanden haben. Den Kuckuk zählt

---

[1]) Siehe oben S. 90.

[2]) Leem a. a. O. 247.

das Volk überall zu den Raubvögeln. Taucherartige Vögel konnten wohl als Raben der See gelten.

Am meisten dürften die Leser erstaunen, in der Hütte des lappischen Zauberers in ziemlicher Uebereinstimmung ein Instrument wiederzufinden, das wir zuerst im fernen Urwalde Brasiliens entdeckten. Aber wirklich, nach Zweck und Aussehen ist des Lappen „Zaubertrommel" genau wieder die Zauberkalabasse des Indianers.[1]) Zur Zeit, als Leem unter den schon halb christlichen Lappen wohnte, war der Fetischsinn dieses Zauberwerkzeuges schon nicht mehr völlig klar; hatte doch überall das Zauberwesen mit seinem Umspringen mit den „Kräften" der Geister deren Individualitätsbegriff angenagt. Diese Zaubermittel sind dann nur noch Ableger eigentlicher Fetische; die afrikanischen Milongos lernten wir als solche kennen.

Auf solche Milongos deuten die Fuchsklauen und das Fuchsohr, die Leem an solchen Trommeln hängen sah. Das erhaltene Moment des Fetischsinns drückt sich darin aus, daß sie „ererbt" sein müssen, um Zauber zu thun. Vielleicht erinnert sich der Leser deutscher Sagen, nach denen eine Zauberkraft an einen „Erbschlüssel" oder sonst ein Erbstück gebunden erscheint. Das deutsche Schwert aus dem „Hergewäte" ist überhaupt ein solches Stück. Das ist keine müßige Zuthat der Sage. Das Erbe gehört nach ältester Auffassung immer noch dem Verstorbenen.[2]) Jedes Erbstück ist eigentlich „heilig," ein Exuvialfetisch seines Geistes. Wenn also auch jene Zaubertrommel nur in dem Falle eine solche ist, wenn sie zugleich eine Erbtrommel ist, so ist damit ihr Fetischsinn klar bezeugt. Kalabassen hat der Norden nicht. Der Fetisch besteht aus einem niedern ausgehöhlten Holzcylinder, der auf der einen Schnittfläche mit einer bemalten Haut überzogen und ringsum mit Milongos behängt ist. Wie bei der Tamaraka aber ist das Wesentliche, daß er, in Bewegung gesetzt, ein Geräusch hervorbringt; das ist allenthalben die üblichste Art, die Aufmerksamkeit der Geister zu erregen. Beim Trommeln ließ der Lappe auf der Haut einen Ring sich bewegen, um aus dem Zeichen, dem er sich nähert, die Antwort des Geistes zu entnehmen. Ringe können kaum ein sehr alter Schmuck dieses Finnenvolkes gewesen sein; aber als Exuvial-

---

[1]) Siehe oben S. 31.

[2]) S. oben S. 234.

fetisch haben Ring und Schwert dieselbe Geltung. Wir werden noch sehen, daß dem Nordgermanen gerade der Ring an der Kultstätte der Hauptfetisch war. Vielleicht hat ihn der Lappe von daher.

Hügel, Steine, Stangen oder Stäbe im Freien, vor oder über dem Hause, tragbare Behältnisse und Puppen im Hause sind in dem ganzen Gebiete vorzugsweise die Fetische des lebenden Kultes. Kultplätze haben ihr Tabu wie in der Südsee. „Sie wohnten nicht in der Nähe dieser Berge, damit die Götter nicht durch das Weinen der Kinder beunruhigt würden. Sie schliefen an keinem solchen Orte, weil sie es für eine Geringschätzung der Götter hielten. Aus eben dem Grunde enthielten sie sich auch alles Schreiens, Schießens oder Lärmens.“ Die Frauen sehen nicht einmal nach einem solchen Platze hin, sondern halten sich die Hände vor die Augen. [1])

Es ist aber ganz gleichgiltig, wo wir in dieser großen Erstreckung die Stichprobe machen. Bastian brachte zuerst[2]) aus seinen reichen Beobachtungen in Assam einiges zur allgemeinen Kenntniß. Die Kassia daselbst setzen dem Familienvater — die Würde erbt aber der Oheim mütterlicherseits — an der Grabstätte einen großen Stein, den anderen Familienmitgliedern kleinere ringsum. Die Daffa daselbst, welche den Todten noch an der Schwelle des Hauses begraben, stecken einen Bambus-Stab auf das Grab. Er ist ein Mal, dient aber auch als Röhre zugleich zur Einleitung der Trankspenden. Die Stämme der erstgenannten bezeichnen sich mit Thiernamen, kennen also ebenfalls den Totembegriff.

Stab oder Stange bilden überhaupt aus begreiflichen Gründen die wichtigste Fetischart. Stangen richteten die finnischen Tschuwaschen, so lange sie noch Heiden waren, an den Kultplätzen ihrer Ortschaften auf,[3]) oder richtiger gesagt, um die Stangenmale ihrer Geister lagen ihre Kultplätze. An diesen Stangen werden die Felle der geopferten Thiere aufgehängt — Trophäenschätze einer wohlausgestatteten Gottheit. Diese hält in Erkenntlichkeit dafür fremde, bösartige Geister von der Stelle und schützt so die Menschen in ihrem Bereiche.

[1]) Leem a. a. O. 223.

[2]) Anthropologische Gesellschaft. Berlin. Aprilsitzung 1881.

[3]) Gmelin a. a. O. S. 45, 52, 92, 100.

Diese Erfahrung mußte den wandernden Menschen wieder zu der Fürsorge führen, durch einen solchen Fetisch überall, wohin er kam, ähnlichen Schutz sich zu sichern, er mag nun um den Sinn der Sache noch gewußt haben oder nicht. So errichteten die Burjäten überall auf ihren Weideplätzen ähnlich geschmückte Stangen, um ihre Schafherden vor dem Einflusse böser Geister zu schützen.[1]) Gleiche Stangen schützen auf den Schneefeldern des Nordens den Wanderer vor den bösen Geistern, welche ihn auf Irrwege zu führen suchen — sie dienen als geheiligte Wegzeichen, als Hermen einfacher Art.

In Wirklichkeit mögen die Wege in diesen straßenlosen Ebenen nur von Mal zu Mal genommen und bezeichnet werden. Darum treten gerade an diesen Malen die betretensten Wege wie im Mittelpunkte eines Spinnennetzes zusammen, und darum sagt eine jüngere Zeit: die Alten bauten ihre Male und begruben ihre Todten an den Kreuzwegen.

Nur dieselbe Bewandtniß kann es mit den mongolischen Obo's haben, die auch unter der Herrschaft des Buddhismus ihres Kultes nicht verlustig geworden sind. Die moderne Auffassung stellt die Sache so dar, als seien diese „Hügel der Anbetung," welche man an vielen weithinblickenden Punkten der Mongolei als Haufen von Steinen, Sand und Erde antrifft, zunächst als Wegwahrzeichen errichtet, dann aber von den Mongolen „den verstorbenen Helden und Heiligen des Volkes geweiht worden."[2]) Sie stellt aber damit in Betreff der alten Zeit die Sache gerade auf den Kopf. Der natürliche Verlauf der Dinge kann nur der umgekehrte gewesen sein. Die ausgezeichneten Gräber von Häuptlingen waren in dieser ziemlich einförmigen Gegend die einzigen Punkte, die der Reisende festhalten konnte; daß sie als solche gerade durch Spuren von Menschenhand sich von anderen Merkzeichen unterschieden, gab ihnen desto mehr Werth. Von dem Zeltlager der Herde, die einst hier geweidet, blieb keine Spur zurück, die der Zeit getrotzt hätte, außer eben ein solches Grab. Das liegt in der Natur der Sache. Dieses Grab mußte nun, etwa mit dem Namen der Horde verbunden, ein Wahrzeichen werden. Nicht anders können unsere deutschen Malzeichen einst entstanden sein.

---

[1]) Georgi a. a. O. III. 384.

[2]) Tymkoffsky's Reisen I. S. 36 ff, 72, 181.

Kultstätten waren sie naturgemäß als Grabstätten, und die späteren Buddhisten setzten diesen Kult nur fort; so trägt der deutsche Godesberg eine Kirche des heiligen Michael.

Steine der oben genannten Art kennen auch die wilden Bewohner von Kambodja.[1]) Doch befinden sich diese in ihren Ansiedlungen. Sobald es einmal zu festen Ansiedlungen kommt, werden diese sich naturgemäß zunächst um jene Orientirungspunkte herum bilden.

Stangen steckten bekanntlich nach Herodot (IV. 103) auch die alten Taurier über ihren Hütten auf. Sie verbanden damit ganz konsequent den Begriff von Wächtern des Hauses, indem sie den Kopf getödteter Feinde — gleich jenen Opferresten — daran steckten.

Der Burjäte, der offiziell wohl zu den Buddhisten gezählt wird, schützt den nach Osten zu gelegenen Eingang zu seiner Hütte durch ein ganzes Gerüst von Stangen mit Milongos; er glaubt die Luft voll irrer Geister, begierig unter sein Dach zu fahren. An jede Seite des Eingangs stellt er einen Birkenbaum und verbindet ihn durch einen Querstab, von dem wie von einer Feldscheuche allerlei Bänder und Felle von Wieseln und Hermelinen herabhängen. Daß dies aber einstens wenigstens ein Kultgeräth war, bezeugt noch eine Art Kult, den ihm der Burjäte morgens und abends zu leisten pflegt.[2])

Wunderlich ist es, wo überall hin die tastende Wissenschaft die „verlorenen" zehn Stämme Israels treiben ließ, — bloß weil es in aller Welt so nahe liegt, einen Fetisch in einem beweglichen Kasten aufzubewahren oder einen solchen selbst als Fetischsitz, wenn es nothwendig ist, an ein paar Stangen zu tragen! Schon Cook glaubte inmitten der Südsee die alte „Bundeslade" wiedergefunden zu haben, und der Missionär Dr. Prochnow fand neuerdings (Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 8. April 1882), daß, wenn irgendwo die Zehnstämme wiederzufinden wären, dies in einem abgelegenen Winkel des Himalaya sein müßte, wo sich zwischen Brahmaismus und Lamaismus eine Sekte einschiebe, die einen merkwürdigen Kasten- oder Ladenkult treibe. Man trägt an langen Stangen ein stuhlartiges Gerüst, mit Hörnern und Büscheln des Yackochsen behangen, von Dorf zu Dorf, indem man daselbst die Kultspenden einsammelt.

---

[1]) Bastian, Bilder 115. [2]) Gmelin a. a. O. S. 465.

Das Tragen von Fetischen ist aber überhaupt üblich und unter Umständen nothwendig, während die Art des Vehikels wenigstens von der Landessitte abhängt. Die Fetischform aber kann auch bei den asiatischen Völkern jede beliebige sein. Bei den nordasiatischen Schamanisten bestehen diese tragbaren Fetische vorzugsweise aus Lappen rother Leinwand, aus Pelzwerk, Roßhaarbüscheln, Thierknochen und dergl. Man bewahrt solche in der Jurte auf oder hängt sie an die schon erwähnten Stangen, insbesondere an Felsklippen und auf Berggipfeln. Begreiflicherweise gilt als insbesondere zum Fetische geeignet, was man vom Handwerksgeräthe des Zauberpriesters erhaschen kann. Höchst werthvoll ist die blechene Schelle, welche auch hierzulande der Schamane braucht, um das die Gottheit rufende, mit ihr gewissermaßen vereinbarte Geräusch hervorzubringen. Nicht minder kamen auch Puppen von menschlicher Gestalt als Fetische vor.[1])

Stuhr betont (S. 253) ganz mit Recht, daß das sinnbildlich Menschliche an diesen Figuren durchaus nicht das Wesentliche sei. Da es aber wesentlich ist, daß sich solchen Puppen ein schützender Geist zugeselle, so wird sich das Vertrauen wie bei den afrikanischen Milongos natürlich denjenigen zuwenden, welche von kundiger Hand, also von Schamanen beiderlei Geschlechts „geweiht" sind. Insbesondere befassen sich Zauberinnen mit dieser Arbeit. Das, was man die „Weihung" derselben nennt, ist jene allein wesentliche Zuleitung des Geistes, die der Schamane durch die ihm schon zu Gebote stehenden Geister bewerkstelligen kann. Ahmen die von Schamanen gefertigten Fetische die menschliche Gestalt nach, so pflegen sie in der Regel wieder das Aeußere eines Schamanen an sich zu tragen; oder vielleicht umgekehrt: es kleidet sich auch hier wieder der Priester in die Formen, in denen er sich die Gottheit denkt; er stellt diese selbst vor.

Obwohl meist schon zum Nomadenthume, d. h. von der Jagd zur Hegung einer oder der andern Art Nutzthiere in einem nur noch halbwilden Zustande übergegangen, blieb der Nordasiate doch auf einer sehr niedern Stufe der Kultur stehen; in weiten Strecken verbietet sogar die Natur jeden Versuch eines Anbaues der Erde. Für seine Beziehungen zur Welt, die ihm seine eigene Herde, seine nächste Umgebung ist, genügt auch die Wirksamkeit der eignen Hausgeister. Er würde

---

[1]) Timkoffsky's Reise I. 288. Georgi a. a. O. III. 384.

für seine täglichen Unternehmungen kaum dieser bedurft haben, wenn ihn nicht die Furcht vor den überall lauernden bösen Geistern, die bald ihn, bald sein Vieh plagen, zum Kult seiner Schützer getrieben hätte. In Gegenständen von einer Bedeutung für Alle, wie etwa in der Sonne den Sitz seines Schutzgeistes zu suchen, dazu hatte er keinen Anlaß, und es sind in der That nur wenig Spuren vorhanden, daß der echte Nordasiate dahin gelangt wäre. Aber Stämme, die aus der großen Masse der mongolischen Nomaden als Eroberer hervortreten und sich selbst einen höher strebenden Beruf setzten, solche konnten auf diesen Punkt gelangen.

Dagegen trat ein sehr wichtiger Gegenstand, das Feuer, gerade hier bei einem Volke der Herden, bei unheimlich langen Nächten, dem drohenden Anfall gefährlichen Raubzeugs, der Fetischauffassung näher. Die Stange that es erfahrungsgemäß denn doch nicht; aber was die Vorstellung von ihr erwartete, das wirkte das Feuer thatsächlich — der Schluß war gegeben. Einem hervortretenden Kulte desselben einen solchen Sinn zuzuschreiben, mag Vielen bedenklich erscheinen; aber wir sahen ja die Menschheit auch schon auf anderm Wege gerade dahin gelangen.

Die Vorstellung der Körperlosigkeit hob den Geist naturgemäß über die Bedingungen des Körperlichen empor. In der Flamme zu leben ist wohl einem Leibe unmöglich; aber auch einem Geiste? Die Priesterin der Pele[1]) wußte ja, daß sie selbst als Geist im Feuer des Kirauea leben werde; sie freute sich dessen. Pele sammt den Ihrigen, an deren Geisterqualität kein Hawaier zweifelte, wohnte wirklich im Feuer des Berges. Während also in dieser Verbindung keine Schwierigkeit lag, führten mehrere Wege wenigstens unter dem Scheine logischer Nothwendigkeit dahin. Auf Hawai war es der Bergfetischismus, der in einem Vulkane jene Umgestaltung erleiden mußte; bei den Mongolen war es die Thatsache des Herdenschutzes, des Hausschutzes, die dahin führen konnte. Die enge Beziehung zwischen Raubthier und Fetisch mußte dabei das ihrige mitwirken. Hatte jenes etwas Fetischhaftes, so konnte das, was es verscheuchte, nur etwas Geisthaftes sein. Eine andere Form der Vorstellung aber, als die des Fetischismus, war noch nicht gewonnen. Die Thatsachen konnten also zu dem Schlusse

[1]) S. oben S. 170 f.

führen, daß in dem Feuer ein wohlwollender, schützender Geist sein müsse. Man wird also wohl auch, insbesondere bei wandernden Viehhirten, auf diese Vorstellung stoßen können, aber man wird sie nur dort als entwickelt und vorhanden annehmen dürfen, wo ein wirklicher Kult des Feuers wahrnehmbar ist. Eine gewisse Werthschätzung und Verehrung des Feuers dagegen ist eine zu natürliche Sache, als daß sie nur durch Kultvorstellungen vermittelt erklärbar sein sollte. Eine solche Verehrung empfängt das Feuer nun allerdings durch ganz Nordasien, wo sie aber gerade ein Kult sei, ist schwer zu entscheiden. Daß es den Burjäten nicht gestattet ist, das Feuer durch Wasser zu löschen, [1]) und daß die Anwohner des Amur sich fürchten, von ihrem Feuer aus der Hütte mitzutheilen, könnte allenfalls auf Kultvorstellungen schließen lassen; keineswegs aber auch schon die Thatsache, daß sie gleich vielen andern Völkern die jährliche Erneuerung des durch die übrige Zeit ununterbrochen erhaltenen Feuers festlich begehen.

Der Hauptgrund des Kultes liegt auch bei den mongolischen Völkern in der außerordentlichen Furcht vor den Geistern, welche den Ueberlebenden auf alle Weise zu schaden verlangen. Das Nächste ist, daß sie diese nach sich in den Tod zu ziehen trachten. „Die Lappen bringen diesen Göttern fleißig Opfer zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit, und zwar um so mehr, weil sie sich einbilden, daß die Jabme-Akko und die Seelen der Verstorbenen sich eifrig bestreben, die lebenden Menschen unter die Erde zu bringen, und insonderheit ihre nächsten Verwandten und Kinder bald bei sich zu haben.“ [2])

Der nächste Kultakt gehört, je nachdem man sich die Sitte, die Todten zu versorgen, vorstellt, der passiven oder aktiven Form an; — entweder man verläßt den Todten und all' das Seine, ohne es je wieder zu berühren, oder man giebt ihm seinen Besitz in seine neu hergestellte Grabeswohnung. Daß alles Eigene in Ewigkeit nur dem Todten gehören könne, diese alte Auffassung kehrt hier noch in den verschiedensten Formen wieder. Eine der wunderlichsten, aber bei der bekannten Konsequenz des Naturmenschen nicht überraschenden Aeußerungen ist die von Bastian [3]) verbürgte Sitte eines Gebirgsstammes von Cambodja, alles Eigenthum eines Menschen, den ein Tiger getödtet hat, an die Stelle des Unglücks zu bringen, „wo niemand wagen würde,

---

[1]) Bastian, Bilder 400. [2]) Leem a. a. O. 215. [3]) Bilder 115.

es zu berühren." Dem Begrabenen folgt es in derselben Konsequenz in das Grab. Zu einer nicht weniger wunderlichen Aeußerung gelangte derselbe Grundsatz bei den Lappen, wo er höchst wahrscheinlich durch ein Eindringen der ebenfalls erst jüngeren germanischen Vererbungspraxis bedroht war. Hätte der Lappe eine eigentliche Stiftungspriesterschaft besessen, so hätte er diesem Seelenanwalte getrost sein Erworbenes übergeben, damit es für seine Zwecke — Zwecke der Seele —, also zur „Seelsorge" alterthümlichster Auffassung verwendet würde. Aber eine solche Priesterschaft gab es nicht. Dem um sein „Seelenheil" Besorgten blieb nichts übrig, als selbst dafür zu sorgen; er that das zum Staunen der Missionäre mit ausgesuchter Pfiffigkeit und echtem Bauernmißtrauen, indem er selbst, bei Lebzeiten,[1]) alle Kostbarkeiten, insbesondere das baare Geld, so sorgfältig für sich vergrub, daß der Erbe keine Hoffnung hatte, es jemals wieder zu entdecken. „Man erzählt, daß ein reicher Lappe im schwedischen Lappland, als man ihn auf seinem Todbette nach der Ursache gefragt, warum er sein Vermögen so sorgfältig versteckt, daß seine Erben es unmöglich finden könnten, zur Antwort gegeben, er thue es, um nach seinem Tode keinen Mangel an Lebensmitteln zu leiden," — das heißt doch genau: aus Kultfürsorge. Selbst der Platz der Zelthütte, auf dem jemand gestorben, schien dem Todten preisgegeben; denn die Familie des Angehörigen verließ die Wohnung und schlug sie an anderer Stelle auf; den Platz aber, auf dem die Leiche gelegen, belegte sie mit Steinen — hier wohl dem Zeichen des Tabu.

Auch das passive Opfer des Quirilles oder Tabu kannte der Lappe, wenn auch die Rudimente zu einem unverständlichen „Aberglauben" zusammengeschrumpft waren. So war das Fleisch des Renthierkopfes — der Kopf gebührt immer den Häuptlingen — für die Frauen tabu. Wenn dem Lappen irgend ein Glied erkrankt oder mit Schmerz behaftet war, so machte er als rudimentäres Opfer dasselbe Glied des Renthieres tabu und enthielt sich desselben — er versöhnte also den ihn plagenden Geist durch ein Fasten. Das Schwein ist ihm aus uns unbekannten Gründen überhaupt tabu, — vielleicht lernte er es erst durch die Germanen kennen. Noch in späterer Zeit fischten und jagten sie nicht in der Nähe von Kirchen, wie sie sagten, „aus Furcht,

[1]) Leem a. a. O. 194.

nichts zu finden" — wahrscheinlicher, weil ihren Voreltern solche Plätze tabu gewesen. Auch bestimmte Tage waren für sie tabuirt. An einzelnen derselben aßen sie kein Fleisch, an andern durften sie überhaupt nichts erwerben, nicht arbeiten, weil ihnen sonst „Gespenster" erschienen und sie mit irgend einem großen Unglücke bedrohten. Auf dieser Stufe einfacher Lebensführung ist der Opfersinn der „Tagesheiligung" (Tabuirung ist genau dasselbe) noch ziemlich klar: die Tagesarbeit ältester Zeit bestand ja immer nur in der Beschaffung der, der Natur — in diesem Falle den Gewässern, dem Walde und den Heerden — entnommenen Nahrung.

Ich berühre gerade räumlich so weit entfernte Reste der „Unkultur" neben einander, weil auf diese Weise bei so großer Uebereinstimmung des Wesentlichen bis in so viele Einzelnheiten die Nothwendigkeit, ein und denselben Untergrund der Vorstellungen anzunehmen, statt jeder „Volksseele" ihren besonderen Gedankenschatz zuzutheilen und dann den Ausgleich durch ein verworrenes System von Entlehnungen zu erklären, am zwingendsten wird.

Neben diesem Quixillessysteme kennen die Lappen auch positive Opfer. Die vornehmeren bestanden den Lebensgewohnheiten entsprechend in einer geselligen Mahlzeit, an der der Geist theilnehmend gedacht werden mußte. Nur das Blut wurde wieder diesem allein zugetheilt, indem man damit die gezeichneten Malbäume bestrich. Wenn unser sonst vorurtheilsloser und wohlunterrichteter Missionär mittheilt, sie hätten der Gottheit bei einem solchen Mahle nur die Eingeweide, Knochen, den Schwanz und die Ohren der Opferthiere dargebracht und überhaupt geglaubt, die Götter seien „mit den Knochen zufrieden," weil sie ja im Stande wären, sie wieder mit neuem Fleische zu umgeben, — so beruht das auf einem verzeihlichen Irrthume. Die Hauptsache, die Theilnahme der Gottheit am Mahle, erkannte der Missionär nicht mehr. Die Reste blieben dem Geiste als ein Besitz, nicht als Nahrung; so wenigstens war es allenthalben.

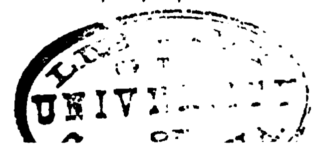
Außerdem brachte man alle Art Lebensmittel dar, und besprengte unter anderm die Steinmale mit Milch. Den unter dem Herde und an der Schwelle sich aufhaltenden Hausgeistern goß man Branntwein auf die Erde; für die Geister in der Luft steckte man Stangen auf, die man entweder in Blut getaucht, oder denen man etwa nach Erlegung eines Bären dessen Leber aufgeheftet hatte.

Daß die Lappen dem Menschen- und insbesondere dem Kindesopfer stets fremd gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln. Die sich häufenden Opfer, welche gerade die Geburt des Kindes begleiten, deuten um so mehr auf eine Lösung des Kindesopfers, als die Rücksicht auf die Frau bei Völkern dieser Stufe weder im Leben noch im Kulte sonderlich hervortritt. Schon vor der Geburt wurde ein Vieh geschlachtet, während derselben ein Hund lebendig begraben, und nach derselben wurden andere Thiere in die Erde verscharrt. Kurz, wohin wir sehen, allerwärts derselbe Grund! Die Geisterfurcht theilt der Japaner und Chinese mit dem echten Mongolen so gut wie mit dem Finnen und Lappen. Die außerordentliche Scheu vor den Gräbern, welche den Chinesen auszeichnet, und eine Sorge für diese, welche selbst den Aermsten und Knauserigsten dieser sparsamen Menschen in große Unkosten stürzt, bezeugt bis heute den Zusammenhang jener Furcht mit diesem Kulte.

2. Der Schamane an der Arbeit.

Beschränken wir zunächst unsere Betrachtung dem Plane gemäß auf die mongoloiden Wandervölker außerhalb des Reiches der Mitte, so hat diese Furcht dennoch nirgends zu einer ständigen und vorbeugenden Kultpflege wie in Staaten etwas höherer Kultur geführt. So weit sie nicht von der Familie als Familienbrauch geübt wird, tritt sie wie bei den Indianerstämmen nur von Fall zu Fall und meist nur angeregt durch eine schon angebrochene Noth ein. Daher schließt denn auch auf dem Gebiete des Priesterthums die Kette der Erscheinungen hier mit demselben Ringe, den wir jenseits des Ozeans als den ersten derselben fanden. Dem unendlich zahlreich vertretenen Priesterthume fehlt durchweg der Charakter des Stiftungsmäßigen, des von irgend einer Stammes- oder Staatsfürsorge Getragenen; es repräsentirt sich uns lediglich durch die Klasse der Priesterschaft eigener Unternehmung.

Diese kennzeichnet nun hier insbesondere der Name des Schamanenthums, und indem man glaubte, diese Eigenart des Priesterthums auf eine solche der Religionsvorstellungen der Völker zurückführen zu müssen, während sie doch nur ein Ausfluß der besonderen Lebenshaltung ist, hat man fälschlich auch die Religionen auf diesem Gebiete durch den Namen der schamanistischen als eine besondere Art bezeichnet. Die wenigen Angaben, die ich vorausschickte, um dem Leser selbst ein



Urtheil zu ermöglichen, dürften genügen, um festzustellen, daß wir es mit einer besonderen schamanistischen Religion gar nicht zu thun haben.

Um nun auch im asiatischen „Schamanen“ (indisch Çramana, Einsiedler) den indianischen Medizinmann selbst wiedererkennen zu lassen, will ich ihn dem Leser inmitten seiner Funktionen vorführen, und um den Schein jeder absichtlichen Umdeutung zu beseitigen, will ich hierbei einem älteren Forscher, dem verdienten Stuhr, das Wort lassen, einem Forscher, der nicht entfernt solcher Absichtlichkeit verdächtig sein kann.[1])

„Um den Geistern wohlgefällig, dem Volke fürchterlich zu erscheinen, staffiren sich die Schamanen für ihre Arbeit wunderlich aus. Sie tragen lange, morgenländische meistens lederne Röcke und Strumpfstiefeln, häufig mit Blechgötzen, Schellen, Glöcklein, Ringen und anderm Klimperwerk, Adler- und Eulenklauen, ausgestopften Schlangen, Pelzstreifen und andern Sachen der Art besetzt und fast bedeckt. Die Mütze ist bald einer Kappe, bald einer Panzerhaube ähnlich, mit ausgestopften Schlangen behangen und mit Eulenfedern besetzt.

Unter Schaudern wird diese Kleidung von den Schamanen angelegt, als ob damit ein anderer Geist in sie führe.

Als Hauptwerkzeug der Unterredung mit den Geistern dient die Trommel. Das Werk der Beschwörung geschieht im Dunkel der Nacht. Es wird ein Feuer angemacht, das durch die Finsterniß leuchtet, und bei dessen blassem Scheine das Werk seinen Fortgang nimmt.

Seit neuen Zeiten rauchen die Schamanen gehörig Tabak während der Beschwörung. Anfangs am Feuer sitzend, werden sie bald von stärkerem Schauder ergriffen. Sie springen auf, um durch Rührung der Trommel den von ihnen gebannten Geist herbeizurufen. Sie machen dabei die seltsamsten Sprünge um und über das Feuer, verzerren die Gesichter, fahren mit den Händen herum und brüllen unverständliches Zeug; rufen die Geister namentlich an; und dies alles macht im Dunkel der Nacht, unter dem dumpfen Schall des Trompetengetöns und dem Geklirr und Gerassel des aus ehernen Ringen und Todtengebeinen bestehenden Behanges der Schamanenkleider einen grauenvollen Eindruck.

Etwa noch eine halbe Stunde werden Geberden gemacht, die andeuten, daß der Geist oder die gerufenen Geister erschienen wären

[1]) Stuhr a. a. O. 247 f.

und ein Kampf mit denselben begonnen habe. Der Schamane fragt, droht, bittet, verspricht und ertheilt seine Aufträge an den Geist. Um die Antwort zu vernehmen, wirft er darauf den Schlägel der Trommel oder irgend etwas, was der, den das gerade unternommene Zauberwerk betrifft, am Leibe getragen hat, eine Mütze oder dergleichen, in die Luft, als ob die Antworten dadurch heruntergebracht würden, und steckt den Kopf horchend in die Trommel, wobei er zittert, schaudert und schwitzt. Bei jedem Zauberwerk sind gewöhnlich mehrere Schamanen zugleich thätig.

Die jakutischen und andere Schamanen gerathen in Entgeistigungen und Entzückungen. Diese fallen zuletzt ohnmächtig nieder, weil ihre Seele sie angeblich verläßt, um die Geister in ihren Wohnungen, in den Bergen, Wäldern und Abgründen zu besuchen und mit denselben zu verhandeln. Man glaubt, daß die Seele diese Reise auf Bären, Schweinen, Adlern oder anderem Gethier mache. Alle behaupten nachher, die Geister in Erscheinungen als Bären, Löwen, Eulen, Adler, Schwäne, Käfer, Spinnen, Drachen oder als Lichtschein oder in Schattengestalt gesehen zu haben. Wenn aber, was auch manchmal vorkommt, der Schamane sich nicht mächtig genug fühlt, den Geist zu zwingen, so zeigt sich derselbe nur in Dämmerungsform.

Weil indeß die Schamanen glauben, daß die Geister bei ihren Erscheinungen am liebsten die Gestalten von Bären, Schlangen oder Eulen annehmen, so wird von ihnen diesen Thieren überhaupt eine gewisse Art von Achtung erwiesen. Auch glauben die Tataren, daß ihre Kame" (die Japanen brauchen das Wort für Herr und Gott), „wie sie die Schamanen nennen, in der Nacht auf den Feldern, wenn sie einsam sich herausbegeben, von den Geistern unterrichtet würden." [1])

Es ist leicht, aus dieser umfassenden Schilderung alle uns schon bekannten wesentlichen Elemente wieder herauszufinden. Wir sehen die Fetischanhängsel der Kleidung, die den Priester selbst zur Erscheinung des Gottes machen, wir hören die lockenden Rasselwerkzeuge und das Klappern der brasilianischen Wunderkalabasse. Der tolle Tanz und der Tabak führen die „Entseelung", die Verzückung herbei. Nun biegt die

---

[1]) Aehnliches und noch Ausführlicheres bei Georgi a. a. O. S. 381, 393. Gmelin a. a. O. S. 45, 92, 275, 285, 289, 290, 301, 333, 397.

Vorstellung ein klein wenig ab. Des Priesters Geist sucht angeblich die Geister an ihren Wohnplätzen auf. Diese Deutung erstreckt sich bis zu den Lappen, scheint also wirklich allen Mongolenvölkern gemeinsam; dennoch halte ich sie für eine jüngere Form der Auffassung. Trommel und Rasselwerkzeuge können den fremden Geist doch nur locken, und er läßt sich ja wirklich vernehmen, wenn der Priester das Ohr in die Trommel steckt.

Da diese Umdeutung streng genommen nicht in der Logik der Sache liegt, so muß sie in der Utilität gelegen sein; wir ertappen hier wieder das Priesterthum auf einem nahe gelegenen, aber bedenklichen Wege. Als Grund dieser Umdeutung drängte sich uns die außerordentliche Betonung des Thierfetischismus auf. Eine Verrohung der Auffassung lernten wir ja auch schon in Amerika kennen; man konnte sich den Geist nur noch als Fetisch denken. Damals gab der Priester nach und zog nun wirklich den Fetisch — einen Knochen, einen Käfer und wohl selbst einen Vogel — aus der Seite des Kranken. Wenn sich nun aber der Fetischsinn der Mongolen gerade an Wolf und Bär hängte — dann ließ sich diese Art Nachgiebigkeit nicht nachahmen.

Es ist möglich, daß die Lebensweise auf der weiten Steppe, die ganz auf den Schutz der Weidethiere reduzirte Sorge und Beschäftigung des Lebens, die an sich größtentheils als bösartig gedachten Geister den geängstigten Menschen vorzugsweise und fast ausschließlich als bluttrinkende und leichenverzehrende Raubthiere erkennen ließ. Darum vielleicht spielen gerade diese Fetische neben wenigen anderen eine so große Rolle. Darum wohl hat sich die Phantasie des Nomaden unter jenem düstern Himmel gewöhnt, den Geist vorzugsweise in diesem Fetische und nur als solchen sich vorzustellen. Demnach hätte der Zweifel des Volkes geweckt werden müssen, wenn der Zauberpriester bei der ursprünglichen Behauptung stehen geblieben wäre, dieser Geist steige in ihn. Wie sollte ein Verkehr mit Bär und Tiger in dieser Art stattfinden? Die Priester fanden es also wohl auch hier vortheilhaft, der Volksmeinung ein Zugeständniß zu machen. Da Bär und Tiger nicht zum Propheten kamen, ging dieser zu ihnen. So führt wohl auch wieder der Zwang, zu conserviren, zu neuen Erfindungen; so nahe kann die fromme Lüge dem nothwendigen Gedankengange liegen.

In der That scheint diese Wendung erst hinzugetreten zu sein, denn sie hat die ältere Auffassung noch keineswegs gänzlich verdrängt.

Als Bastian einen burjätischen Schamanen in seiner durch die aufgesteckten Pfähle kenntlich gemachten Hütte mit seinen Schülern eine solche Ceremonie ausführen sah, war wirklich, wie sonst allerwärts, die Herbeizitirung des Geistes Zweck derselben. „Bei einer nächtlichen Beschwörungsscene in der nur durch düsteres Feuer erhellten Jurte tobte der alte Schamane in wildem Stampfen und heftigem Springen im Kreise umher, indem er die Geister in einem monotonen Gesange unter Wiederholung rhythmischer Kadenzen citirt hatte, und so oft er sich dem Platze seiner Jünger näherte, fielen diese mit gefalteten Händen vor ihm nieder, worauf er ihr Haupt mit den beiden Stäben berührte, die er gleichförmig in seinen Händen umherschwang." .... „Die citirten Geister wurden an der Thür gerufen, gewöhnlich aber kommen sie durch den Rauchfang gefahren, die natürliche und (wenn jene verschlossen ist) einzige Oeffnung der Jurte." [1]) Nichts desto weniger gilt bei einer Produktion vor dem Volke auch bei den Burjäten, einem vom russischen Christenthum und Buddhismus angeätzten Reste der Schamanisten, auch jene andere Auffassung. „Die Seele des Schamanen wandert fort, um sich mit den Geistern der Verstorbenen zu vereinigen und von ihnen im Schattenreiche die gewünschte Belehrung zu empfangen. Der inzwischen auf der Erde zurückgebliebene Körper ist, als seiner Seele beraubt, unempfindlich gegen Schmerz und vollführt während der Abwesenheit des Bewußtseins alle jene sonderbaren Kunststücke, die dem Volke zur Beglaubigung des echten Propheten dienen, indem er unbeschadet in das Feuer springt, ein glühendes Eisen in den Händen trägt, heiße Messer über die Zunge zieht, bis sich die Hütte mit dem Geruche des verbrannten Fleisches füllt u. s. w." [2])

Solche Kunst oder Beherrschung will natürlich gelernt sein. Dabei wird es recht deutlich, wie jedes neue Element auf diesem Gebiete zu einem fruchtbaren Keime werden kann. Da es nunmehr dem Schamanen aus obigem Grunde darauf ankommen mußte, den Beweis der Abwesenheit der Seele — der Empfindung — zu führen, so treten jene Proben ein, und sie drängten sich allmählich so sehr in den Vordergrund der Handlung, daß der Schamane völlig zum Gaukler wurde

---

[1]) Bastian, Bilder 404 f.

[2]) Ebend. 406.

und das Volk das Feueressen, Messerverschlucken u. s. w. für seine eigentliche Kunst ansah. Auch berichten die Reisenden gern in diesem Sinne über ihn.

Die Zauberpriester der Lappen standen mit allen andern insoweit auf demselben Boden, daß auch sie durch ihre Ceremonien nur den Zweck verfolgten, von dem Wissen des Geistes zu profitiren, also ein Orakel zu empfangen. Dabei verband der lappische Priester wie der burjätische gewissermaßen das alte mit dem neuen, das allgemein gültige mit der Landesspezialität. [1]) Sobald er zu einem Kranken gerufen wurde, ließ er noch in Gegenwart des Boten einen Vogel fortfliegen, dem er den Auftrag gab, einen ihm dienenden Geist zu holen. Wenn er sich nun in Begleitung mehrerer Gehülfen, gewöhnlich eines Mannes und mehrerer Frauen, nach der Hütte des Kranken begab, so hatte er nun einen oder den andern der dienenden Geister schon bei sich — dennoch aber erfolgte dann noch jene mongolische Wendung. Auch der erwähnte Vogel scheint nur anzudeuten, daß die Mongolenstämme ein besonderes Gewicht auf den sichtbaren Fetischkörper der Thiere legten und ihre Priester mit dieser Eigenthümlichkeit zu rechnen sich herbeiließen.

Die Einleitung der Handlung in der Krankenhütte bildeten Verzerrungen und Verdrehungen, der Genuß von Branntwein und allerlei wilde Kunststücke, mit der Axt und glühenden Kohlen ausgeführt. Damit sollte gezeigt werden, daß des Priesters Körper jede Art Gefühl verlassen habe. Er setzte diese Gesten fort, bis er wie todt zur Erde fiel. Niemand durfte ihn während dessen berühren, nicht eine Fliege ihm nahe kommen — offenbar ein Rest der älteren Vorstellung, wonach nun der Gott in ihm war. Er war tabu. Aber daneben bestand die jüngere Auffassung. Die Seele des Priesters suchte nun selbst die Geister auf, im Grabbereiche, unter der Erde, auf den heiligen Bergen. Die größere Begleitung des Priesters hatte den Zweck, die Täuschung aufrecht zu erhalten. Ganz leise sprechen nun die Weiber unter einander, aber gerade noch laut genug, um von den gespannt Lauschenden vernommen zu werden. Sie erzählten sich, wo sich ihr Herr in jedem Momente befinden möge, und nannten wie rathend dabei die Namen von Bergen und Orten. So oft sie den

---

[1]) Leem a. a. O. 236.

richtigen genannt, zuckte es in dem Entseelten. Sollte er sich wieder erheben, so begannen die Weiber mit lauter Stimme zu singen, um ihn zu wecken. Die Seele kehrte zurück und nun nannte der Priester ganz in afrikanischer Weise jene Opfer, welche für den Kranken dargebracht werden müßten, und den Ort derselben, d. i. die zu versöhnende Gottheit.

Nimmt man nun an, daß es der Geist ist, den der Zauberer als den Verursacher der Krankheit erkannt hat, den er nun durch einen Kultakt zu gewinnen anleitet, so ist diese Art der Behandlung mit der allgemein verbreiteten wieder völlig übereinstimmend. Die allgemeine Krankheitsauffassung ist auch hier zu Hause. Nur tritt überall das Fetischthier sehr hervor. So kannte der Lappe eine Menge gefährlicher Geister, welche in Fliegen wohnten. Zauberpriester konnten solche in Büchsen aufbewahren und zu feindseligen Zwecken auslassen. Blutsturz, Leibesanschwellung und Hautdrüsen wurden durch solche Fliegengeister verursacht. Daneben hatte der Mongole, einschließlich des Lappen, auch wieder seine besonderen Krankheitstheorien; auch auf deren Entwicklung war die Praxis der Schamanen kaum ohne Einfluß geblieben.

Jener glaubte nämlich, daß bei einer schweren Erkrankung die Seele des Leidenden schon aus dem Leibe gegangen sei, während die animalischen Funktionen sich noch fortsetzten. Werde nun die Seele nicht noch rechtzeitig durch einen Schamanen aus dem Todtenreiche dem Kranken zurückgebracht, so sterbe er definitiv. Dadurch erwuchs nun dem Priester eine neue Aufgabe. Zu ihrer Lösung gehörte eine sehr intime Bekanntschaft mit allen möglichen Geisterschaaren; ohne eine solche war die Spur einer vereinzelten Seele verloren. Das erhöhte die Stellung und Unentbehrlichkeit des Schamanen. Den Kultakt zur Befreiung von einem eingedrungenen Geiste konnte am Ende jedermann auf eigene Faust versuchen; aber bei dieser Auffassung der Sache wurde es ganz unmöglich, ohne Schamanen zurecht zu kommen.

Aus einem bei den Lappen noch in der Christenzeit festgehaltenen Brauche möchte ich fast schließen, daß der kluge Schamane sogar noch weit mehr im Stande war: er konnte wahrscheinlich sogar eine neue Seele einfügen, ja er setzte wohl auch eine standhaftere ein, als die entflohene war. Die Lappen hielten nämlich an der Gewohnheit fest, dem Genesenen einen neuen Namen zu geben. Christen geworden,

tauften sie bei solchem Anlasse einander auf neue Namen mit dem Zusatze, daß der Täufling in diesem Namen künftig gesund bleiben werde. Namenstausch ist aber in der Urzeit vielfach das Zeichen für einen vorgenommenen Seelentausch. Die Blutbrüderschaft schließen, wechseln die Namen; wer des Feindes Seele mit dessen Blute in sich aufgenommen, führt fortan dessen Namen. Wo der Blutbrauch weggefallen, da bleibt dann, wie in Polynesien, der Tausch der Namen als innigste Freundschaftsverbindung — auch Cook hatte mit dem König Orih den Namen getauscht. So darf man also auch bei dem Umtaufen der Lappen an eine neue Seele denken.

Aeußerlich kann sich die Vorstellung von dem Zurückholen der Seele sehr wohl an die von dem nothwendig gewordenen Auswandern der Schamanenseele angeschlossen haben. Auch hierin ist die Uebereinstimmung der verschiedenen Mongolenstämme eine sehr auffällige; gleichwohl haben sich bei einigen mehr, bei anderen weniger neue Gedanken schon wieder an jenen neuen Keim angeschlossen. Man hat also die Erkrankung als eine Auswanderung der Seele erkannt. Konnte man sich da nicht fragen: warum wandert die Seele aus? Der Buräte wußte das. „Meistens sind es nun die Geister großer Schamanen, welche die Seele auf ihren Wanderungen mit sich genommen hatten, entweder für ihre Belustigung und Unterhaltung, oder um sich von derselben bedienen zu lassen. In solchem Falle wird es nun dem schamanischen Arzte durch seine collegialischen Beziehungen leicht gelingen, die vermißte Seele von seinen Vorfahren zurückzuerhalten, besonders wenn es ihm die Verwandten des Kranken durch ihre Freigebigkeit ermöglichen, denselben ein kleines Douceur in die Hände zu drücken."

Es kann aber ein noch schlimmerer Geist sein, eine Art Teufel selbst, der die Seele mitgenommen hat. Hierin nähert sich die Vorstellung wieder der ganz allgemein verbreiteten, und es erscheint die Umgestaltung nur allzu deutlich als eine Einschaltung, die nicht zum Nachtheile des Ansehens und Privilegs des lebenden Schamanen erdacht worden sein kann. Alle Hoffnung ruht dann auf ihm allein. Er aber stützt seine Hoffnung so schlimmen Geistern gegenüber wieder auf die Hilfe seiner Ahnen.

„Er fährt in das Geisterreich, die Schatten seiner Großväter und Urgroßväter um ihre Hilfe zu beschwören, und vor ihren Bildern oder

Utschusur, welche die Wände seiner Jurte schmücken, stimmt er ein preisendes Ruhmeslied an," um sie zur Hilfeleistung zu bewegen. [1])

Immer also dreht sich alle Kunst des Schamanen um die Beschwörung. Durch sie beherrscht er aber auch das gesammte Leben des Volkes. Es kann sich nichts Schlimmes ereignen, das nicht aus diesem Punkte zu kuriren wäre.

Eine mongolische Orakelspezialität ist die Untersuchung des Schulterknochens des Opferthieres. Nach allerlei wunderlichen Präparationen wird er vom Schamanen auf seine Risse und Sprünge untersucht; dadurch giebt er die Antwort. Bastian erlebte bei den Buräten einen solchen Vorgang, und wir können es ihm nicht allzusehr verargen, wenn er das folgende nicht ganz mit heiligem Ernste erzählt. „Mein Gefährte fragte (beim Schamanen) über eine Kiste, die auf der Reise verloren gegangen sei, und erhielt eine doppeldeutige Antwort, wie sie das Orakel zu Delphi nicht besser hätte geben können. Der Schüler legte das Schulterblatt vorsichtig auf die Kohlen und umgab es ringsum mit dünn geschnittenen Holzsplittern, die an verschiedenen Stellen erneuert wurden, bis die ganze Oberfläche gleichmäßig schwarzgebrannt war. Er übergab dann das mit einer Zange Hervorgezogene in demüthiger Haltung den Händen seines Meisters, der verschiedene Male darauf spuckte und aufmerksam die Risse und Sprünge unter Seufzen und konvulsivischem Gähnen beobachtete. Doch schien der Sinn nicht ganz klar, denn es bedurfte noch der Herausgabe einiger in unserer Tasche befindlicher Geldstücke und das Aufwerfen derselben, um das Verständniß aufzuhellen. Daß mehreres dunkel blieb, war vielleicht dem Mangel des vielfach verlangten Wodky (Branntwein) zuzuschreiben, und hatte ich mich deshalb später bei dem nächtlichen Besuche besser damit versorgt. Vor jedem Schlucke wurde eine Libation ins Feuer geträufelt." [2])

Um einen Dieb zu erkundschaften, kannte der Priester des Lappen ein dem afrikanischen ganz ähnliches Verfahren. „Wenn ein Zauberer gestohlene Sachen wieder schaffen sollte, so goß er Branntwein in eine Schale und weil sich alsdann sein Gesicht darin zeigte, so sah er hinein und sagte, er sähe den Dieb, nannte auch zugleich den Namen derjenigen Person, auf die man Verdacht hatte. Er redete darauf

---

[1]) Bastian, Bilder 407. [2]) Bastian, Bilder 405.

dem vermeinten Dieb ernstlich zu und drohte ihm, daß er, falls die gestohlenen Sachen sich nicht wieder fänden, sein Gesicht oder ein anderes Glied verlieren sollte. Oftmals ließ der Dieb sich dadurch in Furcht jagen und brachte das Gestohlene wieder. Während der Zeit, daß der Zauberer in den Branntwein sah, pflegte er ein Lied zu singen." [1])

Im Hause ist der Schamane so unentbehrlich wie der Ganga. Wird ein neues Hauswesen gegründet, oder wird eine neue Jurte errichtet, so muß natürlich zuerst der Schamane die bösen Geister vertreiben, die da ihren Sitz haben könnten. Dafür weist er zu steter Fernhaltung jener einem guten, schützenden Geiste den Platz an, indem er — natürlich nicht um bloßen Gotteslohn — eine Fetischpuppe installirt. [2]) So unentwickelt uns das Religionswesen dieser Völker vorkommt, so entwickelt ist doch schon die Fürsorge, daß ja alle Fäden in den Händen des Priesters zusammenlaufen. Einen Fetisch kann eigentlich jeder Mensch aus jedem beliebigen Zeuge sich bereiten; da man aber nur dem Schamanen die Bekanntschaft mit den Geistern zutraut, die nöthig ist, einen solchen sicher in den Puppenkörper einzuleiten, so monopolisirt sich die ganze Fetischpuppenindustrie in seinen Händen. Dieselbe ist aber nicht unbedeutend; mit einer einmaligen Lieferung an jede Jurte ist der Bedarf noch lange nicht gedeckt. Manche Jurten enthalten vielmehr ganze Sammlungen solcher Gegenstände. Die Ereignisse in denselben bringen immer wieder die Lückenhaftigkeit dieses heiligen Inventars an das Licht. Dem Wohlhabenden fehlt es hier nicht nur nicht an Freunden, auch nicht an Göttern.

Schließlich kann auch der gelbe Stamm bei den letzten Dingen des Schamanen nicht entrathen. Auf einen kleinen Konflikt der Vorstellungen kommt es nicht an, wenn es gilt, die Unentbehrlichkeit zu retten. Wenn die Seele wirklich schon bei der Erkrankung des Menschen davon gegangen ist, dann wäre eigentlich die Sorge um den Leichnam, als den nächsten Fetisch auch der ausgeschiedenen Seele, ganz unberechtigt. Indem aber im Widerspruche zu jener Anschauung der Todtenkult in den überall üblichen Formen aufrecht erhalten wird, stellt sich jene Auffassung auch dadurch als die zweifellos jüngere dar. Sie hat nicht vermocht, den aus der älteren resultirenden Handlungen Eintrag zu thun.

---

[1]) Leem a. a. O. 240. [2]) Stuhr a. a. O. 256 f.

Der Schamane muß vielmehr die Leiche zu Grabe geleiten, zunächst weil das Volk des Glaubens ist, daß die in der Erde wohnenden Geister ohne wirksame Vertheidigung dem neuen Ankömmlinge feindselig entgegentreten würden. Die Schamanen der Teleuten und Koräken bannen nun am Grabe diese Geister nicht nur mit Worten, sie gehen ihnen vielmehr ganz gemeinverständlich zu Leibe, indem sie über dem Grabe mit einer Hacke allerlei Lufthiebe ausführen, — das scheucht die Unholde zurück.[1])

Aber auch wieder vor dem Todten selbst hatte der Schamane die Angehörigen zu schützen. Die Furcht vor dem Wiederkommenden ist allgemein; sie steht im Verhältnisse zu der Frische der Empfindung und ist am stärksten nach kurz vorhergegangenem Todesfalle. So gut wie unsere Vorfahren kannten auch die Mongolen allerlei Kunstgriffe, dem Todten den Weg zu verlegen, ihn zu verwirren. Sie krochen unter Stangen hindurch und sprangen über Feuer.

Alles würde nicht genügt haben, wenn nicht der Schamane beständig mit seinem Stabe hinterher gewesen wäre. Beständig schlug er mit diesem nach dem immer hinterher eilenden Todten und trieb ihn so mit Gewalt zurück.[2])

Nach der Rückkehr vom Begräbnisse wurden die Hütten entweder durchräuchert oder ganz verlassen, der Name des Todten, wie bei den Zulus, nie mehr genannt, ein gleichklingender bei nächsten Verwandten abgeändert — so groß ist die Geisterfurcht.

3. Priesterlehre und Lehrzeit. Der Schamane im Leben und im Tode.

Was wesentlich den Schamanen ausmacht, das ist auch hier der ununterbrochen fortgesetzte Kult, der ihm im Gegensatze zu allen andern Menschen die Geister verbindet. Diese wenden einen solchen Kult allenfalls ihren nächsten Hausverwandten, nicht aber fremden Geistern zu. Alles andere ist Handwerkszeug; Griffe und Vortheile allerdings, die erst bei langjähriger Uebungszeit erlernt werden können. Unter seine zuverlässigsten und wirksamsten Geister zählt der Schamane immer auch den Geist seines Lehrmeisters. Er nimmt sein Lebenlang

[1]) Stuhr a. a. O. 258.
[2]) Georgi a. a. O. III. S. 382.

keine Speise zu sich, ohne dieser Seele erst einen Antheil dargereicht zu haben.[1]) In seiner Hütte ist ein täglicher Gottesdienst, weithin ist sein Haus kenntlich an den mit Fellen der Opferthiere reich behängten Pfählen.

Die Priesterschaft ist in den Familien erblich, indem die Kenntniß der Formen und Bräuche und der Besitz der Fetische nicht nur als heiliger Schatz, sondern auch als Kapital einer ausgiebigen Lebensrente vom Vater auf den Sohn übergehen. Außerdem wird der Geist des Vaters nun wieder im Geisterreiche der tauglichste Vermittler für den Sohn. Familien, welche ihre Priesterschaft auf Urväterzeiten zurückführen können, müssen demnach auch im höchsten Ansehen stehen und einen weitverbreiteten Kundenkreis besitzen. Indem solche mit größeren Opfern zu Rathe gezogen werden, wenn die Versuche anderer Priester fehlschlagen, bildet sich eine Art Rangordnung der Priester aus. Nicht immer herrscht Frieden zwischen den Instanzen; der Lappe wußte auch von großen Kämpfen, die seine Zauberer unter einander ausfochten.

Obwohl Erblichkeit die Regel ist, können doch immer wieder Schüler aus dem Laienstande aufgenommen werden. Aber die Lehrbedingungen sind so schwierige, die Lehrzeit ist eine so lange, daß man wohl die Tendenz einer möglichsten Abschließung der Zunft vermuthen muß. Aber auch über die Lehrzeit hinaus weiß jeder Schamane seine Adepten so lange in einem Stande der Unterordnung zu halten, daß er die Konkurrenzverhältnisse beherrscht. Jener Schamane, bei dem sich Bastian's Gefährte Raths erholte, hielt selbst solche Lehrlinge in seinem Dienste, stand aber dessen ungeachtet noch immer in Abhängigkeit von seinem eigenen Meister. Dieser hatte ihm noch immer nicht gestattet, die eigentliche Schamanenkleidung anzulegen; er war also eigentlich noch nicht ausgeweiht. War doch diese Kleidung nicht bloßer Schmuck. Er konnte also wahrscheinlich nicht selbstständige Kuren machen, sondern fand nur im Laboratorium des Meisters nützliche Beschäftigung.

Zur Aufnahme als Schüler gelten nur Kinder — beiderlei Geschlechts — als geeignet, die sich durch eine krankhafte Constitution auszeichnen; Priesterkindern mag eine solche vielfach anererbt oder doch anerzogen sein. Auf die Aufnahme — ein feierliches Opfer — folgt

[1]) Bastian, Bilder 404.

eine viel-, bei den Buräten speziell neunjährige Lehrzeit. Erweist sich während dieser die Natur des Schülers ungeeignet, kann er insbesondere nicht mit Leichtigkeit in jene nervösen Zustände versetzt werden, so wird er entlassen. In jedes Jahr fällt eine neuntägige außerordentliche Uebung.

Der Lehrherr führt die Schüler in einen abgelegenen Wald. In diesem wählt er eine Allee von Birken, die er mit Thierhäuten behängt. Dann legt er sein eigentliches Priesterkleid an, faßt die Schüler an der Hand und umtanzt mit ihnen singend die Bäume. Auf einem der höchsten hat er sich aus einem Brette einen Stand errichten lassen. Diesen besteigt er nun und auf diesem schwanken Podium führt er seinen wildesten Zaubertanz auf. Der Schüler, auf einem gleicher Weise hergerichteten Baume stehend, muß Geste um Geste nachahmen.

Wenn die lange Prüfungszeit vorüber und glücklich überstanden ist, dann erklärt der Meister, vom Geiste ergriffen, von seinem hohen Stande aus dem anwesenden Volke, daß allen Anforderungen entsprochen sei. Unter Zustimmung der umstehenden Schamanen ertheilt er dem Schüler die Ordination; dieser dankt mit einem improvisirten Lobhymnus.[1])

Die Vorbildung der Schamaninnen, deren es früher sogar mehr gab als Schamanen, ist dieselbe. Ein russischer Postbeamter in Sibirien erzählte den deutschen Reisenden, daß er gesehen habe, wie eine alte Schamanin den Tanz solcher Mädchen um ein Feuer mit einer Hetzpeitsche beflügelte.[2])

Die Uebung eines exzentrischen Tanzes auf einem gefährlichen Standpunkte, wie in nächster Nähe des Feuers oder auf dem schmalen Brette zwischen den Aesten eines Baumes kann nur einen rationellen Grund haben. Daß es eine Kulthandlung an sich wäre, dem widerspricht auch die Hetzpeitsche. Aber doch ist der exzentrische Tanz durch Feuer, Kohlen und Messerklingen ein wesentlicher Theil der Schamanenfunktionen. Offenbar hat also jene Uebung den ganz rationellen Zweck, den Zögling dahin zu bringen, daß er auch unter dem Scheine des wahnsinnigsten Tanzes seiner Geberden und Bewegungen dennoch Herr bleibe und so auf natürlichem Wege befähigt werde, jene Probe des

---

[1]) Ebend. 402 f.
[2]) Ebend. 403.

Feuertanzes, des Brändeschwenkens und der Axtführung glücklich zu bestehen.

Dann aber wird man nicht umhin können, von dieser Seite aus das Schamanenthum als zum Handwerke und Gaukelspiele herabgesunken zu erkennen.

Die auszeichnende Schamanenkleidung durfte, wie erwähnt, nur der Meister von Rechtswegen tragen, oder wem es dieser erlaubte. In ihr stellte er seinen Gott, seine Dämonen selbst dar, wie er auch wieder die Götterpuppen, die er für seine Kundschaften anfertigte und weihte, in einem solchen Schamanenkleide darstellte. Wereschagin hat uns einen Priester aus dem Himalaya porträtirt, wie er sich eben zur Funktion gerüstet hat. Er stellt einschließlich der Larve einen abenteuerlichen Vogel dar, und ich möchte nach vielen Analogien schließen, daß die „Geister des Gebirges", deren Priester er vorstellt, in jener Gegend als Vogelfetische gedacht werden.

Zu der Amtstracht eines sibirischen Schamanen gehörte, wie Bastian[1]) im Museum zu Irkutsk sehen konnte, ein mehrfarbiges, Orgoi genanntes Gewand mit Thierfiguren aus Kupfer und Eisen, ein Eisenhelm mit kleinen Glöckchen und ein am Halse getragenes Medaillon. Die fetischhafte Ausrüstung bestand aus einem sogenannten schamanschen Pferde, d. i. zwei mit Pferdeköpfen gezierten Stäben, einer Fetischpuppe aus Leder, Holz und Metall und einem mit Glocken umhängten Tamburin. In letzterem ist die lappische Zaubertrommel leicht wiederzuerkennen.

Auch nach dem Tode erfahren die Schamanen noch Auszeichnung. Ihrem Wunsche gemäß begräbt man sie auf erhabenen Orten oder an den besuchtesten.[2]) Von da schrecken ihre Seelen das Volk; ihren Schülern aber dienen sie als Zaubergeister. Zuweilen haben Schamanen denjenigen, mit denen sie in Feindschaft stehen, vorhergesagt, ihr Schatten werde von ihnen ein Opfer fordern, welches wegen seiner Seltenheit viele Sorge verursachen würde. Wenn nachher in dem Hause eines solchen Menschen jemand erkrankte, so wurde es stets der Vorhersage des Schamanen zugeschrieben, und man bemühte sich sogleich, demselben das geforderte Opfer zu bringen, wie schwierig es auch immer sein mochte, das, was als Opfer gefordert war, aufzutreiben. So erzwingt

[1]) a. a. O. 404. [2]) Stuhr a. a. O. 251.

sich der Schamane noch vom Jenseits herüber einen ausgezeichneten Kult, so sorgt er noch für das Geschäft seiner Firma. Timkoffsky[1]) bestätigt, daß noch zu seiner Zeit unter den Mongolen, selbst wenn sie schon seit Jahrhunderten buddhistisch waren, der Glaube fortherrschte, daß die Seele eines verstorbenen Schamanen als ein böser Geist unter den Menschen herumwandle, und ihnen allen Schaden zufüge, um sie dadurch zu ihrem Kulte zu zwingen.

Ausgeschlossen war nicht, daß der schamanische Priester nicht auch die gewöhnlichen Beschäftigungen seines Volkes, insbesondere Jagen und Fischen, zu seiner Ernährung zeitweilig zu Hilfe genommen hätte, denn von irgend einer Erhaltung durch die Fürsorge der Gesellschaft oder irgend welche Stiftung ist nicht die Rede. Aber ihre Veranstaltungen waren so eingerichtet, daß ihnen Geschenke und Opferantheile in ausgiebiger Weise zukommen mußten. Auch eine geschlossene Kaste bilden und bildeten sie nicht; wohl aber eine Zunft, in die sich niemand gegen ihren Willen und ihr Interesse eindrängen konnte.

Den Versuch, einen Einfluß derselben auf die sittliche Haltung des Volkes oder die Veredlung der Religionsbegriffe desselben nachweisen zu wollen, wagen wir gar nicht zu machen. Ihre eigene Auffassung der Religion ist die denkbar roheste geblieben; das Eindringen ihrer Geschäftspraxis hat sie eher noch verdorben. „Um die guten Geister, die den lebenden Menschen Wohlthaten erweisen, kümmert sich kaum einer unter den schamanischen Heiden. Aber mit den feindlichen Geistern, die in der Wüste und über die weiten Schneefelder irre umherschweifen, leben alle im Kampfe, und wer am besten dabei die Kunst zu verstehen scheint, in diesem Kampfe zu siegen, erringt eine Art priesterlicher Würde.“ [2]) Das wäre allerdings eine Rohheit der Auffassung, an der man den Schamanen allein nicht Schuld geben kann. Aber sie haben zu einer Erhebung nichts beigetragen. Wie sie diese allgemein verbreitete Religionsauffassung einer kulturlosen Zeit ausgebildet haben, erscheinen die Geister eher in einem Abhängigkeitsverhältnisse von ihnen, als daß sie sich jenen außer ihrem Interesse verbunden fühlten. Diese rohe Religion geht mehr darauf aus, die Geister zu zwingen, als sie zu gewinnen. Was die Schamanen zu den allgemein menschlichen

---

[1]) Reise, Th. III. S. 309. [2]) Stuhr a. a. O. 253.

Vorstellungen hinzugethan haben, liegt in der Richtung der Handgriffe und Vortheile ihrer Zunft, keineswegs in der der Religionsentwicklung.

Eine ehrliche Grundlage ihres Zauberns müssen wir auch bei ihnen anerkennen; aber ihre Nachgiebigkeit gegen rohere Richtungen der Volksauffassung hat sie zur bewußten Einführung von Formen verleitet, die auf jener ehrlichen Grundlage nicht gewachsen sind. Sie haben für ihre Glaubwürdigkeit Bürgschaften gesucht, die mit dem Kulte in gar keiner Beziehung standen. Dennoch glauben wir, aus den Fortschritten, die sie in dieser verkehrten Richtung gemacht haben, schließen zu dürfen, daß die Dauer der Herrschaft der besprochenen Religionsbegriffe bei den mongolischen und mongolenähnlichen Völkern zumindest keine geringere war, als bei irgend einem andern der betrachteten Völker; eher aber könnte man die Annahme des Gegentheils für nicht ganz unzulässig erklären.

Dann liegt die Frage nahe, wodurch in einer so langen Zeit jede Spur eines Fortschreitens zu höheren Vorstellungen, wie wir sie doch sonst schon mehrfach angebahnt sahen, hintangehalten werden konnte. Die Beantwortung könnte zunächst auf die Erscheinung hinweisen, daß auf diesem ganzen Gebiete außer der Privatpriesterschaft keine andere bestand. Der Grund dieser Erscheinung aber liegt sichtlich in den jedem Fortschritte unzugänglichen Lebensverhältnissen der Menschen. Jenen Kult, der der Fürsorglichkeit organisirter Menschengruppen entspricht, haben sie nicht entwickelt, und dadurch ist ihrem Priesterthume die einseitige Richtung auf das Gewerbsmäßige geblieben. Ihr Gottesbewußtsein kam nicht über das der gelegentlich angeregten Gottes *furcht* hinaus. Jene Zunftpriester aber hatten am wenigsten Anlaß, dasselbe in eine andere Richtung zu leiten, war doch letztere die Basis ihres eigenen Erwerbslebens.

Man könnte weiter fragen, ob denn nicht sie selbst wenigstens für sich und die Ihrigen ein anderes Wissen besessen hätten, da man nun einmal ein solches beim Priesterthume zu suchen gewohnt ist. Wenn es sich um die Summe des Wissens handelt, so kann man allerdings auch diese Schamanen dem unwissenden Volke gegenüber die Wissenden nennen. Nicht nur, daß sie eine Menge Gebräuche und Formeln kannten; man muß ihnen eine umfangreiche Bekanntschaft im Geisterreiche zugestehen, welche das gemeine Volk weder besaß noch brauchte. Es ist eine überall wiederkehrende Vorstellung, die sich bald

negativ, bald positiv kund giebt, daß es, um Geister zu rufen, wesentlich auf die Kenntniß ihres Namens ankommt. Der Name genügt für ein ganzes Gebet, für eine Beschwörungsformel, und die Kenntniß des Namens empfiehlt sofort die Rufenden.

Der gemeine Mann richtet auf jener Stufe seinen Bedacht nur darauf, daß ihm die Geister nicht auf den Hals kommen, er fürchtet sich vor ihnen und darum nennt er ihren Namen auch dann nicht, wenn er ihn kennt. Diese Furcht des Menschen, die wir bis jetzt überall trafen, mußte jede mythologische Tradition unmöglich machen. Wie sollten die Kinder über Vater und Großvater hinaus eine Erinnerung behalten, wenn man der Namen sich entwöhnt und sie dann vergessen hätte?

Was aber das Geisterreich anbelangte, so war es in der That so, und der gemeine Mann kannte keinen Namen und keine Tradition, weil er sich auch im Kulte um niemand bekümmerte, als um die allernächst Stehenden; für die Beziehung dieser aber genügten wenige Gemeinnamen.

Anders stellte sich die Aufgabe dem Priester. Er prahlte gewiß nicht immer umsonst mit seiner Bekanntschaft im Geisterreiche, sondern er mußte in der That auch eine Menge Individualgeister mit ihren Namen in Erinnerung behalten, mochten auch noch so viel Geschichtsfehler dabei unterlaufen. Einen Schatz von Namen etwa mit einigen kennzeichnenden Bestimmungen übernahm der Schüler vom Meister, und dieser suchte ihn vermehrt dem Sohne zu hinterlassen. Durch *dieses* Wissen nun überragen allerdings auch die Schamanen die übrigen Menschen ihres Volkes, und ohne Priesterschaft würde solches Wissen überhaupt nicht bewahrt werden. Bastian sagt ausdrücklich, daß das, was ihm als burätische „Kosmogonie“ mitgetheilt wurde, sich in dieser Weise „unter den Schamanen“ bewahrt habe, und auch der Schullehrer von Irkutsk, der ihm ähnliche Mittheilungen machen konnte, war ein bekehrter Schamane.

Nun stehen aber auch alle diese Geister nach der Vorstellung des sie beschwörenden Schamanen in freundschaftlichen und feindschaftlichen Beziehungen, in Ueber- und Unterordnungen zu einander, oder der Schamane bringt sie in solche — so wird er der Schöpfer theogonischer Systeme, wie einfach oder einfältig diese zunächst auch sein mögen. Daß diese aus dem dichtenden Volke selbst hervorgingen, ist nicht

denkbar. Das Volk liefert in seinen Kultvorstellungen das Material, aber eine wie immer beschaffene erste epische Redaktion desselben kann immer nur von einzelnen Individuen ausgehen, und ein solches werden wir zunächst immer in der Priesterschaft suchen müssen. So haben auch die oftgenannten Schamanen der Buräten sich bereits das Verdienst erworben, einzelne Geister an bestimmte Stellen zu placiren, einen „kahlköpfigen Vater" (Itzegeh malam) unter der Firste des Himmelsdaches, einen Himmelsgeist im „gelben Sterne," und haben dem ersteren eine Ischi oder Mutter beigegeben.[1]) Gallijin ist der Herr des Feuers, Unijin ein böser Geist im Wasser, Uchunchat wohnt auf dem Grunde der Gewässer, und auch in Sonne und Mond haben sie ihre Geister versetzt. Sie wissen dann artige Mährchen zu erzählen, wie diese Geister auf die Erde kamen und Kinder raubten, deren eines, ein Mädchen mit einem Wasserkruge in der einen, einem Zweige in der andern Hand, man heute noch im Monde sehe. Ob man nun aber annehmen könne, daß von solchen Erzählungen umgekehrt der Kult ausgegangen, wie wir ihn vorher in all seiner ernsten Realität kennen lernten, das mag sich jeder Leser selbst beantworten.

Wenn die Schamanen bei solchen und ähnlichen Ansätzen zu einer Mythenbildung stehen geblieben und nicht zur Entwicklung einer Mythologie fortgeschritten sind, so liegt der Grund in der Geschichtslosigkeit ihres Volkes, das dem Gedächtnisse keine Thaten überlieferte, welche die Phantasie des Schamanen hätte auf ihre Geister übertragen können.

---

[1]) Bastian a. a. O. 409.

Zweiter Theil.

Das Priesterthum im Gebiete der „Kultur“.

I.

Alt-Mejiko.

1. Zur Geschichte der Himmelskulte.

Alt-Mejiko, mit den Staaten der Maja und Muyscas in Centralamerika, und Peru auf den Hochflächen und in den Seitenthälern der Kordilleren befanden sich zur Zeit der Entdeckung in einem Zustande der Ordnung des socialen Lebens, das sich selbst im Hinblicke auf unmenschliche Härten des Kultes Niemand weigert, als „Kultur" zu bezeichnen. Die Menschen lebten seßhaft, nicht mehr von der Jagd, auch nicht von dem Betriebe einer Wanderviehzucht, die sie überhaupt nie gekannt. Sie nährten sich vorzugsweise von den Früchten gehegter und bestellter Felder. Sie wohnten in festen Häusern, zum Theil in volkreichen Städten, bauten Wasserleitungen, Straßen und Brücken, verfertigten mancherlei Geräthe für die Behaglichkeit und den Schmuck des Hauses, schmolzen und gossen Edelmetalle, trieben Handel und hatten Märkte mit guter Ordnung. Eine eigentliche Schrift kannte man nicht, wohl aber eine Kunst, Gegenstände und selbst Reihen von Ereignissen bildlich darzustellen; und die Fertigkeit, durch ein System von Zeichen dem Wissenden eine Stütze des Gedächtnisses zu bieten, war auf dem Wege, zur Schrift zu führen.

Der Mechanismus der Organisation zeigt sich ähnlich zusammengesetzt, wie wir ihn auf einigen Inselreichen der Südsee trafen. Das Volk ist wesentlich eine große Sklavenhorde, einem herrschenden Erobererstamme zugehörig. Die Familienhäupter dieses Herrenstammes wohnen als Fürsten über das Land vertheilt. Ueber allen steht ein Oberherr — sagen wir „Großkönig."

Gelten uns der Grad der Lebensfürsorge, den ein Volk sich zu eigen gemacht, das Arsenal von Mitteln für diesen Zweck, mögen sie nun

in Fertigkeiten, Sitten oder Gesetzen bestehen, für Maßstäbe seiner Kultur, so können wir dem Volke von Mejiko einen hohen Grad derselben nicht absprechen; wir müssen in ihm, der allgemeinen Anschauung folgend, ein „Kulturvolk" erkennen.

Auch über die Art der Begründung einer solchen Kultur nähern sich heute schon die Anschauungen. Seit uns die Erde enthüllt ist, erkennen wir die Uebergänge aller menschlichen Fertigkeiten so nahe neben einander liegend, in so ununterbrochener Stufenfolge über einander sich thürmend, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, daß immer wieder aus der Noth und den Waffen gegen sie das neue Geschlecht der Waffen sich erzeugte, bis das Arsenal der Menschen mit jenen Rüstungen sich füllte, in denen sie heute kämpfen. Noch einer jüngst vergangenen Zeit war diese Anschauung unzugänglich; man glaubte entweder die „Kultur" als etwas mit dem Menschen Erschaffenes an bestimmten Stellen der Erde wiederzufinden, oder man hielt sie da, wo man sie fand, für von dorther eingewandert und zugetragen.

Keinem von beiden können wir uns anschließen; das letztere ist für Mejiko durch seine eigene Geschichte, so weit sie durch die gleich schwer lesbaren Denkmäler seiner Skulptur wie seiner Sage durchschimmert, zugleich ausgeschlossen. Diese Geschichte weiß von der Aufeinanderfolge der Herrschaften und von dem Eindringen der Sieger — aber immer waren es rauhe Söhne der Unkultur, an welche die Herrschaft fiel; keines dieser Siegervölker, Tolteken, Chichimeken, Azteken, wie sie auf einander folgten, brachte die Kultur in das anmuthige Land von Anahuac. Vielmehr wiederholte sich auch hier immer wieder ein häufig wiederkehrendes Schauspiel: diejenigen Geschlechter, welche Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende lang in diesen Hochlandthälern Stäubchen auf Stäubchen zum Baue der Kultur aufhäuften, das sind die „guten Hausfrauen" der Geschichte; von ihnen spricht niemand. Jene Beduinen aber, welche immer wieder aus den Wüsten der Unkultur hereinbrachen und, oft vielleicht gezüchtigt und heimgeschickt, endlich dennoch siegreich den Kulturmenschen sammt seinen Fertigkeiten zum Sklaven eines einheitlich verbundenen Volkes machten, diese allein werden als die Schöpfer des Großen gepriesen. In den Schulbüchern stehen sie als die Begründer der Kultur, gleich als hätten sie dieselbe aus der Wüste gebracht. Derjenige, welcher sich dem still rastlos

thätigen Geschlechte des Friedens verbunden fühlt, muß noch zufrieden sein, wenn man den Gegenstand seiner Sympathie nicht der ruchlosesten „Verderbniß" zeiht, welche durch einen gesunden Lufthauch aus der Wüste hinweggeblasen werden mußte. Zum Glück sind diese Eroberer nicht immer geneigt, alle Verderbniß fortzublasen, vielmehr bereit, die nützlichsten Arten derselben an sich zu nehmen und durch die Kraft der Organisation sogar zu mehren und zu verbreiten.

Das älteste Volk solcher Art, das uns die Vorgeschichte Mejikos im Sagendunkel erkennen läßt, sind die Tolteken. Die uns dargebotenen Sagen zeigen nur zu viel Spuren von Einflüssen der Berichterstatter, als daß sie uns viel nützen könnten. Doch konstatiren sie, daß auch die Tolteken aus dem Norden her, dem Gebiete der Jägerhorden, zugewandert seien. Als sie in das Land von Tula gekommen, hätten sich die Eingeborenen daselbst „Söhne einer weißen Schlange" genannt, und die Tolteken selbst hätten keine Fürsten gehabt, sondern nur Priester, in denen die sie leitende Gottheit selbst wohnte.

Diese Züge sind völlig verständlich. Die „Söhne der Schlange" erscheinen als ächt indianische Totemstämme. — Dann hätte sich ein Fürstenthum unter den Kriegsleuten erhoben, da die Priester durch Streitigkeiten unter einander das Land in Unruhe versetzt hätten. Einer dieser Sagenfürsten, der das nördliche alte Tula zur damaligen Hauptstadt erhoben habe, führt wieder den Namen jener Schlange — Mixcohuatl. Wenn die Sage überhaupt noch so weit historisch ist, so könnte dieser wohl als des Stammes „großer Geist" unter dem Schlangenfetisch gedacht worden sein. Daß daraus dann ein Königsname wurde, wäre leicht begreiflich, da sich ja überhaupt alle Fürsten dieses Stammes Söhne der Schlange nennen konnten.

Diesem Volke gehört ferner die mythische Figur des Quetzalcoatl, der in der Erinnerung als Priesterkönig und Gesetzgeber fortlebte. Auch er war aus einer unbekannten Fremde gekommen, und fremdartig war der Sage nach sein ganzes Aeußere gewesen. Seinen Begleitern schreibt der Mythus die großen Bauwerke der Vorzeit, und ihm, der an die Stelle der Könige von Tula getreten wäre, die — versuchte — Abschaffung der Menschenopfer zu. Eine Verschwörung der Priesterschaften der unterdrückten blutigen Kulte stürzt die Herrschaft des Priesterkönigs und zwingt ihn zu heimlicher Flucht. Einen Versuch, ihn zurückzuführen, lehnt er ab. Trauernd sahen ihn die Pro-

vinzen scheiden, in deren Völker nun wieder die Hand blutgieriger Götter griff; die Nachkommen, welche die Sage von jener goldenen Zeit bewahrten, sahen in Kortez' Landung die Wiederkehr des — Gottes Quetzalcoatl.

In den zerrütteten Staat brachen die Chichimeken ein. Durch Californien sollen sie aus dem Norden herangezogen sein und in immer größern Horden im Lande sich gezeigt haben. Das wäre in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts geschehen, und nur ein Rest toltekischer Familien hätte sich durch die Auswanderung gerettet. Die Chichimeken sind Jäger, welche die Kultur einst im Gebiete ihrer Eroberung angenommen haben. Der sie zuerst zu einheitlicher Unternehmung sammelte, wird Xolotl genannt.

Auch sie traf ein gleiches Schicksal wie ihre Vorgänger; neue Horden drängten aus dem Norden heran, schaarten sich immer dichter an der Grenze des durch seine Kultur lockenden Landes, erbrachen sich einen Gau nach dem andern und eroberten, der Annahme nach 1323, die Hauptstadt. Wie sich ein gleiches Verhängniß bei solchen Verhältnissen so oft und nochmals aufs neue wiederholen konnte, hat uns 1519 eine Handvoll Spanier gezeigt. Der Grund solcher chronischer Schwächezustände trotz allem äußeren Glanze der Herrschaft, wird in dem Mißverhältnisse einer Minorität herrschender Fürstengeschlechter zu einer passiven, oft selbst unwillig nach Erlösung aussehenden Volksmasse unschwer erkannt. Als Erlösung schmeichelt sich der Hoffnung leicht jeder Wechsel ein.

Der kleine Indianerstamm, der, nicht sofort glücklich, nach Dulden und Kämpfen die Chichimekenherrschaft ablöste, nannte sich der der Azteken. Im „Lande Aztlan“ will er unter der Herrschaft eines Königs und eines Priesters gelebt haben. Ein „kleiner Vogel“ — der Kolibri — gab letzterem die Ermahnung, das Volk so weit nach Süden zu führen, bis er als Zeichen den „Adler“ mit der „Schlange“ auf dem Stamme eines „Nopal“ sehe. Wir können kaum verkennen, wie wir in die indianische Sprechweise des Totems gelangt sind. König und Volk gehorchten dem Priester und zogen stammweise, jeder Stamm unter seinem Totem, dem Süden zu. Die Priester trugen den Mumienfetisch des führenden Gottes in einem Tragbehältnisse vor ihm her. Dieser kampflustige Gott führte sie von Gefecht zu Gefecht, von Sieg zu Sieg; einer der blutgierigsten Götter

— von echtem Indianerblut — trank er dafür in Strömen das Blut der Ueberwundenen.

Auf dem reichbevölkerten Gebiete von Anahuac aber, im eigentlichen Kulturlande, verläßt ihn der Sieg. Seine Leute gerathen sogar in die Knechtschaft tapferer Stämme und fristen ein dunkles Leben, bis ihnen ein Bürgerkrieg im Lande selbst die Waffen in die Hand giebt. Sie erfassen ihren alten Plan, enthüllen aufs neue die Schreckgestalt ihres Huitzilopochtli und begründen siegreich von Mejiko-Tenochtitlan aus die neue Herrschaft desselben. Das bergumschlossene, von Seen gespeiste Hochthal um die heutige Stadt Mejiko ist der Mittelpunkt dieser Herrschaft. Mit Montezuma I. um die Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt die Erweiterung dieser Herrschaft von Meer zu Meer; mit dem zweiten Könige dieses Namens, noch keine hundert Jahre später, stürzt sie zusammen. An der Stelle von Tenochtitlan hat das Beduinenvolk die verheißenen Wahrzeichen gefunden, den Adler mit der Schlange auf dem Baumstrunke — zweifellos nichts anderes als die Totembezeichnung der Lokalität und der betreffenden Bevölkerung. Heute bilden diese Zeichen das Staatswappen.

Mag uns auch die Sage über nichts Gewißheit geben, als über die Vorstellungen ihrer Zeit, so wird ihre kurze Erwähnung an dieser Stelle doch gerechtfertigt sein. Sie zeigt, welchen Einfluß man in frühern Zeiten dem Priesterthum zuschrieb, die Verwandtschaft mit den bezüglichen Vorstellungen von Westafrika, eine Gruppe von Kultvorstellungen, welche mit den uns bis jetzt bekannt gewordenen durchaus identisch sind, und endlich, wovon wir uns noch genauer überzeugen werden, zeigt sie noch, wie unter solchen Herrschaftsverhältnissen die herrschenden Menschen zwar kommen und gehen, ihre Götter aber bleiben. —

Nach der bis heute vertretenen Auffassung der Religionsgeschichte müßten wir, da wir nun in das Bereich der „Kultur“ eingetreten sind, all die aus dem vorhergehenden bekannten Züge fortan nur noch als etwas fremdartig aus dem Bereiche der Unkultur Eingedrungenes betrachten; eigenthümliche Grundlage der Religionsauffassung müßten dafür fortan nicht die Geister, welche in der Natur walten, sondern als der Verehrung gleich göttlichen Mächten würdig erkannte Naturkräfte anzutreffen sein. So will es die moderne Wissenschaft der Mythologie. Was dagegen hier an dieser Stelle die Geschichte sagt,

sei kurz erwähnt. Auf die uns bekannt gewordenen Herrenstämme läßt sich diese Auffassung nicht erstrecken; Tolteken, Chichimeken und Azteken, die uns nach einander das Kulturreich von Mexiko repräsentiren, sind als Indianerhorden aus der Unkultur gekommen; sie können also die neue Grundlage einer Kulturreligion nicht mitgebracht haben. Dafür, daß das besiegte Volk dieselbe in seiner Kulturthätigkeit gelegt und sich dadurch unterschieden habe, dafür spricht wenigstens die Auffassung keineswegs, welche uns aus der Sage entgegentritt. Auch jenes Kulturvolk erscheint durch Baumstumpf, Schlange und Adler totemhaft gekennzeichnet. Darin liegt keine Spur eines neuen Momentes.

Auch kann man wieder diesem seßhaften Volke allein nicht jene Lebenserrungenschaften zuschreiben, die uns in ihrer Gesammtheit als „mexikanische Kultur" entgegentreten. Diese Erscheinung setzt sich vielmehr aus zwei Kräften zusammen: die Eine umfaßt die im friedlichen Leben der Ansässigen erworbenen Fertigkeiten, die andere die organisirende Kraft der Eroberer. So roh und gewaltthätig diese auftrat, auch sie hat an der nachmaligen Gesammterscheinung ihren begründenden Antheil. In welchem Momente soll nun der völlige Umschwung der Religionsauffassungen begründet sein? Gebe ich auch einen Umschwung in gewissen Grenzen zu, so kann ich für meinen Theil doch selbst mit Rücksicht auf das alte Kulturvolk eine solche neue Grundlage nirgends auffinden; wohl aber einen Uebergang von einer Auffassung zur andern, ganz entsprechend dem allmählichen Uebergange vom Standpunkte der Unkultur zu dem der Kultur. Damit will ich indeß der Auffassung des Lesers nicht vorgreifen.

Daß die Formen des Kultes in ihren wesentlichsten Bestandtheilen auf dem alten Boden bestehen blieben, ist ganz unbestreitbar; darauf aber glaube ich ein Gewicht legen zu sollen. Die Religionsauffassung möge sich geändert haben, der Kult ist derselbe. Mag er um des Regens und Sonnenscheins willen seine Pflege finden, immer wendet er sich nach wie vor an die Gottheit als ein Geistwesen, dem die Bedürfnisse einer Menschenseele geblieben sind.

Als Beweis für die gänzlich veränderte Religionsgrundlage, auf der wir fortan stehen sollen, wird der jetzt an oberster Stelle hervortretende Sonnendienst angeführt. Dieser soll ganz abweichend von den bisher behaupteten Religionsvorstellungen dem Nachdenken oder Dichten über Einfluß und Macht der materiellen Sonne als der

Quelle alles irdischen Lebens entstammen. Aber gerade der „Sonnendienst“ gehört fast immer den erobernden Stämmen an; mit ihnen fußt er im Gebiete der „Unkultur“. Wie sollte er nun gerade die Grundlage der „Kulturreligion“ sein? Ich zweifle gar nicht, daß ein so sinniger Indianer, als welcher uns Montezuma II. etwa aus der Schilderung des Bernal Diaz entgegentritt, einer solchen Sonnenbetrachtung fähig gewesen wäre, wie sie uns sonstwo mythologische Dichtungen vortragen; aber ich müßte mich wundern, daß man ihm unter dieser Voraussetzung nicht hätte ausreden können, diese materielle Sonne wolle Blut trinken und verlange geschlachtete Menschen!

Daß aber Menschen ohne diese feinsinnige und doch wieder sich widersprechende Betrachtungsweise zum Sonnendienste gelangen konnten, dafür finde ich einen andern Weg durch geschichtliche Thatsachen nachgewiesen, und weil sich nur auf diesem alle Erscheinungen widerspruchslos zeigen, so ziehe ich vor, ihn für denjenigen zu halten, den die Menschheit wirklich und im Allgemeinen gegangen ist.

Es möge gestattet sein, hier einige dieser Thatsachen vorauszuschicken, soweit sie sich auf die Völker Amerikas beziehen. Es soll an Einiges des schon Vorgetragenen erinnert, anderes noch hinzugefügt werden. Recht deutlich konnten wir auf dem bis jetzt betrachteten Gebiete die allmähliche Erstreckung der Fetischvorstellung von dem Thiere, das den beiseite geworfenen Menschen aufnahm, über Thiere jeder andern Art, von dem Erdhaufen, der einen vorsorglicher Bestatteten barg, und den Zeichen darüber auf alle denkbaren Gegenstände der Erde beobachten. Kein Thier, kein Stein, kein Ding ist außer Verdacht geblieben, eine Menschenseele zu bergen. Die Seele, die in ihrer Leibesnähe in die See gelangte, behielt die See zu ihrem Wohnsitze und großen Fetische. In diesen Bereich treten nun ganz unter denselben Gesichtspunkte auch Sonne und Mond. Geister, echte gewesene Menschengeister in der Luft lernten wir in Menge kennen auf dem Gebiete der „Unkultur“ — wer scheidet uns aber Luft und „Himmel?“ — Jene Auffassung hat sich schon J. G. Müller als die den Thatsachen allein entsprechende aufgedrängt; er fügte[1]) seinen Angaben über die verschiedenen Behausungen indianischer Geister den Satz zu: „selbst Sonne und Mond können als Fetische für einen

[1]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen S. 74.

Einzelnen verehrt werden" und beruft sich dafür auf Loskiels Missionsgeschichte (Barby 1789) und Majers mythologisches Taschenbuch (Weimar 1851).

Die Kariben, welche entschieden mit einem Fuße noch im niedersten Kulturkreise stehen und, da sie vom Festlande her aus der Nachbarschaft der Brasilstämme kommen, nicht im geringsten verdächtig sein können, eine höhere Kulturauffassung mitgebracht und etwa nachmals wieder verloren zu haben, diese wilden Kariben ehrten die Sterne als geistige Mächte, aber ausdrücklich, weil sie glaubten, daß die Seelen der verstorbenen Kariben — nicht die ihrer Unterthanen — in die Sterne gingen und dort ihren Sitz nähmen.[1] Die gänzlich wilden Guaycurus in Brasilien, denen von Eschwege[2] nach eigener Beobachtung sogar jede Art Gottesverehrung abspricht, nehmen wenigstens für die Seelen ihrer Häuptlinge und Priester denselben Vorzug in Anspruch. Sie geben ihnen die Sterne zu Wohnsitzen; gewöhnliche Seelen trieben sich bei ihren Begräbnißplätzen herum. So bahnt sich schon frühzeitig die Vorstellung den Weg zu einem doppelten Todtenreiche, dem der Unterwelt und dem der Himmelsfetische. Dieser Zweiheit entspricht nachmals der Dualismus chthonischer und uranischer Kulte. Von einer Sonderung nach moralischen Prinzipien ist dabei zunächst gar keine Rede. Je nach den Sippschaftsbanden geht jeder zu den Seinen. Denen er sich durch Kult empfohlen, denen gesellt er sich zu, mitzehrend an ihren Vorräthen. Sie werden ihn begrüßen als denjenigen, der ihren Durst mit Blut gestillt.[3] Gilt einmal die oberirdische Wohnung als die vorzüglichere, so werden sich ihrer auch die im Leben Hochstehenden und Hochstrebenden zunächst bemächtigen: wir finden dort Herren und Priester. Wo beide Vorstellungen mit einander ringen, da kennzeichnet der Himmelsfetischismus und der „uranische Kult" immer das siegreiche, erobernde, das Herrenvolk.

Diese Beispiele zeigen, daß der Uranismus keineswegs an den Kreis der Kultur gebunden ist. Eine neue Belebung und Ausbeutung mag er im Gebiete der Kultur, in das er so oft mit den Siegern eindrang, gefunden haben; aber dieses Schicksal theilte er nur mit allen andern Kultvorstellungen.

---

[1]) Müller a. a. O. 225. [2]) Journal von Brasilien II. 280.
[3]) Müller a. a. O. 286ff.

Brasilianer und Kariben zogen zunächst die Sonne, andere Völker den Mond vor. Ihrer kindlichen, aber auch einer tropischen Vorstellungsweise möchte wohl noch die Glut der Sonne im Wege gestanden haben. Andere zogen den Himmel im allgemeinen vor. Ihnen schien wohl die Sonne mit Regen und Donner wenig zu schaffen zu haben, da diese sichtlich von der Himmelsdecke selbst herabkamen. Regen und Donner aber beschäftigten insbesondere die Gedanken des Wilden; sie sind Kraftäußerungen seiner Geister. Dem eigentlichen Kulturmenschen, dem Acker- und Gartenbauer zeigte die Beobachtung vielmehr das regierende, herrschende Wesen der Sonne, und er konnte die Wahl ihres Sitzes als die vorzüglichste für ausgezeichnete Geister verstehen und sinnig ausdeuten. Immer aber liegt in dieser Wahl ein Streben nach Auszeichnung.

Auch bei den früh verschwundenen Kulturmenschen von Nordamerika, insbesondere auf Florida, treffen wir sonach den Kult der Sonnenfetische. Wie könnte aber der Sonnenfetisch zum Totem geworden sein, wenn nicht die genealogische Beziehung der jetzt regierenden Häupter zu den vorangegangenen festgehalten würde? Aus einer Menge von Belegen (Picard, Benj. Constant, Arnold Roger, Majer, Historie der Reisen) condensirt Müller[1]) den Satz: „man opferte in Florida der Sonne zu Ehren der Oberhäupter der Völker als Sonnensöhnen die erstgeborenen Knäblein.“ Konsequent war also der Ahn der Häuptlinge ein Geist im Sonnenfetische, nicht anders als andere Indianer ihren Urvater im Raben sahen. An anderer Stelle sagt Müller (S. 117) von Nordindianern sprechend: der große Geist ist entweder die Sonne, wie bei den Mandans ꝛc., oder, was aber in der mythologischen Sprache dasselbe sagen will, der Herr des Lebens hat seinen Sitz in der Sonne. Allerdings will es dasselbe sagen, insofern es allgemein üblich ist, den Geist durch den Fetischnamen zu kennzeichnen, welche Sitte wir gerade in Mejiko ganz ausgeprägt antreffen werden.

Beleg der Richtigkeit dieser Auffassung ist die Thatsache, daß bei den Apalachiten und Natsches auch die Seelen der Tapferen, d. h. wohl die Gefolgschaften der Häuptlinge, ihren Sitz in der Sonne nehmen.[2]) Gerade so nehmen wieder bei den Kanadiern die abgeschiede-

---

[1]) a. a. O. 52. [2]) Meiners, Kritische Geschichte der Regionen II. 770.

nen Seelen ihre Sitze in den Gestirnen[1]) und die Thatsache wird dadurch nicht widerlegt, wenn Prinz von Wied die Version aufnimmt, man glaube, die Gestirne seien verstorbene Menschen. Den Quellen gemäß konnte Müller[2]) auch von den Columbusindianern nicht anders berichten, als daß sie ihre Zemes in den Gestirnen wirksam sehen.

Zu dieser Auffassung zwingt endlich noch ein anderer Umstand. Wir überzeugten uns bereits, daß bei fortschreitender Entwicklung der Vorstellung ein mehrfacher Fetisch für ein und denselben Geist durchaus nicht ausgeschlossen, unter Umständen sogar etwas recht Gewöhnliches wird. Bunsi (s. oben S. 95 f.) wohnte in der Erde, in der Steinpyramide, in der Hütte, nahm Platz auf der Bank und im Haupte des Priesters. Abwechselnd waren alle diese Gegenstände Fetische desselben Geistes, der auch in das Luftreich entweichen konnte, um von dorther Regen zu schicken. Wir lernten ferner Doppelfetische von ähnlicher Form kennen, je einen großen ruhenden und einen handlicheren, tragbaren. Beide waren Sitze desselben Geistes (S. oben S. 85). Wo der König als lebender Fetisch des regierenden Geistes gedacht wurde, da hatte dieser nebenbei immer noch seine besondern Fetische für die Zeit, da er nicht den König inspirirte, oder ein König nicht da war. Da diese Vorstellung logisch möglich und thatsächlich weit verbreitet war, so war der Mensch nicht gezwungen, die eine Fetischart völlig aufzugeben, wenn er zur andern überging oder emporstieg.

Hätte der Afrikaner, dem es allerdings mehr um Regen als um Sonnenschein zu thun war, seinen Bunsi gleich dem Indianer in Florida auf einer jüngern Stufe der Entwicklung in die Sonne versetzt, so wären deshalb Grab, Mal und Hütte auf der Erde dennoch seine Fetische geblieben. Gelangte ein Afrikaner dazu, seinem Schutzgeiste, den er bis jetzt nur in einer Schlange gesehen, ein Schnitzbild vor seinem Gehöfte als Sitz zu bereiten, so verwarf er deswegen nicht den Schlangenfetisch. Erst wenn allmählich die eine Fetischgruppe, z. B. der Thierfetisch, durch die Einwirkung der Kultpraxis völlig abzusterben begann, dann erst erscheint diese Fetischform als ein todtes Glied am Körper des durch den Kult lebendig Erhaltenen, — dann wurde z. B. die

---

[1]) Vollmer, Mytholog. Lexikon a. v. Otoistock; Chr. Arnold a. a. O. 945 nach Roß. [2]) a. a. O. 175. [3]) Reise durch Nordamerika II. 152.

Schlange ein Emblem, — eine „Einlage“ an der jüngern Fetischfigur des Schnitzbildes.

In solcher Vielgestaltigkeit der Fetische erkennen wir denn auch den amerikanischen Sonnenkult als einen fortgeschrittenen Geisterkult, dessen Wegetappen durch die verschiedenen Fetische bezeichnet werden. So schloß sich, wie uns schon bekannt, auf Haiti der Kult an eine Grabhöhle an, und dennoch gelangte von hier aus die Vorstellung zu einer Sonnen- und einer Mondgottheit. Fortan hieß also dem Haitier nach dem allgemeinen Brauche, den Fetischnamen zu nennen, eine Gottheit „Sonne“, eine andere „Mond“. Der Mythus aber lehrte: aus jener Höhle seien einst Sonne und Mond, aber ebenso auch die Menschen hervorgegangen. Dann erst seien jene Beiden an den Himmel hinaufgezogen. Darum sah man auch keinen Widerspruch darin, den „Mond“ auch fortan noch die Erdgöttin zu nennen.[1]) Während ich nun diese Kombination auf keine Weise als aus Naturspekulation entstanden verstehen kann, finde ich sie auf dem bezeichneten Wege ohne Schwierigkeit und ohne Einschaltung irgend einer Hypothese leicht erklärbar.

Wie auf Haiti derselbe Geist in der Grabhöhle und in der Sonne verehrt werden konnte, wie Bunsi zugleich in der Erde und in ihrer Malpyramide, so blieben auch in Amerika die Malzeichen, insbesondere Malsäulen, anerkannte Fetische desselben Geistes neben der Sonne. Nichts anderes als solche Fetische sind die vielgenannten steinernen „Sonnensäulen“, mögen sie nebenher noch irgend einem praktischen Zwecke gedient haben oder nicht. Es sind Malsäulen, wie wir sie in Polynesien fanden; Säulen der „Sonne“ aber hießen sie hier mit Recht, insofern der Geist, dem sie errichtet wurden, nunmehr den Fetischnamen nach der Sonne führt. Solche Säulen errichtete man „der Sonne“ nach Picards Zeugnisse auch in Virginien, und Peter Martyr sah solche auch auf den Antillen.

2. Göttergeschichte — Landesgeschichte.

Der Häuptlingsgott der siegreichen Azteken, Huitzilopochtli ist ein lebendiger Stammbaum aller über einander aufgewachsenen Fetischgruppen. Keine Staffel bis zur Sonne herauf hat er in seiner

[1]) Müller a. a. O. 177—179.

ruhmvollen Laufbahn unerstiegen gelassen, bei alledem nichts von seiner Vergangenheit aufgegeben. Die Sage stellte uns den einfachsten und ursprünglichsten Fetisch dieses blutgierigen, von der Pike auf groß gewordenen Gottes vor — ein Knochenbündel in einer Lade, an Stangen tragbar. Fetische ähnlicher Art bewahrten die Azteken auch später noch unter dem Namen Tepitoton in ihren Häusern.[1]) Ein solcher Tepitoton also, sei es der des Führers, oder, was wahrscheinlicher, der Kultgegenstand des leitenden Priesters war dieser Feldgott. Daneben aber besaß derselbe Geist auch schon einen Thierfetisch — das Totem seiner Rotte. Ein „kleiner Vogel" war es ja, welcher nach dem Mythus durch den Priester der Azteken den Auftrag des blutigen Feldzuges gab. Es war Huitziton, „der Kolibri"; in Kolibrileiber gingen einst die Seelen der Aztekenhelden ein.[2])

Die Azteken eroberten das alte Mejiko, dem einst die siegenden Tolteken in Tula die Hauptstadt gegeben. Hier hatte Mixcoatl im Schlangenfetisch der Urbevölkerung, der Otimier, geherrscht. Huitziton schob ihn bei Seite, oder vielmehr, er setzte sich an und in seine Stelle. Als Herr der Otimier wurde er selbst nun zugleich ihre „Schlange". Von Tula aus eroberte er das gesegnete Thal von Tenochtitlan — hier wurde er, die Herrschaft älterer Herrenstämme ablösend, zum Sonnengott. Die Thatsachen waren zu wohl verbürgt, als daß sie sich nicht vertragen hätten: dieselben Helden, die nach ihrem Tode Kolibris wurden, gelangten nun zu ihrem großen Geiste in der Sonne.[3])

Wie ein erobernder Fürst die Titel konservirt, auch wenn er die Selbständigkeit der Reiche vernichtet hat, so bewahrt sich ein solcher Gott in gleicher Lage alle Fetischgestalten, mag auch jede für sich nur noch als „Emblem" des Ganzen ihr Dasein fristen. Die Sonne selbst ist fortan der regierende Gott der Azteken, an sie richtet der Staatspriester den Gebetruf, ihr reicht er das zuckende Herz. Demselben Geiste aber errichtet er Malsäulen; auch in Mejiko fehlt es nicht an solchen „Sonnensäulen".[4]) Auch ein tragbares Bild der Gottheit giebt es immer noch gleich jener Traglade des Feldzuges und dabei auch noch ein ruhendes Kolossalbild auf der Höhe des „Sonnentempels."

---

[1]) Müller a. a. O. 572. [2]) Ebend. 505.
[3]) Ebend. 505. [4]) Ebend. 471.

Dieses Bild trägt als Schnitzfetisch einer fortgeschrittenen Zeit die Menschenfigur, aber wunderlich verwebt mit den Formen des Kolibri und der Schlange. Als König trägt der Gott den grünen Federbusch und Federmantel — ein Seitenstück zu der rothen Federzier der Polynesier — als Krieger Schild und Speer und ein Bündel Pfeile, seinen linken Fuß aber schmücken die Federn des Kolibri — „Links ein Kolibri" wird als die wörtliche Bedeutung seines Namens Huitzilopochtli bezeichnet. Unter diesem Fetischnamen ist er berüchtigt geworden. Aber auch die Decke der Schlangenhaut hat sich der Gott nicht nehmen lassen;[1]) nach Bernal Diaz aber umringelten mächtige Schlangen, aus Gold und Juwelen gebildet, das Bild. Sein Priester, wie gewöhnlich zugleich sein Bild, trägt an einem seiner Füße ein Schlangenbild. Auf einer hölzernen Schlange ruht der Tragsessel des beweglichen Bildes, und den Tempel umschließt die mit hölzernen Schlangen geschmückte Schlangenmauer „Coatepantli." Aus Schlangenhäuten bestand die große Kriegstrommel oben auf dem Tempel, deren Klang den Spaniern so unvergeßlich blieb. Mit einem Holze in Schlangenform erfaßte der Priester den Kopf des Opfers. Huitzilopochtli ist der eigentliche König seines Volkes; so ist das Zeichen der Schlange zugleich das Zeichen des Königs.[2])

Dieses Zeichen Huitzilopochtlis — ein beweglicher Fetisch kleinster Art — trug Montezuma an seinem Arme, und es ist sehr verständlich, wenn er es demjenigen, den er mit seiner Vollmacht absendete, zur Beglaubigung überreichte. Nach Diaz' Schilderung befand sich unter den Fetischen des großen Tempels auch eine lebende Klapperschlange in einem mit Federn ausgelegten Behältnisse, der man Theile vom Menschenopfer vorlegte. In Yukatan und Guatemala war dieser Dienst lebender Schlangen weit verbreitet, und wenn in Nikaragua[3]) eine solche Schlange „Sonne" genannt wurde, so ist uns der Zusammenhang nicht mehr räthselhaft. Hätte doch in Mejiko der Kolibri, die Schlange, ebenso heißen können, wenn nicht vorzugsweise der ältere Fetischname sein Recht behauptet hätte.

Das göttliche Oberhaupt des vorangegangenen Priesterstaates der Tolteken, mit Namen Quetzalcoatl, behauptete sich wenigstens als zweithöchster Gott auch im Aztekenreiche. Obgleich sich ein ganzer

[1]) Ebend. 483 ff. [2]) Ebend. 612. [3]) Ebend. 484.

Mythus an seinen Namen geknüpft hat, so kann doch dieser selbst ganz unmöglich der einer historischen Person sein, denn auch er bezeichnet ganz deutlich einen Fetisch. Diese Gottheit hat eine mit der der vorgenannten außerordentlich übereinstimmende Geschichte; aber auch in dieser spiegeln sich zweifellos historische Thatsachen, nicht Niederschläge einer Naturdeutung. Ihr Fetisch ist vierfach zusammengesetzt: ein Feuerstein, ein Sperling, die Schlange und das Menschenbild. Die älteren Formen sind der Stein — ursprünglich zweifellos ein Malzeichen — und der Sperling. Die Schlange entstammt, wie jene des Huitzilopochtli, denselben Otimiern, über welche die Tolteken schon vor den Azteken geherrscht hatten. Durch die Verbindung von Schlange und Vogel in einem Bilde entstand eine „gefiederte Schlange“, und das bedeutet der Name Quetzalcoatl.[1]) Dem Menschenbilde traten fortan all die älteren Formen als „Attribute“ hinzu. Der Eingang seines Tempels zu Mexiko stellte einen offenen Schlangenrachen mit Fangzähnen vor.[2])

Wenn wir hier die Schaffung solcher kombinirter Gestalten historisch verfolgen können, so wird es uns ein anderes Mal erlaubt sein, aus ähnlichen Kombinationen wenigstens im Ganzen und Großen auf einen ähnlichen Gang der Geschichte zurückzuschließen. Nicht minder lehrreich dürfte die Verknüpfung des Mythus mit dieser Persönlichkeit sein. Wollte man denselben aus dem Namen erklären oder auch nur mit diesem in eine innere Verbindung bringen, so müßte man zu mythologischen Abenteuern gelangen. Der Mythus besteht für sich als eine historische Sage; er erzählt den Fortschritt friedlicher Kultur unter einer priesterlichen Herrschaft des Toltekenstamms, die Reaktion der unterdrückten Kulte und den Sturz dieser Herrschaft. Die Namen der historischen Träger jenes Fortschrittes haben sich nicht erhalten; für sie alle nennt die Sage nur den einen desjenigen Gottes, der auch im Bewußtsein der Nachkommen noch neben den wandelbaren der unwandelbare Träger der Toltekenherrschaft war, unbekümmert darum, daß der Name lediglich ein Fetischbild bezeichnete, halb Vogel, halb Schlange; — es war vielleicht diejenige Drachengestalt, welche Diaz auf der Plattform des großen Tempels vor der Kapelle des Hauptgottes sah.

---

[1]) Ebend. 485 f.

[2]) Clavigero, Alte Geschichte Mexikos. Deutsch 1790. I. 371.

Für diejenigen, denen der Sinn des Namens geläufig blieb, mußte also der „Drache" als der priesterliche Regent des Toltekenstaates gelten, unbeschadet dessen, daß die Sage die Figur desselben selbst wieder menschlich ausstattete. Daß endlich auch Sonne und Mond als Menschengestalten erscheinen, darf uns hiernach nicht im geringsten wundern.

Abgesehen von den Gottheiten der Familien und Familiengruppen hat auch das mexikanische Staatswesen noch mancherlei Gottheiten und den ihnen eigenthümlichen Kult erhalten. Ihre Vorgeschichte liegt nicht so offen, weil sie nicht denjenigen Volkstheilen angehören, die wir im Lichte der Geschichte als die herrschenden erkannten. Aber das Verhältniß von Huitzilopochtli zu Quetzalcoatl läßt uns die Stellung errathen, welche sie einnahmen. Beide genannten Hauptgötter haben den Kult der otimischen Götter einfach an sich genommen, die „Schlange" ist in das Bild des einen wie des andern aufgegangen; aber nicht so hat Huitzilopochtli dem Quetzacoatl gegenüber zu handeln vermocht. Er hat nicht wieder die „gefiederte Schlange" in sich aufgenommen, sondern ihr ein eigenes Dasein belassen, während der Mythus zu erzählen begann, der letztere sei des ersteren Sohn, also zwar ihm unterthan, aber doch nahestehend.

Zweierlei kann man sich vorzugsweise als Erklärung solcher Verschiedenheit denken, eine gebotene Rücksicht auf den durch den Gott repräsentirten Volkstheil und das Vorhandensein eines schon gesicherten eigenen Kultes. Einen solchen zu vernichten, trägt auch der Feind Bedenken, wenn er sich auf dem Platze behaupten will. Auch in diesem Sinne erhielt der Kult die Götter am Leben.

Tetzcatlipoca trägt ebenfalls einen Fetischnamen. Nach Diaz bildete sein Gesicht eine Art Bärenschnauze, seine Augen aber bestanden aus Spiegeln, die man im Lande Tetzcat nannte. Andere dachten dabei überhaupt an den spiegelnden Stein, aus dem das Bild verfertigt war oder insbesondere an den glänzenden Schild am linken Arme. Wie immer, der Name „glänzender Spiegel" gilt zweifellos dem Fetische. Er ist ein Bruder des Huitzilopochtli, steht in gleichem Range neben diesem im Haupttempel und beansprucht eigentlich dem Mythus nach sogar noch den Vorrang vor diesem, indem er es gewesen, der diesen erst in den Himmel aufgenommen habe. Gegen Quetzalcoatl hat er sich seiner Zeit feindlich benommen, die Waldschlange

hat er als Kriegsmann zerhauen. Er gehört als Hauptgott einem besondern jener Stämme an, die wir im Gegensatze zu den Leuten seßhafter Kultur als indianische Beduinen bezeichneten, dem Stamme der Tlailotlaken. Diese fielen angeblich erst nach den Azteken, wahrscheinlicher aber mit diesen ungefähr gleichzeitig in Anahuac ein und setzten sich wie jene daselbst fest. So kann man wohl in jenem Mythus den historischen Hintergrund suchen, daß auch diese Tlailotlaken, welche auch noch zur Zeit der spanischen Eroberung in einzelnen Städten und Vorstädten zusammen wohnten, durch Kampf und List gegen Otimier (Schlange) und Tolteken (Quetzalcoatl) das Eroberungswerk der Azteken förderten, in einzelnen Theilen des Landes selbst als Eroberer auftraten und von jenen als solche respektirt wurden, was um so leichter möglich war, als ja der Großkönig bald aus dem einen, bald aus dem andern Stamme genommen werden konnte, da seine Würde dem Grundsatze nach nicht erblich war. Daher also der Bruderbund der beiden Götter und die widersprechenden Meinungen über den Rang der Repräsentanten cooperirender Stämme. Auch dürfte der Himmelsfetisch speziell diesem Stamme der Tlailotlaken und nicht dem der Azteken eigen gewesen sein, bis sich die letzteren auch in dieser Hinsicht jenen gleichstellten.

Daß die Göttermutter Coatlantana oder Coatlicue Namen und Gestalt von der Schlange hat, und dem Mythus nach auf Coatepek, dem „Schlangenberge“ wohnt, paßt sehr gut zu den gleichmäßig in ein sehr hohes Alter zurückreichenden Vorstellungen von einer Göttin-Mutter und der des Schlangenfetisches. Der „Berg der Schlangen“ deutet zweifellos auf eine alte Mal- und Kultstätte. Auf dem großen Pyramidentempel zu Mejiko war ihr die alleroberste Kapelle eingeräumt, und Diaz sah sie da, wie er glaubte, halb Mensch, halb Eidechse, zur Hälfte verschüttet mit der Menge dargebrachter Samen und Pflanzen. Als Mutter des Segens der Land- und Gartenarbeit weist sie auf jene ältere Zeit zurück, da beim Uebergange zu seßhafter Kultur auch hier der Landbau noch unter Frauenverwaltung gestanden haben muß. Statt sie mit Müller eine „Flora der Mejikaner“ zu nennen, wäre sie mehr einer Demeter zu vergleichen; aber solche Vergleiche fördern überhaupt nicht immer das Verständniß. Gar oft haben sie das Gegentheil verschuldet.

Eine Parallelform derselben Göttin, Centeotl, eine „Urgöttin", die den Kindersegen bescheert, nahmen die Azteken von den Tontonaken auf.[1]) Von gleicher Bedeutung sind Tonanzin, „unsre Mutter," Tetlionan, „Mutter der Götter," Tocitzin, „unsere Großmutter," Cihuatcohuetl, das „Schlangenweib mit dem Kaninchen" un Tazi, „Mutter Erde".

Derselben Vorstellung, aber schon auf der Stufe der Vaterherrschaft, entspringt die alte Gottheit Tlalok, welche die Azteken ebenfalls in einem Theile des Haupttempels aufnahmen. Tlalok ist der herrschende Geist auf der Grabstätte im ältesten Sinne. Den Namen Tlalok führen deshalb auch Berge, und die Bilder desselben stehen zumeist auf solchen. Bei einem seiner Feste verfertigte man ihm als Darbringungen kleine Hügel mit dem hölzernen Bildchen einer Schlange darauf — genug deutliche Andeutungen des alten Verhältnisses. Daß man von ihm Regen erwartete und auch erbat, und daß er den Donner regierte, das kann uns nicht so befremden, daß wir ihn darum als einen „Wassergott" in das System zwingen müßten.

Am Sitze der Regierung sowohl, wie im Lande und in den Provinzen wurden natürlich noch Gottheiten in Menge verehrt. Ihre Namen zu nennen wäre zwecklos. Nur muß hervorgehoben werden, daß hierbei der Thierfetisch außerordentlich vorwaltete, so daß allenthalben dieser und nicht der Sonnenkult als die ältere und allgemeinere Grundlage angesehen werden muß. Auch den Vulkan Popocatepetel bewohnten Geister in der Weise, wie den Kirauea auf Hawai; wenigstens weiß auch Diaz von den Tempeln solcher zu erzählen, die wir denen der Pele an die Seite stellen können.

Grimmig und blutgierig, wie ein Indianer in Leidenschaft, werden alle diese Geister gedacht, und die Art, wie ein so gewaltiges Reich die Blutgier seiner Götter zu stillen vermochte, hat weithin Furcht und Grauen verbreitet. Nach „gut und böse" aber im Sinne der Ethik unterschieden sich auch diese Götter der „Kultur" nicht; wohl aber sahen mit Recht die unterdrückten Totonaken in den Göttern ihrer aztekischen Unterdrücker die bösen Geister, in ihren eigenen, unterlegenen die guten.[2])

---

[1]) Müller a. a. O. 491.

[2]) Ebend. 470.

Um sich aber unter den vielen Gottheiten eine einzelne besonders und für alle Fälle geneigt zu machen, mußte man sich einer solchen in bestimmter, aber doch wieder allgemein üblicher Weise verbinden, was im Jünglingsalter unter noch zu erwähnenden Formen geschah. Hier möchten wir auf eine andere Konsequenz dieser Uebung die Aufmerksamkeit lenken.

Es war nämlich — wer kennt die Erfahrungen, die zu solcher Einsicht führen konnten? — es war nicht zu jeder Zeit jeder Geist gleich geneigt, in einen solchen Kultbund mit einem Einzelnen zu treten. Der Nordamerikaner ließ es bekanntlich darauf ankommen, welcher Geist ihm selbst entgegenkommen, erscheinen würde; darnach wählte er sein persönliches Totem, seinen Schutzgeist in Verbindung mit einem besonderen Fetische. Die reichere Kultentfaltung des Südens hat auch diese Erfahrungen in ein System gebracht und dasselbe zu Nutz und Frommen der Gemeinheit an das Licht gestellt: solche Systeme sind es, die wir in den Resten der sogenannten „Kalender" der Majavölker und speziell auch der Altmexikaner besitzen. Diese von den Priestern verfaßten Kalender bestehen in einer Verbindung der aufeinander folgenden Monate und Tage des Jahres mit bestimmten Thier- oder Pflanzenbildern. Diese Bilder sind die Fetischzeichen bestimmter Gottheiten, und sie bezeichnen sonach in jener Verbindung zweifellos in jedem einzelnen Falle diejenige Schutzgottheit, mit welcher sich zu verbinden dem an diesem Tage Geborenen gerathen sei. Wird dieser Rath des Priesterthums allmählich zum Gesetze — denn dahin ist nicht weit — so kann man leicht dahin kommen zu sagen: die und die Tage regiert der Bär, jene der Fisch, jene der Skorpion, oder die an diesen Tagen Geborenen sind der Leitung des Bären, des Fisches, des Skorpions anheimgegeben; der Mensch hat an den Geistern dieser Fetische seine Leiter und Regenten.

Diese Anmerkung könnte für Mittelamerika genügen; es sei aber auch gestattet, ein klein wenig in ein jüngeres Kulturgebiet Vorschau zu halten. Wie, wenn der Thierfetischismus vollständiger als hier durch den Gestirnfetischismus verdrängt würde? — Antwort: Dann hätten wir einen astrologischen Kalender mit seinen Angaben über „regierende" Planeten und Thierkreiszeichen. Auf einer noch etwas vorgerücktern Stufe kann dann als Vervollständigung die Kombination der Planeten nach ihren Stellungen, die — „Konstellation" hinzutreten.

Ganz fern stehen auch wir dieser Verbindung nicht. Die Heiligen, nach denen der Katholik seine Kinder nennt, sollen deren Schutzpatron werden; wer von ihnen zu wählen sei, das sagt auch heute noch vielen Vätern der — Kalender.

3. Die Priester.

Es wird schwer zu entscheiden sein, ob der große Staat von Anahuac, die erste Organisation von solchem Umfange, der wir auf unserem Wege begegneten, mehr durch den Kriegeradel oder durch die Priester zusammengehalten wurde. Die Arbeiter und Bürger im Centrum des Reiches mochten die Macht des Stammes segnen, die ihnen wenigstens Schutz und Frieden gewährte; als Bruchstück solcher Stämme sich zu betrachten, hatte sie ihre Geschichte gelehrt. Aber die fernen, ohne ein Band der Verwaltung oder Organisation angeschlossenen Provinzen erhielt bloß die Concentration aller menschlichen Geisterfurcht und der Schauer vor Huitzlipochtli in Unterwürfigkeit. Die Waffen der Azteken allein hätten dazu nicht hingereicht. Auf dem lähmenden Schrecken vor dem blutgierigsten aller Geister war die Herrschaft erbaut, und den Schrecken erhielt und erhöhte ein Kult, dem eine von Clavigero nach Millionen geschätzte Priesterschaft angehörte. Die Hauptstadt allein hätte ein Heer von 5000 Priestern umschlossen. Nur mit einer solchen Hilfstruppe konnten die Männer eines kleinen Stammes in einem reichen und reich bevölkerten Lande von solcher Ausdehnung die Herren spielen. Diese schwarze Truppe — schwarz war die Farbe ihrer Baumwollgewänder — stellte eben nicht bloß der Adelsstamm, sondern in ihr waren auch die Priester der Volkskulte inbegriffen und zugleich durch eine hierarchische Verbindung an die Herrschaft im Lande angeschlossen.

Müller bezeichnet als die Beschäftigungen dieses Heeres: „Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Kriege, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien.“ Das sind im Ganzen, nur den Namen nach etwas gehoben — die spezifischen Thätigkeiten des Priesterthums, auch unter primitiven Verhältnissen. Der „Gottesdienst“ ist die Kultpflege, bei dem vornehmen Theile der Priesterschaft vorzugsweise eine gestiftete oder vom Staate unterhaltene, die „Wissenschaft“ beschränkt sich im Wesentlichen auf dieses Gebiet,

insofern sie sich nicht auf dem politischen weiter erstreckt; „Aufmunterung im Kriege“ ist der der modernen Auffassung entsprechende Ausdruck für das, was der Priester als Träger des siegverleihenden Gottes im Felde wirkt. Die „Heilkunde“ bewegt sich in den uns bekannten Grenzen und die „Erziehung der Jugend“ in Seminarien bezeichnet die Umgestaltung der Priesterzünfte mit ihrem Lehrlingswesen in kloster- und seminarartige Anstalten dieses Zweckes; denn auch diese Erziehung bezog sich auf die Kenntniß der Kulterfordernisse und des Tempeldienstes. Je nach den Kultplätzen konnte es auch für die Söhne des Adels nur von Vortheil sein, dieser Carriere sich zuzuwenden. Nur eins, praktisch wohl das wesentlichste, hat Müller übersehen: die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch die Vermittlung der Göttersprüche, die dem Priester ganz allein und ausschließlich in die Hand gegeben ist.

Ob man den Bericht des Diaz oder irgend einen andern aus der Zeit der Conquista liest, überall erscheint der „Papa“ neben den Kaziken und neben dem Könige, überall als dessen Berather und rechte Hand, weil, wie in Westafrika, überall die Gottheit der eigentliche Regent ist und an seiner Stelle der Priester durch den König, gefahrloser als dieser, regiert. Was kann der große Montezuma thun, ohne den Ausspruch der Götter durch die Priester eingeholt zu haben? Sie befehlen, versprechen und drohen, je nach der Lage der Dinge, und dem Könige bleibt keine Wahl. Allerdings drängt sich ihm mitunter eine eigene Entschließung auf, aber doch versetzt ihn in solchem Falle der Götterspruch in einige Rathlosigkeit. Immer ist es der Gott, der durch den Mund der Priester die Spanier bald vorwärts kommen, bald zurückhalten läßt. In der Nothlage der Gefangenschaft muß Montezuma einmal selbst das Wort seines Gottes ergänzen, das nicht zu ihm gekommen ist — sollten die Priester nie in eine solche Lage gekommen sein? Auch mit dem so ergänzten Rathe bändigt Montezuma die Massen. In der Zeit seiner größten Rathlosigkeit, da die Spanier seine Unterwerfung unter Kaiser Karl V. begehren, nun in Wahrheit aller menschliche Rath zu Rande ist — da schweigt auch das Orakel. Auch die Priester sind rathlos, oder sie lassen ihn rathlos — sie sind entschlossen, ihn preiszugeben. Ja, endlich sind es wieder die Götter, welche gegen den Willen des nachgiebigen Königs den Krieg wünschen — in allem hat der Priester die Hand, und man wundert

sich angesichts dieser Berichte nicht, daß die Sage einst den Priester allein in diesem Lande herrschen ließ.

Damit scheint die übermenschlich hohe Stellung in Widerspruch, die doch wieder der König als Fetisch der Gottheit einnahm. Was anderes aber kann der König der Azteken vorgestellt haben, wenn er schwur, bewirken zu wollen, daß die Sonne ihren Lauf gehe, daß die Wolken regnen, die Flüsse fließen und die Früchte reifen? [1]) Aber eben in solcher Gottesnähe wandelte der König auf der Schneide eines Messers. Wie, wenn die Wolken nicht regneten, die Flüsse nicht flossen, die Früchte nicht reiften? Mit anderen Worten: jedes Mißgeschick des Landes gab den König — den armen Fetisch — dem Priester in die Hand; er hatte sein Versprechen nicht gehalten und wurde verworfen.

Fest aber stand der Priester. Hatte sich einst diese Art Königthum vom Priesterthume losgelöst, so war es nicht zu dessen Schaden geschehen. Von seiner Herrschaft war zwar nicht die Form, aber ein gewaltiger Rest geblieben. Der König war wählbar; die Priesterämter des Huitzilopochtli, des eigentlichen Landesregenten, lagen in den Händen weniger Adelsfamilien, und die Würde des Oberpriesters, Topiltzin genannt, war in einer einzigen Familie erblich.

Die Priesterzünfte hatten sich zu förmlichen Orden entwickelt, aber auch die gesammte Stiftungspriesterschaft war, vielleicht aus den Zeiten unbemäntelter Priesterherrschaft her, hierarchisch geordnet, so zwar, daß man sie sehr wohl einen Staat im Staate nennen konnte. Wie das Königthum wurde das oberste Vorsteheramt der Gesammthierarchie durch Wahl besetzt, welche natürlich nur auf die vornehmsten Geschlechter beschränkt war. Glücklicherweise wurden zwei Oberpriester aufgestellt, deren Titel nicht von Bescheidenheit der Stellung zeugen. Der eine heißt Testeuctli, der „göttliche Herr", der andere Hueiteoquixqui, der „große Priester". In ersterem darf man wohl die Erben der alten Theokraten erkennen, die sich einst den Wahlkönig als brachium saeculare beigesellt. Denn dieser „göttliche Herr" ertheilt noch dem Könige die Salbung und damit das Königthum — er belebt den gewählten Fetisch mit dem regierenden Geiste.

---

[1]) Clavigero a. a. O. I. 465, nach Gomara.

Beide Oberpriester haben insbesondere eine maßgebende Stimme bei zu beschließender Kriegserklärung. Das eigentliche Regentenamt tritt noch mehr als ihr besonderer Beruf dadurch hervor, daß ihnen für die Beaufsichtigung der gesammten Priesterschaft im Mexikoteohuatzin noch ein dritter Oberpriester beigegeben ist. Sie repräsentiren also noch immer recht deutlich das alte voraztekische Priesterregime, das einen König allenfalls als Feldherrn neben sich hatte, der den Krieg zwar im Auftrage leiten, aber nicht selbst beschließen sollte. Wieder war es also auch hier, wie in Westafrika, der Krieg, der eine Mine in das hierarchische System legte, und Krieger und Priester werden wir noch wiederholt um die Herrschaft ringen sehen.

Die einzelnen vom Staate aufgenommenen Kulte hatten an ihren Kultstätten eine zahlreiche Priesterschaft. Die ceremonielle Darbringung insbesondere der Menschenopfer allein erforderte ein größeres Personal an jeder Kultstätte und die verschiedene Art der zugewiesenen Arbeit mußte auch unter diesem wieder Rangordnungen entstehen lassen. So bestanden organisirte Priestercollegien unter je einem priesterlichen Vorsteher. Nach dem Range ihrer Gottheit genossen dieselben ihre Auszeichnung.

Die Dotation der Stiftungspriesterschaft kann man sich kaum anders als nach Analogie derjenigen der erobernden Adelsgeschlechter und des nachmaligen Kommendensystems der Spanier denken: Götter und Priester, oder, mit einem Worte, die „Tempel" bekamen zu ihrer Unterhaltung Landesgebiete mit gewissen Leistungen der darauf Wohnenden zugewiesen. Von einzelnen Tempelländereien dieser Art geschieht wenigstens Erwähnung. Die grausamste Tempelleistung, die des menschlichen Opfermaterials, war dagegen als ein Tribut auf die von einheimischen Kaziken beherrschten Nachbarländer gelegt, welche unter mexikanischer Souzeränität standen.

Außerdem gewannen Stiftungspriester wie andere einen guten Theil ihrer Beköstigung durch die reichlichen Massen von Opferfleisch, die für sie gekocht wurden. Auch war es Sitte, daß bei größeren Festen der König nicht nur das Volk, sondern insbesondere auch die Priester reichlich beschenkte. Die Priester eigener Unternehmung, vorzugsweise wohl als Wahrsager und Aerzte praktisch eingreifend, lassen sich natürlich für den Fall bezahlen.

Nach Namen und Kleidung stellte auch der mexikanische Priester in Kultfunktion seinen Gott selbst vor. Die Priester des Quetzalcoatl,

der selbst wieder als verewigter Priester gedacht wurde, bildeten ein vorzugsweise geehrtes Collegium, dessen sichtbares Haupt selbst wieder Quetzalcoatl hieß. Der Topiltzin des Huitzilopochtli aber, welcher in dessen großem Tempel mehreren Gottheiten zu opfern hatte, führte bei jeder Funktion den Namen derjenigen Gottheit, vor der er fungirte. Man findet die Erwähnung von Thiermasken, die sich die Priester bei Darstellung ihrer Gottheiten anlegten, und die verschiedenartigen Vermummungen und die Anlegung der Attribute der Gottheit bezweckten dasselbe.

Auch im gewöhnlichen Verkehr kennzeichneten sich die Priester durch eine besondere Tracht, die wohl nach den Völkerschaften, welche das große Reich bildeten, verschieden sein mochte. Wir hören von Priestern in schwarzen und in weißen Baumwollmänteln, mit gelben und rothen Kopfbedeckungen, auszeichnenden Mützen und Halsbinden, und Diaz vergißt bei seinen Schilderungen selten, die grauenhaft mit Opferblut verklebten Haare zu berühren.

Außer diesen eigentlichen Priestern gab es noch eine Art von Kultgesellschaften, die man den Klöstern verglichen hat; nur daß die Angehörigen keine Ordensgelübde auf Lebenszeit verbanden. So sollen schon im alten Toltekenstaate Greise und Witwen beim Tempel der Centeotl Aufnahme gefunden haben. Im Dienste der Priester befanden sich auch Priesterinnen, und Diaz erwähnt eine Art Nonnen des Huitzilopochtli; aber die Priesterinnen waren hier niemals selbständige Kultvermittler, sondern nur für untergeordnete Dienstleistungen bei den komplizirten Kultakten bestimmt: den Dienst zu verlassen und zu heirathen, stand ihnen frei.

Was von dem Ascetentum dieser Priesterschaften erzählt wird, das läuft auf die unter europäischer Brille betrachteten Entsagungsopfer unterschiedlicher Art hinaus, welche die Kultverbindung des Priesters mit seiner Gottheit herstellen und unterhalten.

Wie im Vorbeigehen schon erwähnt, waren ursprünglich Priester auch die Bannerträger in der Schlacht. Worauf sich ursprünglich diese Sitte gründete, das wissen wir; aber auch die müssen es wohl gewußt haben, welche uns die Sage von dem Einzuge und Wandermarsche der Azteken aufbewahrten. Damals trugen je vier Priester nach den Einen den Körper, nach den Andern das hölzerne Bild des Huitzilopochtli in einem als Tragstuhl hergerichteten heiligen

Schrein, Teoicpalli genannt, dem Heere voran. Korrekter dürfte wahrscheinlich die Meinung gewesen sein, der Gott leite sowohl seine Träger wie das Heer.[1]) Als Exuvialfetische sollen vier Pfeile und ein „Fähnlein" dem Körper beigelegen haben. Dieses Traggestell mit seinem Inhalte selbst war also das älteste Banner des Aztekenheeres.

Wo der Zug für längere Zeit zur Thier- und Menschenjagd anhielt, da warfen die Priester eine Erdpyramide auf, wie wir sie auf dem ganzen bis jetzt überschauten Gebiete als Grab- und Kultmarke angetroffen haben; sie stellten das tragbare Heiligthum mit dem Gotte darauf, und entwarfen so das primitive Modell aller Tempelbauten dieses Landes. Vor dieser „Opferhöhe" spannten sie ein Versammlungszelt aus für den Kultverkehr mit dem Gotte. Hier legten sie ihm Wachteln in Menge als seine Speise vor, und schlachteten ihm die erjagten Menschen zur Stillung seines Blutdurstes. Diese Stücke der Jagdbeute „Kriegsgefangene" zu nennen, dürfte eine unverdiente Beschönigung sein. Zudem verwendeten die Azteken das Fleisch zur Stillung des eignen Hungers. Man muß bedenken, daß sie keine Heerden gezähmten Viehes bei sich hatten und kein Manna fanden.

Daß die Berichterstatter selbst immer wieder auf biblische Parallelen und Ausdrücke verfallen, dessen kann man sich kaum wundern. Aber die so auffällige Aehnlichkeit selbst in so vielen einzelnen Zügen liegt nur in der Sache selbst. Daß die Priester als Führer dieses Kannibalenzuges in jedem Falle in der allgemein üblichen Weise die Aufträge ihres Gottes werden eingeholt, daß sie mit andern Worten in der „Stiftshütte" vor der „Opferhöhe" werden orakelt haben, das ist ganz selbstverständlich.

Alle Verhaltungsmaßregeln, welche die Horde erhielt, müssen von ihnen ausgegangen sein. Wurden sie schon, wie ja natürlich ist, als menschlicher Vorschlag fragweise formulirt, so muß sie doch die Gottheit wenigstens mit ja oder nein angenommen oder verworfen, somit sie oder das Gegentheil sanktionirt haben. Das liegt so sehr in der Sache selbst, daß wir uns auch über den an sich widerspruchsvollen Bericht nicht wundern können, der Kannibalengott habe hier seiner Horde die „Gesetze und Ordnungen eines Kulturvolkes" gegeben.[2])

---

[1]) Müller a. a. O. 594. [2]) Müller a. a. O. 594.

Unzweifelhaft ist es, daß die Azteken auf diesem Steppenwege Gebote und Gesetze ihres Gottes erhielten, aber ebenso zweifellos ist es ein Irrthum, daß diese Gebote der Steppe die Gesetze des Kulturlebens gewesen seien. Solche Gesetze können nur im Lande selbst bei geordneten Verhältnissen entstanden sein, und an diesen haben die Unterthanen gewiß ihren Antheil. Ueberall ist es derselbe Irrthum und dieselbe verkehrte Geschichtsauffassung, wenn man annimmt, es habe ein Gesetz als solches früher bestanden als der entsprechende Kulturstand, den es endgültig geschaffen hätte. Begann man das geordnete Leben als das gesetzmäßige zu betrachten, so stellte man es natürlich wieder unter die Sanktion des herrschenden Gottes, und die Versuche einer Formulirung seiner Normen erschienen naturgemäß als seine Orakel. Ueberall begegnen wir der Neigung der Völker, ihre Urgeschichte sich in der Weise zurecht zu legen, daß sie erst ihre Götter, dann erst die menschlichen Könige regieren lassen, mithin nach der ganzen Geschichte der Vorstellung der Gott immer der vorangegangene sein muß. Dann fällt konsequent auch die Gesetzgebung und Ordnung des Lebens in die Zeit ihrer Regierung, vor den Beginn der Kultur, deren Früchte sie sind. So mußte denn auch bei den Azteken der historische Irrthum entstehen, ihr Gott habe ihnen in der Steppe — außer dem Kulturleben — die Gesetze der Kultur gegeben.

Daß Priester mit in die Schlacht zogen, blieb denn auch bis zum Sturze des Reiches Sitte; aus der führenden Gottheit aber, oder wenigstens aus ihrem Fetische, war ein „Reichspanier“ geworden. Die Bedeutung, welche die tapferen Azteken immer noch diesem Zeichen beilegten, entschied die Schlacht bei Otumpan zu Gunsten der Spanier. Aber der Träger desselben scheint kein Priester mehr gewesen zu sein, vielmehr hielt ihn Bernal Diaz für einen Obergeneral, was freilich jene Würde nicht ausschließt. Auch die adeligen Häuptlinge — die väterlichen Vorstände der Erobererſippen, — welche ihre besonderen Heeresabtheilungen führten, hatten ihre „Fahnen und Wappen“ die z. B. einen weißen Vogel, eine Art Strauß vorstellten. Das „Reichsbanner“ war aus Gold und kostbaren Federn hergestellt und mag somit wohl unseren Fahnen ähnlich gesehen haben. Daß diese „Zeichen“ in einer inneren Beziehung zu jenen Fetischen standen, welche wir zuerst an ihrer Stelle trafen, ist nicht zu bezweifeln. Hatte sich einmal der Fetisch des Huitzilopochtli in eine massive Bildsäule verwandelt, so

mußte für seinen Geist, wenn er dem Heere folgen sollte, ein anderer geschaffen werden. Am nächsten lag es, die Verbindung beider durch einen beweglichen Schmuck herzustellen. Daß gerade Federn eine königliche Auszeichnung bildeten, sahen wir bereits.

Trotz ihrer Gottesnähe leitete doch auch die mexikanische Priesterschaft die Erfahrung dahin, sich der Fähigkeiten eines vorausschauenden und geübten Heerführers zu versichern und zu bedienen. Die Gottheit, die ja der Vorstellung nach in ihrer ganzen Erhaltung auf Menschen angewiesen schien, hatte keinen Einspruch dagegen zu erheben, daß sich ihr auch auf diesem Gebiete menschliche Fähigkeiten zur Verfügung stellten; es liegt also auch gerade kein Widerspruch in dieser doppelten Leitung. Auch auf diesem Wege konnte sich bei theokratisch beherrschten Völkern das Königthum entwickeln. Auch der mexikanische König mußte vor Allem ein persönlich tüchtiger und tapfrer Kriegsführer sein, im übrigen wurde er ein Fetisch in den Händen der Priester. Aber gerade an dieser Stelle konnte der Mann selbst seines Glückes Schmied sein; seine Gottbeseeltheit war eine zweischneidige Waffe, und es kam darauf an, wie sie geführt wurde. Nirgends konnte es ihm früher gelingen, den Priester bei Seite zu schieben, als in der Schlacht selbst, wo die vom Augenblicke geheischte Entscheidung auch das einfachste Orakel ausschloß. Durch viele und glückliche Kriege konnte die königliche Gewalt sich über die priesterliche erheben; wenigstens das Banner hatte sie dieser schon entwunden. Dann begannen sich aber auch Panier und Fetisch wie Königthum und Priesterthum als zwei verschiedene Kategorieen zu sondern, obwohl sie in ihrer Wurzel eins waren.

4. Das Princip des mexikanischen Tempelbaues.

Der vollendetste mexikanische Tempel — Teocalli — ist immer noch derselbe architektonisch durchgeführte Hügelbau mit seinen gehegten Umgebungen, den wir der Reihe nach fast bei allen Völkern kennen lernten, die wir betrachteten. Wir hörten schon, wie die wandernden Azteken an all ihren Rastplätzen einen schlichten Hügel aufwarfen, um auf diesem ihren Gottesfetisch aufzustellen. Tlalok, den alten Gott der Grabstätten, verehrte man allenthalben im Lande auf einem Hügel; kleinere Hügel bildete man zu seiner Erinnerung; oben auf steckte man die Schlange, den Fetisch der Abgeschiedenen. Andererseits wissen

wir, daß auch in den großen, pomphaft aufgeführten Tempeln nicht bloß die Fetische der Götter, sondern auch die Leichen der Großen aufgenommen wurden, und vielfach fand man um einen großen Steinhügel herum viele kleine gesellig aufgestellt, die Grabmäler jüngerer Generationen neben dem Male eines Gottes.

Von allen Grabmälern und Tempeln — beides ist noch nicht generell verschieden, — welche wir bis jetzt kennen lernten, stehen die auf den Inseln der Südsee den mexikanischen am nächsten. Einzelne kommen ihnen selbst im Nebensächlichen so nahe, daß wir für jene Inseln eine, an sich ja nicht absolut undenkbare, Entlehung und Nachahmung annehmen könnten, wenn nicht die geschichtlichen Thatsachen selbst eine solche Annahme völlig ausschlössen. Gerade diejenigen Tempel der Societätsinseln, welche durch ihren geordneten, aber immer noch mörtellosen Steinbau am auffälligsten den Vergleich herausfordern, sind kurz vor der Entdeckung jener Inseln in einer Zeit aufgeführt, in der erweislich irgend eine Verbindung mit Amerika nicht stattgefunden hat. Die älteren Modelle aber, die allenfalls auf eine solche Beziehung in Urzeiten zurückgeführt werden könnten, bestehen bis in jene Zeit hinein in schlichten Erdhügeln mit Steinumfassungen, während von den mexikanischen Steinbauten einzelne schon in die vortoltekische Zeit zurückreichen sollen. Es kann also nicht an eine Entlehnung, sondern nur an Gleiches aus gleichem Grunde gedacht werden.

Insbesondere aber schließt sich der mexikanische Teocalli-Bau in einer für die äußere Ausgestaltung sehr wesentlichen, an sich weniger bedeutungsvollen Eigenheit denjenigen Malhügelbauten an, die wir auf den Tongainseln antrafen. Das Uebereinstimmende und zugleich für die ganze Anlage Wesentliche besteht darin, daß man die Leiche nicht wie anderwärts in die Tiefe des Hügels verscharrte, sondern auf der Höhe desselben in einem besonderen Häuschen aufbahrte. Man kombinirte darin die polynesische Sitte, ein Tupapau aufzurichten zugleich mit der allgemein üblichen. Der Tupapau[1]) aber verdankte seine Einführung wieder wesentlich der Gepflogenheit oder doch dem Wunsche, die Leichen zu konserviren, und so mag man denn auch für die mexikanische Anordnung das Kombiniren von Begraben und Konserviren hier maßgebend halten. Oder in anderer Form: wir sehen in

---

[1]) Siehe oben S. 155 und 159.

der Form des Teocalli die Geschichte eines Volkes angedeutet, das seine Leichen erst unter einem Malhügel begrub und nachmals unter einem andern Klima im luftigen Raume konserviren lernte.

Diese Bauten speziell, wie wohl üblich, als „Opferhöhen" oder „Altäre" zu bezeichnen, ist ebenso irreleitend, wie die erklärende Annahme, das Opfer hätte durch einen solchen Unterbau den Göttern näher gebracht werden sollen. Das ließe völlig unerklärt, wie auch Völker ohne Himmelsfetisch zum Bau solcher Hügel gelangen konnten, zumal sie sich ja dadurch von ihren Göttersitzen eher entfernt hätten.

Wie die Pyramide auf den Südseeinseln schließt auch die mexikanische nicht mit einer Spitze, sondern als Pyramidenstutz mit einer der verjüngten Grundfläche entsprechenden Plattform. Auf dieser wurde das Leichen- beziehungsweise Gotteshaus aufgestellt. Die gewöhnliche Form der Grundfläche war das Viereck, bei den Tempeln des Quetzalcoatl, also den spezifisch toltekischen, ausnahmsweise ein Kreis. Ganz wie auf den Südseeinseln konnte diese Plattform wieder entweder ein einziges oder mehrere Leichen- beziehungsweise Fetischhäuschen aufnehmen. Diese Fetischhäuschen oder „Kapellen", wie sie die Europäer nannten, sind das Wesentliche, und sie machen die ganze Anlage zum Teocalli d. h. „Gotteshause." Der Streit der Gelehrten, ob diese Teocalli besser so oder „Opferhöhen" zu nennen seien, ist ein müßiger. Allerdings war bei den größten Tempeln die Plattform so geräumig, daß hier eine große Opferversammlung Raum hatte und man wirklich hier oben vor dem Fetischhäuschen opferte; aber in ähnlicher Weise legte man ja auch auf den Südseeinseln die Opfer auf die Terrassen, während das Volk nur vor dem Hügel Platz fand.

Schon diese mannichfaltigeren Elemente unter Anwendung von steinbehauenem Stein, Kalk und Lehm boten der altmexikanischen Baukunst den Stoff zu einer viel reicheren Entfaltung, als wir sie bis jetzt irgendwo getroffen haben.

Außer kegelstutzförmigen Quetzalcoatltempeln erscheint zumeist ein einfacher Pyramidenstutz mit einem darauf stehenden, mit zeltförmigem Dache gedeckten Steinhause; so der Teocalli von Tusapan. Die Plattform, welche erstiegen werden muß, wenn man sich dem Fetischhause nähern will, bedingt eine Treppenanlage, deren Ausführung zu vieler Mannigfaltigkeit führen kann. Häufiger sind die Teocalli's, welche gleich den jüngeren polynesischen Steinpyramiden aus stufen-

förmigen Stockwerken bestehen, die gewöhnlich in der Mitte einer der Seiten durch eine ununterbrochene Stufenreihe durchschnitten werden.

Ein solcher Stufenbau war der große Aztekentempel des Huitzilopochtli zu Mejiko selbst, aber die Treppe lief den — allerdings nicht übereinstimmenden — Beschreibungen nach nicht in der genannten Weise hinan, sondern befand sich nahe einer Kante der Pyramide. Es war die Anordnung getroffen, daß die buntgeschmückte Volksmenge, wenn sie zum Opferfeste auf die Plattform strömte, immer erst das Stockwerk umwandeln mußte, ehe sie von der andern Seite die nächsten höheren Treppen betrat, so daß bei solchen Festen der riesige Bau wie mit einem bunten Bande überschlängelt schien. Dieser Haupttempel türmte sich in fünf Stockwerken über einander und wurde, wenn Diaz richtig zählte, in 114 Stufen erstiegen. Bernardino von Sahagun, der das Bauwerk neun Jahre nach der Eroberung noch sah, zählte 113 Stufen, giebt aber an, daß die Westseite der auf einer Grundfläche von 300 Fuß im Geviert aufsteigenden Pyramide keine Stockwerkabsätze gehabt habe, so daß man hätte auf jedem Stockwerke rings herum gehen können; hier hätten vielmehr Stufen in ununterbrochener Linie bis zur Plattform hinaufgeführt. Um beide Angaben zu vereinigen, müßte man eine zweifache Treppenanlage annehmen. Rings um die Pyramide breiteten sich große Höfe aus, „geräumiger als der Markt von Salamanca“, mit Steinplatten gepflastert und mit doppelter Mauer umschlossen. In diesem Hofe hat sich ein alter Theil der Anlage erhalten; der ummauerte Raum mit der Pyramide zusammen entsprachen völlig der Anlage des Marai's.

Dieser Marai, wenn wir ihn so nennen dürfen, umschloß aber ebenso wenig wie ein polynesischer die Pyramide des Hauptgottes allein, sondern auch einen kleineren Thurmbau eines anderen Gottes und eine Pyramide als Grabstätte der Großen von Mejiko nebst einem Hause zur Aufbewahrung der Küchengefäße, welche bei Opfermahlzeiten in Gebrauch kamen. Auf der Plattform erhoben sich neben oder hinter einander zwei „Kapellen“; in der niederen standen die beiden oft genannten Fetische, in der höheren, welche den Bau thurmartig abschloß, der der alten „Göttermutter.“ An der Ostseite, so nahe an der unbewehrten Plattformkante, daß nur noch ein Mann ohne Gefahr vorbeigehen konnte, standen zwei große steinerne Schlachttische. Kein Gebäude der Stadt ragte entfernt an die Höhe dieser Plattform heran,

so daß sich hier dem Auge ein reizender Blick über Stadt und Seen und Landschaft bot. Aus allen Dörfern, die man so übersah, ragten ähnliche, weiße Pyramiden mit Thürmchen und „Kapellen“ hervor. Dieser Tempel war ein unter der Herrschaft der Azteken an Stelle eines ältern aufgeführter Neubau.

Im Lande zerstreut bestanden aber Tempel ganz ähnlicher Anlage, deren Gründung man den vortoltekischen Geschlechtern zuschrieb, so die ebenfalls mit einer Götterwohnung gekrönte 177 Fuß hohe Pyramide von Cholula, die Humboldt beschrieben hat, so die Doppelpyramide von Teotihuacan, auf deren einer eine Bildsäule der Sonne mit dem goldenen Sonnenschilde auf der Brust stand, während sie eine Menge kleiner Pyramiden umgaben. Die Sage — oder die europäische Deutung — hat diese als Tempel der Sterne gedeutet; zweifellos sind es wirkliche Grabpyramiden gewesen, wie sie sich stets um das ideale Grab eines Gottes schaarten.

Einige dieser Stufentempel zeigen auch schon einen reichen Schmuck bildlicher Darstellungen. Die Gedanken der Ornamentik gab wieder die Kultvorstellung. Wenn Kombination von Menschen und Thieren zu abenteuerlichen Zwittergestalten das Wesentlichste sind, so wird sich der Leser der Art erinnern, wie auch die Fetischvorstellungen in gleicher Weise sinnlich durcheinander gewebt wurden. Um die Größe und Macht einer vorgestellten Gottheit anzudeuten, fand man noch keinen anderen Ausdruck, als den des Schreckenerregenden, Grauenhaften. Macht ist eben die erste Stufe, zu der sich der Gottbegriff erhebt. Klang einmal die so angeschlagene Saite im Gemüthe des Menschen wieder, dann nahm er an dem ästhetisch Unschönen keinen Anstoß; der Künstler hatte den Zweck erreicht. Das Grauen konnte ihm ein Zeugniß sein, daß es ihm gelungen, Macht auszudrücken. Von diesem Standpunkte aus wollen diese Ungethüme betrachtet sein.

Neben diesen großartigen und dauerhaften Bauwerken müssen die Wohnungen der Privaten trotz vorgeschrittener Kultur noch recht unscheinbar gewesen sein, mit Ausnahme der Paläste der Großen, die sich aus mehreren Höfen und Sälen zusammensetzten. Noch aber hielt sich das öffentliche Kultbauwesen ganz an die erwähnten Formen. Dennoch bahnte sich im Stillen ein Umschwung an. Zum Durchbruche kam er nicht; das Reich stürzte mit seinen Göttern und Tempeln zu früh zusammen. Mexiko war ein Wahlkönigreich; aber das Streben

nach erblichem Besitze der Krone stellte sich ein, der König pflegte neben dem Staatskulte auch den seines Hauses, der vorläufig nicht Staatskult war. Ja eigentlich pflegte er nur diesen; für den Staatskult lieferte er nur das nöthige Material als oberster Kriegs- und Jagdherr. Dem Gotte stand der Priester näher. Für den Kult des Hauses aber hatte Montezuma eine Halle in seinem eignen Palaste, und der Seele seines Vaters hatte er diesen Palast sammt den Schätzen in demselben für ewige Zeiten als Wohnung bestimmt. War dieser nun seiner Bestimmung gemäß nicht auch ein Tempel? Und doch in einer wesentlich anderen Form. Wäre es Montezuma gelungen, eine Erbmonarchie zu gründen, so würde unter seinen späteren Nachkommen zweifellos jener Ahnentempel in eine gewisse Konkurrenz mit den Staatstempeln getreten sein, und zugleich eine neue Tempelform mit einer alten. Eine solche Entwickelung erlebte das Reich nicht.

5. Die Priesterthätigkeit.

Nun wir auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit uns orientirt haben, wollen wir auch den Priester daselbst bei seinem Kulte beobachten. Kaum irgendwo zeigt sich uns so deutlich die gegenseitige Selbständigkeit von Kult und Ethik, wie in den Kultverhältnissen der Altmexikaner. Die Nothwendigkeit der Handarbeit unter einem günstigen, aber doch nicht allzu verschwenderischen Himmel, das Zusammenleben in wohl organisirten Gemeinden, der von den Gefährten des Cortez bestaunte, geordnete Marktverkehr und ähnliche Fortschritte der Geselligkeit haben die Mexikaner zu einem wohlgebildeten und gesitteten Volke erzogen. Ihre sittlichen Grundsätze zeigen einen großen Ernst und einen weiten Blick in Dingen, deren Tragweite der gutmüthige Südseeinsulaner noch völlig verkannte. Mahnungen altmexikanischer Eltern an ihre Kinder, deren Aufzeichnung uns ein Zufall erhielt, kann man nur mit Rührung lesen. Dem sittlichen Verhalten der Priesterschaft zollt Cortez manches Lob, und wie edel erscheint nicht vielfach Montezuma in seinem wahrhaft tragischen Falle! Allerdings, der Adel trat das Volk danieder, aber das war nun einmal gute, alte Art zu herrschen. Von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit giebt dagegen das Gesetz einen guten Begriff, welches Vergehen, wie etwa das der Trunkenheit, höher am adeligen

wie am gemeinen Manne strafte.[1]) Die Schilderungen des Familienlebens lauten günstig genug, daß man wirklich glauben könnte, von der Südsee aus hier auf die sonnigen Höhen eines Kulturlebens gelangt zu sein; — aber neben all dem — ohne tausendfältige Beweise würde unser Glaube den Gedanken abweisen! — neben all dem blutiger Menschenfraß und ein kannibalischer Kult, so scheußlich wie wir ihn nirgends gesehen, getragen von einer schrankenlosen Macht zu morden, und gestützt auf eine Frömmigkeit, die den Menschen unter jeden Vergleich mit dem Blutdurste der Bestie stellt! — Das ist der Kult! — Darin liegt alle Erklärung des Unbegreiflichen; — das ist der Kult — konnte Montezuma, der edle, milde Geist, zu seiner Entschuldigung sagen. Der Kult an sich ist die Konservation; er kann nichts anders sein. Der Tempel, von dem das Grauen weit über das heitere, blühende Land hinaus herrschte, stürzte — und wieder gab es seit 1574 Tage, an denen nicht fern von dieser Stelle hunderte von Ketzern, zwar nicht Huitzilopochtli geopfert, aber doch nach qualvollen Verhören und Foltern und einer Gemüthsqual, die den Opfern des Götzen erspart blieb, hingeschlachtet wurden. Das ist der Kult, — mochten die Dominikaner der Inquisition sagen.

Ehrlicher und gemüthvoller war der alte Kannibalismus. Ein alter, treuer Gott, der einen Staat, einzig wie ein Wunder jener Welt, auf solcher Höhe erhielt, verlangte dafür Menschenblut; es war sein altes verbrieftes Recht. Ehrlich zahlte ihm der Azteke seinen harten Tribut. Er schielte nicht nach Geld und Gut bei diesen nackten Sklaven der Tributvölker, er warf kein Verbrechen auf den Armen; schuldlos erlag dieser dem Loose. Gemüthvoller war dieser Kannibalismus. Nicht den Schuldigen warf er unrettbar vor seines Lebens natürlichem Ende in die ewigen Feuerqualen; einen armen Wicht von einem Sklaven glaubte er in ehrenvoller Mission zu entsenden.

Blut spielt im Kulte der Mexikaner überhaupt eine große Rolle. Mit Blutceremonien wird hier wie anderwärts der Mensch in die Gesellschaft, in den Bund der Männer eingeführt. Auch hier wird, wie in Afrika, der durch die Geburt der Mutter Geborene dem Bunde der Männer und männlichen Götter wiedergeboren. Diese Einführung geschieht durch ein Blutopfer, beziehungsweise ein Rudiment vom Blut-

[1]) Waitz, Anthropologie IV. 85.

bund. Das Aztekenkind wird am nächstfolgenden Jahresfeste Huitzilopochtli's für diesen Stammgott gezeichnet und diesem mit dessen Blute gehuldigt. Die Blutentnahme geschieht in der fast in ganz Amerika verbreiteten Weise durch Einschnitte auf der Brust.[1]) Gewiß fehlte dabei der Priester nicht. Auch Quetzalcoatl nimmt[2]) einen solchen Bund an. Die Kinder erhalten neun Einschnitte auf der Brust, Erwachsene wiederholen das Blutopfer, indem sie sich Zunge, Ohren und Lippen schlitzen, und so auch an diesen Theilen sich für ihren Stammgott zeichnen. Man kann annehmen, daß sich die Kultgemeinden auf solche Weise wieder nach der Abstammung sonderten.

Die totonakische Centeotl nahm allerdings keinen solchen Kultus entgegen, verlangte aber ihre Blutopfer. An ihrem Feste fand ein allgemeines Aderlassen statt — der Priester als Arzt kam dabei doppelt in Verwendung — und außerdem stach man sich in die Ohren, die Nase, die Zunge, in Arme und Schenkel, um Blut zu entlocken — ein mexikanischer Gott verlangt noch wirkliches Menschenblut, kein Surrogat! Ueberall ist der Sinn der Götterfeste der, daß die Götter zu dieser Zeit unter den Menschen verkehren; aber ihre blutgierige Nähe ist dann nicht ohne Gefahr. Jenes Blut fing man in Blättern auf, oder, nach einer leichten Wendung des Berichtes, man färbte Blätter mit demselben und hing diese an den Thürpfosten auf.[3]) Dieser Brauch ist im Zusammenhalte mit dem uns schon bekannten leicht verständlich. Das Blatt ist wie in Polynesien speziell das Pisangblatt, das älteste Gefäß — man stellt also in alterthümlichen Gefäßen Menschenblut vor die Thür der Hütte zur Zeit, da die Göttin die Menschen heimsucht — ein Beweis, daß nicht der Schmerz des Ritzens, die Peinigung 2c. der Zweck der Sache sei, sondern das zu gewinnende und zu verwendende Blut. Ganz so fängt der Polynesier sein Blut in Lappen auf, die er dem Todten hinlegt.[4]) Auch Centeotl soll also an den Tagen ihres Festes an den Thüren der Menschen Menschenblut genießen. Fände sie nicht an dieser Stelle das für sie bestimmte Blut, sie würde wahrscheinlich im Hause das Kind zum Opfer holen.

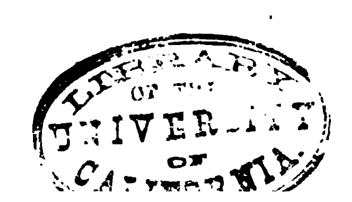
---

[1]) Clavigero a. a. O. I. 417 ff.; Rehfues, B. Diaz' wahrhaftige Erzählung. Uebersetzt 1843. II. 275.

[2]) Clavigero a. a. O. I. 429.

[3]) S. Müller a. a. O. 491.

[4]) Siehe oben S. 189.



Niemand steht das Kindesopfer näher als ihr, der „Urmutter“ und Todesgöttin. Ist ja das Kindesopfer in Mejiko noch im Gange — einst war wohl auch hier die Erstgeburt ihr Antheil. Noch ist diese im Lande des Kultkannibalismus nicht durch das Thieropfer abgelöst. Darum löst sie der Mensch noch mit eigenem Blute; darum hängt er das Blutgefäß an die Thürpfosten an dem Tage, da die blutsaugende Göttin aus ihrem unterirdischen Reiche heraufsteigt. Die Hütte, deren Pfosten so gezeichnet ist, betritt sie nicht.

Blutlassen war überhaupt in ganz Mejiko einschließlich des Aztekenstammes ein sehr verbreitetes Opferwerk und namentlich brachte man solche Spenden allen Göttern an ihren Festen. Für gewöhnlich mag dies ohne priesterliche Intervention geschehen sein. Man machte sich Einschnitte an der Brust, aber auch sonst am Leibe und besprengte mit dem entquellenden Blute den Altar des Gottes. So genoß dieser an seinem Festtage das Blut von all den Seinen. [1])

Sonstige Opfer bestanden auch in Mejiko aus allen möglichen Dingen, insofern sie nur einen Menschen erfreuen können. Ein besonderer Genuß war auch dem Mejikaner der von Wohlgerüchen. Den Taback zählte er noch nicht dazu. Die gelandeten Europäer wurden wiederholt damit begrüßt, daß man Kohlenbecken mit duftigem Harze um sie herumschwenkte. Eintretenden reichte der Mejikaner einen Blumenstrauß als Willkommgruß, oder streute ihm zu Ehren Weihrauch auf die Kohlen. [2])

Demgemäß spielt denn auch die Räucherung im Kulte eine größere Rolle, und ebenso wenig fehlt es an Spenden von Früchten und Blumen. Auch Musik und Tanzaufführungen traten im Kulte schon wesentlicher hervor.

Das ihm eigenthümliche Gepräge aber erhielt der mejikanische Kult durch das Menschenopfer. Nicht jedoch durch dieses an sich, als ob es etwa erst die Azteken eingeführt hätten. Auch die älteren Völker der Majastämme kannten und übten es, und durch ganz Mejiko, durch die südlichen Majavölker, durch Yucatan, Cozumel, Chiapa, Tabasco, Honduras, Nicaragua bestand selbst den Formen nach dieselbe Uebung. Auch die sanfteren Tolteken, bei denen sich noch eine Sage von der Erlösung von diesem Blutkulte erhalten hatte, waren wieder zu diesem zurück-

[1]) Müller a. a. O. 479. [2]) Waitz a. a. O. IV. 124.

gekehrt. Vielleicht hatten Unglücksfälle sie zunächst dazu veranlaßt; dann aber opferten sie regelmäßig jährlich, um sich Regen zu sichern, fünf bis sechs kleine Mädchen, denen das Herz ausgerissen wurde. [1]) Darin lag also nicht die Spezialität des Aztekenkultes; wohl aber lag sie in der beispiellosen Großartigkeit, zu welcher ihr theokratisches System gerade diese Kulteinrichtung ausgestaltet hatte.

Der Opferhergang auf dem Haupttempel war folgender. Sechs Priester theilten sich in die Funktion: der erbliche Oberpriester, Topiltzin, je nachdem er opferte, bald Huitzilopochtli, bald Tetzcatlipoca darstellend, im rothen Mantel, die übrigen fünf in weißen Mänteln, die Körper schwarz gefärbt. Sie ergriffen den zu Opfernden, sobald ihn die feierliche Prozession die Treppen herauf auf die Plattform gebracht hatte. Vorher hatten sie das Haus des betreffenden Gottes geöffnet, so daß dessen grauenhaftes Gesicht dem Volke sichtbar wurde. Dann streckten sie den Mann auf den erwähnten convexen Schlachttisch aus Stein und indeß vier Priester Arme und Beine, der fünfte mit dem Schlangeninstrumente Hals und Kopf festhielt, stieß ihm der Topiltzin das steinerne Messer in die Brust; aus der geöffneten riß er mit der Hand das Herz — das Gefäß und die Quelle des warmen Blutes, den Sitz der Seele. Er hielt es der Sonne oder dem Himmel entgegen, legte es dem Fetisch zu Füßen und mit goldenem Löffel es wieder erhebend, steckte er es ihm in den offenstehenden Mund. [2])

Indeß war dieser Vorgang nicht immer gleich, wahrscheinlich je nach der Gottheit, der geopfert wurde. Der Charakter des Opfers ist durchaus kannibalistisch. Oft theilten sich der Gott, dem geopfert wurde, der Oberpriester, der König und das Volk in das Mahl, wobei die Stufenleiter sehr deutlich zu erkennen ist. Der Gott erhielt dann als seinen Antheil das Blut selbst, an Mund und Wangen gestrichen, dem Oberpriester reichte der Opferer das Herz, dem Könige fielen Hände und Füße zu, dem Volke der Rest. [3]) Auch verwendete man einen Theil des Fleisches zur Fütterung von lebendigen Thierfetischen; den Kopf steckte man als Trophäe auf einen Pfahl. Auch die Thürpfosten der Kapellen bestrich man mit dem Blute, als ob die Götter gerade hier nach Blut zu spähen gewohnt wären.

[1]) Waitz a. a. O. IV. 17.
[2]) Clavigero a. a. O. I. 389.
[3]) Müller a. a. O. 476.

Wie zu sehen, ist die Wurzel dieses Menschenopfers alter Kannibalismus. Darüber kommt kein Zweifel auf. Die Azteken bereiteten sich aus dem Fleische der so Geschlachteten ganz allgemein Mahlzeiten, wie Cortez und Diaz übereinstimmend und wiederholt bestätigen. Dazu warfen die Priester dem Volke den Rumpf über die Treppe hinab. Man aß auf diese Weise vorzugsweise nur Feinde; ging daher im Kriege oft zu eigenem Nachtheile nur auf die Gefangennahme dieser aus; auch die gefangenen Spanier entgingen diesem Schicksale nicht, — nur fanden die Azteken nicht einmal ihr Fleisch genießbar, bitter wie Galle. Außer Kriegsgefangenen wurden Sklaven und Kinder verwendet. Oftmals wurde, nach Diaz, das ausersehene Opfer, ganz wie bei den Brasilianern, erst rationell gemästet, ehe man an die Opferung ging; der Genuß des Menschenfleisches war keineswegs so gleichgiltig dabei. Das gekochte Fleisch gehörte, gewiß mit Ausschluß eines Priesterantheils, grundsätzlich demjenigen, welcher das Opfer beigestellt hatte, also dem, der den Geschlachteten im Felde gefangen genommen oder ihn aus seinen Sklaven hergegeben. Im Falle der Staat opferte, mußten konsequent die Stiftspriester darüber verfügen.

Es scheint, daß es Königsaufgabe war, nicht bloß den Blutdurst seiner Götter, sondern auch den kannibalischen Fleischhunger seiner Azteken durch immer erneuerte Menschenjagden in den Nachbarprovinzen zu stillen. Was einst den Tolteken gegenüber gelungen sein soll, das gelang ihnen gegenüber nicht: in ihnen kochte noch das alte Indianerblut. Als Indianer waren sie Fleischesser — aber im Kulturlande waren sie fast Vegetarier geworden. Der Feldbau ihrer Unterthanen gestattete den Büffelherden, die sie einst gejagt, keinen Raum, zahme Herden irgend einer Art besaß Mejiko nicht; Geflügel und andere Jagdbeute reichte nicht zu; da brach denn der Fleischhunger bei der Menschenjagd hervor.

Die Kulthandlung bei diesem Menschenfraße lag darin, daß auch an dieser Mahlzeit unsichtbar die Gottheit theilnahm, abgesehen davon, daß ihr die angesehensten Theile — vorzugsweise die Seele selbst — zugeeignet wurden. Der göttliche Regent der Azteken verschlang so zu eigner Stärkung die Seelen der Feinde und ließ somit ihrer Rache nicht einmal im Luftkreise Raum.

Doch nicht alle Menschenopfer haben diesen Sinn rachsüchtiger Seelenvernichtung. Es gab vielmehr noch eine zweite Art, durch welche

der Gottheit Seelen eines ehrenvollen Geleites und Gefolges zugeführt werden sollten, die ungefähr so zu ihnen eingingen, wie es auch der Azteke einst für seine Seele hoffte. Solche Opfer waren denn eher eine Auszeichnung, als eine Vernichtung. Aber, wie leicht begreiflich, beider Sinn mischte sich bald durch einander, und in der Volksvorstellung finden wir sehr häufig eine ganz unlogische Vermengung.

In diesem andern Falle mochte man sich ursprünglich die so Geopferten nur als geehrte Gefährten Gottes und Theilhaber seiner Macht vorstellen; sie gingen zu Gott und wurden zum Gotte, das ruht noch auf uralter Vorstellungsweise, die hier im Volke wieder durchbrach. Sie gingen wenigstens wie die tapfern Krieger, die in der Schlacht gefallen, zu Huitzilopochtli in das Sonnenhaus und lebten daselbst als göttliche Wesen fort.[1]) Wen der König mit eigener Hand zum Gefangenen machte, dem widerfuhr[2]) die Auszeichnung, in dieser Weise geopfert zu werden; es wäre konsequent gewesen, sein Herz nicht in den Mund des Gottes zu schieben, sondern eher im Feuer aufzulösen. Wirklich wurden auch Herzen, ganz abweichend von der Regel, in dieser Weise behandelt. Aber die Consequenz erlitt schon dadurch einen Riß, daß sich das Volk auch bei solchen Opfern des gewohnten Genusses, der Mahlzeit nicht entschlagen wollte. Das war eine Inkonsequenz. Wenn aber dadurch die Vorstellungen in Unklarheit und Verwirrung geriethen, so erfolgte ein Gleiches noch in anderer Weise. Auf der einen Seite stand dem Volke der Begriff fest: Gewisse Opfer wurden selbst Götter, mächtige Schutzgeister, sind in der Nähe des großen Gottes und werden von diesem ehrenvoll aufgenommen; auf der andern war aber sicher, daß der große Gott die Seele der Geopferten in sich aufnehme; beides zusammen ergab die unsichere Vorstellung einer Identifizirung.

Etwas ähnliches haben wir schon auf Tahiti wahrnehmen können; durch die Art, wie dort die Priester den zum Opfer bestimmten anredeten und um seinen Schutz baten,[3]) kennzeichneten sie das betreffende Opfer als ein solches ehrenvoller Art; indem sie aber gleichwohl die Ceremonie mit dem linken Auge nicht ausfallen ließen, gaben auch sie dem Volke den Anlaß, beiderlei in eins zu vermischen. So kann

[1]) Müller, 478, 476. [2]) Ebend. 635.
[3]) Siehe oben S. 218.

sehr leicht der Priester durch eine Zusammenfügung äußerer Formen, bei der er vielleicht nur ganz äußerlichen Rücksichten folgt, der Schöpfer neuer Vorstellungen werden, die sich nicht mehr unmittelbar aus der Konsequenz der Logik ableiten lassen.

Die einfache Form des nicht kannibalistischen Opfers hat sich anderwärts allerdings noch rein erhalten, und zwar einerseits in dem Begraben von Geleitseelen bei der Bestattung und in den Hinschlachtungen von Menschen und Einmauerungen von Kindern zum Zwecke, einen Schutzgeist für ein bestimmtes Objekt zu gewinnen. In diesen Fällen wird konsequent an ein eigentliches Opfer nicht gedacht, insofern auch keine Gottheit genannt wird, welcher die Person zugeeignet werde.

In Mejiko hat man aber wenigstens doch die beiden an sich grundverschiedenen Arten des Menschenopfers auseinandergehalten; anderwärts vermischen auch sie sich miteinander. Solche völlige Mischung ist die Grundlage der erhaltenen Reste eines Kultes der Hingerichteten ohne jede Unterscheidung.

Consequent war es nun, daß man in Mejiko, wie auch in Brasilien und anderwärts, den ehrenvoll zu Opfernden nicht wie einen gemeinen Kriegsgefangenen oder Opfersklaven im engen Käfige hielt, sondern ihm für den Rest seiner Erdenlaufbahn ein Wohlleben bereitete und damit gewissermaßen um seine Freundschaft warb. Die Folge jener Vermischung aber war es wieder, daß man ihn nicht nur als einen angehenden Gott überhaupt — was correct gewesen wäre — sondern als die angehende Gottpersönlichkeit dessen betrachtete, dem er geopfert werden sollte. Man legte ihm die Attribute dieser Gottheit bei, stattete ihn der Kleidung nach als solche aus und begleitete ihn in einem ehrenvollen Aufzuge.

Eine Inconsequenz ist immer die Mutter vieler; eine vom Boden der Realität abgelöste Vorstellung erzeugt von Geschlecht zu Geschlecht phantastischere. Indem man nun in konsequenter Weise dabei blieb, auch einen solchen Opferleib zu verspeisen, wurde dieser Erfahrung gemäß der Gedanke geläufig, daß man unter Umständen vom Leibe Gottes selbst leiblich genießen könne; da die Theilnahme an jedem Opfermahle als den Göttern wohlgefällig und sonach verdienstlich betrachtet wurde, so suchten die Priester die Gelegenheit solcher verdienstlichen Handlungen zu vervielfältigen, indem sie genießbare Göttergestalten erzeugten.

Verweilen wir indeß noch ein wenig bei dem uralten Menschenopfer selbst. Der Dienst des Toltekengottes Quetzalcoatl trat in Cholula, das einen der größten Tempel besaß, noch mehr hervor, als in der Hauptstadt selbst, wo der Aztekengott die erste Rolle spielte. Nach der üblichen Systemisirung sollte Quetzalcoatl zu Cholula der Gott der Kaufleute sein. Natürlich, Cholula zeichnete sich aus als eine der gewerbreichsten Städte; hier wohnten mit dem toltekischen Gotte noch toltekische Betriebsamkeit und Pflege der Künste des Friedens zusammen. Nun hat allerdings auch dieser Gott, den die Mythe als Erlöser preist, sich von der Realität des Kultes das Menschenopfer wieder aufdrängen lassen müssen. Oder sollte der Mythus zu viel behaupten? Sollte das friedlichere Toltekenvolk einst nicht sowohl das Menschenopfer, sondern nur den Kannibalismus abgeschafft haben?

So viel zeigt sich nun deutlich, daß das Opfer des Quetzalcoatl ein Ehrenopfer der genannten Art auf nicht kannibalistischer Grundlage war; freilich fügte das böse Beispiel und die Lüsternheit den Kannibalismus hinterher wieder hinzu. Vierzig Tage vor dem Feste des Gottes kauften die Kaufleute von Cholula einen tadellosen Sklaven. Schon diese Art, wie das Opferobjekt erworben wurde, unterscheidet den Gott von seinem jüngeren aztekischen „Vater". Der Sklave wurde in einem See gebadet, dann mit den Kleidern des Gottes angethan und die ganze Zeit in göttlichen Ehren gehalten, mit Blumen geschmückt, mit den ausgezeichnetsten Speisen genährt und bei Tage tanzend und singend durch die Stadt geführt. Nur in der Nacht wurde ihm die Bewachung fühlbar.

Neun Tage vor der Opferzeit bezeichneten ihm zwei Priester in demüthiger Stellung diese Frist. Genoß er auch diesen Rest noch in Freuden — was einem armen Sklaven niederer Kulturstufe immerhin zuzutrauen war — so galt das als eine gute Vorbedeutung. Schien er betrübt zu werden, so suchte man ihn durch ein angeblich die Erinnerung verwischendes Getränk aus Blut und Cacao wieder heiter zu stimmen. Am Tage der Opferung selbst sollte Musik und Weihrauch ihn völlig berauschen — und bei der Zweifellosigkeit des Glaubens dürfte sein Schicksal kaum zu Gefühlen des Mitleidens angeregt haben.

Bei der Opferung selbst aber fiel des Priesters Ritual in die Vorstellungen des Kannibalismus zurück; der todte Leichnam wurde die

Tempelstufen heruntergestürzt und diente der Gilde der Kaufleute, die ihn beigestellt, zum Opfermahle.[1])

Tetzcatlipoca, die tlailotlakische Parallelfigur und „Bruder" des aztekischen Huitzilopochtli, empfing an seinem Hauptfeste ein ähnliches Ehrenopfer; doch konnte das Objekt desselben ebensowohl der schönste Kriegsgefangene, als auch ein makelloser Sklave sein. Ein Jahr lang genoß er götterähnliche Verehrung; zwanzig Tage vor dem Feste wurden ihm vier schöne Bräute zugeführt, fünf Tage darauf prächtige Mahlzeiten bereitet. Es lag eben viel daran, ihn in guter Stimmung hinübergehen zu lassen. Der „Spiegelglänzende" ist gleich seinem Bruder ein gar grimmiger Gott, und aller Kult ist darauf zugeschnitten, seinen Zorn zu sänftigen, oder allenfalls gegen die Feinde zu richten. Seinem Feste gehen daher insbesondere Entsagungsopfer und Kasteiungen seiner Priester voraus.

Fünf Tage vor demselben tritt sein Oberpriester als Gott selbst gekleidet aus dem Tempel; er hat einen Blumenstrauß und eine Flöte in der Hand. Letztere läßt er nach den vier Weltgegenden klingen, dann nimmt er mit dem Finger Staub von der Erde und verschluckt ihn. Das Volk fällt auf die Erde, schluckt Staub und fleht um Gnade. Die folgenden fünf Tage, an denen das Opfer in Wohlleben sich betäubt, sind für den Priester strenge Fasttage. Den Tag vor dem Feste wird der Gott selbst enthüllt und in neuem Kleiderschmucke den Augen des Volkes gezeigt. Die Sitte, die Götterbilder vor der Festzeit zu reinigen, zu waschen und neu zu kleiden, findet sich in gleicher Uebereinstimmung in Japan wie in Griechenland wieder. Sie zeigt uns schon in Urzeiten einen Vorgang in den Haushaltungen der Menschen, der heute noch sich wiederholt, weil er naturgemäß ist. Am Feste selbst wird das tragbare Götterbild auf einen Tragsessel gestellt, der nach uraltem Herkommen aus Stricken von dürren Maisstauden gefertigt wird. Die Priester, die das Gestell tragen, sind mit den Kleidern des Gottes angethan.

Außer seinen Priestern hat Tetzcatlipoca noch eine besondere Kultgilde, Tepochtlitzli genannt, Jünglinge und Mädchen, die ihm Gesänge und Tänze aufführen.[2]) Als Zeichen dessen tragen auch sie Mais-

---

[1]) Zahlreiche Belege bei Müller a. a. O. 590.

[2]) Clavigero a. a. O. I. 387.

strohstricke um den Hals und an den Händen. Auf den Weg streut man Blumen, vor der Sänfte räuchern die Priester; das Volk schlägt sich mit geknoteten Stricken Schultern und Rücken wund, das Blutopfer darbringend. Der zu opfernde „Gott“, d. h. der nun durch das Opfer ein Gott werden soll, begleitet das Bild des älteren großen Gottes in der Prozession, selbst schon diesem gleich gekleidet und verehrt. Der Zug führt durch die Stadt, über die lange Dammstraße durch den See; außer der Stadt, am jenseitigen Ufer hat der Gott einen besonderen — vielleicht älteren — Opfertempel. Hier wird das Opfer unter dem angegebenen Ritus vollzogen; doch wird hier der Leichnam wirklich nicht hinabgestürzt, sondern von den Priestern ehrfurchtsvoll hinabgetragen. Weiter aber reicht die Consequenz auch hier nicht. Wie Hände und Füße beim Staatsopfer dem Könige gehören, so fallen hier Arme und Beine dem Priester und dem Adel zu. Jene Kultgilde konstituirt sich zu Tänzen und Wettläufen und entläßt zum Schlusse diejenigen aus ihrem Bunde, welche im folgenden Jahre zur Verheirathung schreiten wollen. [1])

Auch der von einer älteren Urbevölkerung übernommene Kult des Tlalok hatte sein Menschenopfer. Dem Alter eines Kultes angemessen, den schon Tolteken und Chichimeken vorgefunden hatten, war dieser Gott der Vorstellung nach der Gott der Todtenstätten in primitivster Auffassung, sein Fetisch der Grabhügel mit dem Malsteine. Er schuf den Regen im Lande, und um dessen sich zu versichern, wurden ihm durch die drei Monate der dürren Jahreszeit fortdauernd Opfer gekaufter Kinder dargebracht. Mit Beginn der regnerischen Zeit wiederholten sich noch einmal die Kindesopfer. Die Höhezeit der Vegetation bezeichnete ein drittes Fest. Das grüne Schilf, ein Zeichen der segenreichen Himmelsfeuchte, holten die Priester, um den Tempel zu schmücken, und wem sie dabei begegneten, dem nahmen sie ab, was er bei sich trug; sie hätten auch einen königlichen Steuereinnehmer nicht anders behandelt — eine alte Sitte, die auf die Beischaffung des Fest- und Opferbedarfes abzielte. Der Gott nahm durch seine Priester, was er brauchte. Mit einem bemalten Papierstoffe und Gummi wurde der Fetisch aufgeputzt. Mehrere Gefangene wurden hier gleichfalls in der Weise geopfert, daß sie als Götter des Namens

[1]) Ebend. I, 415 ff. et passim.

Tlalok gekleidet und bezeichnet wurden. Hier treffen wir also denselben Gebrauch noch in logischer Consequenz — jeder Todte wurde ja ein Tlalok — und es ist möglich, daß gerade dieser alterthümliche Kult die Uebertragung auf jüngere veranlaßt hat. Tlaloke gab es unzählige im Lande;[1]) jeder Grabhügel war ein Tlalok als Zusammenfassung vieler. Eines der Tlalokfeste hieß geradezu das „Fest der Höhen", d. h. der Malstätten.

Noch wurden dem Tlalok ein Knäblein und ein Mädchen zugeführt, indem man sie in einem Wasserstrudel ertränkte — die Reste des alten Kindesopfers. Auch der Göttin Centeotl wurde an ihrem Hauptfeste außer andern Menschenopfern eine Frau dargebracht, welche die Göttin selbst darstellte.[2])

Menschenopfer auf kannibalistischer Grundlage waren selbstverständlich die Hinschlachtungen der Kriegsgefangenen vor Huitzilopochtli, so wie jene Opfer, welche ganz wie in Polynesien vor einem beabsichtigten Kriegsunternehmen dargebracht zu werden pflegten. Die Spanier hatten sich gewöhnt, sofort aus den frischen Opferspuren eines von ihnen betretenen Tempels auf eine feindselige Absicht der Bevölkerung zu schließen, und täuschten sich darin selten. Ebenso deutete der unheimliche Ton der großen Schlangenpauke, welche während der Opfer auf dem Haupttempel von Priestern geschlagen wurde, auf eine bevorstehende Unternehmung, wenn nicht gerade ein Siegesfest gefeiert wurde.

Durch die aztekischen Unternehmungen hatte sich der Bedarf an Menschenopfern, durch ihre Siege das Material zu solchen ungeheuerlich gemehrt. Nach Gomaras Chronik (S. 289) könnte die Zahl der geschlachteten Menschen im Jahre 20,000 bis 50,000 betragen haben, und Torquemada[3]) läßt gar jährlich an Kindern allein 20,000 geopfert werden. So viel konnte selbst die Inquisition nicht leisten. Es genügt indeß wohl, an des Diaz Durchschnittzahl festzuhalten, der als solche nur 2500 nennt. Große Siege brachten allerdings auch in einzelnen Fällen noch größere Opfermassen, und große Feste verlangten sie. So wurden für die Einweihung des großen neuen Haupttempels im Jahre 1486 durch Jahre voraus Gefangene und Sklaven aufgespart.

---

[1]) S. oben S. 203. [2]) Müller a. a. O. 493.
[3]) Monarchia indica VII. 21.

Die Angabe ihrer Zahl schwankt zwischen 70,000 und 80,000. Schädelaufstapelungen von 100,000 Stück fanden die Gefährten des Cortez an verschiedenen Orten.

Man kann sich dabei kaum erwehren, außer an den Kult auch an die regelmäßige und reichliche Verproviantirung des Adelsstammes der Azteken durch Menschenfleisch zu denken. Erst wonach den Menschen gelüstet, dessen bedurften ja die Götter. Es mag ja dem energischen, aber rohen Indianerstamme, der zur Herrschaft über ein Kulturvolk gelangte, nicht möglich gewesen sein, seinen Fleischhunger mit den Früchten der Kultur zu sättigen. Wie wenig aber Priesterthum und Kult danach angethan sind, vor der Barbarei zu schützen, wenn nicht die Kultur selbst mächtig genug ist, das zeigt dieses Beispiel wohl deutlich genug.

Die Menge dieses Opfermaterials hatten die unterworfenen Nachbarvölker als eine besondere Art von Tribut zu leisten, außer jenem, das der fortgesetzte Krieg unmittelbar einbrachte. Alljährlich kamen Männer des Königs in die einzelnen Länder, um von den Caziken die blutige Abgabe einzufordern. Auch als Strafen wurden ihnen solche Tribute auferlegt. Diese Völker wurden wahrlich kaum anders behandelt als die Viehheerden eines Nomadenvolkes, und man könnte von diesem Gesichtspunkte aus das Nomadenthum ebenso für eine Ablösung des Kannibalismus betrachten, wie so allgemein das Thieropfer die Ablösung des Menschenopfers wurde. Das würde freilich einen unheimlichen Schatten auf die Urzeit des Menschen werfen. Für außerordentliche Feste, z. B. Tempelweihen und Königssalbungen, genügten alle diese Tribute nicht; war bei solchen das ganze Volk zu bewirthen, dann wurden unter Mißbrauch des Kriegsnamens Menschenjagden im großartigsten Maßstabe unternommen.

Nächst dem Menschenopfer brachten die Priester als ein annähernd geschätztes Opfer insbesondere zahlreich das W a c h t e l o p f e r dar. Gerade so bot im Hause das Geflügel außer den Fischen die einzige Fleischnahrung. Sie war dem Volke somit knapp zugemessen und doch muß es, wenigstens dem herrschenden Theile nach, einen unbesiegbaren Hang nach solcher gehabt haben; es hatte ihn zweifellos noch als Erbe aus den nördlichen kulturlosen Jagdgebieten mit ihrem Reichthum wilder Heerden mitgebracht. Immer sehen wir den Kultus in solcher Abhängigkeit vom Leben. Ein Mythus, welcher zur Erklärung des Wachtelopfers

erzählt wurde, und in welchem sehr deutlich ein „großer Geist" unter dem Fetischnamen der Sonne eine große Rolle spielt, trägt dagegen zur Erklärung blutwenig bei. Zweifellos hat die Wachtel, beziehungsweise irgend ein Hühnervogel dieser Art, den durch die Steppe Ziehenden zeitweilig als reichliche Speise, zeitweilig als Leckerbissen gedient, wie sie unter allen Vögeln wohl derjenige war, der sich am leichtesten ins Netz treiben und so in größeren Massen einfangen ließ. Im späteren Kulte blieb dann, wie so oft, die Wachtel als eine Speise der Vorfahren geheiligt.

Einige Opfersurrogate, welche die Priester künstlich schufen, haben zu der ganz verbreiteten Meinung geführt, die Mexikaner hätten sich vorgestellt, mit dem Genusse derselben die Leiber ihrer Götter in sich aufzunehmen. Wir haben keine Belege, um diese Vorstellung entschieden zurückzuweisen, vielmehr zeigten wir schon, wie allenfalls die Mexikaner zu einer so seltsamen Auffassung hätten gelangen können. Hätten den Mexikaner die Priester eine Dosis von dem Fetische des Gottes verschlingen lassen, so hätte er das gewiß für sehr heilsam gehalten, das liegt in der ganzen Denkweise. Dieser Fetisch ist aber auch im ganz bestimmten Sinne ein Leib Gottes. Unrichtig ist also jene Vorstellung nicht, dennoch ist nicht ausgeschlossen, daß sie bloß in einer falschen Auffassung der Berichterstatter, denen der Begriff des Genusses eines Gottesleibes schon geläufig war, ihren Grund haben könnte.

Es ist Thatsache, daß die Mexikaner das Fleisch der Geopferten aßen. Es galt für heilsam, überhaupt an einer Opfermahlzeit Theil zu nehmen. Besonders heilsam muß es also gedacht worden sein, an der höheren Art des Opfers, die wir das Ehrenopfer nennen müssen, Antheil zu haben. Aber gerade diese Ehre konnte immer nur einem kleinen, auserlesenen Kreise zu Theil werden; das Volk kam nicht zu solchem Genusse und Vortheil; da konnte sich wohl zuerst der Gedanke einer Ausdehnung des Vortheils durch irgend eine Surrogatdarreichung Bahn brechen. Die Priester waren am ehesten veranlaßt, solche Surrogate zu erfinden und zu bieten. Nun wurde aber, wie wir sahen, gerade dieses Ehrenopfer schon vor seinem Tode als Gott ausstaffirt und verehrt. Wenn man nun Bilder dieses Gottes künstlich herstellte, um durch sie die Theilnahme am Genusse zu erweitern, wie will man sie von den Bildern der Gottheit unterscheiden können? Es ist also wohl möglich, daß man wenigstens ursprünglich nicht „Götter" zum

Genusse buk, sondern Bilder des **Opfers**, wie man ja auch anderwärts **Opferthiere** in ähnlicher Weise darstellte. Am dritten Jahresfeste des Huitzilopochtli verfertigten die Priester ein Bild — wir wollen zunächst den Quellen folgend sagen — „des Gottes", zusammengebacken aus allerlei Sämereien mit dem **Blute** der geopferten Kinder. Nach diesem Bilde schoß ein Priester einen Pfeil und durchschoß „den Gott." Dann nahm ein Priester an ihm die Handlungen vor wie an einem Menschenopfer; er öffnete ihm die Brust, brachte ein Herz hervor und reichte es dem Könige, der es aß. Den Leib des Bildes aber vertheilte er so an die Quartiere der Stadt, daß jeder Einwohner ein Theilchen davon erhalten konnte. Dieß hätte man **Teocualo** genannt, „der Gott, den man ißt." [1]) Dieser Name stört unsere Auffassung nicht nur nicht, sondern scheint sie zu bestätigen. Es wäre anders, wenn der Name lauten würde „Huitzilopochtli, den man ißt." Teo ist aber im Gegensatze zu diesem Individualnamen nur ein Gemeinname für jedes göttliche Wesen. Das Bild kann also all' dem nach immer nur den göttlich gekleideten Opfermenschen dargestellt haben.

Nun steht uns nur noch jene Auffassung der Thatsache entgegen, wie sie J. G. Müller [2]) vorgebracht. Es sei das ein Winterfest gewesen, da sei „die Natur todt" gewesen. So ergehe es auch ihrem Gotte — er sterbe; das solle die Handlung bedeuten. Diese Deutung könnte ja aber umgekehrt erst aus der Verwechselung hervorgegangen sein, jenes Bild bedeute den Huitzilopochtli und nicht sein Opfer. Nun geschah aber auch ganz Aehnliches beim Feste des Tlalok. [3]) Während im Tempel das **wirkliche Menschenopfer** vollzogen wurde, an dessen Verschmausung nur sehr Wenige theilnehmen konnten, verfertigte man eben **solche** „Götterbilder" aus Samen und Teig, öffnete ihnen, wie einem Menschenopfer die Brust, schnitt das Herz heraus und vertheilte den Leib zum Verspeisen. [4]) Da auch dieses Fest in den Winter fällt, so deutet es Müller (606) in gleicher Weise. Aber es ist ja klar, daß der Geopferte nicht der individualisirte Gott, sondern nur überhaupt **ein** „Tlalok" sein kann. Die Ceremonie in den Häusern ist ein Surrogat für die möglichste Theilnahme Aller am Opferschmause.

---

[1]) **Clavigero** a. a. O. I. 428 ff. **Humboldt** Monumenta 134.

[2]) a. a. O. 605.

[3]) Ebend. 502 und 606.

[4]) **Clavigero** a. a. O. I. 430.

Diese Surrogate sind deshalb von so großer Bedeutung, weil sie den Weg bezeichnen, der auch diesem Volke schon geöffnet war, um zu einer Ablösung zu gelangen; ja ihr Beginn hatte sich damit schon in Vollzug gesetzt. Würde das Gefühl des Mexikaners bei fortschreitender Civilisation verfeinert genug, so müßte es ihn gerade auf diesem Wege weiter drängen, und eine nur einige Jahrhunderte später eingetretene Entdeckung hätte auch hier einen Kult der „Symbolik" angetroffen. Die jüngere Geschichte Mexikos aber wüßte dann wohl von einem neuerlichen Kampfe der Priester, wie zu Quetzalcoatls Zeiten. Aber der Fortschritt will auch immer wieder seine materielle Grundlage haben: in unserem Falle wäre das die Einführung der Viehzucht gewesen.

Das, was die Berichterstatter als Uebung einer mejikanischen „Beichte" bezeichnet haben, fällt einerseits, soweit es der ähnlichen peruanischen Einrichtung entspricht, in's Kultgebiet, andererseits wieder in das des Gerichtes, dem auch nach anderen Anzeichen die Priester nicht fern standen.

Daß sie bei diesem außerordentlich umfassenden Einflusse selbst die Träger der fortschreitenden Kultur gewesen wären, läßt sich im Anblicke des Zwiespaltes zwischen Kult und Kultur, des inneren Gegensatzes von Beharren und Fortschreiten, weder erwarten noch behaupten. Wohl aber waren sie nach einer Richtung hin die Träger des Wissens. Die Kenntnisse der Kultbedürfnisse bewahrten sie; in der Geschichte der Kulte aber lag ein gut Theil der Geschichte des Landes, auch diese lag in ihren Händen. Sie bewahrten naturgemäß und bildeten den Mythus, indem sie die Geschichte der Völker an die Kultobjekte knüpften; sie retteten selbst das Andenken verschwundener Völker durch den überlebenden Kult. Schon haben wir die Anfänge von solcher Mythendarstellung und Mythendichtung angetroffen. Der Fixirung derselben durch Zeichen und Bilder mögen sie nicht ferngestanden haben, wenn auch die Ausführung nicht ihrer Kunst allein anvertraut sein mochte. Die Anrufungen der Götter haben sie zu langen Gebeten entwickelt, deren nicht unwürdige Proben uns nicht ganz verloren gegangen sind.

Faßt man den ganzen Wirkungskreis der Priester in's Auge, so muß man die Bezeichnung Altmejikos als eines Priesterstaates trotz dem glänzenden Königthume eines Montezuma für zutreffend halten. Selbst dieser Glanz wirft seinen Schein nur nach außen hin; er ist

nur ein Widerschein; der König ist in all' seinem Glanze nicht die Sonne, sondern ein gebrechlicher Spiegel.

Kein Wunder, wenn an den Marken des großen Reiches der Schrecken des Huitzilopochtli wachte; aber der Untergang des Reiches stieg aus dem Meere, nur schade, daß eine gefühllose Priesterschaft den gefühllosen Gott überlebte! Montezuma fürchtete, daß in Cortez Quetzalcoatl in sein Reich wiederkehre. Er war es auch. Ein neuer Quetzalcoatl stürzte er den blutigen Kult — aber die Reaktion des Kultes führte die Hekatomben der Inquisition wieder ein. — Auch Aerzte waren die mexikanischen Priester, wie alle Priester solcher Stufen; die Bekehrung befreite die Mexikaner auch von dieser „abergläubischen" Quacksalberei; — dafür führten die Spanier einen gewissen Juan Catalan bei sich, der es trefflich verstand, die Wunden zu „besprechen." Das Orakel der „Göttermutter" verstummte; aber „die Madonna erleuchtete", wenn wir dem ehrlichen Diaz glauben dürfen, in gefährlichen Lagen den Sinn des Cortez. Kein Gott ging mehr mit den Feldzeichen in die Schlacht, aber über den Spaniern kämpfte wohl noch einmal der „heilige Jakob" aus der Luft; kein Oberpriester übergab mehr die Gotteswürde an den König, nur der Pontifex maximus zu Rom ernannte Cortez zum Statthalter des neuen Spanien. Keinen kostspieligen Kult hatte das Land mehr zu bestreiten, keine Millionen priesterlicher Personen zu erhalten, nur ein wohlthätiger Kirchenzehent wurde ihm auferlegt. Cortez muß auch diesen noch etwas drückend gefunden haben. Er schickte eine Gesandtschaft an den königlichen Oberpriester zu Rom, gab ihr reiche Geschenke, indianische Akrobaten und die Bitte um einen Nachlaß am Zehnten mit. Die Gesandtschaft wurde gnädig aufgenommen, die Luftspringer erweckten Beifall, die Kämpfe, Siege und Bekehrungen Bewunderung; von einem Nachlaß am Zehnten aber wollte Se. Heiligkeit nichts wissen.

II.

Peru und Centralamerika.

1. Zur Geschichte des Tempelbaues.

Der bedeutendste Geschichtsschreiber des alten Inkareiches, Garcilasso de la Vega, selbst Christ und Spanier, aber Sohn einer Inkatochter, unterscheidet die Zeit vor dem ersten Inka, Manco-Capac mit Namen, und nach demselben wie Nacht und Tag, wie Unkultur und Kultur. Diese große, wunderbare Tageswende fiele nach Balboas Angaben in den Beginn des christlichen zweiten Jahrtausends. Mit dem „Sonnensohne" Manco-Capac wäre auch in Peru die Sonne plötzlich aufgegangen; vordem bedeckte die Völker der Cordilleren des Südens tiefe Nacht. Wie Thiere haben sie in Erd- und Felsenhöhlen gehaust; ihren Gottheiten schlachteten sie Menschen und die eigenen Kinder; Götter aber waren ihnen Thiere, Pflanzen, Steine, Berge und Höhlen; die aber an der Küste der Seen wohnten, sprachen nicht wie andere Menschen von einer Mutter Erde, sondern von der „Mutter See" — von Mama Cocha.

Diese wenig liebevoll gezeichneten Altperuaner wären aber für uns keineswegs eine neue Art von Menschen, vielmehr die altbekannten Gestalten, die, am See wohnend, ihre Todten in den See versenkten. Da wohnten sie dann gleich den Karibengeistern und ihrer Aller Urmutter war „Mutter See". Andere hatten auf Bergen und in Höhlen — ganz wie anderwärts — ihre Malstätte und verehrten hier Pflanzen und Thiere als Fetische. Dann aber wäre mit einem Geschlechte von „Sonnensöhnen" ein Sonnenkult gefolgt; diesem seien alle Kultureinrichtungen und alle die Bauwerke zu verdanken, die dem Lande den Stempel eines Kulturlandes aufdrückten und wahrten bis auf diese Tage.

Das ist alles ganz glaublich, bis auf einen einzigen Umstand: welcher „Sonnensohn“ kann von heute auf morgen aus der Unkultur die Kultur hervorzaubern? Der Einfluß der einheitlichen Organisation, wie sie die Inka's den Völkern des südlichen Hochlands gaben, darf nicht unterschätzt werden; aber die Elemente zum Baue müssen gegeben sein, sonst kann auch der energischste Wille den Bau nicht führen. Wir wissen, daß der Sonnenkult immer schon einige Geschichte hinter sich haben muß. Auch die Inka's können in ihrer immerhin glänzenden Erscheinung nur verstanden werden als die Erben früherer Geschlechter.

Eine solche Auffassung war aber unseren älteren Geschichtsschreibern überhaupt fremd; man blieb bei Garcilassos Meinung. In unserer Zeit hat insbesondere Hutchinson[1]) aus dem Augenschein die Ueberzeugung gewonnen, daß wir es auch hier mit einer langsam fortschreitenden Kulturarbeit zu thun haben, die lange vor den Inkazeiten ihren Anfang genommen haben mußte. Diese Auffassung wird zweifellos immer mehr Boden gewinnen, und wir halten uns schon jetzt für berechtigt, das Inkaregiment unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, unter dem sich uns das verwandte Tolteken- oder Chichimekenreich darstellte, als die Herrschaft eines energischen Eroberers über Völker, die eine seßhafte Kultur vor jener Eroberung begründet hatten.

Hochstraßen mit wohlgefügten Steinen, Paläste und Tempel gleicher Art, weitgeführte Wasserleitungen und Terrassenanlagen sind zweifellos als Unternehmungen der Inkas in großartigster Weise durch Millionen nur Einem Willen gehorchender Hände angelegt worden; aber Aquädukte und Felsenterassirungen zu Kulturzwecken finden sich auch in den westlichen Theilen, welche die Inkas erst spät eroberten, und der genannte Beobachter hielt diese Bauten für älter als die Inkaherrschaft. Dagegen kannten diese Westländer in fast regenloser, von der Sonne schwer gedrückter Lage vor der Inkaherrschaft keine Sonnenkulte.

Wenn wir nun die Kultruinen des Landes zu uns sprechen lassen, so vernehmen wir kaum einen unbekannten Laut. Wir bewegen uns auch zwischen diesen Trümmerstätten auf vertrautem Gebiete, nur daß die große Ausdehnung uns überrascht.

Einen Steinhaufen an einer passenden Raststelle des Weges aufzuthürmen, hat noch heute der Peruaner im Griffe, ohne sich etwas

---

[1]) Two years in Peru etc. London 1873.

dabei zu denken.[1]) Er wirft einige Steine über einander; der nächste Reisende geht nicht vorüber, ohne sie um einige zu vermehren und — ein Primchen Coco aus seinem Munde als Opfer dazuzulegen. Niemand denkt dabei an Grab und Tempel. Es ist ein alter Instinkt, der die Leute so handeln läßt. Aber der Name eines solchen Steinhügels „Apachectea" hat einen bezeichnenden Doppelsinn. Er bedeutet in der Guichua-, der alten Inkasprache „Ort der Ruhe" und bezeichnet bis heute noch sowohl eine Raststelle am Wege, wie einen — Friedhof. Das moderne Kreuz, das nun häufig ein frommer Hirt darauf setzt, vollendet das Grab mit seinem Malzeichen — den Tempel der Urzeit. Von diesem schlichtesten aller Tempel führt uns ein ununterbrochener Stufengang zu dem der Südseeinseln und dem von Mejiko.

Sehen wir ab von natürlichen Höhlen und solchen Grabstätten, die man nachahmend in einen Abhang grub, wie von den Leichenfeldern in der flachen Erde, so ist das verbreitetste peruanische Kultobjekt alter Zeit der „Huaca". Das Wort besagt nichts weiter als Heiligkeit und bezeichnet, dem polynesischen Marai oder Haiau vergleichbar, eine „heilige", d. h. in unantastbarem Einzelbesitze befindliche Stätte. Pyramidenförmige Huacahügel erheben sich noch zahlreich in den von der Küste des stillen Ozeans zu den Kordilleren hinaufführenden Thälern, die einst selbstständige Völker bewohnten. Nach Garcilasso wäre die Bereitung von Ziegeln im Inkalande der Hochfläche nicht bekannt gewesen. Wäre das so zutreffend wie es scheint, so würden schon deshalb diese Bauten des Westlandes nicht auf die Technik des Inkareiches schließen lassen. Das Hauptmaterial der sehr ansehnlichen Pyramidenbauten in den regenarmen Gegenden des Westens sind lufttrockene Ziegel. Aus solchen bildete man künstliche Stufenberge, zumeist von der Grundfläche eines Rechteckes. Dies läßt sie den polynesischen Pyramiden noch ähnlicher erscheinen als den mejikanischen. Die mumificirten Todten finden sich häufig in den oberen Etagen selbst beigesetzt. Häuschen aus vergänglichem Stoffe, die etwa noch außerdem auf der Plattform gestanden haben könnten, würden natürlich nicht auf uns gekommen sein.

Eine Gruppe solcher Huaca's bezeichnet noch, fünf (engl.) Meilen östlich von Callao, die Stelle des alten Huatica. Der größte dieser Hügel erhebt sich in acht Terrassen zu einer Höhe von 110 engl.

[1]) S. Globus 1865. S. 203.

Fuß und endet oben in einer rechteckigen Plattform von 278 Yard Länge und 96 Yard Breite. Erdbeben haben ihn zerrissen, und so zeigt sein Inneres nach Hutchinson deutlich den Beerdigungszweck. — Ein 66 Fuß hoher Hügel bei Mira=Flores, ebenfalls mit deutlichen Grabkammern versehen, mit Erde und Menschenresten ausgefüllt, heißt nach seiner nahezu kegelförmigen Gestalt der „Zuckerhut=Huaca". Aber die gebräuchlichste Form bleibt immer die des Rechteckes oder etwa die des halben Mondes. Ein Huaca bei Juliana zeigt noch deutlich den ihn umgebenden geheiligten Raum, den wie beim Marai eine Mauer umschließt, und während der Haupthügel sich 95 Fuß erhebt, stehen um ihn herum innerhalb jenes Einschlusses noch kleinere Hügel von 8 Fuß Höhe.

Nun ist aber der Pacha=Camac=Tempel im Bereiche der alten Yuncas, 25 engl. Meilen südöstlich von Callao, genau ein ebensolcher Hügel, der in mehreren Terrassen über einer einem Kreissegmente ähnlichen Basis von einer halben englischen Meile Länge zu ungefähr 300 Fuß Höhe ansteigt. Dabei hat sich die obere Plattform bis auf eine Länge von 248 Yard verjüngt und erscheint von zwei, je 3 Fuß dicken Mauern bekrönt. Unter dieser Bekrönung, also im Innern der obersten Terrasse selbst, befindet sich, nach Westen zu sich öffnend, eine Reihe von überdeckten Kammern. In der Mauer zeigen sich mehrfach Nischen, wie sie noch sonst in peruanischen Bauten dieser Art wiederkehren und ganz ähnlich in den Maraibauten sich fanden. Dort dienten sie zur Aufstellung einzelner Malzeichen oder Fetische. Dieselbe Verwendung fanden sie an anderen Orten in Peru. Der ganze Bau ist theils aus Luftziegeln, theils aus Steinen, aber ohne Mörtel aufgeführt und mit Lehm ausgefüllt. Ueberall fand Hutchinson Mumien in kauernder Stellung und mit den üblichen Grabbeigaben ausgestattet. Daß man wiederholt die Augenhöhlen mit Baumwolle ausgestopft fand, beweist, daß man auch hier die Leichen nicht sofort nach dem Tode beizusetzen pflegte und läßt auf einen Brauch wie auf den Societätsinseln schließen.

Hutchinson glaubt Grund zu haben, diesen Pacha=Camac=Tempel für keinen Sonnentempel zu halten, obwohl auch Pacha=Camac im Inkareiche als Sonnengott galt. Indeß braucht weder ein „Sonnentempel" von dem geschilderten wesentlich verschieden gewesen zu sein, noch war Pacha=Camac zu allen Zeiten ein Sonnengott. Diesen Namen führte vielmehr auch bei den Yunca's, auf deren Gebiete der Tempel lag, der „große Geist", ehe jene noch einen Sonnenfetisch

kannten. Die Unterwerfung dieses Volkes erfolgte erst unter dem neunten Inka, und erst mit diesem nahm der Sonnenkult auch hier seinen Einzug. Auch werden wir uns noch überzeugen können, daß die landläufige Annahme von einem alle anderen Kulte ausschließenden Henotheismus des Sonnendienstes im Inkareiche nichts weniger als zutreffend ist. Die „Sonne“ der Inkas muß nach vielen Spuren zu urtheilen auch im Sonnenreiche nur ungefähr so geherrscht haben, wie der Aztekengott in Mejiko.

Was uns besonderer Beachtung werth scheint, ist nur die Anlage der oberen Kammern, der eigentlichen Gotteswohnungen in der obersten Etage selbst. Es liegt aber doch gewiß sehr nahe, die auf die Plattform gebauten Wohnungen in die Form eines letzten Stockwerkes selbst zu verwandeln, und ganz ähnliches hat auch in Mejiko örtlich stattgefunden; so bei dem großen Teocalli von Papantla. Bei dem von Cuernavaca erhoben sich sogar über dieser Kammeretage noch allmählich abschließend drei auch der Höhe nach sich immer mehr verjüngende Stockwerke. Solche Modifikationen liegen außerordentlich nahe.

Von dem von Inka's selbst gebauten Haupttempel zu Cuzco ist uns leider durch Garcilasso nur die Schilderung eines Mannes erhalten, der ihn auch nur nach Erzählungen kannte. Dagegen dürfte von dem Viracocha-Tempel, ein paar Meilen nördlich von Sicuani, wie ihn Rion abgebildet hat,[1]) außer dem Bilde des Gottes unmöglich so viel abhanden gekommen sein, als man glaubt. Das aber, was wir vor uns sehen, ist mit der Maraipyramide der Südseeinseln in jedem Punkte so genau übereinstimmend, als ob es die Baumeister der Königin O-purea gebaut hätten. Nur eine Ausnahme fällt auf und ist für die Inkazeit charakteristisch: die Zelle auf der obersten Etage ist kein flüchtiger Holz- oder Hüttenbau, sondern ein aus zusammengefügten großen Steinen aufgeführtes, rechteckiges Saalgebäude. Die fünf Terrassen des, der Zeichnung nach ebenfalls auf einer Halbmondsfläche ruhenden Hügels erscheinen aus rohen Bundstücken zusammengeschichtet und mit Erde gefüllt.

Das 20 Fuß hohe Steinhaus auf der Plattform zeigt vier nach oben schräg zulaufende Wände um einen leeren dachlosen Innenraum, in welchen eine Anzahl ebenfalls nach oben sich verengender Thüröffnungen hineinführen. Da nach Garcilasso das Innere überhaupt ohne

---

[1]) Siehe Globus 1865. S. 202.

Schmuck war, so dürfte uns zur Vorstellung des Ganzen kaum etwas fehlen, als die Eindeckung dieses oberen Steinbaues. Da nun auch der überschwenglich gepriesene Haupttempel zu Cuzco nur ein Strohdach hatte, so haben wir uns auch diesen Bau zweifellos mit einem solchen abgeschlossen zu denken.

Im Innern dieser Zelle befand sich ehedem ein würfelförmiger Stein von schwarzem Porphyr, und auf diesem, wohl als jüngere Schöpfung, ein Standbild, an dessen abnormes Aussehen sich ein eigenthümlicher Mythus knüpfte. Wahrscheinlich bildete, wie gesagt, einst der Stein ohne die Bildsäule das Malzeichen oder den Fetisch des Tempels, wie solche, oft rohe Steine, überhaupt in Peru am häufigsten Kultgegenstände waren.[1]) Ein solcher Stein war in jedem Dorfe aufgestellt, der unter dem Namen Quachecoal den Sitz des besonderen Schutzgeistes desselben bildete.

Daß aufgerichtete Steine als sogenannte „Sonnensäulen" auch dazu benutzt wurden, um durch die Schattenlänge Aequinoctien und Solstitien zu bestimmen, mag sein; wenn aber von ihnen gesagt wird, „sie galten als Sitze der obersten Landesgottheit",[2]) so können sie solches unmöglich als astronomische Apparate, sondern nur als Fetische gewesen sein, ja sie erhalten durch diese Bestimmung an sich schon diesen Begriff. Daß ein mehrfacher Fetisch, hier also Sonne und Malsäule, für denselben Geist nicht außer dem Gedankenkreise des Menschen liegt, haben wir ja schon erfahren.

Das Heiligthum vom Titicacasee verbindet sogar noch eine andere Art von Fetisch mit der Sonne. Von hier aus läßt nämlich der peruanische Mythus die „Sonnenkinder" eben so ausgehen, wie nach der Haitischen Sage „Sonne und Mond" aus der Grabhöhle hervorstiegen. Das Heiligthum daselbst aber ist eben wieder ein Tempel der genannten Art, ein ummauerter Platz mit einem etwa 100 Fuß hohen Erdhügel, der mit Kapellen — wohl kleineren Hügeln — Säulen, Basaltstatuen und Säulenhallen umgeben gewesen sei. Eine Mehrzahl von Säulen bezeugt das Fortbestehen der Einzelnkulte trotz dem darüber errichteten Sonnenkultus. Nebengebäude als Magazine, Priesterwohnungen und Schatzhäuser muß dieser Tempel besessen haben,

[1]) Vergl. Müller a. a. O. 370 ff.
[2]) Ebd. 380.

weil er ähnlich wie die oft genannte Höhle auf Haiti eine Wallfahrtsstätte geworden war, an der sich viele Opferschätze aufhäuften.

An Analogien dieser Höhle selbst fehlt es übrigens auch nicht, wie es ja auch genug Gräber giebt, welche in den Abhang einer Höhe hinein gegraben sind. So soll es nach Garcilasso (III. 1) an dem See Chucaytu einen in den Felsen gehauenen Tempel gegeben haben, in welchem sich Steinbilder befanden.

Der Haupttempel der „Sonne" zu Cuzco ist bis auf den letzten Mauerrest zerstört. Diesen aber glaubte Bastian[1]) in einem Stück des „Unterbaues der oberen Terrasse" in einem Klosterhofe dortselbst gefunden zu haben. Er nennt diesen Rest „ein unvergleichliches Prachtwerk, das in leichter, säulenartiger Verjüngung aufsteigt." „Dieser Säulenbau steht am Rande des felsigen Vorsprunges, auf dem der Tempel lag und schaute über die untere Stadt hinweg, weit auf die Hochthäler der Cordillere." Wenn wir diese Andeutung richtig auffassen, so müßten wir uns wohl ebenfalls einen Terrassenbau, doch diesen so vorstellen, daß statt massiver Wände sich verjüngende Pfeiler die Terrassenkrönung trugen, durch deren Zwischenraum man etwa in Grabkammern des Innern gelangen konnte.

Auch erinnert diese Andeutung an eine Schilderung der großen Ruine von Palenque in Tabasco, die man für die eines Palastes hält.[2]) Auch diese von solcher säulenartigen Galerie getragene Terrasse erhebt sich auf einem Pyramidalfundamente von 20 Fuß Höhe, und über ihr ragt wieder ein viereckiges Thurmgebäude von drei, durch eben so viele Karnieße von einander getrennten Stockwerken empor, so daß nach meiner Vermuthung das Ganze kaum etwas anderes gewesen sein dürfte, als eine solche architektonisch reich entwickelte Tempelpyramide. Was man innerhalb des oberen Terrassenraums für Gemächer eines Palastes hält, könnten wohl auch Grabanlagen gewesen sein; auf solche mehr Luxus zu verwenden als auf Bauten für die Lebenden, ist Sitte dieser Zeit. Dazu stimmen auch die riesenhaften „Götzenbilder" im Innern der Galerie sehr wohl.

Wie immer nun aber der Unterbau des Sonnentempels zu Cuzco gewesen sein möge, sicher wissen wir aus Garcilasso, daß sich auf

[1]) Bilder 12.

[2]) Morelet, Reisen in Central-Amerika. Jena 1876 S. 65 ff. Das Prachtwerk von Lord Kingsborough habe ich nicht einsehen können.

demselben mehrere einzelne Zellen der uns bekannten Art befanden, welche im Gegensatze zu der soliden Aufmauerung und dem Glanze im Innern durch die Stroheindeckung ihrer Dächer immer noch recht sehr an den alten Ursprung erinnerten. Von den Zellen des Tempels zu Cuzco, welche als einzelne Häuser neben einander zu denken sind, gehörten angeblich je eine der Sonne, dem Monde, den Gestirnen, dem Gewitter und dem Regenbogen. Alle diese Gegenstände hätten in ihren „Kapellen" eine bildliche Darstellung gefunden mit Ausnahme des nicht darstellbaren Gewitters. Die Sonnenzelle muß über alle hervorgeragt haben. Sie war innen mit Platten und Tafeln von Gold geziert und umfaßte ein kolossales Goldbild der Sonne mit einem Strahlenkranze um das runde Gesicht. Das Mauerwerk bestand aus Quadergefüge von bewunderungswürdiger Arbeit. Durch die nach Osten sich öffnende Thür empfing die goldene Scheibe die ersten Strahlen der Morgensonne.

Aber dieses so geschilderte Sonnenheiligthum war andererseits immer noch der Begräbnißort der Inkas, deren Mumien zu beiden Seiten des Sonnenbildes auf goldenen Thronen saßen. So war also in der That auch dieses Heiligthum im Wesentlichen doch immer noch dasselbe, wie die Fetischhallen auf dem Erdhügel zu Tongatabu.[1])

In gleicher Weise umschloß die Mondkapelle[2]) als silbernes Mondbild den Hauptfetisch, und neben ihm befanden sich die Mumien der Königinnen. Den ganzen Tempelbezirk umgab wie üblich eine Mauer; in unmittelbarem Zusammenhange mit demselben standen die Wohnungen des Oberpriesters und der übrigen Stiftspriester und derjenigen Priesterinnen, welche als Gottesbräute der Sonne angetraut waren.

Die einfache Vorstellung von der Nähe eines Geistes an seiner Grabstätte hat sich Schritt für Schritt von ihrer Einfachheit entfernt. In demselben Grade ist auch der Begriff von der menschlichen Beschränktheit eines Geistes bis zu dem einer völlig übermenschlichen Natur fortgeschritten.

Noch hängt an dem Geiste, der die kleine Welt des Inkareiches beherrscht, ein menschlicher Name, auch die Erinnerung an ein Hervorgehen aus einem Hügelgrabe am Titicacasee; aber schon gehören ihm in der Welt der Cordilleren zahllose Sitze. Sein vornehmster ist die

---

[1]) S. oben S. 155. [2]) Garcilasso III 20—[illegible]; IV. 3.

Sonne selbst, ein anderer der lebende Leib seines „Sohnes“, der jeweilig als Inka die Welt regieret, ein anderer das Bild in der Zelle des großen Sonnentempels zu Cuzco und wieder andere sind die zahllosen Sonnensäulen und Sonnentempel im Lande. Daß früher derselbe Geist auch Thierkörper als seine Wohnung so wenig verschmähte wie die Sonnengötter von Anahuac, ist noch hinzuzufügen. Woher kämen sonst die wunderlichen Reliefsiguren, die Bastian[1]) bemerkte, „Schuppenvögel mit Frauenköpfen, Hundsköpfe mit Drachenleibern, Frauen mit Schlangenschwänzen und ähnliche phantastische Zusammenstellungen“? Doch werden wir noch directere Belege finden.

Endlich entstand noch eine Art von Nebensitz des Inkageistes, indem sich wie so oft eine uralte Sitte neben einer jüngeren forterhielt. Wir konnten wiederholt sehen, daß sich der Mensch, sobald die Geisterfurcht sein Bewußtsein ergreift, einen Uebergang des Besitzthums von einem Todten, also eine Erbfolge nicht denken kann. Es ist nicht die Art des Geistes, von dem Seinen loszulassen. Nicht einmal ein Vaterrecht, nicht einmal die Regierung vererbt genau genommen, sondern es führt sie vorgeblich immer derselbe Geist nur jeweilig durch ein anderes Medium fort. Daraus entstand vielfach, und auch in der brasilianischen Nachbarschaft, die Sitte, den todten Hausvater in seiner Hütte zu behalten oder beizusetzen, ja diese dem Todten allein zu überlassen. Ansehnliche Spuren solcher Sitten hatten sich auch in Mejiko erhalten, wo Montezuma den Palast seines Vaters seit dessen Tode unberührt gelassen und sich selbst in einem neuen angesiedelt hatte. In jenem fanden die Spanier, nicht zu ihrem Heile, auch den eingemauerten Schatz des verstorbenen Königs. Er hatte also diesen Palast so recht wie ein Königsgrab moderner Art behandelt. Wirklich hatte man sich gewöhnt, ganz dem Zwecke und Sachverhalte entsprechend, diese reservirten Räume des verstorbenen Axayacatl als dessen „Tempel“ zu bezeichnen, wobei man freilich fälschlich an eine Art christlicher Hauskapelle denken mochte. Nur deshalb hatte Montezuma dieses Heiligthum den Spaniern angewiesen, ohne eine Entweihung zu fürchten, weil er mit einem Theil seines Volkes diese selbst für „Teules“, für Gottheiten hielt, und in Cortez wohl sogar Quetzalcoatl selbst vermuthete.

[1]) Bilder, S. 7.

Was wir dort zufällig als vereinzelte Thatsache kennen lernten, war in der Inkaresidenz überhaupt ein heiliger Brauch. Starb ein Inka, so mußte der Nachfolger sich einen neuen Palast bauen; alles aber, was sich im alten Palaste befand, mußte sammt diesem dem Todten und seinem Kulte verbleiben.[1]) Hätte da nicht unter Umständen der alte Palast selbst die Wohnung des Geistes und somit ein Tempel von einer neuen Art der Einrichtung werden können? Aber der Geist des Inka gehörte nun einmal in den Tempel der Sonne, weil er ja eigentlich der Sonnengeist selbst war. Seinen Körper hatte sich dieser als seinen „Sohn" gebaut; als „Sonnensohn" mußte der Inka zu seinem Vater zurückkehren. Nun sehen wir aber, daß auf einer höheren Stufe der Religionsvorstellungen der Geist von einer Beweglichkeit erscheint, die ihn wesentlich unterscheidet von den an seinen Urwohnplatz gefesselten Geistern einer beschränkteren Uranschauung. Konnte also nicht der Geist Gottes selbst in ein würdigeres und glänzenderes Wohnhaus folgen, wenn ihm der Sohn daselbst einen Sitz bereitete? Mit andern Worten: konnte nicht statt der Erdpyramide ein glänzender Palast zum Tempel werden?

Diese Neuerung ist keineswegs der Logik nach ausgeschlossen; aber sie hängt von einer in die Augen springenden Bedingung ab. Warum war denn gerade die plumpe Erd- oder Steinpyramide, warum nicht die älteste Hütte selbst zum Tempel geworden? Weil jene allein für lange Zeit, ja für die Ewigkeit Dauer versprach, diese aber, ein höchst vergängliches Werk, von jedem Winde verweht werden konnte. Diese Bedingung der Dauerbarkeit mußte erst in die Architektur des menschlichen Wohnhauses eingeführt sein, ehe dieses selbst als Modell in einen wesentlichen Theil der Tempelbauten eindringen konnte. Erst mußte das menschliche Wohnhaus zu Solidität und Glanz sich erhoben haben, ehe es mit der Pyramide als Tempelform in Konkurrenz treten konnte.

In älterer Zeit geht aber in der Entwicklung wie überall der Grabbau dem Häuserbau voran. Bei allen Völkern, die wir bisher betrachtet haben, ist das Haus noch eine bewegliche, kaum werthvolle Habe; aber schon steht das Obdach des Todten fest, für eine Ewigkeit geschaffen. Die Arbeitskraft, die der Tahitier auf die Thürmung

[1]) Waitz a. a. O. IV. 411.

der Grabpyramide verwandte, kommt noch keinem Königspalaste zu gute, und ähnlich wenigstens muß es einst trotz vorgeschrittener Kultur in Mejiko und Peru gewesen sein. Die Baukunst, welche sich an den Tempeln in Cholula, Mejiko und Cuzco übte, war noch für kein Privathaus in Dienst genommen; darum verschwinden Städte dieser Entwicklungsstufe vom Erdboden ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als die Ruinen ihrer Tempel oder die überwucherten Berge derselben. Die alte Inkastadt würde keine so geringe Ausbeute gewähren, wenn der massive Steinbau des Tempels auch bei den Häusern des Volkes Anwendung gefunden hätte. Zunächst kamen naturgemäß die königlichen Paläste an die Reihe; aber doch können sie nicht allzu massiv gewesen sein, wenn sie bei jedem Regierungswechsel verlassen wurden.

Der verdienstvolle Geschichtschreiber der amerikanischen Urreligionen glaubte einen Einfluß solcher Profanarchitektur zuerst in dem Sonnentempel zu Cuzco zu entdecken. Noch bezweifle ich, daß es zutreffe. Der Glanz von Gold und Silber allein kann mich nicht bestechen, und wenn selbst ein Arkadenbau wie der zu Palenque die Terrasse trug, so möchte ich darin doch weit eher eine Fortentwicklung des Tempelbaues selbst, als eine Uebertragung des Palastbaues erkennen. Der Tempel selbst scheint mir noch nichts von der Anordnung eines Palastes gehabt zu haben; wohl aber ist bei der Anlage der priesterlichen Wohngebäude, insbesondere dem der Sonnenbräute, die profane Baukunst des Palastes zur Anwendung gekommen; beide Bauarten haben sich also mindestens genähert und äußerlich verknüpft.

Diese Dinge sind deshalb von Interesse und ihre Betrachtung von Nothwendigkeit, weil wir bald im alten Aegypten die Fortschritte genau auf denselben Wegen verfolgen können; durch den Zusammenhalt wird sich dann manches Räthsel lösen.

2. Die Inkawürde.

Die Stellung des Inka in seinem Reiche, zur Priesterschaft und zum Kulte läßt sich nun für uns, nachdem wir die betreffenden Kategorien in reicher Zahl kennen gelernt haben, mit Genauigkeit bestimmen. Müller bezeichnet das ganze System als eine zum „Cäsaropapismus“ ausgebildete Hierarchie. Der Inka ist aber auf das aller-

entschiedentste ausgesprochen der Fetisch des regierenden Gottes, jedoch in einer dem Priesterthume gegenüber weitaus günstigeren Stellung als ein Fetischkönig von Loango oder selbst der von Mexiko. Der Inka ist noch wie ein Hausvater uralter Zeit Alles in Einem, der Erbe und Träger des väterlichen Geistes, dessen die Gewalt ist, und wie ein rechter Sohn, dessen erster Kultpfleger — selbst Gott, wie man einen Fetisch so nennt, und Priester des göttlichen Geistes. Diese Würde hat der Inkastamm mit aller Konsequenz für sich allein in Anspruch zu nehmen gewußt; glücklich vorbeugend nach anderer Seite hin hat er alles übrige Priesterthum in eine dienende Stellung versetzt, aber neben dem Oberpriester auch keinen Feldherrnkönig neben sich aufkommen lassen. Diese Thatsache allein ist ein Zeugniß für Klugheit und Thatkraft. Sollten auch hier einmal jene beiden Gewalten mit einander gerungen haben — vielleicht in der Zeit, in welche der Mythus das Erscheinen und den Siegeszug der „Sonnenkinder" versetzt, — die Zeit ist lang vorbei: der Inka ist Priester und König, er ist Gott auf Erden, in seinem Reiche wenigstens. Ein Moment, das wesentlich mit der Entscheidung nach dieser Richtung hin zusammenhängt, dürfte wohl in dem eigenthümlichen Verhältnisse der Inkafamilie zu erkennen sein: in dem Prinzipe der Vererbung des Gottgeistes und der Sicherung derselben durch die konsequente Geschwisterehe in diesem merkwürdigen Hause.

Wir dürften die wunderbare Einführung der Inkaherrschaft am richtigsten erfassen, wenn wir den mexikanischen Mythus von Quetzalcoatl in Vergleich ziehen. Ganz dieselbe Rolle, welche in der Sage dieser „Vogelschlange" zugewiesen wird, spielte der „Sonnenkönig" von Peru in historischer Zeit.

Alle Spuren, die wir verfolgen können, führen zu der Erkenntniß, daß wir es im Gegensatze zu dem Wesen der aztekischen Kriegerherrschaft nicht mit einem Inkavolk, sondern mit einer Inkafamilie älteren Sinnes zu thun haben, die ihre zunächst priesterliche Herrschaft auf einen Kultbund gründete. Einen eroberungssüchtigen Gefolgschaftsbund schließt dieser allerdings nicht aus. Wir müssen in den Begründern dieser Herrschaft, die indeß unmöglich so unvermittelt, wie der Mythus will, ins Leben getreten sein kann, echte Priesterkönige erkennen, ganz in dem Sinne, wie uns der mexikanische Mythus einen solchen vorstellt. Ohne ein priesterliches Element kann sich die

Idee eines solchen Fetischismus nicht entwickelt haben; der priesterliche ging ihr voraus.

Daß der Priester eines Spezialkultes mit einer gewissen logischen Berechtigung als Träger des Kultobjektes und sonach im Fetischsinne als identifizirt mit diesem auftreten kann, das lehrt uns die ganze Entwicklung der Sache. Auch dafür haben wir Gründe auftauchen sehen, daß es dem Priesterthume vortheilhaft erscheinen kann, einen Fetisch des regierenden Geistes außer sich aufzustellen. Dies ist sogar die Regel, wenn sich die väterliche Gewalt, in der ursprünglich Beides vereinigt liegt, über unabsehbar große Verbände zu erstrecken beginnt. Hier ist der umgekehrte Fall eingetreten. Im Priesterthum tritt das Königthum hervor und ordnet sich jedes andere Priesterthum unter; es entsteht ein herrschendes Königthum neben einem Priesterthume. Zwar löst das Gottkönigthum der Inkas ein besonderes Priesteramt von sich ab, aber nur zu seiner eigenen Verherrlichung.

Sie blieben die Fetische des königlichen Gottes, die Gottkönige selbst und stifteten zu ihrem eigenen Dienste eine Priesterschaft, deren höchste Stelle sie stets nur in die Hand eines ihrer Familienangehörigen legten. Die Gewalt, über die Verwerfung des Königs zu entscheiden, lag nun in seiner eigenen Hand. Ueber die Thatsache, daß in ihnen allein der rechte Geist sich forterbte, schlossen sie dadurch jeden Zweifel aus, daß der Inka stets seine eigene Schwester von derselben Mutter zur ersten Frau nahm und zur eigentlichen Königin machte. Dadurch beruhigte er über jene Thatsache, auf deren Annahme seine Herrschaft beruhte, alle seine Völkerschaften, sie mochten nun noch auf dem alten Standpunkte der Mutterfolge stehen, oder zu der der Mannesfolge vorgeschritten sein; es war unzweifelhaft immer der rechte Geist der Inkas, der aus einer solchen Ehe neugeboren werden konnte. Durch diese Gewißheit mußte sich der Gedanke an die völlige Uebertragung überhaupt befestigen, und die Priesterschaft hätte einen schweren Stand gehabt, hätte sie es wie anderwärts einmal versuchen wollen, das Gefäß, als nicht vom rechten Geiste beseelt, zu verwerfen.

Der Inka also, selbst der regierende Gott, wie einst Quetzalcoatl, setzt sich selbst seine Priester, bestimmt seine Opfer und herrscht mit einer Unbeschränktheit, die durch keinen Anspruch hätte überboten werden können. Dieser bedingungslosen Unbeschränktheit der Herr-

schaft in Verbindung mit jener klugen Voraussicht, die sich in dem ganzen Reiche des Herrschers kundgiebt, gelang die Bewältigung nicht bloß großer Bauunternehmungen ohne die Hilfe einer entwickelten Mechanik, sondern auch manche Kulturaufgabe von hohem Werthe; und dieser glänzende Staat, dessen Organisation zeitweilig noch den Neid der Gegenwart erweckt, stürzte mit fast nicht minder staunenswerther Urplötzlichkeit in sich zusammen, als ein Häuflein brutaler Soldaten den Fetisch niederwarf. Trotz aller bewunderten Organisation war es kein Organismus gewesen. Eine einzige Vorstellung hat ihn getragen; er stürzte wie ein Kartenhaus. Viel dankten die Völker des Cordillerenlandes ihren Inkas, in deren Einzelnen sich Wohlwollen, Energie und nicht geringe Einsicht zur grenzenlosen Macht gefunden haben mußten; aber zu dem Bewußtsein, daß die Organisation die Bedingung der Lebensfürsorge, daß sie von dieser selbst, nicht von der Laune eines Gottes gefordert sei, zu diesem Bewußtsein haben sie ihre Völker nicht zu erziehen vermocht, vielleicht nicht gewollt.

An der peruanischen Vorstellung von der Gottheit des lebenden Inka selbst kann gar nicht gezweifelt werden. Nicht bloß der todte, auch der lebende Inka selbst erhielt Opfer und göttliche Verehrung.[1]) Gerade so wie der Sonnengeist neben der Sonne noch den Fetisch des Königs und den einer Steinsäule besitzt und belebt, so besitzt sogar der lebende Inka wieder Bilder, Huacigni, „Brüder" genannt, die ihm als Nebenfetische dienen. Für die noch weit verbreitete Sitte, den Fetisch als den „Sohn" des Geistes zu bezeichnen, ist auch diese Consequenz der Benennung nicht ohne Interesse. Diese Fetische des Inka bilden die Kriegsfahnen; sie werden in Prozessionsgeleite im Lande herumgetragen, um das geeignete Wetter zu befördern.[2]) Das Verhältniß des Königs zu diesen Bildern entspricht ganz dem der ruhenden und tragbaren Fetische derselben Gottheit. Natürlich bleibt der Inkaleib auch nach dem Tode noch ein Fetisch. Als solche wurden die Mumien an hohen Festen aus ihrem Tempelsitze heraus und auf goldenen Stühlen auf den Marktplatz von Cuzco gebracht. Konsequent wurde jedes Wort gegen den König einer „Gotteslästerung"

[1]) Müller a. a. O. 364.
[2]) Garcilasso I. 15, 21, 26, 31.

gleich geachtet; stolperte ein adeliger Träger der Königssänfte bei seinem Dienste, so wurde er enthauptet.[1])

Daß der Sonnenkult nicht aus einer poesievollen Naturbetrachtung hervorging, nicht Gemeingut des ganzen Volkes, sondern Spezialkult eines siegreichen Priesterkönigthums war, beweisen auch hier die verschiedenen Volksvorstellungen vom Jenseits. Nur die Inkas sind Sonnensöhne; nur sie nehmen als solche in der Sonne ihren Sitz; für die übrigen Menschen verschloß sich dieser Geistersitz. Das gemeine Volk geht noch wie in Urzeiten in die unterirdischen Wohnsitze, die Grabstätten ein, und nur den höheren Würden öffnet sich eine feinere Wohnung unter dem Himmel.

Als Gott schließt der Inka den Kultbund mit den Seinigen in mehrfacher Weise. Die Blutsverwandten des Inkageschlechts selbst, feierten das Fest ihrer Wehrhaftmachung abgesondert vom übrigen Volke; sie wurden dabei selbst Sonnensöhne durch Aufnahme seitens des Inka. Ihrerseits begann die Vorbereitung natürlich mit Fasten, und es folgte eine Art Prüfung ihrer kriegerischen Fertigkeiten, wenn ja das das Ursprüngliche war und die Berichterstatter richtig auffaßten. Den Würdigen durchbohrte hierauf der König die Ohren, und indem er sie küßte, machte er sie zu Sonnensöhnen und der Anbetung würdig. In dem Kusse liegt die Ueberleitung des Geistes im Hauche; die Durchstechung der Ohren stellt sich den Einschnitten auf Schläfen und Wangen gleich. Sie wird mittelbar zum Anlasse, als Zeichen des Bundes einen Ring zu betrachten, den man in den offen zu haltenden Malen tragen kann. Diese Ohrgehänge bildeten dann allerdings den auszeichnenden Schmuck der mit den Inkas verwandtschaftlich verbundenen Sonnenkinder, welche die herrschende Kaste der Ober- und Stiftungspriester, der Beamten und Feldherren bildeten.[2])

Diese Kaste behauptete sich nicht bloß in dieser Weise im Besitze der Herrschaft, sondern auch in dem des auf Kult und Politik bezüglichen Wissens. Nur ihre Mitglieder erhielten Unterricht in den Gesetzen des Staates und Kultus, dem bezüglichen Mythenstoff, der Geschichte und Kriegskunst und der Kenntniß der Quippa's, der

---

[1]) Ebend. 406.

[2]) Garcilasso I. 222 f.

Surrogate der Schriftkunde. Aus all dem, so wie aus noch Anzuführendem geht immer deutlicher hervor, daß die Mission der Inkas weniger in einer „Bekehrung" des Volkes zu ihrer Sonnenreligion bestand, als in der Unterwerfung desselben unter denjenigen Gott, dem die Inkafamilie allein kultlich diente. In diesem Sinne ist auch hier wieder der Sonnenkult der eines Eroberers.

Für das unterworfene Volk selbst bestanden daneben auch noch andere Kulte und Kultbündnisse fort. Als ein Stück von den Formen der letzteren erweist sich augenscheinlich die zweimalige Namengebung an die Kinder. Den ersten Namen erhielt das Kind nicht lange nach seiner Geburt bei Gelegenheit eines Bades im Wasser, den zweiten und fortan alleingiltigen aber erst im 10. oder 12. Jahre, also zur Zeit des Ueberganges aus der mütterlichen in die väterliche Gewalt. Bei dieser Gelegenheit schnitt man dem Kinde die Haare und Nägel ab und weihte diese Gegenstände sei es der Sonne oder einem anderen Schutzgeiste. Daß gerade Haare und Nägel einen ausgesprochenen Fetischcharakter haben und ein Bild aus diesen jenen Fetischbildern ganz gleich kommt, die neben dem des noch lebenden Inka ihren Kult haben, hatten wir schon wiederholt Gelegenheit zu beobachten. Weihte man also diese Gegenstände einem bestimmten Geiste, so hatte diese Weihe zweifellos den Charakter eines Kultbundes.

Wie angedeutet war ein solcher Bund des Unterthanenvolks mit dem Inka nur Einer von den vielen möglichen, und es ist wahrscheinlicher, daß das Volk im Ganzen bei seinen alten Schutzgeistern Zuflucht suchte; denn selbst die von den Inkas unterworfenen ehemaligen Stammhäupter desselben, die nun als Volksbeamte verwendeten Curacas, traten nur in ein loseres Kultbündniß mit dem Inka-Gotte, indem sie gewissermaßen, aber fast auch nur noch symbolisch, seine Opfergenossen, Theilnehmer an dem gemeinsamen Opfermahle wurden.

Man pflegte an gewissen hohen Festen in einem uns schon bekannten Stadium des Ueberganges vom Menschenopfer Knaben durch Einschnitte zwischen Augen und Nase Blut zu entlocken und mit diesem Opferblute ein dazu bestimmtes Gebäck zu vermischen. Mit diesem Brode rieb man einer ähnlichen Sitte in Mexiko entsprechend

[1]) Müller a. a. O. 391, 393.

den Körper, sowie die Thürpfosten der Wohnungen und Tempel ein, um allerlei Unglück vorzubeugen, d. h. in älterem Sinne, um den blutgierigen Gott schon außen zu befriedigen und vorübergehen zu machen. Den Curacas aber wurde solches Brot nebst einem bestimmten geistigen Getränke zugesandt, und das sollte für sie ein Zeichen der Verbindung mit dem Inka sein.[1])

Wie sehr auch namentlich in Folge glücklicher Eroberungen erst im Süden von Cuzco, in den Gegenden des Titicacasees, dem ehemaligen Gebiete des Viracocha, dann im Westen, in den zum Seestrande führenden Thälern, der Heimath des Pachacamac-Kultes, und endlich im Norden, im Gebiete von Quito, im Inka gerade der König hervortritt: — niemals legte er darum die Priesterwürde gänzlich ab. So erschien der Inka bei dem großen Winterfeste selbst als der oberste Priester, brachte als solcher dem väterlichen Geiste in der Sonne den Minnetrunk und verrichtete die üblichen Opfer. Nur er und seine Familie betraten, wie sonst allein Priestern vorbehalten ist, den innersten Wohnraum des Sonnentempels, indeß das Volk im Tempelhofe verharrte.[1])

3. Die Priesterhierarchie.

Darum wurde diesem Königthume der sehr zahlreiche Priesterstand nicht gefährlich; die Priester sind eben selbst nur die Diener dieses obersten unter ihnen, oder wie Müller (352) richtig sagt: „die Priester der Peruaner fallen mit den übrigen Beamten des Sonnensohns zusammen; sie sind seine von ihm angestellten Beamten, der Sonnensohn ist so gut geistlicher wie weltlicher Fürst.“ Daß insbesondere die priesterlichen Beamten von Bedeutung nicht aus den Curacas oder Volksfürsten, sondern aus der Inkafamilie gewählt wurden, ist selbstverständlich. Aber noch erscheinen daneben die Priesterschaften der vorinkaischen Zeit fortbestehend und in das System der inkaischen Hierarchie eingefügt.

Der oberste Priester nächst dem Inka führte den Titel Villac Umu, d. h. der „redende Priester“ und Huacapoillac, der „mit Gott Redende.“ Dies bezeichnet sein Amt deutlich als das des

---

[1]) Ebend. 390 f.

Orakeleinholens. Auch der allgemeine Priestername Huacarimachi, „der den Gott reden macht" bestätigt, daß auch in Peru diese Art Verkehr mit der Gottheit ein wesentlicher, praktisch der vorzüglichste Theil des Priesteramts war.

Der Villac Umu mußte natürlich ein Sonnenkind sein. Er hatte die erste Stelle neben dem Könige überhaupt, wurde aber von diesem unmittelbar auf Lebenszeit ernannt. Er selbst ernannte wieder alle seine Untergebenen auf Lebenszeit, doch so, daß nur Oberpriester und Inkakinder gewählt wurden. Diese trugen denn auch eine besondere geistliche Kleidung und Abzeichen. Die wieder ihnen untergeordneten Priester hatten dergleichen nicht und galten überhaupt nur als Bedienstete der vorigen. Nur in Cuzco selbst waren auch diese priesterlichen Beamte Sonnenkinder, im Lande aber nur die Oberpriester an den Sonnentempeln des Reichskultes. Die untergeordneten Stellungen dagegen konnten hier Angehörige der Curacasfamilien einnehmen.

Alle diese Stellen waren vom Staate aus dotirt. Die Dotirung soll nach Garcilasso (V. 8) in Grundstücken — natürlich mit menschlichem Inventar — bestanden haben, die jedem Einzelnen zugetheilt waren. Dazu kamen wahrscheinlich wie allerwärts Geschenke und Opferantheile.

Den Tempeldienst in Cuzco versahen die Priester daselbst abwechselnd, indem sie sich von Mondviertel zu Mondviertel ablösten. Weder bei Tag noch bei Nacht durfte der Tempel von aufwartenden Priestern verlassen sein. Für geringere Dienste war ihnen eine Schaar von Knechten zur Verfügung gestellt. Wie aber im Tempel nur der Eine der Fetische desselben Geistes sich befand, so verlangte der Palast, der den anderen, den lebenden Körper desselben Gottes einschloß, einen gleichen Dienst. Im Tempel und im Palaste war der Kult derselbe; so traten auch hierin beide Objekte in eine gewisse Verbindung.

Außerdem bestanden Priesterschaften der außer der Inkaverwandtschaft bestehenden Bevölkerungsgruppen nach wie vor fort; die Conapas oder Priester lokaler Schutzgeister, deren ausdrücklich und vielfach Erwähnung geschieht[1]) sind selbstverständlich keine Sonnenpriester. Sogar erbliche Priesterschaften alter Kultstätten bestanden fort, und manche

[1]) Literatur siehe bei Müller a. a. O. 387.

mochten noch aus den Zeiten der Selbständigkeit eine Dotirung bewahrt haben. So besaß der vorinkaische Viracochatempel am Titicacasee nicht nur reiche, von den Wallfahrern gespendete Schätze, sondern auch Maisfelder, und die erst in jüngerer Zeit eroberten Kultstätten von Pachacamac und Rimac waren wahrscheinlich nicht weniger ausgestattet.

Neben all diesen Priestern älterer und jüngerer Stiftung treffen wir aber auch die demokratische Gruppe des Priesterthums, die Zauberpriesterschaften eigner Unternehmung noch in voller Blüthe. Die wenigen Andeutungen, die wir über sie geben können, genügen vollkommen, um uns zu zeigen, daß sie ganz auf demselben Boden erwachsen sind, wie jede andere dieser Art. Daß diese Art Priester auch auf dem Hochlande die älteren seien, unter den Inkas theils in einiger Beschränkung, theils sogar von der Regierung gefördert fortbestanden, wird ausdrücklich hervorgehoben.[1]) Wie überall wurde hierbei das Priestergewerbe in einzelnen Häusern erblich. Andere Personen gelangten dazu durch Aufnahme seitens eines Meisters, und Einzelne treten immer noch ohne jede Verbindung mit ihrem Privatkulte als Priester hervor.

Der Zweck dieses Priesterthums war zunächst überall auf Offenbarung gerichtet; dadurch war ihm der Weg zur Einmischung in alle Lebensverhältnisse geöffnet. Auch die Mittel waren ganz die allgemein üblichen — die Herbeiführung einer Ekstase zum Zwecke der Einleitung eines offenbarenden Geistes. Der Eine, welchen man Hechecoc nannte, versetzte sich in diesen Zustand durch Genuß von Tabak und Cocablättern, welch letztere wie Kautabak und Betel Verwendung fanden. Die Cavincoc's geriethen in irgend einer andern Weise in einen Rausch.[2]) Diese Art zu orakeln ist überhaupt die älteste, und hatte sich insbesondere bei der Befragung der Todten erhalten, der ursprünglich einzigen Form. Von diesem Gesichtspunkt aus hießen solche Priester Malquipvillac, d. i. „die mit dem Todten reden", oder Ayatapac, die, welche die Todten reden machen.[3])

Daß ihnen, richtiger ihrem Kulte, selbst eine gewisse Gewalt über ihre Götter zugeschrieben wurde, ist uns so wenig fremdartig, als daß es auch weibliche Priester dieser Art gab, die vielleicht nicht bloß

[1]) Balboa bei Ternaux, Tom. XV. a. a. O.

[2]) Ebend. 29.

[3]) Ternaux XVII., 15; Balboa, 29.

in den Augen der Berichterstatter, sondern auch schon im Sinne der vornehmen Stifts- und Staatspriesterschaft unter die „Hexen" rangirt haben mögen.

Neben dieser ältesten und einfachsten Art, das Wissen und Vermögen einer Gottheit sich zu nutze zu machen, kannte man auch eine Ausdeutung der verschiedensten Vermittelungsoffenbarungen. Nach zunftmäßig vererbtem Herkommen deutete man zufällige Wahrnehmungen an Steinchen, Spinnen, Maiskörnern, Thiermist, insbesondere die Träume und die Eingeweide der Opferthiere. Eine besondere Klasse von Zauberern, die der Virapircos, weissagten nach Balboa aus dem Rauche des Fettes.

Es ist eine wohl anzumerkende Erscheinung, daß die ältesten und an sich sinngemäßesten und einleuchtendsten Formen der Wahrsagung am frühesten in Verachtung fielen, so zwar, daß sie bei den „besseren Klassen" ganz in Abnahme kamen. Das Verständliche wird am wenigsten auf diesem Gebiete gesucht; nur das Unverstandene imponirt und erweckt das Vertrauen desjenigen, der nun einmal außer sich Hilfe sucht. Insbesondere haben nach Balboa diejenigen, welche sich noch in alter Weise in einen Zustand der Berauschung versetzten, schon damals bei den Vornehmen weit weniger Ansehen gehabt als beim gemeinen Volke. Auf diesen Gang der Entwicklung werden wir noch mehrfach treffen. Er ist auch an sich erklärlich genug. Gerade die Spezialitäten, die sich später auf dem Standpunkte des Zunftwesens entwickelten, erschienen dem Nichtwissenden allein geheimnißvoll und unverständlich, wie sie es zum Theil auch sind; sie setzten ein geheim gehaltenes, darum die Konkurrenz beschränkendes Wissen voraus; sie erhielten sich also als vornehm.

Ob man die „Sonnenjungfrauen", richtiger Sonnenbräute, zu Cuzco Priesterinnen nennen dürfe, kann zweifelhaft erscheinen; im Bejahungsfalle zählen sie jedenfalls zur Stiftungspriesterschaft. Man mag ihr Verhältniß wie immer idealisiren; schließlich bleibt als Grundlage desselben doch immer die Vorstellung durchleuchtend, daß sie den Harem der Sonne bildeten. Bei der völligen Identifizirung des Sonnengottes und des Königs mußte man dazu kommen, sämmtliche Ehren und Genüsse gegenseitig umzutauschen. Wie dem lebenden Könige in seinem Palaste ein wirklicher Gottesdienst eingerichtet war, so mußte der im Tempel wohnende Gott seinen vollständigen Königshofstaat

haben. Dazu gehörte nach Inka-Anschauung auch der Besitz schöner und vornehmer Frauen. Den Göttern Frauen zu geben ist übrigens auch anderwärts üblich; in Afrika fanden wir mehrfach, daß die erste Frau des Priesters dem Gotte „angetraut“ war.

Daß den Sonnenbräuten Jungfräulichkeit geboten war, hat mit moralischer Werthschätzung der Reinheit wenig zu schaffen. Das Gebot war nur die nothwendige Folge ihrer „Heiligkeit“, d. h. ihrer Gottangehörigkeit. Jeder andere Mann stellte an das Weib seines Besitzes im Grunde dieselbe Forderung von Rechtswegen. Bei der unbeschränkten Strafgewalt, die der Mann über sein Weib hat, muß uns auch die für Verletzung der Keuschheit einer Sonnenjungfrau angedrohte Strafe ganz natürlich erscheinen, und von der Hochhaltung der Tugend an sich ist keine Rede.

In Cuzco bewohnten die Sonnenbräute ein großes Gebäude im Anschlusse an den Sonnentempel, das man ebensowohl ein „Kloster“ wie einen Palast nennen kann. Andeutungen der Anlage desselben und Mauerreste haben sich erhalten. Insbesondere besteht ein zwei Reihen Wohnungszellen trennender Korridor noch heute als offenes Gäßchen fort, an dessen Seiten sich Krämer im alten Gemäuer eingenistet haben. Mit hohen Mauern umschlossene Gärten, die Garcilasso als geschmacklos kostbar schildert, gehörten zu diesem Haremssitze des Sonnengeistes. Aehnliche Anlagen sollen auch mit den im Lande zerstreuten Sonnentempeln verbunden gewesen sein.

Von lebenslänglicher Jungfräulichkeit war indeß auch nicht die Rede. Auch die weltlichen Großen begnügten sich mit den jüngeren Jahrgängen und schenkten die älteren als auszeichnende Ehrengaben an verdiente Freunde, wie ja auch die Mejikaner aus ihren eigenen Harems den Spaniern Geschenke machten. Den nächsten Anspruch, in dieser Weise vom Sonnengotte beschenkt zu werden, hatte natürlich der lebende König, des Sonnengeistes anderes Ich. Eigentlich bedurfte es kaum einer solchen Schenkung; gehörte doch auch die dem afrikanischen Fetische angetraute Frau gleichzeitig seinem Priester — er war ja in ihm. In Wirklichkeit geschah es in Cuzco so, daß sich der lebende Sonnensohn jeweilig aus den „Gemahlinnen der Sonne“ die schönsten selbst auswählte und zu seinen Frauen machte. Aber auch diejenigen, auf welche eine solche Wahl nicht fiel, blieben meistentheils nicht länger als sechs bis sieben Jahre „im Kloster“, wie wir zu sagen

versucht wären; dann wurden sie vom Inka, der auch über das Vermögen der Sonne unumschränkt verfügte, an die Curacas, die einheimischen Gaufürsten, verschenkt. Einzelne Matronen aber blieben daselbst zeitlebens in der Stellung von Vorsteherinnen.

Unter solcher Aufsicht sollen in Cuzco allein jeweilig 1500 Sonnenbräute gewohnt haben, bei den Tempeln der Provinzen je zwei bis sieben hundert. Ihre Beschäftigungen deuten darauf hin, daß trotz der deutlichen Anfänge eines Haremlebens die peruanischen Frauen bis in die höchsten Kreise hinauf doch noch als Arbeiterinnen betrachtet werden mußten; wenigstens mußte ihnen all das obliegen, was zum Schmucke und zur Behäbigkeit des eignen Hauses gehörte. Auch die Gemahlinnen der Sonne waren zugleich ihre Arbeiterinnen. Sie arbeiteten sowohl für den Tempel wie für den königlichen Palast; sie fertigten Kleider, Vorhänge, Matten und allerlei Zierrath, buken Brod und brauten einen besondern Trank. Von Kleidern und Speisen durfte der Inka überhaupt nichts berühren, was nicht aus den Händen dieser Frauen hervorgegangen war. Geschenke, welche der König mit solchen Erzeugnissen oder mit Früchten aus den Gärten des Sonnengynäceums machte, galten als die höchsten Auszeichnungen. Weder Weib noch Mann durfte dessen Schwelle überschreiten; nur der König und seine erste Gemahlin, die Coya, besuchten die Sonnenfrauen.

Eine besondere Fürsorge, welche den letzteren noch oblag, war auch nur die einer jeden guten Hausfrau; sie hatten zu wachen, daß die Glut auf dem Hausheerde, die je einmal des Jahres in festlicher Weise neu entzündet wurde, die übrige Zeit über erhalten blieb. Auch diese Fürsorge im Hause des Gottes kennzeichnet sie als dessen Hausfrauen.

Die Strafe der Untreue war von grausamster Härte. Mit der Schuldigen sollten Eltern und Geschwister lebendig begraben, ihr ganzes Geschlecht vertilgt, das Dorf ihrer Abstammung vernichtet werden. Die Größe dieser Strafe, die indeß nach der Meinung der Peruaner zu verhängen nie nöthig war, drückt die Furcht aus, in welcher das Volk nothwendig leben mußte, wenn seinem Gotte ungesühnt eine so große Beleidigung widerfahren wäre. Man sah dieselbe Sache nur von einer andern Seite an, wenn man behauptete, ein solches Vergehen sei die böse Vorbedeutung eines nachfolgenden Unglücks.

Nicht immer aber mußte die wahrnehmbare Folge zum Aeußersten führen. Konsequenz ist das Siegel des Glaubens. Beschwor die verrathene Sonnenfrau, ihr Kleinod von ihrem rechtmäßigen Gemahl, von der Sonne selbst empfangen zu haben, so wurde ihr Glauben geschenkt. Ob ein solcher Schwur jemals geleistet wurde, wissen wir nicht. Zweifellos aber lassen es eben diese Umstände, daß die Stellung dieser, so oft mit „Nonnen" verglichenen Jungfrauen der Grundvorstellung nach vielmehr die von Gottesfrauen ist. Die Wandelungen auf dem Gebiete des Kultes entsprachen einander hierbei Schritt für Schritt. Wie anderwärts gab man auch im alten Peru den Todten Habe und Bedarf je nach ihren Verhältnissen mit in das Grab, und dazu gehörten auch Frauen und Diener. Auch sie folgen den Leichen im Tode nach. Nun war aber einer der Geister nicht im Grabe, nicht einzig in der Sonne, sondern ganz konkret fortlebend in seinem Tempel und im Fetischkörper seines Sohnes, des Inka; da wurde auch die Besetzung des Frauenhauses ein Gegenstand des immer erneuten und erhaltenen Kultes.

Auch hierin gleicht der peruanische Inka als Repräsentant seiner Herrschaft dem mejikanischen Priesterkönige Quetzalcoatl, daß ihm der Mythus die Erlösung von dem schwersten Theile des Kultes, die Abschaffung des Menschenopfers zuschreibt. Garcilasso, der das Reich seiner Ahnen im verschönenden Lichte elegischer Poesie sieht, hat den Glauben an diesen Mythus in die Geschichte eingeführt; aber nicht blos die Meinung nicht weniger beachtenswerther Berichterstatter, sondern auch die Anführungen ganz konkreter Thatsachen widersprechen seiner allzu generellen Angabe. Daß das Menschenopfer vor den Inka's und unter den Inka's allenthalben in Peru bestand, steht unumstößlich fest; wohl aber dürfte sich die Annahme mit der Wahrheit vertragen, daß auch die Inkas, wie die letzte Königsdynastie in Quito, das Menschenopfer zu beschränken und zu verdrängen sich bemühten. Dessenungeachtet gab es unter der ganzen Inkaherrschaft noch Anläße genug, bei denen, und dies insbesondere im Kulte des Inka selbst, das Menschenopfer in ganz erschreckender Form auftritt.

In Quito hatte sich in der vorinkaischen Zeit das Menschenopfer in einer seiner ursprünglichsten und grausigsten Formen erhalten, als regelmäßiges Opfer aller menschlichen Erstgeburt.[1]) Dieses Ur-

---

[1]) S. Müller a. a. O. 377.

opfer muß in noch älterer Zeit zweifellos auch den Peruanern selbst geläufig gewesen sein, denn noch greift selbst die Inkafamilie in Zeiten besonderer Gefahr darauf zurück. Wenn ein Inka gefährlich erkrankte, opferte man einen seiner Söhne, indem man dabei bat, eine Seele für die andere zu nehmen.[1]) An einem der großen Feste wurde bisweilen immer noch ein Kind geopfert, und in dem Sonnentempel fand man eine Menge irdener Gefäße, in denen die getrockneten Leichen solcher Opfer aufbewahrt waren. Beim Regierungsantritte eines neuen Inka opferte man zuweilen nach den Einen 200, nach den Andern selbst 1000 Kinder im Alter von vier bis zehn Jahren. Immerhin aber zeigte auch darin noch der Sonnenkult einen Fortschritt; denn den ältern Göttern wurden Monat für Monat regelmäßige Kinderopfer gebracht. Mit dem Blute dieser Opfer bestrich man wie in Mejiko die Gesichter der Götterbilder und die Thüren der Tempel.

Dazu kamen die Menschenopfer anderer Art, welche der Todtenkult unmittelbar verlangte. Als Grabgeleite erlitten nach dem Tode eines Inka viele seiner Frauen und auch Sonnenjungfrauen den Tod, und mit Inka Hayna Capac sollen so mehr als tausend Menschen mit zu Grabe gegangen sein.

Aber auch hier finden wir die Spuren, sei es erwachenden Menschengefühls, sei es des aufdämmernden wirthschaftlichen Verständnisses: der alte Brauch beginnt einzuschrumpfen. An die Stelle der Wirklichkeit treten Bilder. Montesinos (68) nennt solche Bilder von Männern und Weibern, die man statt lebender Menschen beerdigte, und auch Andere wissen von einer aus Holzbildern dargestellten Dienerschaft, die man Verstorbenen ins Grab mitgab. Auch die Mischung des Festbrodes mit Kinderblut ist ein Uebergang von der grauenhaften Sitte zu einer milderen Stellvertretung.

Vielleicht erleichterte hier auch ein glücklicher Fortschritt in der Zucht von Nahrungsvieh den Sieg des Gedankens eines stellvertretenden Thieropfers. Das Opfer der Erstlinge aller Nahrungsthiere, also Lama's, Schafe, Hunde und Kaninchen, dauerte im vollen Umfange fort, und bei den Stiftungskulten wurden diese Opfer mit der Genauigkeit täglicher Mahlzeiten ausgeführt. Der Sonne zu Cuzco wurde täglich ein Lamm geschlachtet. Ein Opfervorgang, wie ihn uns Valasco (I. 133) beschreibt,

---

[1]) Montesinos 68.

dürfte wohl auf jene Stellvertretung deuten. Der Opferer habe das Thier unter den rechten Arm genommen und seine Augen zur Sonne gewandt und diese oder überhaupt den betreffenden Gott dann angeredet. Hierauf wurde dem noch lebenden Thiere zur Entnahme von Herz, Lunge und anderen Eingeweiden der Leib aufgeschnitten. Eingeweide und Blut wurden der ausschließliche Antheil des Gottes, der sie aß und trank. Das Fleisch aber genossen die Opfernden als gemeinsame Mahlzeit, und zwar roh. Mit dem Blute bestrich man Bilder und Tempelpfosten. Wir wollen nicht verschweigen, daß da und dort die Berichte auch von „Brandopfern" sprechen; wir können aber dabei nur an die Uebertragung von Begriffen denken, die den Berichterstattern schon vorher geläufig waren.

Sonstige Opfergegenstände bilden insbesondere Früchte und Wohlgerüche. Coca dient hauptsächlich zu Räucherungen, aber auch duftende Blumen werden dargebracht. Hauptnahrungsfrucht ist der Mais; von allen Früchten gehören die Erstlinge den Göttern. In goldenen Schalen opfert der Inka Chicha und Maistrank. Man liebte es, einige Finger in das Getränk zu tauchen, um dieses so der Gottheit entgegenzusprengen. Man brauchte bloß den Segen des Wassers hoch genug zu schätzen, um auch eine solche Wassersprengung als Opfer einzuführen. Sich selbst opferte man in der oft wiederkehrenden Form eines Haarbündels des eignen Leibes oder selbst eines einzelnen Haares. Der Peruaner, der in den Tempel trat, zog sich ein Haar aus den Augenbrauen und blies es gegen das Gottesbild.

Opfer sind auch die sogenannten Weihgeschenke, die bei einzelnen Tempeln ansehnliche Schatzkammern füllten. Von der Kriegsbeute gehörte in dieser Weise der dritte Theil dem Sonnengotte. So sammelten die Tempel theils reiche Ausstattungen von Geräthschaften, theils auch verwendbares Vermögen, das zugleich der Unterhaltung der Priesterschaften zu gute kam.

Außerdem aber verfügten die staatlichen Stiftstempel über einen Reichthum, wie ihn kaum wieder eine Priesterschaft zusammengescharrt haben dürfte. Ueberall, wo der Begriff des Grundeigenthums und ein Oberkönigthum auf Grundlage des Begriffs der Vatergewalt sich entwickelt haben, finden wir in naturgemäßem Uebergang den Grundsatz, daß sämmtliches Grundeigenthum dem Oberherrn gehöre und dem Volke in der Weise zur Nutznießung überlassen sei, wie die Vatergewalt die

Angehörigen zur Ausnutzung zwingt. Dieser Grundsatz, welchen man, ich weiß nicht warum, gerade hier sozialistisch genannt hat, galt auch in aller Konsequenz in Peru. Von diesem gesammten Lande nun und seinen Erträgnissen war ein ganzes Drittel dem Staatskulte gewidmet; das bedeutet seine Bezeichnung als „Sonnenland". Da nun in gleicher Weise ein zweites Drittel als „Inkaland" betrachtet wurde, so hatte eigentlich die Sonnengottheit selbst für ihren doppelten Hofhalt zwei Drittel des ganzen Landes in Besitz. Das Volk mochte sich sorgen, aus dem letzten Drittel, dem Volkslande, seine Nahrung zu ziehen und außerdem seine Privatkulte zu dotiren. Berechnet man noch, welche Arbeitskräfte die ersten zwei Drittel bedingten — ganz abgesehen von dem Bedarfe für die öffentlichen Bauten — so dürften wir wohl auch darin ein Moment erkennen, welches zur Beschränkung des Menschenopfers führen mußte.

Die Antheile am Volkslande wieder waren größer für die Curacas, kleiner für die gemeinen Leute; Alle besaßen sie lediglich zu Lehen. Dieser Grundsatz gilt auch heute noch in Ostasien. Während man aber hier Jeden so lange in seinem Besitze beläßt, als er nicht durch Verwahrlosung des Gutes die allgemeine Wohlfahrt schädigt, wurden die Loose in Peru alljährlich neu vertheilt, und darin erkannte man wohl den eigenthümlich sozialistischen Zug. Wenn der Plan wirklich auch genaue Durchführung fand, so hatte das peruanische System den Vorzug, daß die Familien je nach Kinderzuwachs mit einem ausreichenderen Loose hätten bedacht werden können. Auf der andern Seite konnte wieder nur ein Landbau, dessen Fürsorge nicht über ein Jahr hinausgreift, eine solche nach der einen Richtung hin vortheilhafte Unstätigkeit vertragen. Indeß hätte man unter dem Schutze der Inkaherrschaft den Bauer auf seinem Loose immer noch für einen annähernd glücklichen Menschen halten können, wenn er nur nicht, was so leicht vergessen wird, durch seine Belehnung auch noch der Arbeitssklave für jene zwei anderen Drittel des Landes geworden wäre. Jeder hatte aber zunächst seinen Antheil am „Sonnenlande" zu bearbeiten, dann den der im Kriege abwesenden oder arbeitsuntüchtig gewordenen Hausväter, dann seinen eigenen und zum Schlusse endlich noch den des Inka. Auch vom Herdenertrage mag wohl außer der Erstgeburt ein Theil der Sonne, ein zweiter dem Inka gehört haben, denn in Betreff der Wolle wenigstens findet sich eine solche Vorschrift. Der

Sonnenantheil dieser gelangte in das Gynäceum des Sonnentempels, den des Inka aber hatten die Bauern auch noch zu fertigen Stoffen zu verarbeiten. So theilte hier der große Geist in der Einkörperung des Oberkönigs mit dem in den Südseestaaten nicht bloß den Anspruch auf den Besitz und Genuß des Ganzen, sondern er war auch wahrhaftig zu beiderlei gelangt. Nur war der Weg nicht der des „Sozialismus", sondern der konsequenten Erstreckung der väterlichen Gewalt mit ihrem Einschluß des Priesterthums im Königthum über das ganze Reich. Die höhere Staatspriesterschaft aber hatte den Mitgenuß von zwei Seiten her: als Angehörige der Inkafamilie und als Verwalter der Tempelgüter: für sie frohnte mithin das gesammte Volk.

Der Staatskult, der somit ein Drittel der Landeserzeugnisse und ein Drittel aller Volksarbeit verschlang, war nun aber keineswegs der einzige im Lande; ja er war nicht einmal der Kult des Volkes, sondern der der herrschenden Dynastie. Noch gab es eine Menge Huacas — bald Heiligthümer, bald Götter bezeichnend — aus den Zeiten der kleineren Volksverbände vor der Inkaherrschaft, solche, an welche diese Volksgruppen auch jetzt noch den Kult leisteten, und nach dem Willen der um das Wohl des Staates besorgten Inkas leisten mußten. Von manchen solchen Huacas wenigstens wissen wir, daß jedem derselben besondere Viehheerden und eine Anzahl von Feldern zu eigen waren, die ihnen der Inka geschenkt oder richtiger gelassen hatte.[1]) Die Herden weisen gegenüber dem Ackerbauland auf eine frühere Stufe hin; auch diese Kulte nahmen einen Theil der Volksarbeit in Anspruch.

War nun auch außerdem der häusliche Kult nicht kostspielig, weil die Geister der Familie ausnahmslos an den kleinen Freuden theilnahmen, so that auch wieder im Falle einer Krankheit kein Zauberpriester seinen Dienst umsonst, und die Beispiele für Häufung der Sporteln, die wir bei anderen Völkern aus eigener Anschauung kennen lernten, dürften wohl auch für Peru zutreffend sein.

Einige alte Kulte mögen allerdings in dem Reichskulte völlig aufgegangen sein, andere verlangten immer noch ihre besonderen Opfer. Ein flüchtiger Ueberblick dieser Verhältnisse dürfte für das mythologische Verständniß nicht ohne Nutzen sein. Es scheint mir nicht, daß die

---

[1]) Baumgarten a. a. O. II. 301.

Inka überhaupt auch nur den Versuch gemacht hätten, einen Sonnen-Henotheismus an die Stelle der vielen Lokal- und Clankulte der Altperuaner zu setzen; ihnen genügte vielmehr die Ueberordnung ihres Kultes über die alten und die unvergleichlich glänzende Ausstattung desselben. Sollten sie aber jenes doch versucht und erstrebt haben — was übrigens den Vorstellungen der Zeit selbst fern liegt — so haben sie es thatsächlich nicht erreicht. Vielmehr bestehen neben dem Sonnenkulte alle Kultformen, die wir bisher überhaupt kennen gelernt haben, weiter fort.

Daß die ursprünglichste Form des Geisterkultes in seinem Anschlusse an die Vorstellungen über die Todten fortdauerte, bedarf im Angesichte der aufgedeckten Leichenfelder Perus kaum der Andeutung. Selbst die damit zusammenhängende Verehrung der mumifizirten Leichname, die man Malquis und Munaos nannte, und die Aufbewahrung von kleinen Fetischen desselben Sinnes aus Nägeln und Haaren, erhielt sich bis in das 17. Jahrhundert, im Geheimen wohl noch länger. Andere Puppenfetische machte man, ganz wie früher bei unseren Erntefesten, aus Maisstroh, das man überkleidete. Der vorzüglichste Fetisch aber war und blieb der Stein, eine uralte ehrwürdige Malstätte die Höhle. Höhlen- und Steinkult finden wir daher noch überall, namentlich den letzteren auf Schritt und Tritt. Huacas (oder Guacas) ist der Name der Kultstätte und Kultgegenstände, der Fetische wie der Geister. Was nun eine Gruppe von Schutzgeistern zu bedeuten hatte, die den vielgedeuteten Namen der „neun blauen Huacas" führte, braucht uns nicht räthselhaft zu sein, und wir brauchen keineswegs an den blauen Teufel zu denken. Der Name hing zweifellos an den Steinen. Alle, sei es mit Sondernamen bezeichnete Gottheiten früher selbständiger Völkerschaften, wie Con, Illatici, Viracocha, Pachacamac u. A., sei es im Allgemeinen als Huacas oder ihren Aeußerungen nach als Donnergötter bezeichneten, können irgend einmal als „Steingötter" auftreten, d. h. gerade so wie die „Sonne" selbst einstens in einem Steinfetische gedacht worden sein, was wieder nicht ausschließt, daß ihnen nachmals Tempel und andere Heiligthümer errichtet wurden.

Neben dem Steine ist der Baum ein ziemlich, das Thier aber ein sehr verbreiteter Fetisch in Peru. Ueberall, wo es Schlangen giebt, spielt hierin die Schlange die erste Rolle. Gab es doch auch ein

eigenes „Schlangenhaus", in welchem das Steinbild einer Schlange Verehrung genoß. Die Meeranwohner wählten insbesondere Walfisch und Haifisch; im übrigen treffen wir auf Papageien, Füchse, Hunde, Bären, Katzenthiere und vorzugsweise den Kondor, letzteren auch am Sonnenbilde und am Scepter der Inka.

4. Ein Blick in die Werkstätte des Mythus.

Welche mannigfache Anlässe zur Combination solcher Vorstellungen durch den Wechsel der Herrschaften und die Verschmelzung von Volksgruppen geboten waren, läßt sich leicht ermessen. Ein Mythus kennt einen Papagei in einem Steine und läßt ihn herausfliegen. Es fehlte nicht ganz an Anschauungen, welche auch das Feuer zu einem Fetisch machten; aber auch das Feuer „gehörte zu den Steingöttern; die Bildsäule des Feuers war von Stein und ihr wurden Todtenopfer dargebracht."[1]) Ebenso konnte man vom Donner, d. h. dem Donner erregenden Gott Catequil sagen, er sei „in einem Felsen" verehrt worden.

Dieses Nebeneinanderbestehen von Vorstellungen aus verschiedenen Zeiten oder von verschiedener Form, die sich doch im Grunde auf dasselbe Objekt bezogen, führte zur Gestaltung von Mythen, welche diese scheinbaren Widersprüche durch eine epische Verbindung der Elemente auflösen sollten. Die Anfänge peruanischer Mythenbildung drehen sich fast ausschließlich um einen solchen Kern. Die Sonne muß Schutz in einem See suchen und dann wieder aus diesem hervorgehen, um zu erklären, wie ein Volk, das einst im See, den es umwohnte, seinen höchsten Fetisch erkannte, ihn nun unter peruanischer Herrschaft in der Sonne sieht. Die Sonnenkinder müssen als Sonne und Mond in eine Höhle eingeschlossen sein, um verständlich zu machen, wie derselbe Kult, der sich einst einer Höhle zuwendete, nun zu den Gestirnen sich erhebt; und die Gestirne selbst müssen Thiernamen erhalten, weil sie nun als jüngere Fetische in Concurrenz und Combination mit den älteren der Thiere treten; wie der Kondor in die Sonne, so kann ja auch ein Bär an den Himmel unter die Sterne versetzt werden. Sehr häufig endet die peruanische Mär damit, daß nach einem Hervorgehen aus

[1]) Müller a. a. O. 367.

der Höhle und allerlei Ereignissen der Held der Geschichte in „einen Stein verwandelt“ wird. Zu Stein gewordene Menschen sind dann der letzte Aschenrückstand, den eine rationalisirende Analyse der gegebenen Thatsachen zurückläßt.

Oft erscheint der Mythus, der das wunderliche Nebeneinander historisch verbinden sollte, selbst wieder einer Erklärung bedürftig; ein neuer Mythus schuf diese Erklärung. Der Mythus, wie ihn Garcilasso, Molina, Balboa und Acosta darstellen, läßt noch die beiden Sonnenkinder, das erste Inkapaar, und zugleich also die ersten Sonnen- und Mondgötter aus den Höhlen von Pacari-Tambo hervorsteigen, ganz so wie auf Haiti sich die Erinnerung erhalten hatte, daß der Sonnengeist aus der Grabhöhle hervorgegangen sei. Die ersten Sonnenkinder sind Manco Capac und seine Gattin-Schwester Mama Oello Huasco. Pacari Tambo liegt östlich von Cuzco. Hier also sieht der Mythus den Ursprung des Inkathums.

Der jüngere Mythus, wie ihn Montesinos wiedergiebt, setzt einen Inca Roca an die Stelle von Manco Capac. Aber dieser Mythus gehört einer Zeit an, die sich ein wirkliches Hervorgehen der Sonne aus einer Höhle nicht mehr vorstellen kann; gestützt auf die Thatsache, daß ja der Inca die Sonne ist, sucht er den alten erklärend zu corrigiren. Er sagt also ungefähr, die ganze Geschichte habe gar nicht am Anfange der Dinge gespielt, sondern erst zu einer Zeit, wo in dem schon bestehenden Staate von Cuzco die Sitten sehr schlecht geworden wären. Da hatte sich Mama Cibaco vorgenommen, durch ihren Sohn Inca Roca die Welt zu retten. Sie versteckte ihn heimlich, als Sonne gekleidet, in der Höhle Chingana, in einer Kultstätte bei Cuzco, eröffnete und bekräftigte dem Volke, jener sei der leibliche Sohn der Sonne — man denke wegen der Möglichkeit an die Sonnenbräute! sein Vater aber habe ihn von der Erde entrückt. Als nun das Volk unter Opfern um die Rückgabe desselben bat, — da trat der Inka als Sonne aus der heiligen Höhle. Er wurde in den Tempel geführt und eröffnete dem Volke die Aufträge seines Vaters. Nachmals besiegt Inca Roca ein Nachbarvolk, und indem er dessen Bildmal zerstört, fliegt ein Papagei aus demselben auf und in einen anderen Stein hinein — der später noch als ein Heiligthum verehrt wurde. Inwieweit jener rationalisirende Zug des jüngeren Mythus nicht schon über die Echtheit eines solchen hinausführe, das wollen wir hier nicht entscheiden.

Zweifellos echter sind diejenigen secundären Mythen, welche die Ursache der Verbindung ursprünglich getrennter primärer darstellen wollen. Sie mußten durch die Verschmelzung der Herrschaften um so nothwendiger entstehen, als diese als wirkliche Theokratien gedacht wurden. Der Mythus läßt neben Cuzco mit seiner Kulthöhle eine rivalisirende Kultschöpfung am Titicacasee erkennen. Vielleicht ist sogar der Kulturansatz an den Ufern dieses See's ein älterer. Jedenfalls aber wurde dieses Kulturgebiet sammt seinem Kultus in frühester Zeit von Cuzco aufgesogen, und damit beginnt wahrscheinlich überhaupt das Hervortreten Perus. Daß jene Anwohner des Sees, der sie mit Nahrung versah und vielleicht ihre ganze Lebenseinrichtung bestimmte, in diesem See selbst den Fetischsitz ihres großen Geistes gesehen hätten, ist nach Allem, was wir kennen lernten, als höchst wahrscheinlich zu erachten. Es wird aber zur Gewißheit, wenn wir die Rede, die von den Collas geht, mit der Vorstellungsweise des Indianers verbinden. Die um den Titicaca wohnenden Aymaras, jenes alte Kulturvölkchen also, gehörte zum Stamme der Collas; diese aber verehrten ihre Vorfahren als diejenigen Götter, welche aus dem Titicacasee hervorgegangen wären, [1]) sie sahen also in dem See ihr Totem und somit zweifellos den Fetischsitz ihres Gottahnen.

Als ein solcher Gott nun wird von diesem Volke Viracocha verehrt; er hat seinen Haupttempel zu Tiahuanaco am See. Wenn nun die Sprachkundigen darüber streiten, ob dieser Name „Viracocha" richtiger als Meerschaum (nach Garcilasso) oder Meerfett (nach Balboa) oder vielmehr „Sohn des Meeres," [2]) wenn nicht gar, um Allen recht zu thun, lieber noch mit „Sohn des Meerschaumes" (nach Zarate) zu übersetzen sei, so ist für uns nicht zweifelhaft, daß unter Viracocha, da über den Sinn des Wortes Cocha kein Zweifel besteht, ein Geist oder Sohn „des Sees" und zwar des Titicacasees ganz in dem Sinne zu denken sei, in welchem die Inkas „Söhne der Sonne" und die Aymaras überhaupt Nachkommen des Sees sind. Der „Meerschaum" dürfte wohl schon bei Griechenland vorbei gekommen sein; weit näher steht unser „Wassermann".

Mit den Elementen dieses Viracocha-Mythus mußte nun eine spätere Zeit, die nur die Einheit beider Kulte und beider Völker

---

[1]) Siehe Müller a. a. O. 319. [2]) Poppig, Inka's 387.

kannte, die Verbindung herzustellen suchen. In dieser Verbindung erscheint das Aymaravolk als das ältere Kulturvolk, und somit geht von nun an, dem Mythus nach, Kult und Herrschaft vom Titicacasee aus. Einer dieser Mythen, wie man annehmen muß, aymarischer Redaction, lautet ungefähr so: Lange bevor die Sonne war (d. h. vor der Herrschaft des Sonnenkultes), bewohnten schon Menschen die Gegenden des Titicacasees. Da kam aus diesem See einer der „Söhne des Sees" und zwar Contici Viracocha und vereinigte die Menschen zu Tiahuanuco — der alten Kultstätte — am See. Dann erst schuf dieser die Sonne, den Mond und die Sterne und gab ihnen ihren Lauf; er bildete aber auch mehrere Bilder von Stein, — beseelte sie und befahl ihnen, aus mehreren Höhlen hervorzugehen; an der Spitze dieser zog er nun nach Cuzco, setzte daselbst den Alca Vica ein, und von diesem stammen die Inkas.[1]) Höhlen, Steinmale und Sonne, die Fetische des alten Kultes in ihren Stufenfolgen, ordnen also die Aymara ihrem Seegotte unter; diese Unterordnung ist offenbar Zweck und Sinn des Mythus. So konnten allenfalls auch Tolteken und Otimier den Glanz des späteren Reiches von Mejiko von ihren Ahnen ableiten, unbeschadet der historischen Thatsache der aztekischen Eroberung. Mit der Speculation über den Meerschaum aber dürfte der Mythus kaum in Verbindung gestanden haben.

Ein anderer Mythus, von Montesinos an vielen Stellen erwähnt, sucht die Verbindung dadurch zu gewinnen, daß er jene Ahnengeschlechter (in vier Paaren), welche von der Höhlenkultstätte Pacari Tambo bei Cuzco — also auf dem Gebiete der eigentlichen Quichas, der nachmaligen Eroberer, hervorgingen, und von denen die Inkas abstammten, genealogisch von Viracocha, dem Gotte des älteren Kulturreiches von Titicaca abstammen läßt.

In dem Mythus von Manco Capac wieder, dem der eigentlichen Quichas,[2]) erscheint dagegen, wie schon erwähnt, dieser erste Inka und Gott sofort als „Sohn der Sonne" als der höchsten Gottheit, und die Verbindung besteht darin, daß dieser Sonnensohn vom Titicacasee

---

[1]) Prichard a. a. O. IV. 486; Baumgarten a. a. O. II. 225; Ternaux a. a. O. XV. 5; XVIII. 91.

[2]) Garcilasso II. 9—17.

aus nicht einen Eroberungs-, sondern seinen Kulturzug unter die Wilden unternimmt; auf diesem Zuge gründet er Cuzco. In einem von Stephenson [1]) mitgetheilten Mythus, in welchem übrigens sehr viele Züge einer sehr jungen Zeit entstammen können, werden die Sonnenkinder zugleich auch Viracocha's, Seekinder, genannt, so wie man sonst Stein und Sonne als Fetische desselben Geistes gleich setzte.

Mit einer Mamacocha, einer „Mutter See", welche mehrere Mythen dem Viracocha noch voranstellen, gelangen wir so ziemlich an das älteste Ende der Entwicklung, auf den Standpunkt der Mutterfolge. — Natürlich giebt es historisch so wenig nur Einen einzigen Viracocha, als es von allem Anfange an ein zu einer Organisation geschaartes Volk um den See herum gegeben haben kann; vielmehr tauchen eine Anzahl Individual-Geister auf — ein Illatici, Chonn, Con, Tici, Contici u. a. — die alle wieder Viracocha's sind und schließlich in diesem Gemeinnamen auch wieder untertauchen.

In Einem stimmen alle Mythen überein, daß nämlich der Sonnenkult die jüngste dieser Kultformen sei. Das wäre aber ganz undenkbar, wenn wirklich, wie man bis jetzt glaubt, auf dem Kulturboden alle Religionsentwicklung mit Naturverehrung anfinge; in diesem Falle würde sich zweifellos die Sonne zu allererst der Betrachtung des Menschen aufdrängen.

Was wir bisher von Mythenbildung betrachteten, das war deutlich veranlaßt durch eine Vereinigung der Quicha's um Cuzco mit den Aymaras am Titicaca, den Bereichen des Manco Capac und Viracocha. Wir wissen nun, daß in ganz historischer Zeit die Inkaherrschaft auch die zum stillen Meere hinabführenden Thäler sich unterwarf, das Volk der Yunka mit der Hauptstadt des Pachacamac. Sollten wir nun nicht auch nach dieser Richtung hin ein gleiches Spiel der Mythenbildung zu erwarten haben?

Thatsächlich finden sich die Yunkas mit der neuen Oberhoheit der Sonne recht gut dadurch ab, daß sie ihren Pachacamac eben so hoch stellen, auch ihn in den Sonnenfetisch versetzen, ohne alle Scheu vor der Thatsache, daß Pachac nicht Sonne, sondern ganz ausdrücklich Erde und Camac Seele oder Geist heißt. [2]) Durch diese Erhebung

[1]) Neueste Bibliothek der Reisebeschreibungen. 42 Band. Weimar 1826. I. 261 ff. [2]) Siehe Müller a. a. O. 318.

ging nun ganz thatsächlich ein „Erdgeist“ aus seiner Höhlenkultstätte als „Sonne“ hervor, wie in anderen Fällen andere Mythen uns solches erzählten. Den siegenden Quichas selbst lag aber eine Verschmelzung des unterworfenen Gottes mit dem ebenfalls unterworfenen aber doch forteristirenden Viracocha näher; sie erschien ihnen wenigstens passender, und wir finden denn auch ihrerseits wiederholt eine völlige Identifizirung beider vollzogen. Eine andere Sage berichtete von einem Siege Pachacamac's über einen der Viracocha's, Namens Con. Früher habe dieser Con im Küstenlande geherrscht; da verdrängte ihn Pachacamac von Süden kommend, und wurde, an seine Stelle sich setzend, — sein Sohn. Mit diesem Zuge constatirt der Mythus nur den Brauch, die aufeinanderfolgenden Theokraten in solcher Weise in genealogische Verbindung zu setzen. Außerdem anerkennt er damit die thatsächliche Herrschaft des Pachacamac im Küstenlande vor der Eroberung desselben durch die Inkas, und er sichert zugleich diesen als damaligen Erben des Con-Viracocha ein Anrecht auf jene Herrschaft. Pachacamac ist ein Eindringling und seine Regierung wird weiter in demselben Mythus als eine unrechtmäßige hingestellt. Wir wissen ja, welche Rolle der „Regen“ unter dem Fetischkönigthume spielt, was kann also den Regenten besser als einen „schlechten“ bezeichnen, als wenn der Mythus sagt: seit jenem Tage, — da Pachacamac die Regierung an sich riß und Con sich beleidigt zurückzog — fehlt dem Küstenlande von Peru der Regen. [1])

Noch deutlicher verräth ein anderer Mythus den peruanischen Ursprung. Daß Pachacamac die einst von Con regierten Menschen in Thiere verwandelt habe, fügt schon der vorgenannte hinzu, aber er läßt ihn wenigstens neue Menschen für jene schaffen und sie sogar in Handwerken und Künsten unterrichten, die man also wohl den Yunkas nicht schlechthin absprechen konnte. Nach diesem Mythus ist aber Pachacamac ein Gott der Riesen gewesen und von diesen im Tempel des gleichnamigen Thales verehrt worden. Dieses Urvolk der Riesen bestand aus Menschenfressern und hat seine Reliquien in jenen großen Knochen zurückgelassen, die man noch oft aus der Erde gräbt. Es war unnatürlichen Lastern ergeben und wurde deshalb durch die Sonne von der Erde vertilgt. [2])

---

[1]) Ternaux XVIII 92.
[2]) Montesinos a. a. O. 75 ff.; vergl. Baumgarten II. 341.

Aber die Thatsache des Fortbestandes des Pachacamac-Kultes nöthigte, nachdem die Feindseligkeiten der Eroberung vergessen waren, auch zu einer angemesseneren Darstellung; wieder wurde der Viracocha Con herbeigezogen. Als die Erde aus einer großen Fluth auftauchte, da habe die Sonne nur einen einzigen Sohn über diese Fluth hinaus in einer Höhle und zwar in der von Pacari-Tambo verwahrt gehalten, damit er den nachmaligen Menschen die nöthige Belehrung bringe. Dieser erhaltene Sonnensprosse war Manco Capac, und er offenbarte also wieder den Menschen, daß die Sonne drei Söhne gehabt habe: Con, Pachacamac und ihn selbst, Manco Capac. Darum bildeten also diese drei das Kollegium der höchsten peruanischen Götter. Man hat nicht verfehlt, Trimurti und Dreieinigkeit zum Vergleiche herbeizuziehen. Wäre der Mythenursprung nur ein wenig jüngeren Datums, so hätte man auch den Obergott des zuletzt eroberten Quito herbeiziehen müssen, und dann könnten wir mit gleichem Rechte das wunderbare Zusammentreffen mit der Vierzahl in unserem Kartenspiel bestaunen.

Aber über Quito im Norden hatte sich das Inkareich erst kurz vor der Ankunft der Spanier erobernd ausgebreitet, und damit stimmt auf das Beste die Thatsache zusammen, daß wir mit Bezug auf die Götter Quitos einen Receptions- oder Verbindungsmythus nicht vorfinden.

Den Stoff der Mythen liefert, wie wir hier so deutlich wie möglich sehen konnten, die Geschichte selbst; daß aber an ihrer Redaktion und Bewahrung die Priesterschaften den größten Antheil haben mußten, kann man aus dem Umstande erschließen, daß in Peru wenigstens solches Wissen und solche Beschäftigung überhaupt nicht in das Volk hineinreichte.

Alles in Allem hat im Inkareiche das Priesterthum speziell in der Person des Inka selbst den Gipfel irdischer Macht, eine nicht mehr zu überbietende Entfaltung erreicht; die Priesterschaft aber wurde in einer disziplinirten Unterordnung erhalten.

Fragt man nach einem sittlichen Einflusse, so kann man einen solchen wohl konstatiren. Nur darf man die Sittlichkeit nicht als den Kultzweck hinstellen, will man anders bei der Wahrheit bleiben, und insofern die Religion zunächst in engster genetischer Verbindung mit

dem Kulte steht, kann man auch nicht diese selbst für die Mutter der Sittlichkeit ansehen. Ja, wäre es wahr, was eine gewisse Orthodoxie bis jetzt zu glauben vorschreibt, daß die Religion der Kulturvölker aus einer Verehrung der Naturkräfte hervorgegangen sei und als solche sich weiter entwickelte, so wäre überhaupt nicht abzusehen, wie jemals Religion und Sittlichkeit in eine mehr als ganz äußerliche Verbindung hätten treten können. Wir müssen dem Theologen Müller vollkommen beistimmen, wenn er seine Meinung dahin zusammenfaßte: „Es trägt also diese Religion zunächst diesen allgemeinen Charakter jeder heidnischen Religion, daß sie den Prinzipien nach nicht sittlich ist und nicht sittlich sein kann. Die Naturgegenstände geben so wenig wie die Naturkräfte sittliche Anschauungen" (a. a. O. 409). Das ist ganz richtig, und eine solche „Naturreligion" könnte niemals auch nur zu Begriffen der Sittlichkeit gelangen. Aber eine solche besteht auch nur in der Theorie der Gelehrten; die Religion des Geistes aber, mag sie immerhin als armseliger und roher Geisterglauben ihren Anfang nehmen, muß von Stufe zu Stufe mit der Entwicklung moralischer Grundsätze, die an den Geistern haften, zur Vorstellung von Idealen fortschreiten, für deren Bildnisse niemals Naturmächte Modell gestanden haben können. Sittlichkeit ist Sache des begeistigten, gesellschaftlichen Organismus, nicht der Natur.

Sittliche Fortschritte aber zeigt auch das Inkareich, nicht durch den Kult veranlaßt, sondern durch das Leben in der Organisation, welche durch den Kultgedanken zusammengehalten wurde, so lange der Zweckgedanke selbst dem Volke unfaßbar blieb. Die Inkaherrschaft hat das Volk zur Arbeitsamkeit wohl angehalten und nach Garcilassos Berichten es sich sehr angelegen sein lassen, unnatürliche Laster, denen die Menschen ergeben gewesen sein sollten, auszurotten; auf dem Wege der Ablösung des Menschenopfers sahen wir sie vorwärtsschreiten, wenn ihr Verdienst auch wohl hinter dem Lobe ihres Geschichtschreibers zurückblieb. Wie wenig aber die Motive zu solchen Kulturfortschritten in der Religion selbst lagen, ist augenfällig.

Mit Unrecht hat man dem peruanischen Priester einen besonderen Einfluß auf die Uebung der Sittlichkeit dadurch zugeschrieben, daß man ihn eine Art Beichtinstituts handhaben ließ. Indeß, wenn auch nicht, wie Müller will, die Beichtväter gar keine Priester gewesen wären, und wenn das Institut auch gegen die Einsprache Garcilassos

in der von Balboa und Anderen behaupteten Weise in mehreren Provinzen bestanden hätte, so trüge es doch, wie die wenigen mitgetheilten Beispiele seiner Anwendung zeigen, keinen ethischen Charakter, es hinge mit subjektiver Sittlichkeit gar nicht zusammen; daß die Einrichtung lediglich der politischen Beaufsichtigung gegolten hat, scheint mir indeß nicht. Nach einigen Beispielen urtheilend möchte ich vielmehr für wahrscheinlich halten, daß es sich dabei um eine Institution handle, die genau so viel mit Staats- wie mit Kultinteressen zusammenhängt.

Es gab eine Menge Fälle, welche ohne irgend jemand subjektiv als Schuld angerechnet werden zu können, doch dem ganzen Lande durch den hervorgerufenen Zorn der Götter Unheil zuziehen konnten, wenn man einem solchen nicht durch irgend eine Sühne zuvorkam. Darauf, daß solche Fälle rechtzeitig zur Kenntniß der Kultbehörden gelangten, scheint es mir bei jener „Beichte" abgesehen gewesen zu sein. Sie konnten in Kultunterlassungen, Quixillesüberschreitungen irgend welcher Art bestehen; aber auch Erscheinungen, die man als Anzeichen eintretender Götterungunst deutete, können zu solcher Anzeige verpflichtet haben.

5. Die Muyscas und Centralamerika.

Einen dem peruanischen in seinen Einrichtungen völlig verwandten Kulturstaat hat A. v. Humboldt in dem Staate der Muyscas auf dem Hochlande von Bogota nördlich von Quito unserer Kenntniß erschlossen. Schlechtweg „die Menschen" — Muyscas — nennen sich auch diese Hochländer. Sie lebten in geordneter Ansässigkeit von Feldbau, Viehzucht und Handfertigkeiten, und außerdem zum Unterschiede von den Peruanern vom Handel, und wußten den Spaniern große Heere entgegenzustellen. Die Bevölkerung dieses Hochlandes gehörte eigentlich zwei Staaten an, deren Hauptstädte Tunja und Bogota waren. In jeder dieser Städte regierte ein von den Gaufürsten gewählter Oberkönig; über dem zu Tunja aber stand ein zu Iraca residierendes geistliches Oberhaupt, das wahrscheinlich auch den andern König, den zu Bogota, sich untergeordnet hatte. Hier hatten sich also die immer wieder in Konkurrenz tretenden zwei Gewalten mehr in der Weise des mexikanischen als des Inkareiches getheilt.

Daß übrigens der König für die Zeit seines Lebens als Fetisch galt, ergiebt sich aus seiner der Inka-Allmacht ähnlichen, nur durch jene Oberpriester beschränkten Stellung. Im Uebrigen ist er absolut wie ein Inka, hat das gleiche Hofceremoniell, das eigentlich ein Kult ist, und auch einen Harem von 200 Frauen, wird vom Adelsgefolge begleitet in juwelengeschmückter Sänfte auf blumenbestreuten Wegen getragen.

Da wir über Bau und Wesen des südamerikanischen Mythus nun schon einige induktive Aufschlüsse erhalten haben, können wir es schon versuchen, jetzt umgekehrt aus dem Mythus der Muyscas wenigstens das herauszudeuten, was sie sich unter ihrer eigenen Kulturgeschichte vorstellten. Vor Zeiten, so erzählt man, waren die Muyscas — die Menschen — noch Wilde, hatten nicht Staat, nicht Sitte, nicht Religion noch Landbau. Da kam von Morgen her ein bärtiger Mann, der drei Namen trug: Botschika, Nemquetheba und Zuhe. Mit drei Häuptern wurde er abgebildet. Sein Weib hatte ebenfalls drei Namen: Huythaca, Chia, Yubmayguaga. Sie war schön, aber bösartig und störte alle heilsamen Unternehmungen. Der Mann lehrte die Wilden sich kleiden, das Land bauen, Götter ehren und Staaten bilden. Das Weib aber staute mit Zauber den Sungha-Fluß (jetzt Rio Bogota), daß er zum Schaden der Menschen die Hochebene überschwemmte. Da wurde der Mann zornig, er brach dem Flusse über einen Felsensturz die Bahn, jagte das böse Weib davon und verwandelte es in den Mond. Nun wurden die Menschen, die übrig geblieben, zur Kultur angeleitet, und der Sonnendienst mit einer Priesterschaft, mit geordneten Opfern und Festen eingeführt. An die Spitze des Staates stellte der Dreinamige ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt, ordnete das Jahr und regierte 2000 Jahre.

Wenden wir, was wir in Peru gelernt, hier an, so muß die Verwandlung eines Weibes in den Mond heißen: es gab bei den Muyscas einen Mondkult unter der Vorstellungsweise der Mutterfolge. Dieser alte Kult wurde durch einen Sonnenkult auf dem Standpunkte der Vatergefolgschaft verdrängt; der ältere Geist erscheint nun in dessen Lichte als vorzugsweise bösartig — ganz wie wir dieselbe Auffassung bei den Indianern unterster Stufe gefunden haben.[1]) Dieser

[1]) Siehe oben S. 21.

Uebergang zum Sonnenkulte wird in Verbindung gebracht mit der Begründung des Staates, und die drei Namen für eine Person müssen wir nach dem Beispiele Peru's auf die Vereinigung dreier ursprünglich gesonderter Staatswesen deuten.

Der Begründer dieses Staates nimmt nun wie der Inka alle Kulturschöpfung für sich allein in Anspruch und er regiert in die Jahrtausende, weil er wie Quetzalcoatl eben nur die Repräsentation einer Kulturperiode ist. Die Bärtigkeit des Mannes, die auch im peruanischen Viracochamythus hervortritt, hat schon zu abenteuerlichen Deutungen Anlaß gegeben. Notorisch ist bei jenen Stämmen der Bart nur wenig entwickelt, oft kaum angedeutet. Aber er fehlt ihnen doch nicht ganz und wird zum Theil auch nur künstlich entfernt. So fremd wenigstens ist der Begriff der Bärtigkeit ihnen nicht, daß er ihnen hätte durch einen in der Urzeit verlaufenen Europäer zugetragen werden müssen. Unter diesen Umständen halte ich dafür, daß die übertriebene Betonung der Bärtigkeit nur den Nachdruck verstärken soll, den der Mythus auf das Erscheinen eines männlichen Hauptes im Gegensatze zu der vorangegangenen Herrschaft des Weibes legen muß, weil nun einmal der Beginn des Kulturlebens mit dem Sturze der Mutterherrschaft gleichzeitig gesetzt wird.

Nicht unbedeutsam scheint mir, daß die Noth, welche die Menschen durch Wasserfluthen erleiden — ein so oft wiederkehrender Zug! — hier direkt durch das Frauenregiment herbeigeführt erscheint, und nicht eher beseitigt werden kann, als bis der Mann seine Herrschaft antritt und die Frau hinter sich zurücktreten läßt, wie der Mond hinter der Sonne steht. Ist darin nicht der Gedanke versteckt, daß die Gefahren für die Seßhaftigkeit und den Anbau nur zu bewältigen waren durch die gemeinsame Arbeit unter einer strammeren Organisation, als sie die Mutterherrschaft herzustellen vermochte?

Empfiehlt es sich nicht der Beachtung, daß die großen Kulturzentren der alten Welt fast überall an ein gebändigtes Wasser sich anschließen? Vergegenwärtigen wir uns die großen Wasserleitungs- und Terrassirungsbauten in Peru, die Wasserleitungen und Seeregulirungen in Mejiko, die großen Kanalisationsanlagen, die in so vielen alten Kulturländern — Aegypten, Mesopotamien, China, Latium — den Beginn des Kultur- und Staatslebens kennzeichnen, so dürfte die Zu-

sammenstellung in unserem Mythus keine ganz bedeutungslose genannt werden. Der erste Anbau zieht sich naturgemäß auf den fetten Schlickboden der Flußniederungen; hier aber unterscheiden sich Kultur und Unkultur wie das gebändigte und das wilde, verwüstende Gewässer. Die Zeiten der Unkultur sind die Zeiten der Fluth, in ihr erst tauchen die ersten Kulturmenschen auf. Bald sind es Schiffskundige, bald in allen Künsten erfahrene Leute, oder die Lehrer aller Künste des Friedens, die sich aus der Fluth gerettet — sie haben die Ströme bezwungen und das fruchtbare Land ihnen dauernd entrissen. So blieb auch der Sonnensohn in Peru über eine Zeit der Fluth verborgen, dann aber trat er hervor und lehrte die Menschen den Landbau und die Künste des Friedens. Auch hier ging der Zeit der Kultur eine Zeit der Fluth voraus.

Diesen Kulturmenschen nach der Fluth waren dann die Urmenschen vor der Fluth als ein rohes oder verworfenes Geschlecht entgegengesetzt. Dem Kulturmenschen der Yunka waren seine kulturlosen Vorgänger Affen und Katzen, der Quicha wieder verachtete im Stolze seiner Kultur die alten Yunkas als gottlose und lasterhafte Riesen; von da aus war ja nur noch ein Schritt dahin, den Untergang solcher Barbaren in der Fluth als eine That der Gerechtigkeit zu preisen, ja wohl auch in der Fluth selbst den Zweck einer solchen Vernichtung zu erkennen. Zu dieser moralischen Betrachtungsweise waren nun die Muyscas noch nicht gelangt, so weit hatten sie sich noch nicht entfremdet. Da auf jener Stufe jede Art Organisation füglich als Kultbund auftritt, so erscheint natürlich auch immer eine Gottheit als die besondere Machthaberin der Menschheit nach der Fluth. Sie tritt entweder in jüngerer uranischer Vorstellung den herrschenden Thieren der alten Zeit entgegen, oder sie löst, wie in unserem Falle als männliche Gottheit das unzulängliche Element der Frauenherrschaft ab.

Hier also ist Botschika der siegende Gott der Kulturmenschen, der Bändiger der Gewässer. Mit ihm setzt ein anderer Mythus einen Gott Fomagata in Beziehung. Eine verwandte Namensform Fomagazdad war auch in Nikaragua für einen Gott in Gebrauch. Fomagata ist nicht mit Botschika identifizirt, er findet sich also nicht unter dessen Parallelnamen, lebte aber noch als untergeordnete Existenz

im Kulte der Muyscas fort. Von ihm erzählt nun der dem früheren inhaltlich fernstehende Mythus, er habe in ferner Zeit als ein grausamer Tyrann geherrscht und die Menschen in Thiere verwandelt; Botschika aber habe ihn entmannt. Man hat also im Gegensatze zu den drei friedlich verbundenen Namen in Fomagata ein Kultobjekt zu erkennen, das einem gewaltsam unterworfenen Stämmchen angehörte, welches sich im Gegensatze zu den siegenden Sonnensöhnen durch seinen rohen Thierfetischismus auszeichnete.

Der Sinn der Entmannung scheint hier recht deutlich hervorzutreten. Söhne der Sonne hießen diejenigen Könige, in welchen der Sonnengeist regierte. Sie können so nur auf Grund einer Vorstellung heißen, nach welcher sich der Geist seinen jeweiligen menschlichen Körper bildet oder schafft wie einen Sohn. Wird nun Fomagata vom Sieger nicht getödtet oder vernichtet, so heißt das zweifellos: sein Kult besteht fort, als Gott ist er nicht vernichtet, aber er ist entmannt, er zeugt sich keine Söhne mehr, er gehört nicht mehr zu den Göttern, welche auf Erden durch ihre Söhne herrschen. Mit anderen Worten: er bleibt der Kultgegenstand einer Volksgruppe, über die ein anderer Gott fortan die Herrschaft übt.

Das Wenige, was wir von der Priesterschaft des Muyscavolks wissen, ist genügend, um uns der Uebereinstimmung der Erscheinung zu vergewissern. Unter dem genannten Oberpriester, der auch den König überragt, stehen die Xeques genannten Priester verschiedener Kulte, die sich wie allerwärts neben einander erhalten haben. Auch diese Priester kennen den Brauch, die Gottheit selbst darzustellen. Bei festlichen Gelegenheiten maskirten sich die Sonnenpriester theils mit den Kleidern Botschikas, theils mit denen seiner bösen Gemahlin, während andere Xeques sich als Fomagata kleideten, diejenigen aber, welche den Kult bei Thierfetischen versahen, traten als Krokodile und Schlangen auf. Botschika hatte außer seinen Sonnenfetischen auch noch den Sitz in Malsäulen, sogenannten „Sonnensäulen.“ Das Menschenopfer bestand hier in ähnlichen Formen wie in Mejiko.

Es lohnt sich hier einen Blick auf die priesterliche Kalenderkunst zu werfen. Die Zeitrechnung der Muyscas war je nach den Wendepunkten, mit denen sie rechnete oder von denen sie ausging, verschieden. Der Mondmonat bildete allerdings auch hier das kleine

natürliche Zeitmaß. Der Landbauer wurde durch die Wiederkehr derselben Erscheinungen in der Natur angewiesen, je 12 bis 13 Monate als einen Kreis zu betrachten, in welchem die Erscheinungen in derselben Aufeinanderfolge wiederzukehren pflegten. Er gelangte also ungefähr zu den Begriffen eines natürlichen Sonnenjahres. Daneben rechnete er aber seltsamer Weise je 20 Monate als einen Cyklus für gewisse Dinge im politischen Leben und 37 für einen solchen im Kultleben. Da nun diese verschiedenen „Jahre" nicht mit denselben Tagen abschlossen, solches aber wünschenswerth sein mochte, so schob man verschiedene Tage ein und brachte so einen Cyklus von je 15 Jahren zu stande, mit welchem immer wieder alle Abweichungen ausgeglichen wurden.

Auf diesen Termin fiel nun das größte Kultfest der Muyscas. Menschenopfer bildeten die Hauptsache. Man erzählte, Botschika habe seine Wanderung von dem Orte aus angetreten, an dessen Stelle heute das Dorf San Juan de los Llanos liegt, und deshalb blieb auch diesem Orte die traurige Ehre, das Opferkind zu liefern. In Wirklichkeit kann immerhin von jener Gegend aus die Ausbreitung der Herrschaft vor sich gegangen und demnach der alte Opfertribut gerade an ihm hängen geblieben sein. Man nahm das Kind aus dem Hause seiner Eltern, weshalb es fortan den Namen Guesa, heimathlos, geführt haben soll, und erzog es bis zu seinem zehnten Jahre im Sonnentempel zu Sogamoza. Fortan stellte der Guesa wie im mexikanischen Kulte den Gott selbst dar, und wurde von Ort zu Ort in der Reihenfolge herumgeführt, in welcher einst Botschika das Land durchwandert haben sollte. Im 15. Jahre seiner Erziehung wurde er an dem genannten Feste in feierlicher Prozession auf einen runden Platz geführt, in dessen Mitte eine Sonnensäule stand. An diese wurde er festgebunden und von den maskirten Priestern mit Pfeilen erschossen. So pflegte man wohl einst die Menschen auf der Jagd zu erlegen. Dem Erschossenen riß man das Herz aus dem Leibe, das Blut fing man in Gefäßen auf — beides war Botschikas Antheil.

Die Spuren des Kultes, welche sich uns in Centralamerika, dem Verbindungslande der zwei großen Kulturgebiete von Nord- und Südamerika erhalten haben, deuten alle auf ganz übereinstimmende Verhältnisse, Vorstellungen und Einrichtungen. Daß ich die Ruine

von Palenque für einen sehr fortgeschrittenen Tempelbau halten möchte, habe ich schon angedeutet. Ein Relief, daselbst gefunden, zeigt ganz deutlich eine königlich geschmückte Menschenfigur mit dem Sonnenschilde auf der Brust.

Fast so viel Hypothesen wie der Bart des Viracocha und Botschika hat ein von Peru an durch ganz Centralamerika ab und zu wiederkehrendes Zeichen eines hölzernen oder steinernen „Kreuzes" hervorgerufen. Oft fehlt diesem „Kreuze" der obere Theil des Langholzes und auf dem Querholze sitzt mitunter ein Vogel oder Aehnliches. Man hat in demselben unmöglich etwas anderes zu sehen, als eines der vielgestaltigen Malzeichen aus Holz und Stein. Soll ein solches Malzeichen das Bild eines Thieres tragen, so ergeben sich die Nothwendigkeit des Querholzes und im ganzen diejenigen Formen, die wir bei ägyptischen Gegenständen desselben Zweckes wiederfinden. Insbesondere haben die Fetischfeldzeichen diese Form.

Die Kultbräuche Mejikos, Fasten, Blutlassen 2c., finden sich in aller Uebereinstimmung auch in Centralamerika wieder. Auch die Blutopferung zum Zwecke des Kultbundes ist durchwegs üblich. Im Gebiete von Yukatan bis an den Orinoko hin entzog man das Blut insbesondere gern der Zunge, oder man beschnitt die Geschlechtstheile.

Allenthalben waren die Priester zugleich auch die Aerzte und allenthalben hatte das Volk ein gut Theil seiner Arbeit für Kultzwecke, insbesondere also mittelbar oder unmittelbar für Unterhaltung der zahlreichen Priesterschaft zu leisten. Leider drang auch dahin das Christenthum nicht mehr in seiner erlösenden Gestalt. Oder was war auch hier der Zehent anderes als eine Kultlast, für welche der Staat so gut als Exekutor eintrat, wie in Altmejiko und Altperu? Die brasilianische Regierung erließ am 6. Juni 1755 ein wohlwollendes Gesetz „zu Gunsten der Indier," und dazu am 17. August d. J. eine „Instruktion," von deren 95 Paragraphen nicht weniger als sieben vom Zehent handeln und einschärfen, „damit Gott die Arbeiten der Indier segnen möge, soll an allen Orten der teuflische Mißbrauch, den Zehnten nicht zu bezahlen, abgeschafft werden." [1]) Ist das nicht noch genau dieselbe Motivirung, die der Kult von Mejiko und Peru

---

[1]) v. Eschwege, Journal I. 72.

für sich in Anspruch nahm? Damit Gott die Feldfrüchte segne, regnen lasse u. s. w., darum muß sein Priester erhalten werden.

Eine Schilderung, die Morelet [1]) von der Art entwirft, wie heute in Yukatan der christliche Priester erhalten wird, möge hier stehen, nur weil sie mir ein recht treues Bild von dem zu geben scheint, was einst unter der Herrschaft einheimischer Priester hier Sitte sein mochte.

„Für einen vergeistigten Religionsbegriff hat ein Indianer kein Verständniß und soviel ich hier beobachtete, ist das alte Heidenthum hier nie gewichen. — In praktischer Beziehung freilich vermochten die Patres mehr! Die Indianer wurden von ihnen dazu angehalten, für den Unterhalt der Kirche und ihres Klosters zu arbeiten, und bis zum heutigen Tage ist das noch Brauch und Pflicht und zwar nicht bloß zu Cahabon, sondern auch zu San-Augustin-Languin und zu San Pedro Carcha. Die Alkalden stellen nämlich jeden Morgen dem Pfarrer acht Mann zur Verfügung, die von demselben für seine Arbeit benutzt werden. Der fähigste Indianer nimmt die Stelle eines Hausmeisters ein, der mit geziemender Würde an der Tafel des Pfarrers Platz nimmt: — mit gefalteten Armen, den Mantel über seine Schulter geworfen und sein Messer im Gürtel sitzt er da — jedes Winks gewärtig. Auch die Frauen werden für den Pfarrer also herbeigeschafft — denn sie bereiten den Mais zu, kochen die Tortillas und waschen die Leinwand. Uebrigens trägt die ganze Bevölkerung altem Herkommen gemäß zum Lebensunterhalte und den sonstigen Bedürfnissen des Pfarrers bei. Die Alkalden haben ihm das feste Fichtenholz zu liefern, das als Beleuchtungsmittel ebenso nützlich ist, als es den Kamin erwärmt, während die sechs Stadtviertel abwechselnd Mais, Eier und Bohnen zu stellen haben. Die Fischer lassen es auch nicht an Gaben fehlen, denn sie zahlen ihren Zehenten in Fischen und Krebsen, während Jeder hergiebt, was sein Garten nur bringt: Obst, Gemüse und besonders den Spitzenkohl der Palmen, der hier als Leckerbissen gilt."

Es ist demnach nicht zweifelhaft, daß auch hier ein Kultversorgungssystem bestand, ähnlich jenem im Inkareiche und daß es sammt und sonders auf die christlichen Nachfolger der alten Priesterschaften übertragen wurde. So begreift man wohl, wie die Bekehrer so sehr

---

[1]) Reisen in Central-Amerika. Jena 1876. S. 259.

die „Empfänglichkeit" gerade dieser Indianergruppen für das Christenthum rühmen konnten, wie sie sogar so vielerlei christliche Elemente wie durch ein Wunder schon im Lande vorbedeutet erkennen wollten! Hier gab es ein wirklich lohnendes Feld; dahin floß nun auch ein breiter Strom der Bekehrer. Wie weit war aber dieses Christenthum von dem Anspruche entfernt, eine Religion der Kulterlösung zu sein! Der Pfarrer lehrte, wie ein Gottessohn alle Schuld der Menschen auf sich genommen, und im Namen dieses Erlösers spannte er die Rothhaut wieder vor seinen Pflug. Sie zog ihn wieder wie einst auf dem „Sonnenlande" der Inkas. Es mußte so sein, damit Gott Regen sende und die Feldfrüchte gedeihen lasse.

III.

Alt-Aegypten.

1. Einleitung.

Von vornherein ist kein Grund aufzufinden, warum nicht das Kulturland Aegypten zu seinem kulturlosen Hinterlande in ähnlichen Beziehungen gestanden haben sollte, wie etwa Peru und Bogota zu ihren brasilianisch-karibischen, oder Mejiko zu seinen nordindianischen Nachbarschaften. Weder Sonnendienst, noch Königskult, weder Thierfetischismus noch Mumienverehrung sind der „schwarzen Erde" allein eigen, noch stehen sie außer Beziehung zu einander oder zu den Kultformen des übrigen Afrika.

Auch sind die historischen Vorgänge, soweit sie sich aus dem Gewordenen erkennen lassen, nicht von wesentlich anderer Art als diejenigen, welche den Staat von Peru zusammenfügten. Zwischen Wüsten und Steppen lud wie dort die Niederung am heiligen See, so hier das fette Insellands der Strommündungen des heiligen Flusses zunächst zu dauernder Besitznahme, und von beweglichen Horden an die Kante der See gedrängt, mußten die Stämme im Delta in dauernder Seßhaftigkeit und mit voraus sorgender Arbeit ihr Leben erhalten, den ersten Schritt zur Kultur machen, die Gewässer bewältigen und sich von höherem Menschenwerth den Barbaren gegenüber fühlen lernen. Noch in spätester Zeit hielt die politische Eintheilung die Erinnerung an zwanzig Gaue fest, welche sich über das Niederland bis über die Nilgabelung hinauf und an den Eingang des schmaleren Oberlandes ausbreiteten.

Man wird in der Urzeit eine gleiche Anzahl von Stämmchen annehmen können, welche, wenn auch noch nach Hirtenart wandernd und wie viele heutige Afrikaner, nur nebenher ein Stück Land bebauend, doch die Grenzen eines bestimmten Bereiches nicht mehr verließen.

Das fruchtbare Schwemmland gestattete diese Beschränkung; das „rothe Land" der Wüste blieb der Schauplatz der Nomaden. Die festen Mittelpunkte der noch halbbeweglichen Menschen können nichts anderes gewesen sein, als die Hauptkultstätten jedes Stammes. Die Kultstätte wurde zum Mittelpunkte einer Ansiedlung, der Kultort zur Stadt, die Priesterschaft daselbst zu einer irgendwie leitenden Macht. Nach der Benennungsweise ihres Gottes oder dem Namen seines Fetisches mußte die Stadt sich nennen; war ja in Urzeiten die Stätte des Gottes der einzig feste Punkt für das bewegliche Volk. Noch die späte griechische Uebersetzung so vieler Städte bewahrt diesen Kultcharakter: Diospolis, Heroopolis, Leontopolis, Heliopolis, Crocodilopolis, Heracleopolis, Oxyrynchos, Kynopolis, Hermopolis, Lykopolis ꝛc. Nicht minder tragen ihn solche, deren Namen unübersetzt blieben, wie Busiris, Bubast. Dem Stammangehörigen bezeichnete der Gottname zugleich die Stätte seines Kultes, dem Außenstehenden den ganzen Stamm; eine besondere Gottheit hat auch in spätester Zeit ein jeder Nomos.

Schon diese wahllos herausgegriffenen Namen, wie man sie von jeder Karte ablesen kann, führen uns einen Schritt weiter in der Erkenntniß der Urzustände dieser Völkchen. Wir sehen an ihnen ganz deutliche Spuren der Totemvorstellung. Neben einer Wahl von Götternamen, wie sie der Kultbeziehung entspricht, fällt uns die sehr verbreitete von Thiernamen auf, welche in diesem Zusammenhange und in dieser Parallelstellung unmöglich etwas anderes sein können, als Fetischnamen. Es wohnten also vor Zeiten hier wohl nicht gerade Hundsrippen- und Rabenindianer, aber höchst wahrscheinlich Löwen-, Krokodil-, Hunds-, Wolfs- und Schakalsleute neben einander. Sollten wir uns noch wundern, hier einmal einem Zuge Menschen, einer Prozession hinter dem Zeichen des Schakals zu begegnen? Oder uns wundern über seltsame Erscheinungen in Quixilles, die das eine Stämmchen sich auferlegt, das andere nicht kennt? Auf solche Erscheinungen bereiten uns schon die Namen der Gauorte vor.

Wie in Urzeiten die Stämme der Niederung zu einer politischen Verbindung unter einander gelangten, das wissen wir natürlich nicht. Nothwendig genug aber konnte sie werden durch das Vordringen der Nomadenhorden, welche, wie bis auf den heutigen Tag, die Steppe und benachbarte Wüste durchschweiften. Sicher ist, daß in historischer Zeit die zusammenfassende Herrschaft über die Stämme der Kultur, gerade wie

sie in Mexiko von jenen der Unkultur kam, von solchen jüngerer Kultur geübt wurde. Zu diesen müssen die sich in der Wüste ausbreitenden Stämme des ebenen Landes zunächst zweifellos gerechnet werden. Erst vom Nildelta aus konnte allmählich dieselbe Art der seßhaften Lebensweise und Brodgewinnung nilaufwärts steigen; hier kam zu der zunehmenden Kultur die Energie, die größere Wagelust des Wüstensohnes, von hier herab, von Heliopolis, der „Sonnenstadt,“ von Memphis am Wüstensaume, von Theben im Oberlande kam die Herrschaft, wenn nicht gerade einmal die Barbaren des Ostens hereinbrachen und sie an sich rissen; dann bewahrte den Rest der Freiheit wieder nur das Oberland.

Solche Verhältnisse sind nichts absonderliches. Was eher einen Anspruch auf Hervorhebung hat, das ist die beispiellos lange Dauer, welche dieser Kultur beschieden war. Nicht von einer Herrschaft getragen, im Volke, im Lande wurzelnd, ist sie von keinem Wechsel der Herrschaft völlig gebrochen worden. Wir werden also diesem nach Jahrtausenden zu messenden Zeitraume auch eine Fülle der Entwicklung zuschreiben, Vorstellungskomplexe, auf die wir bis jetzt noch nicht gestoßen, aber auch Conservirung der älteren Elemente daneben erwarten müssen. — In der Erbse ruht das kleine Urbild der Pflanze. Wie es zu Stiel und Blättern auswächst, fallen die Keimlappen ab, mit denen das Gebilde zuerst aus dem Boden getreten. Nicht so wachsen die Vorstellungen, deren Trägerin die Menschheit in ihrer Gesammtheit aber als begrenzte Gruppe ist. Wohl schlummert ebenfalls in der einfachen Vorstellung von dem Fortleben des Menschen über den räthselhaften Fall des Todes hinaus ein unendlich entwickelbarer Komplex; aber wie er sich auch zu Blüthe und Frucht entwickelt, streift er die Keimlappen der ersten Erscheinung keineswegs ab. Auch diese behalten völlig ihr Dasein, und ein eigenthümliches Leben nach Art niederer Organismen weiterführend, gelangen sie sogar selbst immer noch zu neuen Gestaltungen. Dies allein ist es, was dieser Pflanze, diesem weitverzweigten Baume ein so wunderliches Aussehen giebt, wie es uns gerade im ägyptischen Kultwesen und dem Spiegelbilde desselben, in der ägyptischen Mythologie, entgegentritt.

Wir haben übrigens dieses Prinzip der Compatibilität, wie ich es nennen möchte, auch unter Verhältnissen einer minder alten Kultur schon gewahren können; das mexikanische Menschenbild, das den Sperlingskopf und die Schlangenattribute aufnahm, ist der konkrete Aus-

druck dieses Prinzips. Wenn wir dort die historisch entstandene Verbindung von Sperling oder Kolibri und Schlange und beider wieder mit dem Sonnenbilde vor uns sahen, warum sollten wir nicht auch hier aus der Verbindung der Schlange mit der „gefiederten" oder geflügelten Sonnenscheibe, oder aus der Kombination des Menschenbildes mit dem Thierkopfe und der Sonne oder dem Monde auf denselben historischen Vorgang schließen dürfen? Keine Thatsache zwingt uns, gerade Aegypten auf den Isolirschemel zu stellen.

Gerade umgekehrt sind wir in Betreff Aegyptens ganz besonders berechtigt, trotz der Entwicklung, welche die Vorstellungen in einer vieltausendjährigen Kulturepoche nehmen mußten, ein ganz ungewöhnliches Vorwalten eines konservirenden Elementes anzuerkennen. Der Kult ist an sich von seinen ersten in Geisterfurcht gebetteten Anfängen an das allerkonservativste Moment im Leben; er kann wohl Neues in sich aufnehmen, aber die Furcht verbietet ihm, Altes aufzugeben. In Aegypten tritt uns dieser Conservativismus noch in ganz historischer Form gegenüber. Schon in verhältnißmäßig sehr früher Zeit offenbaren sich uns die Zeugnisse einer für eine Ewigkeit berechneten Dotirung gestifteter Seelenkulte auch in Beziehung auf Privatpersonen. Eine Priesterschaft dieser Art unternahm von Generation zu Generation die Verpflichtung derselben Kultleistungen, und in dieser Unveränderlichkeit der Handlungen mußte die Vererbung der Vorstellungen eine starke Stütze finden.

Um unter diesen Verhältnissen den richtigen Gesichtspunkt für die Betrachtung des Priesterthums zu gewinnen, dazu könnten wenige Andeutungen genügen, wenn wir Aegypten so unbefangen gegenüberständen, wie Loango oder allenfalls Peru. Bei der Bedeutung aber, die das ägyptische Kultwesen als Gegenstand einer besonderen Wissenschaft gewonnen hat, müssen wir die spezielleren Kultgrundlagen etwas eingehender betrachten. Der nächste Gegenstand dieser Untersuchung muß naturgemäß wieder die Behandlung der Todten sein und die Vorstellungsweise, die dieser zu Grunde liegt oder an diese sich anknüpft.

2. Die einfacheren Kultelemente.

Zur Aufbewahrung der unverwesten Leichname als der natürlichsten Fetischkörper führten im Küstenlande Perus dieselben natürlichen Verhältnisse, wie in Aegypten; beide Landschaften liegen in einem

regenlosen Himmelsstriche. Was den Vorrichtungen der Polynesier immer nur sehr unvollkommen gelang, das brachte hier die Natur mit wenig Unterstützung zu Stande.

Daß die Aegypter seit den Zeiten, in welche unsere erste Kunde von ihnen zurückreicht, so gut wie alle andern Völker der Erde ein Fortleben des Menschen nach der Erstarrung des Leibes annahmen, Beweis dessen ist der gesammte höchst umfassende, ja verschwenderische Todtenkult. Dieser Kult als Thatsache bedingt nun nicht gerade von allem Anfange an eine Vorstellung „Seele“ im Sinne einer jüngeren Psychologie. Im Gegentheil, es ist naturgemäß, daß zunächst die zergliedernde Frage, was denn eigentlich vom Menschen fortlebe, gar nicht gestellt wurde; es genügte zu sagen: Er lebe weiter. Wir sahen schon oben,[1] daß auf diese Weise sogar ein allgemeines Pronomen zur Bezeichnung des Fortlebenden, zur Bestimmung dessen, was wir einen Geist nennen, genügen konnte. Die Sprachforschung dürfte noch mehrere Analogien dieser Art finden. Auf die angeführten Gewährsmänner gestützt, können wir einiges dieser Art andeuten. Bis zur elften Dynastie hinauf sprechen, wie zuerst Dr. Hincks bemerkte, die ägyptischen Gebetformeln nur von den Verstorbenen überhaupt; er, der Verstorbene empfängt die Opfergaben. Aber von jener Zeit an, oder nach Anderen genauer seit Amenemha I. von der 12. Dynastie (nach Lauth 2561 v. Chr.) tritt in der bekannten Gebetformel „Suten-hotep-ta“, die man auch wohl das „ägyptische Vaterunser“ genannt hat, an die Stelle der allgemeinen Personenbezeichnung das Wort „Ka“, für dessen Uebersetzung Le Page Renouf die Bezeichnung „Genius“ wählt. Die wörtlichste Uebersetzung wäre aber imago, das Bild. Nur wäre nicht daran zu denken, daß man sofort an jene Fetischbilder gedacht habe, denen man die Gaben vorsetzte, sondern imago wäre in dem Sinne zu fassen, der es dem Echo, Phantom, Gespenst gleichsetzt. Die Seele des Verstorbenen würde dann im Verhältnisse zum Körper gleich dem „anderen Menschen“, wie das Bild zu fassen sein, das sich die Vorstellung von einem Abwesenden machte. Von diesem „Bilde“ wird gesagt, es wohne als ein „lebendes“ in dem Steine oder Holze. Der genannte Aegyptologe hebt[2]) einen alten Text hervor, nach welchem

---

[1]) Siehe oben S. 145.

[2]) Nach Sharpe, Egyptian Inscriptions. I. 30.

Ptah, der Hauptgott von Memphis, die Götter veranlaßt habe, sich in ihre Leiber, d. h. in ihre Bilder von Holz oder Stein, hineinzubegeben. Hier offenbart sich aber zugleich auch der ganz correcte Fetischsinn der ägyptischen Auffassung, und man muß sich nur wundern, wie so klare Feststellungen immer wieder als Anomalie behandelt und beiseite geschoben werden können. Die Bildbezeichnung scheint auf einem Vergleiche zu beruhen: die Seele ist das Bild des Leibes, der Leib das Bild der Seele. Im Gebete, das auf einer bekannten Stele erhalten ist, sagt der Gestorbene: „Möge ich auf der ewig dauernden Straße reisen, begleitet von Ka-u und den Auferweckten.“ Es sind also diese Kau, welche jenseits des Todes fortleben. Derjenige, welcher dem Todten als berufsmäßiger Vermittler die Kultgaben darbrachte, heißt „Hen Ka“, der „Priester des Ka“. Man findet ihn abgebildet,[1]) die Opfergabe überreichend, den an der Spitze einer Prozession Opfernden Wasser ausgießend, oder die Bilder Abgeschiedener mit Weihrauch beräuchernd.

In einer andern Beziehung aufgefaßt, erscheint uns der Todte als Nuter (nutar). Le Page Renouf[2]) hat alle ihm zugänglichen Stellen verglichen, die dieses Wort gebrauchen, und findet, daß der Begriff der „Macht“ die Grundbedeutung dieses Wortes sein müsse. Weit entfernt, dem Fachmann zu widersprechen, finde ich, daß das Wort „heilig“ im alten Sinne, das ja auch ein Macht-, ein Besitzverhältniß ausdrückt, die zutreffendste Uebersetzung sein müßte. Nutar kann dann gerade so, wie das peruanische Huaca ebensowohl den Todten, wie die Grabstätte, den Tempel und eine Gottheit bezeichnen, genau wie unser altdeutsches „wîh“.[3]) Der Begriff der Unantastbarkeit leitet den der Macht herbei. Unantastbar sind aber auch die Kultverträge, und Heiligkeit bezeichnet dann auch die Vertragstreue auf beiden Seiten. Der Text der Tafel auf Kanopus übersetzt nuter auf Thiere angewendet direkt mit ἱερός, heilig. Große Steine nannte man (adjektivisch) nutra — ganz zutreffend, wenn es Mal- oder Fetischsteine waren, gleich jenen „Geistersteinen“ der Indianer. Ein

---

[1]) Lepsius, Denkmäler, II. Th. Taf. 23, 25, 58.

[2]) Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Aegypter. Leipzig 1882. S. 87.

[3]) Vergl. Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Register, v. „heilig.“

unterirdischer Raum heißt aat nutri — als „befestigter" Raum, meint Renouf; warum nicht einfacher ein gehegter, d. i. heiliger, ein Huaca oder Wih? Drei Zimmer zu Dendera werden als „nutru" bezeichnet, und Mariette zweifelt nicht, daß das „heilige" bedeute. Heißt ein Talisman „Sauit nutrit", so mag er immerhin als „mächtig" gelten, gewiß war er das aber nur als ein heiliger. Heißt Seti I. als Königsfetisch „sechem nutra," so ist er wohl als das „heilige Bild" bezeichnet. In dem Satze „er ist kräftig (nutra) in der Erfüllung der Pflichten gegen seinen Fürsten und Herrn" kann man gewiß unbeschadet des Sinnes „heilig" einführen; auch in der Bibel heißt die Bundestreue gegen Jahve die „Heiligkeit". Nutris als Name einer Stadt (hier Dendera) braucht nicht an Samaria oder Valentia zu erinnern; es ist die vollständig deckende Parallele des deutschen Wik oder Weichbildes, der Malstätte. Ist doch die „heilige" Stätte auch in Aegypten zweifellos der Ausgangspunkt der Stadtbildung gewesen.

Ist so nuter nur der Ausdruck einer Beziehung, welche überall, so weit man dieselbe Sprache sprach, immer wieder hervortreten mußte, so hatte es deshalb mehr die Anlage, zum Gemeinnamen des „Göttlichen" als zum Spezialnamen einer Lokalgottheit zu werden. In der That führt, so weit uns bekannt, keiner der ägyptischen Götter diesen Namen; aber alle können so bezeichnet werden; von den Todten nur die, welche fortlebend gedacht werden, oder wie wir mit de Rougé[1]) sagen können, die „Erweckten". Es waren, um es durch einen Vergleich kurz zu bezeichnen, dem Malaien diejenigen, welche das Glück hatten, Anitos zu werden. Die Bezeichnung paßt gewiß auch zu dieser Uebersetzung, nur drückt diese nicht die ursprüngliche Bedeutung des Wortes aus. Wir müssen noch einen Augenblick bei diesen Bestimmungen verweilen, um unserer Betrachtungsweise einen festeren Boden zu sichern, gerade hier, wo sie alte Vorurtheile am meisten anfechten werden.

Für nutra hat die demotische Uebersetzung auf der Tafel von Kanopus chu, und an anderer Stelle sagt Renouf:[2]) das Wort chu läßt sich mit Geist übersetzen, aber als Name für Verstorbene bedeutet es „der Verklärte." Für letztere Bezeichnung hat das „Todten-

[1]) Chrestomatie III. S. 25.

[2]) a. a. O. 124.

buch"[1]) den Ausdruck „Achu". Nach einem Papyrus[2]) geht ein verstorbener Priester Amons hervor als Tum — vielleicht steckt also auch in diesem Gottnamen noch die Gemeinbedeutung des „verklärten Geistes". Dann würde man die Parallele allerdings auch auf andere ausdehnen müssen.

Auf das Zweifelloseste ist das bei „Osiris" der Fall. Dieser Name hat allmählich jeden anderen zur Bezeichnung eines fortlebenden Geistes fast vollständig verdrängt. Mehr als wahrscheinlich ist, daß die Bezeichnung Osiris nicht von Anfang an in ganz Aegypten gebräuchlich war; ist doch die altägyptische Sprache überhaupt so ausgezeichnet durch den übergroßen Reichthum an Synonymen. Aber zu der Zeit, in welche die freilich zunächst wohl auch nur lokal gebrauchten ältesten Texte des bekannten Todtenbuches zurückweisen, erscheint schon als ganz unbestreitbare Thatsache, daß jede Seele, die nicht vernichtet wird, sondern ein Fortleben erlangt, ein Osiri ist. Ohne Ausnahme wird in allen erhaltenen Texten des Todtenbuches dem Namen des Verstorbenen dieses Prädikat vorgesetzt; Osiri ist der „Divus" der „Selige" der „Eatua" und „Anitos". Aber es ist auch mit diesem Osiris der europäischen Wissenschaft genau so gegangen, wie weiland Cook mit dem Eatua der Südseeinsulaner.[3])

Lieblein mag hier für Viele das Wort nehmen.[4]) Er sagt bei der Besprechung eines der vielen Texte des Todtenbuches: „Wir lernen aus diesem wichtigen Texte, daß der Verstorbene sich mit dem Gotte identificirte. Ich bin Tum, ich bin Ra, ich bin der große Gott existirend von selbst, ich bin Osiris, ich bin Bennu u. s. w. kann nicht wohl bedeuten, daß der Verstorbene sich in mehrere grundverschiedene Götter auf einmal verwandeln soll, sondern nur, daß er sich mit den verschiedenen Erscheinungsformen, oder mit den verschiedenen Personen des einen Gottes identificirt. Ja, wenn es heißt: ich bin der große Gott, existirend von selbst, so kann dadurch nicht einmal eine besondere Erscheinungsform angegeben sein, sondern nur eine besondere Eigenschaft, die für Tum, Ra u. s. w. gemeinschaftlich ist. So wie

[1]) Cap. 124, 10.

[2]) Lieblein, Die ägyptischen Denkmäler in St. Petersburg, Helsingfors, Upsala und Kopenhagen. Christiania 1873 S. 57.

[3]) S. oben S. 144 ff.

[4]) a. a. O. S. 49.

die vielen Einzelgötter aller Wahrscheinlichkeit nach sich aus dem ursprünglich einen Gotte, dem Sonnengotte Ra, entwickelt haben, so scheint es wirklich aus diesen und anderen Stellen hervorzugehen, daß das Bewußtsein von dem einen Gotte bei den Aegyptern niemals ganz erloschen war. Lepsius hat daher gewiß Recht, wenn er sagt: „Der Gedanke lag durchgehends zu Grunde, daß der reine und gerechte Mensch zugleich ein Einzelwesen und zugleich der höchste Gott selber sei, oder nur freiwillig die Existenz und Form des einzelnen Menschen angenommen habe, mit dessen Tode aber in seine göttliche Existenz zurückkehre. Alle gerechten Menschen wie alle von Gott stammenden Einzelwesen überhaupt, auch die einzelnen Götter sind seine Glieder oder vielmehr seine verschiedenen Namen, das heißt die verschiedenen Seiten oder Formen seiner Offenbarung, die nur in der diesseitigen Welt als Sonderexistenzen erscheinen, in der jenseitigen aber, ohne ihre Individualität aufzugeben, doch zugleich wieder Gott selbst sind." Der gerechte Mensch wurde also nach dem Tode zum Gotte, er ging in Gott selbst über."

Nicht ganz so gelehrt, aber doch ungefähr so sprach sich Cook über den hohen Begriff aus, den jene halbwilden Insulaner von ihrer Seele hätten, daß sie sie einen Eatua oder Gott werden ließen! Im Gegentheil verschwindet diese Anmaßung, und die ganze Entwicklung erscheint um vieles klarer, wenn wir einsehen wollen, daß auch „Osiris" ausgänglich wirklich nur der Geist überhaupt ist, der sich wie überall im Wiederscheine gesteigerter Kultur zum Gottbegriffe erhoben hat. Die Geschichte des Osiris aber steht hinter jedem Gotte. Sobald das Todtenbuch, das ja ein käufliches Formular war, nicht nur in Einem Gau, sondern in vielen, in allen Eingang gesucht und gefunden, mußten sich die synonymen Bezeichnungen mehren; seit der Einheitsstaat die Hauptgötter der Gaue zu identifiziren begann, traten in der That nur noch Namensunterschiede hervor. Doch blieb Osiris immer der populärste, der allgemein gültigste Name für die fortlebende Seele. Von ganz gleichem Werthe steht ihm zunächst der weibliche Name Hathor zur Seite. Genau wie Osiris bezeichnet dieser Name die Frauenseele im Allgemeinen und lokal eine Gottheit insbesondere.

Die Verallgemeinerung dieses Prinzips, die Erstreckung der Identifizirung auf alle Gottheiten ohne Unterschied beweist nur, daß die Abstammung des Gottbegriffs, wie er sich in Osiris zeigt, im Be-

wußtsein des Volkes für die überall zutreffende gehalten worden sein muß, wenn auch die Namen einzelner Gottheiten gegen diese Ausdehnung zu protestiren scheinen. Wenn auch in jüngerer Zeit der Name Ra fast ausschließlich nur für den Fetisch des Sonnengeistes, die Sonne selbst, gebraucht wurde und ein älterer Inhalt des Namens ganz entschwunden sein sollte, so weiß doch auch unter solchen Umständen das gesammte „Heidenthum" nur zu gut, daß es auch mit dem Fetischnamen als Gottheit nur einen innewohnenden Geist bezeichnet, und so mußte auch unter dieser Voraussetzung der Schluß gerechtfertigt sein, ein Mensch, der ein Osiris werden könne, müsse auch ein Ra werden können, wenn inzwischen die Herrschaft eines Ra die eines Osiris abgelöst, oder vielmehr wenn ein Ra oder Amon als Hofgottheit einer afrikanischen Inkafamilie jenen für den Kultgebrauch gewöhnlicher Menschen oder allenfalls auch als „Todtengott" für jedermann zurückgestellt hat.

Der Angabe Herodots, Osiris und Isis — letztere eine Parallelgestalt der Hathor — seien die einzigen Gottheiten, die im ganzen Lande verehrt wurden, während alle anderen nur Lokalkulte hatten, kann auch die heutige, vergeblich nach der Ureinheit ausschauende Aegyptologie nicht widersprechen. An sich und völlig isolirt gedacht kann die Verbreitung des Osirisnamens wenigstens doch so erklärt werden, daß seine Ureinheit sich retten ließe; wir aber müssen von zwei an sich möglichen Auffassungen diejenige wählen, welche den bis jetzt betrachteten Forschungen außer Aegypten näher steht; für uns ist nur noch diese möglich. So lange wir eine Wahl offen haben, ist uns eine Isolirung Aegyptens oder irgend eines Menschenschlages nicht gestattet.

Wenn Renouf, in der Sache zutreffend, die Vorstellungen, welche den entwickelteren Todtenkult interpretiren, so zusammenfaßt: „Alle Gottheiten aus der Osirisfamilie und alle die, deren Handlungen auf Osiris Bezug haben, thun für den Verstorbenen dasselbe, was sie die Legende für Osiris thun läßt," — so muß eine richtige Deutung dieses Verhältniß ebenfalls geradezu umkehren. Das Glück, ein Osiris zu werden, ist auch in Aegypten eben so wenig ohne weiteres jeder Seele beschieden, wie jede malaische ein Anitos werden kann. Vielmehr lauern der Seele viele Gefahren auf, die ihre völlige Vernichtung herbeiführen können. Wir kennen diese Gefahren von der Südsee

her.[1]) Die Seelen armer Unterthanen verschlingen fremde, erobernde Götter. Lüstern nach Seelen bedrohen sie jede, die sich ihren Kult nicht schaffen kann. Ohne Kult würde die Seele auch ohnehin sterben.

Durch gleiche Gefahren aktiver und passiver Art geht auch die Seele des Aegypters hindurch. Durch diese Gefahren sie glücklich hindurch zu führen, sie in mancherlei Kampfe zu unterstützen, ist Zweck eines wirksam geordneten Todtenkultes. Das nun, was hierbei jeder einzelne Osiris wiederholend gedacht werden muß, seine Reise zu verschiedenen Todtenstätten, die in einem Kultbunde stehen, seine Kämpfe mit den fremden feindlichen Geistern, die außer jenen stehend nach der Seele trachten, wie sie nach des Menschen Blut lechzen, das ist umgekehrt in dem Osirismythus zum epischen Ausdrucke gebracht.

Dieses Verhältniß hindert aber keineswegs, daß eine solche, dem Stoffe nach auf dem Boden der Wirklichkeit ruhende Dichtung selbst wieder neue Gestalten in das Volksbewußtsein einführe, oder vielmehr gewisse Thätigkeiten und Charaktere an vorhandene anschließe. Wer sind denn die wichtigen Faktoren bei der Kultpflege des Verstorbenen? Zwei derselben treten ganz besonders hervor: der geborene und der geworbene Kultpfleger, d. i. der überlebende Sohn und der Priester. Beider sicher zu sein, war eine höchste Sorge des Aegypters. Jener leistete das Materielle zur Ausstattung des Todten, dieser ordnete den Vorgang und wandte die wirksamsten Formen an; jener mühte sich im Kampfe für den Todten, dieser kündete ihm mit fachmännischem Einblicke den Erfolg. Diesen beiden Hauptfiguren entsprechen im Mythus auf das genaueste Horus, der „Sohn“ *κατ᾽ ἐξοχήν*, der seinem Vater „Osiris“ beisteht, und Thot, der Priester und Gottesgelehrte der Götter selbst, der das Zünglein der Waage beobachtet, ob das Gewicht der Kultwerke nicht zu leicht sich erweise. Ich kann nicht glauben, daß Horus und Thot auf diese Weise erst zu einem Kulte gekommen wären; schon die Unterscheidung eines „älteren“ Horus deutet mir das Gegentheil an. Aber auch Thot, der in Oberägypten seinen Gau hatte, ist wohl als Herr eines priesterlich geordneten Staats hier schon ein Kultobjekt gewesen, ehe sich der Mythus an seinen Namen hing.

Der arge Feind, mit welchem Horus für seinen Vater kämpft, der böse Set, ist noch weniger eine Fiction, sondern wenn auch nur

---

[1]) S. oben S. 146 ff.

ein Gemeinname, doch der eines Geistes, der in aller Realität feindliche Völker gegen das Kulturvolk führt. Er beherrscht und repräsentirt einen in die Wüste hineinreichenden Stamm, der sich bald verträglich, bald abtrünnig, immer gefährlich zwischen Ober- und Unterägypten schiebt. Wir wissen: was außer dem Staate ist, ist außer dem Kultbunde; darum trachtet dieser Wüsten-Set in mancherlei Fetischgestalten nach den Seelen der Aegypter.

Osiris und Horus hatten viel von Set gelitten. Einmal erschlägt Set selbst den Osiris, und Horus rächt ihn, ein anderes Mal verschlingt der Krokodilsgott Maka, ein Sohn des Set, den Arm des Osiris. In diesem Kampfe spielt das Auge des Horus eine besondere Rolle. Horus hat sein Auge verloren; Set ist es, der ihn nach dem Todtenbuche (Cap. 112) in Gestalt eines schwarzen Ebers um's Auge gebracht hat; nach einer andern Legende hat Set das Auge verschlungen. Verschlingt nun nicht auch der Kannibalismus gerade mit dem Auge die Seele?[1]) Wenn also der „Sohn" mit seinen Kultwerken für den Vater kämpft, so darf man den fetischen („typhonischen") Gegner wirklich als einen Gott der Wüste auffassen. Er personifizirt keine Naturerscheinung, sondern rohe Wüstenstämme, die sich übrigens nicht ohne Erfolg in Aegypten eingedrängt. Wir werden von ihnen noch hören.

Von den Gaukulten unterschied sich der des Osiris als der verbreitetere, er war der Kult für jedermann. Deshalb sind die Osiristempel und „Osirisgräber" zahlreich im ganzen Lande zerstreut; aber nur im neunten Gau des Niederlandes (Busiris) trägt auch die Gaukultstätte keinen anderen Namen, als nur den des Osiris im Allgemeinen. Im übrigen konnte jede Privatkultstätte eine Osirisstätte sein. Der bekannteste Mythus von Osiris — von Plutarch bereits durch Himmelserscheinungen gedeutet — bezieht sich auf diese Thatsache, die den Menschen einer jüngeren Zeit allerdings auffällig genug erscheinen mußte. Der böse Set oder Typhon, den die Mythendichtung aus einem durch Kult sicher gestellten Gaugotte in Mittelägypten in einen bösen „Wüstensturm" umgewandelt hat, Set war eben wieder im Kampfe mit Osiris, mit Aegypten gelegen; solcher Kämpfe kennt die Geschichte genug. Er hat Osiris in einen Kasten gezwungen und ihn den Nil

---

[1]) S. oben S. 217.

abwärts schwimmen lassen. Auch das mag sich noch auf Historisches beziehen; nun aber knüpft der Mythus seinen besonderen Epicyklus daran. Set nimmt den Leichnam wieder aus der Lade und zerschneidet ihn in 14 Stücke, die er dann überall hin durch das Land verträgt und zerstreut. Isis, die überlebende Gemahlin des Osiris, sucht nun jedes einzelne Stück auf und begräbt es an der Stelle, wo sie es fand — daher nun die vielen Gräber eines und desselben Gottes im Lande!

Der Mythus kann unmöglich so alt sein, als wofür man ihn ausgiebt, unmöglich kann er uns Aufschluß geben über die Vorstellungsweise einer uralten Zeit. Er setzt vielmehr nothwendig schon mancherlei Trübung der Vorstellungen voraus. Aus dem Begriff Osiris ist schon in Analogie mit anderen Erscheinungen, namentlich den Gau- und Dynastiegöttern, ein Gottesindividuum geworden, und erst diese Begriffsverschiebung machte eine Erklärung nothwendig, wie denn ein und derselbe Gott an verschiedenen Orten begraben sein könne. Der alte Aegypter, vielleicht der Aegypter überhaupt, brauchte diesen Mythus nicht. Aber auch der Zweck dieser Mythen muß schon wieder völlig verkannt gewesen sein, wenn man in Osiris in der Lade die in der Erde eingeschlossene zeugende Urkraft der Sonne, und was ähnlicher Tiefsinn ist, sehen konnte; der Osiriskult ist sein Lebtag ein ausgesprochen chthonischer geblieben. Man wird niemals einen tauglichen Schlüssel zu den Grundvorstellungen der Menschheit finden, wenn man sich ausschließlich auf die Ausdeutung solcher Mythen verläßt. Plutarch ist ja ein alter Gewährsmann, aber unendlich älter und verläßlicher sind die Denkmäler des Kultes!

Ra ist nach Lauth's Etymologie[1]) nicht ursprünglich die Bezeichnung der Sonne, sondern zweifellos auch ein Geistname. Er tritt uns aber nachmals — zunächst in der Kultstadt On-Heliopolis — so ausschließlich als der Gott im Sonnenfetisch entgegen, daß der Name ebenso zur Bezeichnung der Sonne geworden ist, wie sonst umgekehrt die Fetischnamen die ganze Gottpersönlichkeit zu bezeichnen pflegen. Auch hier tritt der Sonnenfetisch erst in relativ jüngerer Zeit in die Erscheinung. Wohl findet sich auch in historischer Zeit der unendlich verbreitete Thierfetisch in Aegypten pietätsvoll conservirt, aber doch nicht

---

[1]) Lauth, Aegyptens Vorzeit. Berlin 1881. S. 46 f.

mehr auf der Stufe vollen Lebens, nicht mehr auf seiner ganzen Höhe; er gehört einer zwar ehrwürdigen, aber doch längstvergangenen Zeit und einer überholten Vorstellungsweise an. Dagegen steht der Sonnenfetisch in vollem Glanze; aber er dürfte auch hier ursprünglich nicht als ein Gaukult, sondern als Dynastenkult hervorgetreten sein, und wenn wir uns nicht täuschen, zunächst wohl neben dem Gaukulte des Hor-machu zu On, wo die älteste Dynastie der Eroberer des Niederlandes geherrscht haben dürfte. Wir werden auf diese Hypothese noch zurückkommen.

Wenn wir nun das Bild der Sonnenscheibe in der bekannten Vereinigung mit der Schlange oder dem Vogel sehen, so haben wir kein Räthsel mehr vor uns; wir wissen aber auch, daß man nicht von der Sonne zur Schlange, sondern nur umgekehrt vom Thierfetische zum Sonnenfetische gelangt sein kann. Noch sicherer aber sind die Berichte, welche uns das Todtenbuch von einem Fortschreiten der Vorstellung des Fortlebens giebt, wie weiter unten angeführt werden soll. Es ist nicht denkbar, daß die Menschenseele, gewohnt ihren Sitz am Firmamente oder in der Sonne selbst zu suchen, nachmals wieder zu der Beschränkung auf die dunkle Grabstätte herabgestiegen wäre; wohl aber ist das Umgekehrte der Fall gewesen, und mit der Wandlung dieser Vorstellungen hängt die des Gottesbegriffes auf das innigste zusammen.

Ra ist außerdem, gleich der Sonne der Inkas, zunächst als Familiengottheit des Herrscherhauses angeführt; nur diese Könige, nicht alle Aegypter sind „Sonnensöhne;" die Vorstellung des Osiris aber gehört der breiten Basis des Volkslebens an. Indem aber in den Thatsachen des Lebens beide Kulte einander durchdrangen, mußten sich auch die Götter einander in gleicher Weise bis zur Identifizirung nähern. Wäre nicht schon durch die frühe Vereinigung der Niederlandstämme die Persönlichkeit des Einen, überall geehrten Osiris in der Vorstellung geschaffen gewesen, so würde diese Verbindung wohl in der korrekten Formel ausgedrückt worden sein: Auch Ra ist ein Osiris; — jetzt aber genügte diese Formel nicht mehr; schon war auch Osiris eine Persönlichkeit wie Ra. So entstand denn einer jener so oft wiederkehrenden Receptionsmythen, der übrigens, wie ihn das Todtenbuch (XVII, 1, 42. 43) erzählt, nur erst ganz wenig über den Ausdruck der Thatsache hinausgeht. „Osiris kam nach Tattu (der Kultstätte zu Mendes) und fand daselbst die Seele des Ra; beide

umarmten einander und wurden wie Eine Seele, die aus zwei Seelen besteht." —

Etymologien kommen uns bei der Erklärung ägyptischer Verhältnisse noch weniger zu Hilfe, als sonstwo; auch sind wir dabei lediglich auf die Meinung Anderer angewiesen. Der Aegyptologe Lauth[1]) leitet beide Namen, Osiris und Isis, für welch letztern sich örtlich Hathor einschob, von demselben Stamme ab, welcher nach ihm As lautete. As-iri sei der „thätige As", Aset die „weibliche As." Dann aber dürfte wohl das Prädikat der Aktivität ebenfalls nur den Geschlechtsgegensatz ausdrücken sollen, und wir besäßen also in diesem Urgötterpaare den männlichen und den weiblichen As. Was nun aber „As" sei, das erfahren wir nicht recht. Diodor hat die weibliche As als „die Alte" gedeutet, und das dürfte mit der Volksauffassung wohl gestimmt haben; aber Lauth widerspricht dieser, weil die Schreibung nicht stimme. Das phonetische Zeichen des Stuhls mit der Lautung as im Namensbilde könne zu dem Begriffe „ruhen" führen; doch wird das ebenfalls wieder als unzuläßig erklärt. Wäre dies nicht der Fall, so gäbe „ruhen" auf das Grab bezogen, keine sinnlose, wenn auch keine poesievolle Deutung. Osiris wäre dann einfach der männliche, Isis der weibliche Todte. Die Schwierigkeit, mit diesem Begriffe gerade den des Fortlebens zu verbinden, brauchte uns nicht zu schrecken; hat doch unser eigner Sprachgebrauch die Begriffstheilung auch nicht scharf durchgeführt; wir sprechen von einem „umgehenden", „wiederkehrenden" Todten. Von einem Fortleben mit den Todten, ja wörtlich mit den Mumien spricht sogar ein Text des Todtenbuches.

Daß übrigens auch Osiris erst seit der Sonderung eines spezifischen Todtenkultes von dem Kulte längst vergöttlichter, mächtigerer Wesen überall als der spezifische Todtengott Eingang fand, während vordem die lokal angewendeten Gottnamen zugleich dieselbe Stelle einnahmen, das zeigt deutlich die noch erkennbare Genesis des oftgenannten Schriftdenkmals.

3. Der Priester am Webstuhl der Mythenbildung.

Das Todtenbuch bildet eine Ausrüstung des Verstorbenen zu glücklicher, kultgerechter Einführung in die Gesellschaft der Geister

[1]) a. a. O. 38 ff.

und Götter der nach Analogie der staatlichen Vereinigung verbundenen ägyptischen Kulte. Der Todte entnimmt ihm die nothwendigen Ansprachen und Weisungen, oder sie geschehen vielmehr nach jüngerer Auffassung durch das Buch selbst, wenn er es bei sich führt; gerade so genügt anderwärts das Ankleben geschriebener Gebete statt des Vortrages gesprochener. Den Kern bildet jedesmal die Erklärung des Verstorbenen, daß er nun, nachdem er auf den richtigen Vollzug der richtigen Kultakte hinweisen kann, wirklich — um mit den Malaien zu reden — ein Anito geworden' sei, ein Divus, ein Gott relativen Sinnes. Diese Erklärung erfolgt nun zunächst naturgemäß mit den ortsüblichen Ausdrücken, oder der Todte nennt sich mit demjenigen Namen, welcher an der Kultstätte seines Stammes der Gottheit gegeben wird. So hätte denn für jede Kultstätte ein eigener Todtenbuchtext verfaßt werden müssen. Aber abgesehen von der Verbindung, in welche die öffentlichen Kulte seit der Verschmelzung der Gaue zu einem Staatswesen untereinander und mit dem Staatskulte treten mußten, bemächtigte sich der Sache eine, wie man aus der Zahl der Funde schließen muß, höchst schwungvoll betriebene, priesterliche Industrie, welche Textbücher für alle Fälle und Orte im ganzen Lande giltig, in der Weise in Vorrath hielt, daß im Gebrauchsfalle nur der Name des Todten eingefügt zu werden brauchte. Auch hierdurch mußte jene Häufung und Identifizirung der Gottesnamen praktisch einen Theil ihrer Förderung erfahren. Allmählig finden alle Gottheiten in dem Todtenbuche Aufnahme, wie ja auch der Todte fortan, da sich die Stämme nicht mehr als gesonderte Kultbündnisse gegen einander abschlossen, mit allen Bekanntschaft zu machen die Aussicht hat. Insbesondere aber wurde Osiris das Alle einigende Prinzip.

Wie die Texte uns vorliegen, bilden sie, nach der Analyse von Lepsius, außer dem Grundstocke eines einfachen und kurzen Textes eine Menge ineinander geschachtelter Kommentare, theils zu jenem, theils zu einander. Trennt man die einzelnen Theile nach diesem Gesichtspunkte, so ersieht man sehr deutlich einerseits, wie sich die Osirisvorstellung erst mit der Zeit allumfassend an die Stelle der Lokalkulte drängte, und anderentheils, wie durch den Versuch, unverständlich gewordene oder wirklich von Haus aus fremdartige Begriffe nach der jeweiligen Auffassungsweise der Zeit zu erklären, immer wieder neue Vorstellungen zum Theil in ziemlich willkürlicher Weise in das religiöse System ein-

geführt werden. Hier sehen wir wieder den Mythus am Webstuhl, aber wir erkennen auch das Täuschende und Irreleitende der Bilder, die er dabei entwirft.

Ein Beispiel entnehmen wir Lepsius.[1]) Nach den Worten des Urtextes spricht ein, wie vorausgesetzt werden muß, in der alten Kultstätte zu Anu, dem biblischen On oder Heliopolis Beigesetzter: „Ich bin der große Bennu zu Anu." Jedem Menschen der betreffenden Gemeinde war das natürlich verständlich; es hieß so viel als: ich bin ein Osiris in Anu. Bennu ist nichts als der Name einer Gottheit mit Vogelfetisch zu Anu. Aber nicht jedem Aegypter war dieser verschollene Gottesname geläufig; daran hängt sich nun die erklärende, sich in Tiefsinn nie genügende und darum niemals abgeschlossene Spekulation. Schon der erste Kommentator bemerkt zu dem erklärungsbedürftigen Worte Bennu: „das ist: die Erfüllung dessen, was ist." Ein zweiter stellt wieder zu diesem allerdings tiefsinnig dunkeln Kommentar die nicht unberechtigte Frage: „Was ist das?" und beantwortet sie mit Bezug auf den Grundtext (was ist Bennu?) viel einfacher und zutreffender: „Osiris ist es von Anu." Das ist die einfach korrekte Vorstellung: „Bennu" ist nur der Lokalname für einen Osiris daselbst. Aber er hat nun auch die Frage, „was ist das?" mit Bezug auf den ersten Kommentar zu beantworten und sagt, indem er ebenfalls einen Schritt auf das Gebiet der Spekulation wagt: „und das, was ist, ist das immer und das ewig." Ein dritter Kommentator endlich faßt den ersten Theil des vorangehenden Kommentars kurz und klar dahin zusammen: „Der Bennu ist der Osiris von Heliopolis," legt aber dem zweiten Theile einen ganz neuen Sinn unter, indem er sagt: „und die Erfüllung dessen, was ist, das ist sein Leib oder auch: das ist das immer und das ewig." Das letztere „Oder auch" scheint ihm aber überhaupt nicht recht zu passen, und er findet dafür wieder eine neue, recht wunderliche Erklärung: „es ist aber das immer der Tag und das ewig die Nacht."

Was für Wunderdinge, was für Tief- und Unsinn können auf diese Weise nicht in das Volksbewußtsein eingeleitet werden! Nach dieser Richtung werden wir bald noch schöne Fortschritte gewahren; vorläufig aber interessirt uns mehr der eine gewonnene Satz: „der

---

[1]) Aelteste Texte des Todtenbuches. S. 45.

Bennu ist der Osiris von Heliopolis." Nach dieser Formel ist also jeder Gott einer Kultstätte, insbesondere so lange sie auch noch Grabstätte ist, für diese Stätte der Osiris. Als solcher nimmt er die Verstorbenen an dieser Stätte auf. Man könnte sich auf einen Satz der Mathematik berufen, um zu zeigen, wie durch diese Gleichsetzung aller möglichen Götter und des Einen Osiris die Gleichstellung aller unter einander gefördert werden müßte.

Ein anderer Text — im Sarge eines Mentuhotep [1]) — nennt schon eine Reihe von Göttern und bringt, auf demselben Wege entstanden — eine Menge neuer Zuthaten, die der Leser zum Theil ohne Schwierigkeit als Kommentar jener Art herausfinden wird.

Es spricht also der Palastverwalter Mentuhotep: „Ich bin Tum, — ein Wesen, das ich Eines bin. — Ich bin Ra — in seiner Herrschaft, der ersten; der Schöpfer seines Namens, der Herr aller Götter, (den) keiner aufhält unter den Göttern. — Ich war gestern, ich bin, der ich kenne das Morgen, — Osiris nämlich."

Hierauf fährt Mentuhotep gewissermaßen berichtend fort: „Es war gemacht worden ein Kampfplatz (eine Versammlung?) der Götter, als ich sprach"; und diesem fügt sofort der Kommentar bei: „Es ist der Kampfplatz das Westland nämlich" (die Grab- und Geisterstätte, das Todtenreich). Nun folgt als Fortsetzung die Ansprache, die der Todte auf dem „Kampfplatz" hielt: „Ich bin, der ich kenne den Namen dieses großen Gottes, der in ihm ist. Ich bin Bennu, jener Große, welcher ist in Anu; es ist die Bestätigung dessen, was ist. Was ist das? — Osiris nämlich. Es ist das, was ist, das immer und das ewig. — Ich bin Chem in seiner Erscheinung, welchem (mir) gesetzt worden sind meine beiden Federn an mein Haupt."

Diese Federn, welche lediglich als fürstlicher Schmuck des Fetischbildes des letztgenannten Gottes mit diesem in den Text gekommen sind, fordern nun wieder die dunkelsinnige Gelehrsamkeit neuer Kommentatoren heraus. Ein solcher Kommentar beginnt mit den üblichen Worten: „Was ist das?" — „Seine beiden Federn — Horus nämlich (sind die des Horus) des Vertheidigers seines Vaters." Dahinter aber folgt offenbar eine ganz andere, zweite Erklärungsart: „seine beiden Federn, diese (sind) seine beiden Uräen (Schlangen als Fetischzeichen des Königs)

[1]) Lepsius a. a. O. 26 ff.

nämlich an (der Stirn) seines Vaters Tum." — Diese Erklärung ist nicht ganz unrichtig, denn während gauweise der Fürstenschmuck aus Federn bestand, entsprachen diesen anderwärts die Uräen. Darauf erst Fortsetzung des Textes: „ich bin in meinem Lande; ich bin gekommen zu meiner Wohnstätte." Der Kommentar dazu: „Was ist das? — der Sonnenberg nämlich meines Vaters Tum." „Sonnenberg" ist nur Parallele zur „Sonnensäule": der Malberg eines unter Sonnenfetischismus vorgestellten Gottes.

In den jüngern Todtenbüchern überwuchern völlig die erklärenden Zusätze und bei der schon bemerkten Subjektivität der priesterlichen Erklärungsversuche gelangen oft recht fremdartige Vorstellungen zur Geltung. Als Beispiel sei der Inhalt des Papyrus Turin [1]) angeführt. Anfanch — so heißt diesmal der Redner — führt sich mit einer langen erklärenden Einleitung ein, aus der wir ersehen, daß sich nun der Begriff Osiris, wie es nicht ausbleiben konnte, völlig gespalten hat. Anfanch ist immer noch ein Osiris, aber gleichzeitig unter den Begleitern des Osiris, und aus der thatsächlichen Identifizirung mit den verschiedenen Gottheiten, ursprünglich je nach der Lage der Kultstätte, ist ein förmliches Privilegium des „Gerechtfertigten", d. i. des Kultbefriedigten geworden, je nach seinem Belieben alle Existenzen anzunehmen. Er sagt: „Seiend unter den Begleitern des Osiris, gelabt mit der Speise des Unnofre, des Gerechtfertigten, aufgestanden am Tage, annehmend alle Existenzen, worin es beliebt zu sein, rüstig (?) auf der Wanderung, wohnend in der Halle als lebendiger Geist, der Osiris Anfanch, der Gerechtfertigte, der Sohn der Sitchem, der Gerechtfertigten, unter den Wohlgefälligen vor allen großen Göttern des Westlandes, zur Zeit seines Leichenzuges und der Festlichkeiten bei seiner Veranstaltung auf der Erde geschieht die Rede." — Nun erst folgen die Worte des alten Textes: „Ich bin Tum, ein Wesen, (das) ich Eines bin." Dieses erklärungsfähige Erklärungswort zieht nun eine ganze Wasserfluth nach sich. Der Kommentator findet nämlich, daß dieses Wesen „Nun" sein müsse, in diesem aber sehen dessen Kommentatoren wieder sowohl den Nil als die „Urgewässer." Dann folgt der alte Satz: „Ich bin Ra in seiner Herrschaft im Anfange seiner Regierung,

---

[1]) Cap. 27. Lepsius a. a. O. 26 ff.

die er geführt hat." Zweifellos sollen diese Worte den früher angeführten entsprechen: „ich bin Ra in seiner Herrschaft, der ersten."

Auf diese Bestimmung des Ra als desjenigen in seiner ersten Herrschaft treffen wir noch so oft, daß wir sie hier doch kurz deuten möchten. Sie kann nicht wohl zweifelhaft bleiben, wenn wir bedenken, daß Ra auch der regierende ägyptische König ist, ganz und gar ein ägyptischer Inka. Im Könige führt Ra seine andere Herrschaft; eine unmittelbare Herrschaft der Götter setzten auch die Aegypter allen ihren Königsdynastien voran. Der Todte geht nicht zu Ra, der im Könige ist, ein, sondern zu jenem Gott Ra in seiner ersten Herrschaft, dem Ra im Jenseits.

Die Kommentarbedürftigkeit der Stelle fühlt nun ein jüngerer Verfasser, aber diese einfachere Erklärung genügt oder gefällt ihm wieder nicht. Er beantwortet die Frage: „was ist das?" wie folgt: „Ra nämlich in seiner Herrschaft im Anfange seiner Regierung, die er geführt hat, ist der Anfang des Ra nämlich, herrschend in Hatsuten-chenen (in anderen Texten steht nur em suten, „als König"), als ein Wesen von selbst entstanden, die Erhebung des Nun (Nil oder Urgewässer), welcher ist auf der Höhe Am-Sesennu, welcher vernichtet hat die Kinder der Rebellen auf der Höhe Am-Sesennu."

Hier knüpft also eine sagenhaft erhaltene Erinnerung der ersten Regierung des Ra wieder an ein Gewässer, eine Fluth an und spricht dabei von untergegangenen Rebellen. Damit also hätte die Regierung des Ra begonnen, etwa wie die des Sonnengottes Botschika. [1]) Ein Kampf des für Kulturzwecke gewonnenen Gewässers mit wilden Barbaren und deren Vernichtung kann kaum treffender lokalisirt gedacht werden, als in der Niederung des Nil. Aber der priesterliche Erklärer faßt die Ueberlieferung nicht mehr kulturgeschichtlich, sondern kosmogonisch, und so kommt er von dem „Urgewässer" nicht wieder weg. Auch den Ausdruck des alten Textes: „ich bin der große Gott, existirend von selbst," deutet er nun auf diesen Gott Nun, welcher der „Vater der Götter" sei. Da aber sonst als dieser „große Gott" Ra selbst aufgefaßt wurde, so gelangt wieder ein anderer Text (Lepsius bezeichnet ihn mit P.) zu der nothwendigen Erklärung, daß Ra und Nun identisch sein müssen. Er sagt: „Was ist das? — der große

---

[1]) Siehe oben S. 371 ff.

Gott existirend von selbst ist Nun nämlich, das Urgewässer, der Vater der Götter, oder auch Ra nämlich." —

„Ich bin, den Keiner aufhält unter den Göttern" — konnte ursprünglich immer nur bedeuten sollen, daß der gerechtfertigten Seele sich nun niemand mehr im Jenseits in die Wege stelle, stellen könne; aber der erklärende Erweiterer des Todtenbuches glaubt, es müsse auch darin die Gleichstellung mit einer bestimmten Gottheit gesucht werden. Er sucht nun diejenige heraus, deren Fetischkörper das Prädikat der Unaufhaltsamkeit zukommt — das ist vor Allem die Sonnenscheibe. Er antwortet also wieder auf seine stereotype Frage „Was ist das?" —: „Tum in seiner Sonnenscheibe, oder auch Ra nämlich in seiner Sonnenscheibe, welche strahlt am östlichen Horizonte des Himmels." — Ra ist zwar der gebräuchlichste Fetischname der Sonne, aber keineswegs der einzige der Sonnengötter, vielmehr haben allmählig mehrere Stämme ihre Stammgottheit in die Sonne versetzt, wie wir noch sehen werden.

Im älteren Texte war von Osiris, dem befreiten Geiste, beiderlei zugleich ausgesagt, daß er nämlich „gestern war" und „das Morgen kannte", wie man ja den Geistern zum Unterschiede von den gebundenen Menschen die Vorschau in die Zukunft zutraute. Der jüngere Erklärer ändert diese Deutung und vertheilt „morgen" und „gestern" in sinniger Weise an den Gott des Todes und den des Lebens. Er sagt: „Es ist das Gestern Osiris nämlich, es ist das Morgen Ra nämlich. An jenem Tage, an welchem überwunden werden die Widersacher des Herrn des Universums von ihm und bestätigt wird dieser von seinem Sohne Horus; oder auch jener Tag . . der Bestätigung nämlich des Osiris durch seinen Vater Ra, hat er gemacht einen Kampf der Götter, als es befahl Osiris, der Herr des Berges des Westens."

Der „Berg des Westens" und das „Westland" (amenti) sind Bezeichnungen der Grabstätten und im weiteren Sinne des „Todtenlandes." Vielfach war in der That die Westgegend die Gräbergegend, indem man den Todten jenseits des fruchtbaren Landes im Wüstensaume die Wohnungen anwies, wie zu Memphis, Theben u. a. Neben dieser natürlichen Erklärung drängte sich aber den Kommentatoren auch eine andere Möglichkeit auf. Da man Osiris von dieser Bezeichnung her nun einmal mit Recht den „Herrn des Berges des Westens" —

den Herrn der Malstätte — nennen konnte, so glaubt der Erklärer, wie so oft die Thatsachen umstürzend, man könne das Geisterreich deshalb als Westland bezeichnen, weil es dieser Osiris, als ein Herr des Westens, den Geistern zu bereiten befohlen habe. Aber auch Ra könne im Hinblick auf den Weg, den sein Fetisch nimmt, diesen Namen veranlaßt haben; darum fügt er hinzu: „oder auch: das Westland nämlich, das Endziel nämlich gegeben dem Ra (der Sonne), zu welchem jeder Gott (Gestorbene) gelangt und in welchem er gekämpft hat" (durch Kultwerke).

Auf die Frage, wer der große Geist sei, den der Todte zu kennen versichert, folgt wieder eine zweifache Antwort: sein Name sei entweder Osiris oder „Preis des Ra", oder auch „Geist des Ra". Die Erklärung des Bennu von Anu nimmt alle älteren Variationen gleichzeitig auf. Chem mit seinen beiden Federn wird als identisch mit Horus bezeichnet, die „beiden Federn an seinem Haupte" erhalten eine neue phantasievollere oder vielmehr phantastischere Deutung: sie sind „das Einherschreiten der Isis und der Nephthys, welche gestellt worden sind hinter ihn in ihrer Eigenschaft als Zwillingsschwestern; siehe, das ist es in Bezug auf die Stellung an seinem Haupte!" Man möchte glauben, es sei diesen priesterlichen Schreibern wirklich nur darum zu thun, auf dem theuer bezahlten Papyrus ihre gelehrten Grillen spazieren zu führen; der Schreiber besteht gar nicht einmal auf seiner sinnreichen Deutung, sondern fügt mit aller Gleichgiltigkeit das gewöhnliche „oder auch" der älteren Deutung hinzu, wonach die Federn die Stelle von Uräen vertreten hätten, und giebt dann noch eine letzte Möglichkeit als Dreingabe in den Kauf: „oder auch: seine beiden Augen nämlich sind seine beiden Federn an seinem Haupte." Es ist nicht zu zweifeln, daß auch dieser Tiefsinn seinen Bewunderer gefunden haben wird. Wir glauben aber, Felsenschlösser dürften auf solchem Grund nicht zu bauen sein.

Wir haben den Leser hiermit mitten in die Sache selbst gestellt, ihn gewissermaßen in die Schmiede geführt, in der die Hände an der Arbeit sind, ihn an den Webstuhl gestellt, durch dessen Fäden der Priester das Schifflein warf. Es ist eine gar unsichere Hand, die wir an der Arbeit sahen, und das Muster, das sie wob, zeigte mehr Willkür als Gesetz; man wird sich hüten müssen, die Natur aus ihm herauszulesen. Aber gerade darin zeigt sich, wie bedeutungsvoll auf hohen

Stufen der Einfluß des Priesters selbst für die Entwicklung des Gedankenschatzes der Menschen wird. Und doch kann man die Priester und priesterliche Beamten, welche sich mit dem Schreiben dieser Todtenbücher befaßten, nicht gerade zu der vornehmeren und einflußreicheren Klasse der Stiftspriester zählen. Sie dürften vielmehr der größeren Zahl nach nur solcher Priesterschaft angehört haben, welche ihre Dienste von Fall zu Fall dem Einzelnen, insbesondere zur kultgerechten Versorgung der Todten antrug.

4. Die Religion unter dem fortwaltenden Einflusse von Geschichte und Priesterthum.

Lepsius[1]) versetzt die älteren Todtenbücher ungefähr in die Zeit zwischen dem 15. und 13. Jahrhunderte vor Christo. Wir sehen also schon in so früher Zeit eine Entwicklung dem Abschlusse nahe, die in der neuen Welt ungefähr ebenso viele Jahrhunderte nach Christo im Gange war. Die „Gewässer" sind bewältigt, die Barbaren und Rebellen besiegt und vernichtet, und um zahlreiche Kultstätten als die ersten festen Mittelpunkte der Clans hat ein seßhaftes Kulturleben sich eingerichtet. Jede Kultstätte von öffentlicher Bedeutung hat ihre besonders genannte oberste Gottheit; nur da und dort tritt derselbe Name an räumlich entlegenen Orten auf. Dafür sind mehrfache Erklärungen möglich. Die Gemeinsamkeit des Sprachschatzes sprachverwandter Stämme kann allein schon dieses Spiel herbeigeführt haben; aber es kann auch eine frühzeitige Theilung desselben Stammes, auch eine selbständige Wanderung des Kultes den Anlaß gegeben haben. Niemals ist eine solche Clangottheit die einzige des Stämmchens. Jede Familie hat ihren Schutzgeist. Zum wenigsten werden wir neben dem Hauptgotte ein weibliches Wesen aus der Zeit früherer Mutterfolge erwarten müssen, wenigstens doch als Frau neben dem Manne. Die Erinnerung der Mutterfolge hat sich in Aegypten noch recht wohl erhalten, weniger in der Praxis des Lebens als gerade in den Kultbeziehungen. Mochte sich im gewöhnlichen Leben der Mann nach seinem Vater nennen; im Kulte mußte er seine Mutter anführen, sie bezeichnete für ihn die Abstammung.

---

[1]) Aelteste Texte 17.

Noch in spätester historischer Zeit behielten diese Clangottheiten trotz ihrer allgemeinen Geltung das deutlichste Gepräge ihres Lokalcharakters, wie die stets offiziell gebliebenen Bezeichnungen als Herr ihrer zur Provinzial-Hauptstadt gewordenen Malstätte beweisen, und jeder der Gaue blieb, wie man in Brugsch's Geschichte Aegyptens nachlesen kann, unter die Oberherrschaft einer solchen Gottheit gestellt. Aber frühzeitig, ehe noch aus irgend einer einzelnen Clanpriesterschaft ein erobernde Priesterthum hervorging, oder von Außen hereinbrach, müssen die Clans den Drang gefühlt haben, sich gruppenweise an einander zu lehnen und zu Vertheidigungszwecken zu verbinden. Eine solche Verbindung muß aber nach der Natur der Sache auch ein Kultbund gewesen sein. Dem entsprechend können jene Göttergruppen entstanden sein, welche auch später noch gewisse Kulteinheiten bildeten; dem entsprechend haben wir ja gewiß auch in einzelnen Namen nicht mehr die alten Clans, sondern zum größeren Theil gewiß schon Gruppirungen derselben vor uns, wie sie aus solchen Verbänden entstehen mochten.

Darüber hinaus erfolgte stufenweise eine Vereinigung aller Clans durch die Königsmacht, die indeß noch lange und in der Erinnerung fast immer wenigstens eine doppelte blieb, mit dieser eine Kultverschmelzung von zwei Seiten her, von der des Osiris — und von der des Ra-Begriffes. Der Osiriskult brauchte nirgends als ein neuer Kult vorzubringen; er war überall vorhanden der Sache nach, es bedurfte nur der Verbindung ein- und desselben Namens. Wie hierfür unter anderem auch das Todtenbuch thätig war, konnten wir nebenher schon bemerken; es lehrte, wie jeder lokale Gottesname im Grunde die Bedeutung des Osiris habe. Ein zünftiges Priesterthum des Todtenkultes — in Aegypten zugleich die lukrativste Seite des Priesterthums — mußte dazu naturgemäß das Meiste beitragen.

Neben der Gemeinsamkeit des Namens blieb indeß gleichwohl noch die Unterscheidung der einzelnen Individuen bestehen; schon die verschiedenen Malstätten hielten diese Erinnerung wach, bevor diese Vielheit die doch nur sehr künstliche Deutung des plutarchischen Mythus annahm. Es muß zunächst ganz selbstverständlich gewesen sein, daß der Osiris von Busiris nicht der von Theben, dieser nicht der von Anu und dieser nicht der von Memphis sein konnte. Nur der Gemeinname, nicht der Personenname kam allen zu. Darum hielt man

auch noch an einer weiteren Unterscheidung fest; der zu Memphis war Osiris „Ati" — „der Fürst", der zu Anu „Ur", „der Große." Beide Namen unterscheiden ganz deutlich den einen höchsten Osiris des Clans von den zahllosen „Anitos" desselben. Ein „Osiris Ur" ist ganz deutlich der „große Geist" des Indianerstammes.

Dagegen hat sich Ra von oben herab in das Volk eingeführt, zunächst nur als der Kultgegenstand eines herrschenden Hauses und der Hofgeistlichkeit, als Dynastiegott einer jüngeren Kulturepoche. Seiner Verbreitung muß sehr zu Statten gekommen sein, daß sein Name frühzeitig als Fetischbezeichnung gefaßt wurde und sonach verschiedenen Geistern Raum gewähren konnte. Wenn ein Fürstenhaus das andere ablöste oder verdrängte, brauchte dann der Kult des Ra deshalb keine Unterbrechung zu erfahren; denn bald mag jedes Fürstenhaus dem andern nacheifernd seinen Stammesgott in denselben glänzendsten Fetisch der Welt, in die Sonne versetzt haben. Es hindert durchaus nichts, daß ein solcher Fürsten- oder Stammesgott, der notorisch Amon heißt, deshalb nicht auch Ra sei, und will man den Geist und Körper gemeinschaftlich und dennoch unterscheidend bezeichnen, so kann er ja Amon-Ra heißen; aber auch Tum ist Ra und selbst Osiris ist vereinzelt als Ra bezeichnet.

Was aber dennoch, weil nicht zu einer unmittelbaren Berührung gelangt, deutlich getrennt neben einander auf dem Kultgebiete fortbesteht, das kann, wenn nun einmal das Bedürfniß einer Einordnung erwacht, leicht in eine genealogische Verbindung gesetzt werden. Dabei können die verschiedensten Versuche, wie sie ja keineswegs alle von einem Kopfe ausgehen, neben einander ihr Leben fristen. Apis ist der Sohn des Ptah, des Tum, des Osiris und des Sokari. Wäre das noch nicht das Wunderbarste, so kann aber auch dieselbe Götterperson der Sohn mehrerer Mütter sein. So ist Horus der Sohn der Isis und zu gleicher Zeit der der Hathor. Allerdings unterscheiden sich beide Göttinnen auch nur durch die provinzialistisch entstandenen Namen; dem Gedanken nach sind beide die „Urmutter". Der Mythus von Osiris wäre gar die größte Ungereimtheit, wenn nicht auch hier dasselbe Verhältniß obwaltete. Osiris ist ja zu gleicher Zeit Vater, Bruder, Gatte und Sohn der Isis, ja, um Mögliches und Unmögliches zu erfüllen, soll er nun auch noch das Kind ihres gemeinsamen Sohnes Horus sein, wie er denn auch gerade zu Theben

als „Kind" verehrt wird. Das ist nun sachlich schlechterdings unmöglich, wenn man die Einheit der Person festhält; es ist aber dem Mythus nicht unmöglich gewesen, zu allen Elementen dieses Complexes zu gelangen, da thatsächlich nur die Einheit des Namens besteht.

Außer dem Gattungsbegriffe, der den Namen bezeichnet, trug dazu auch noch die mehrfache Fassung des Horus bei. Der Mythus selbst unterscheidet schon einen „älteren" und einen jüngeren Horus. Wenn die Etymologie Lauths zutrifft, so würde Horus „der Obere" bedeuten, was in zweifacher Weise ein Gottesname sein kann, sei es, daß man es auf den Geist als den Herrschenden, oder auf einen jüngeren Fetisch als den Himmlischen deute.

Als solcher kann der „große Geist", ebensowohl in Tattu — dem Mendes der Griechen — wie in Cheb so bezeichnet, Horus kann also gleichzeitig in Tattu, wie in dem weitentlegenen Cheb geboren worden sein. Nun ist aber der „jüngere" Horus durch das Kultritual zu einer besonderen Repräsentation des „Sohnes" κατ᾽ ἐξοχήν gestempelt worden, und so soll er nun wieder als derselbe Sohn an zwei Orten und von zwei Müttern geboren und von verschiedenen Vätern gezeugt worden sein.

In einem und demselben Texte sogar wird Horus der Sohn des Osiris, und bald darauf Seb als sein Vater genannt. Seb verhält sich aber genau so zu Osiris, wie Ra zu Amon oder Tum oder sonst einem der Geister, welche in der Sonne ihren Fetischsitz haben. Der Name bezeichnet wörtlich die „Erde" und ist also genau wie Bunsi zu Loango [1]) der ursprünglichste, umfassende Fetischsitz aller Gestorbenen. Von dem allerwärts heimischen Begriffe einer „Mutter Erde" unterscheidet sich Seb nur durch die Vorstellung der Vaterfolge, der er Ausdruck giebt. Seb und Osiris verhalten sich wie Fetisch- und Geistname für dieselbe Vorstellung; beide erfreuen sich der Kultpflege „des Sohnes", ihres Horus. Wollte nun eine systematisirende Hand Klarheit und Ordnung in diese Verhältnisse bringen, so stellte sie den Seb als Großvater hinter den Vater Osiris. Solche Systematisirung fiel naturgemäß der Priesterschaft zu, und das genannte Todtenbuch muß ein wichtiges Mittel in ihrer Hand gewesen sein, ihren Zurechtlegungen Eingang in das Volksbewußtsein zu schaffen; diese selbst können

[1]) Siehe oben S. 95 ff.

dann aber nur in seltenen Fällen ein Zeugniß für das Denken des Volkes sein.

Die Formeln des Todtenbuches bildeten für das ägyptische Volk gewissermaßen das Symbolum, an welchem die Götter im Jenseits die Zugehörigkeit des Todten zu ihrem Kultbunde erkannten. Nachmals gewöhnte man sich allerdings, die Schrift selbst für sich sprechen zu lassen; aber zweifellos haben sich die Lebenden mit dem Inhalte dieses für sie so wichtigen Buches gleichwie mit ihrem Symbolum oder Katechismus bekannt gemacht, und so mußten auch ohne besondere Lehrthätigkeit der Priester deren Mythenkonstruktionen Eingang in das Volk finden.

Schon durch das Privilegium des Verlags des „Todtenbuches“ mußte der Einfluß des Priesters im Volke ungewöhnlich bedeutend sein, und er wußte ihn zu steigern, indem er den Werth dieses Buches so sehr erhöhte, daß schließlich die Erwerbung eines solchen oder die Unterweisung in dessen Formeln den Erfolg aller anderen Kultwerke in sich schließen sollte. Der Epilog des ersten Kapitels besagt:[1] „Ist gekannt dieses Kapitel auf Erden oder am Sarkophage angeschrieben, so erscheint der Betreffende an jedem ihm beliebigen Tage und tritt ein in sein Haus, ohne daß er zurückgewiesen wird.“ In dieser Gegenüberstellung bedeutet das „Kennen auf Erden“ zweifellos ein Auswendiglernen bei Lebzeiten; ein Beweis also, daß auch wirklich das Volk von seinem Inhalte Kenntniß nahm. Es wäre nur wunderbar gewesen, wenn es dann hätte dem Einzelnen erlaubt sein sollen, das vom Priester Erlernte auch wieder andern mitzutheilen. Allen uns bekannten Analogien gemäß möchten wir das Gegentheil bestimmt annehmen.

Uns hat dieser Katechismus schon etwas zu weit vorausgeführt; wir kehren nun zu der Frage zurück: Wo ist das Verbleiben des Todten?

Die Antwort lautet: Von den Uranfängen an haben sich alle Stufen der Vorstellung bis zur höchsten Entwicklung hinauf neben einander lebendig erhalten. Auch dafür liefert das Todtenbuch die

---

[1]) Uebersetzung von Lauth a. a. O. 54.

bündigsten Beweise. Die älteren Vorstellungen blieben wie überall an der Erde haften. Die Seele bewohnt entweder die mit dem Grabe in Besitz genommenen Stellen, oder sie geht, der religiösen Vorstellung unterster Stufe entsprechend, in irdische Fetische, insbesondere in Thiere, mitunter auch in Pflanzen ein. Aus dem einsamen Grabe der Urzeit wird allmählich eine Todtenstadt, ein Todtenland, sei es, immer der Grabvorstellung folgend, unter der Erde, sei es im Wasser, jenseits des Stromes, in der Wüste. Allmählich hebt sich der Fetischbegriff; die Seele wandert nach einem ausgesuchten Sterne, in die Sonne oder überhaupt auf das Firmament. Die Vereinigung dieser disparaten Vorstellungen hatte keine Schwierigkeit. Das Todtenbuch hat sie bereits vollzogen, und der Schlüssel liegt in dem freien Willen, der freien Wahl der einmal durch den Kult gerechtfertigten, der fortlebenden Seele. Sie hat fortan die freie Wahl ihres Wohnsitzes; sie ist außerordentlich erweitert durch den hinzugekommenen Begriff des Himmelsfetisches; eben diese Freiheit erklärt auch das immer noch fortdauernde Bewohntsein aller Fetische älterer Vorstellungsstufen.

Noch kennt in dieser Weise das Todtenbuch sogar die Vorstellung uralter Zeit, das Fortleben an der bestimmten Todtenstätte. So spricht (Cap. 124, 10) der Achu, d. i. die zum Anitos gewordene Seele: „Ich bin ein Achu, ausgerüstet über alle Achu, versammelt zu den Mumien von Anu, Tattu, Chennsu und Apu-Sennu." All diese Orte sind berühmte Kultstätten; dort also, zunächst natürlich immer nur in einer derselben, wohnt der Geist. Wie sich der Kultbund erweitert, zieht auch der Text alle diese Orte in seinen Inhalt, wie er an anderer Stelle mit den Göttern der einzelnen Stätten vorging. Es schien der Seele nun die Wahl zu bleiben.

Der Begriff eines Erdfetisches Seb hätte auch nicht entstehen können, wenn nicht zunächst die Erde überhaupt als Geisterwohnung gedacht worden wäre. Schon in dem oben (S. 397, 400) angeführten Stücke aus dem Todtenbuche folgen die Bezeichnungen Unterwelt, Westland und Sonnenberg aufeinander. Genauer noch wird im 27. Capitel als Wohnung des Geistes zunächst die Halle, dann das Westland genannt, während der Name Am-Sesennu eine Anhöhe bezeichnet. Der öfter wiederkehrende „Berg" ist eben nur das Grab selbst, oder wie jenes der gemeinsame Malberg. Da er im Westen liegt, heißt Osiris „der Herr des Berges des Westens"; tritt aber

neben die chthonische Vorstellung die uranische, so verbindet sich in schon erwähnter Weise die ältere Erinnerung mit dem jüngeren Begriffe zu einem „Sonnenberge“.

Die gemeinsame Unterwelt heißt Acherunti, [1]) eigentlich Acherunuti, „die heilige Unterwelt“. Parallel, aber wohl mehr an Amenti, das „Westland“ angelehnt, besteht der Begriff des „Gefildes Aalu“, über dessen Deutung ich bei den uneinigen Etymologen nicht viel erfragen konnte. Einzelne Schreiber geben dem Worte das Deutzeichen einer Pflanze, andere das einer Schlange. Möglich wäre nach Brugsch die Deutung als „Cypergrasfeld“, nach Lauth als „Schlangenfeld“; beides aber verwirft Letzterer, indem er lieber an ein hebräisches El, „Gott“ denken will; ich möchte das „Schlangenfeld“ vorziehen. Nach dem Todtenbuche (Cap. 109, 4) ist Aalu durch eine feste Ummallung eingehegt — gleich den uns bekannten Kultstätten; aber anderseits erscheint es auch schon als Insel von außerordentlicher Fruchtbarkeit, woselbst die Geister das Leben eines irdischen Ackerbauers fortsetzen.

Daneben bleibt es dem Geiste immer noch unverwehrt, in einen Thierfetisch einzugehen. Das Todtenbuch nennt als solche mit Namen die Turteltaube, die „Schlange Sata“, den „Vogel Bennu“ — als Gott von Anu uns schon bekannt, — das Krokodil (Sebek), den Falken, den Reiher und außerdem als Pflanzenfetisch die Lotosblume. Alle jene Thiere sind zugleich Fetische ägyptischer Götter; einzelne dienen mehreren zugleich. Die Wahl dieser Aufenthalte und die Zeit derselben stellt aber das Todtenbuch der „gerechtfertigten“ Seele völlig frei, so daß mit Bezug auf diese eine eigentliche „Seelenwanderung“ dem Aegypter nicht bekannt sein konnte. Was auf solche gedeutet werden kann, ist eben nur die Erinnerung an den alten und fortbestehenden Thierfetischismus. Endlich zeigt das Todtenbuch auch die Spiegelung der Fortschritte zum Uranismus. Der Verstorbene bleibt nicht nothwendig auf der Erde, ist nicht mehr an deren Fetische gebunden, „es wird ihm gegeben ein Dekanstern am Himmel.“ Ja, er durchwandert frei das Firmament und folgt den Sonnengöttern.

Ein unbedingtes ist das Fortleben der Seele schon nach der Urvorstellung nicht. Sonst wären ja die Kultakte der Speisung u. s. w. überflüssig. Sie sind aber vielmehr die Bedingung dieses

---

[1]) Nach Lauth a. a. O. 52 ff.

Fortlebens. Die Seele muß, wie der Mensch hienieden, erhalten werden, soll sie leben. Diese Erhaltung aber ist Kult. Diese Beziehung der beiden Begriffe auf einander bleibt nun immer bestehen und immer dieselbe, wie sich auch diese selbst mit immer neuem Inhalte füllen mögen, was in der That der Fall ist. Hat sich der einfachere Gedanke des Fortlebens mit den Vorstellungen einer glücklichen Ankunft in einem Geisterlande, fröhlichen Genusses daselbst, der größten Freiheit der Bewegung u. ähnl. angefüllt, so ist nun die Erfüllung all dieses Einzelnen der Inhalt der einen Wagschale; all dies ist nun aber an die Bedingung des geleisteten Kultes als das Gegengewicht in der andern geknüpft, und das Wägeverhältniß bleibt wiederum auch dann bestehen, wenn sich das Kultgewicht aus ganz anderen Steinchen zusammenzusetzen beginnt. Nur daß dieses Gewicht dort sei, das ist die Hauptsache. Daher verlangt jede Seele so sehr nach den gerade zeitüblichen Formen des Kultes, daher ist es der dringendste Wunsch, den der Verstorbene durch die Inschriften seines Sarges oder Grabes immer wieder zum Ausdrucke bringt: „Mögen ihm Todtenopfer am Anfange des Jahres dargebracht werden, an dem Feste des Tahuti, dem ersten Tage des Jahres, dem Feste des Uaka, den Festen der großen und kleinen Hitze, bei der Erscheinung des Sechem, dem Feste des Uahach, sowie den Festen jedes Monats, halben Monats und Tages."

An die vermittelnde Gottheit der Grabstätten richtet sich mit substanziirterer Angabe des Gewünschten in beiden Wagschalen das Gebet: „Möge er (der Gott) Todtenopfer an Brod, Bier, Ochsen, Gänsen, Wein, Milch, Oel, Weihrauch, Binden (Gewandstoff?), alle Gaben des Pflanzenreiches und was immer der Himmel giebt und die Erde hervorbringt, gewähren und gestatten, den Nil zu genießen, als lebende Seele hervorzugehen, in der Richtstatt (Malstatt) ein- und auszugehen, damit die Seele nicht an den Thoren der Unterwelt abgewiesen werde, auf daß sie unter den Bevorzugten in Gegenwart des Un-nefer Verherrlichung und Nahrung auf dem Altare des großen Gottes finde, damit es ihr gewährt sei, das balsamische Wehen des Nordwindes einzuathmen und aus der Tiefe des Flusses zu trinken." Dieses nach den Anfangsworten „Suten-hotep-ta" genannte Gebet kehrt tausendfältig wieder.

Die Gaben für den Todten umfassen alles, was den Lebenden Bedürfniß sein, oder einen Genuß bereiten kann, einschließlich des Duftes

der Blumen und des Weihrauchs, der Musikinstrumente und Nippsachen. Genau wie auf den Südseeinseln hatte man nach Zeugniß zahlloser Bilder besondere Tischchen oder Gestelle zum Auflegen dieser Gaben. Aber auch Spiele und Tänze des nichts weniger als schwermüthig gestimmten Volkes gehörten zur Erheiterung der Seele. Die Zeichnungen im Grabe des Tebahen führen uns ein anschauliches Bild des Vorganges vor Augen. Das Bild des Verstorbenen steht in einem Schreine, vor ihm ein mit Opfern bedeckter Tisch. Auf dem schräg hinzuführenden Wege bringen Männer Geflügel und Ochsenkeulen herbei. Auf der einen Seite reichen Männer dem Todten knieend Kuchen und Wassergefäße, auf der andern führen Frauen einen Tanz auf. In einem andern Grabe[1]) sind Frauen abgebildet, wie sie gymnastische Spiele aufführen, indeß der „Ka-Priester" — die wörtlichste Uebersetzung wäre „Seelsorger" — seine Libationen darbringt.

Dieser Kult ist Bedingung des Fortlebens der Seele. Wie sich dieses aber in der Vorstellung ins Einzelne ausgestaltet hat, so konnte man nun auch sagen: er eröffnet der Seele erst das Jenseits, und so drückt sich der Sinn thatsächlich in dem Gebete aus: „Laß die Thür des Himmels geöffnet werden, auf daß dem Gotte (dem Verstorbenen) der Eintritt gewährt sei."

Um die nothwendige Wiederkehr solcher Spenden und Kultakte zu sichern, hat wohl kein Volk größere Aufwendungen gemacht, als das ägyptische. Es war bei den soliden Verhältnissen des ägyptischen Kulturlebens schon in grauester Zeit eine ganz gewöhnliche Sache, für die Erhaltung der Gräber und des Kultes daselbst Stiftungen zu machen, deren Anwälte durch eben dieses Geschäft zu Seelsorgern, zu Priestern wurden. Stiftungsurkunden dieser Art haben sich erhalten. Eine der ausführlichsten erwähnt Brugsch in seiner ägyptischen Geschichte.[2]) Aller Bedarf wird hier in Geld hinterlegt und dafür die Leistung bis ins allerkleinste vorgeschrieben. Was Ramessu II. seinem Vater Seti in Abydos durch eine inschriftlich erhaltene Widmung stiftet,[3]) das ist nicht mehr und nicht weniger, als die Einrichtung eines vollständigen königlichen Haushaltes mit Aeckern, Viehweiden,

---

[1]) Le Page Renouf a. a. O. 125.

[2]) Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. 2. Auflage. S. 653 ff.

[3]) Brugsch a. a. O. 488.

Geflügelherden, Schiffen, Zinsen aller Art, mit Handwerksleuten, Knechten und Mägden.

Nicht jeder aber konnte sich schmeicheln, mit seinen Ersparnissen eine der Ewigkeit trotzende Stiftung aufzurichten; die Hoffnungen der weitaus größeren Masse der Menschen blieben auf die Fortdauer des eigenen Geschlechts, auf ihre Kinder gerichtet. Darum war es gerade auch in Aegypten eine so große Sorge des Einzelnen, sein Geschlecht zu sichern, einen Sohn als geborenen Kultpfleger zu hinterlassen, darum wünschte man einen solchen so sehr in seinem Amte und Stande zu erhalten, daß der Außenstehende verleitet werden konnte, von einer ägyptischen „Kasteneinrichtung" zu sprechen. In „Kindern und Kindeskindern fortzublühen" ist darum der heißeste Wunsch jedes Aegypters, das Gegentheil aber auch der schlimmste Fluch. „O, all ihr namenlosen Götter und Göttinnen, gewährt, daß immer und ewig ein Kind meinen Sitz inne habe . . ., das den Namen meines Hauses lebendig erhalte."[1]) „Dem, der diese Inschrift bewahren wird in dem Tempel des Amon Ra, des Herrn von Senneferet, dem soll Amon Ra gnädig sein und sein Sohn soll ihm im Amte folgen; demjenigen aber, welcher diese Inschrift aus dem Tempel des Amon Ra fortnehmen wird, dem müsse Amon Ra fluchen und sein Sohn soll nicht eintreten in seine Stelle." — „Denjenigen, welcher diese Inschrift zerstört, wird Bast, die große Göttin von Bubastis, auf immer vernichten und er soll keinen Sohn zurücklassen."[2]) Oft wiederholt sich der Text: „Ihre Nachkommenschaft soll nicht auf ihren Plätzen sitzen!"

Eben deswegen ist aber auch der Kult der Eltern die heiligste aller Pflichten des Kindes; an ihre Erfüllung knüpft sich aller Segen, an ihre Unterlassung der schlimmste Fluch. Man müßte eine Sitte, nach welcher der Sohn einen so ansehnlichen Theil alles Vermögens den Verstorbenen widmen mußte, grausam und unter einem so civilisirten Volke widerspruchsvoll unwirthschaftlich nennen; indeß darf man solche Erscheinungen nie mit dem Maßstabe messen, den eine jüngere Zeit sich schafft, sondern immer nur an dem, den eine ältere hinterlassen

---

[1]) Le Page Renouf a. a. O. nach Revue Arch. 1862, I. 370.
[2]) Zeitschrift für ägyptische Sprache. 1871. S. 60.

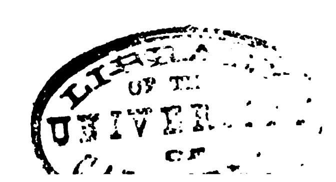
hat. Wir wissen nun aber, daß es auf einer niederen Kulturstufe[1]) überhaupt keine Erbfolge gegeben, sondern die gesammte Habe des Todten diesem heilig bleibt. Der Sohn des Aegypters hat also demnach mit diesem Gesetze schon sein Compromiß gemacht, indem er dem Todten, wenn auch einen großen, doch immer nur einen Theil seiner Habe als Grabausstattung zuwendet.

Auch die Sanction, die auf diesem Gesetze, der Keimzelle aller religiösen Vorschriften, ruht, erklärt sich völlig aus der ältesten Anschauung. Es mag unserm Gefühle wehthun, die historische Anknüpfung dort zu suchen, da wir lieber auf ein inwohnendes ethisches Bedürfniß auch des Urmenschen stießen; aber leider versagt uns nun einmal alle Erfahrung und Forschung solche Beweise. — Die Seele des in geordneter Fürsorge auf seiner Scholle lebenden Aegypters würde allerdings ohne Kultpflege gar nicht fortleben können, oder wie jüngere Redewendungen sich ausdrücken, sie würde nicht eingehen können in das Westland, nicht „wiedererscheinen", nicht „hervorgehen" im Gefilde Aalu, nicht auferstehen im Jenseits. Nicht so gänzlich vom Leben abgeschnitten müßte sich ein Afrikaner niederer Kultur eine nicht ausgiebig genug versorgte Seele denken; auch sein Leben schleppt sich ohne Fürsorge durch Entbehrungen und Mangel mancherlei Art, ohne daß es sich ihm deshalb sofort abschneidet. Eine solche Seele würde wie der Mensch vom Glück und Zufall leben; aber sie würde es nicht unterlassen, sich an dem Ueberlebenden zu rächen, und würde sie ihm schon nicht wie in ältester Zeit das Blut aussaugen, so würde sie ihm durch Qual und Krankheit einen frühen Tod bereiten.

Die rechte Auffassung dieser positiven Seite können wir für Aegypten nicht mehr erwarten, aber ein Destillat ist doch zurückgeblieben, nachdem eine höhere Kultur die Vorstellung durch ihre Retorte geleitet: ein ausgiebiger Elternkult seitens der Kinder hat für diese zur Folge — ein langes Leben auf Erden. Ja, noch ruht dieser Gedanke sogar auf Gegenseitigkeit, wenn man logisch richtig annehmen muß, daß verstorbene Eltern, die sich von Seiten eines Kindes besonderer Kultpflege erfreuen, ein Interesse daran haben müssen, dieses Kind zu schützen und ihm dadurch ein langes Leben zu bereiten. Ramessu II. unterläßt es keineswegs, seinen seligen Vater, dem er

---

[1]) S. oben S. 234, 258.



eine so reiche Kultstiftung gemacht, geradezu auf diesen Vortheil der Gegenseitigkeit aufmerksam zu machen, indem er einer erhaltenen Inschrift zufolge[1]) ihm also zuspricht: „Gut wird es für dich sein, daß ich König bin auf lange Zeit; denn du wirst geehrt werden von einem guten Sohne, der gedenkt seines Vaters." — Durch Kultpflege wird „der Name des Verstorbenen zum Leben erweckt," und ein langes Leben des Pflegenden ist immer der erwartete Lohn. So sagt dieselbe Inschrift: „Reden will ich lassen für immer und ewig von seinem Sohne, der seinen Namen zum Leben erweckte. Mein Vater Osiris wird mir das mit langem Dasein lohnen, wie seinem Sohne Horus." Nicht nur „langes Leben", auch „Wohlergehen" ist die Folge des Todtenkultes, ja selbst jeder einzelnen Handlung desselben, auch wenn er sich nicht auf die eigenen Eltern bezieht. Jedes Grab mahnt den vorübergehenden Fremdling, wenigstens mit einem guten Wunsche des Entschlafenen zu gedenken. „Wenn ihr," rufen die Inschriften den Vorübergehenden zu[2]), „dem großen Gotte getreu sein wollt und wünschet, daß es Euch auf Erden wohlergehe, und wenn es Euch verlangt, endlich zu den Seligen zu gelangen, so saget ein Suten-hotep-ta". — „So betet ein Vaterunser für die arme Seele", wäre die katholische Uebersetzung. Entweder folgt dann jenes ägyptische Gebet ganz, oder es wird wenigstens zur Unterstützung des Gedächtnisses die Hauptsache mit den Schlagworten markirt: „tausend Ochsen, Gänse, Brote, Bier ꝛc.!". Von der Kulttreue des Lebenden hängt wieder seine eigene Versorgung im Jenseits ab — hier hat sich jüngst ein ethischer Gedanke von Gerechtigkeit eingehakt. „Versage deinem Vater und deiner Mutter, die in ihren Gräbern ruhen, nicht das Wasser des Todtenopfers, sondern erneuere das Wasser der göttlichen Opferspende. . . . Unterlasse es ja nicht, selbst dann nicht, wenn du dich fern von deiner Wohnung befindest. Dein Sohn wird dies dann in gleicher Weise für dich thun."[3])

Wie aber dieser Kult nicht dem Wesen nach verschieden ist von dem der „Götter," vielmehr genetisch mit diesem zusammenhängt, so umschließt natürlich auch ein und dieselbe Sanction das Gebot des Elternkultes,

---

[1]) S. Brugsch a. a. O. 489.

[2]) Le Page Renouf a. a. O 139.

[3]) Ebend.

wie das des Götterdienstes. Eine Inschrift, jetzt im Museum zu Bulak, sagt: [1]) „Möget Ihr lieben Euren König, möget Ihr preisen Eure Landesgötter, — dann werden sitzen Eure Kinder auf Eurem Stuhle!“

5. Das Priestergewerbe fixirt und gestaltet die Vorstellungen.

Ein Vorstellungskomplex scheint sofort für seine ganze Entwicklung um einen Schritt weiter gerückt zu sein, wenn seine Elemente gruppenweise durch einen Terminus technicus festgebunden wurden. Dann beschäftigt sich das Denken fortan nur noch mit den so dargestellten Begriffsbildern, und indem es sich dadurch vom alten Boden losreißt, gewinnt es eine freiere Bahn. In solchen selbständig gewordenen Bildern, in einer solchen Bildergruppe stellt sich der Aegypter nun bereits den ganzen Prozeß dar, dessen einzelne Elemente wir jetzt in ihrem Zusammenhange mit ihren Grundlagen betrachteten, den Prozeß, welcher über Sein und Nichtsein seiner Seele entscheidet. Zweifellos hat auch zur Fixirung dieser Begriffe das priesterliche Todtenbuch das meiste beigetragen, indem es dem ganzen Prozesse Formen gab, die sich nicht bloß durch die Schrift, sondern auch durch das Bild jedem Auge verständlich darstellen ließen.

Die Bilder vom Geisterreiche haben sich ausgestaltet. Die Seele lebt fort, aber in neuen Umgebungen, neuen Formen ein — neues Leben. Ob sie dieses neuartige Leben gewinne, das hängt ab von der Zulänglichkeit ihrer Kultverpflegung. Mit der Einkehr dieses Begriffes setzt sich ein Moment der Entscheidung, für diese ein Zwischenraum zwischen dieses und jenes Leben. Ja selbst die Sitte markirt eine solche Zwischenzeit. Durch eine Reihe von Tagen hält sie die Seele noch beim Körper und den Ihrigen fest; erst dann erfolgt ähnlich wie im Südseegebiete die endgültige Trennung, die Beisetzung und die erste Kultversorgung; jetzt gelangt die Frage des neuen Lebens zur Lösung. Jemehr dieser Begriff hervorgestellt wird, desto mehr muß sich die Vorstellung von einem Begriffe der Fortsetzung des Lebens ab- und dem einer fraglichen Erneuerung desselben im Jenseits zu-

[1]) Brugsch a. a. O. 164.

wenden. Das Ansehen der Priester, die durch ihre Kultvermittlung solches zu Wege brachten, verlor nicht durch eine solche Wendung. An sich schloß also eigentlich der Mensch sein Leben mit dem Tode ab, aber der giebt ihm ein zweites, neues Leben, er erweckt die Seele, die ohne ihn in ewigen Tod hinüberschlummern müßte, zu einem solchen. Indem die Aegyptologen sich die Aufgabe stellen, die auf die Begriffe dieses Prozesses bezüglichen Termini in unserer Sprache wiederzugeben, schweben sie beständig zwischen den Gefahren, entweder unserem Verständnisse sich zu wenig zu nähern, oder durch das moderne Wort in den antiken Begriff einen fremdartigen Farbenstrich hineinzutragen. Dieser Gefahr ist hier fast nicht zu entrinnen, insbesondere weil auch in der ägyptischen Sprache so gut wie in jeder andern dasselbe Lautgefäß im Verlaufe des Kulturlebens mit verschiedenartigem Begriffsinhalte angefüllt wird.

Wenn ausgedrückt werden soll, daß die Kultleistung für das Fortleben einer Seele eine ausreichende und somit erfolgreiche war, daß eine wirkliche „justificatio“, die Leistung alles was Rechtens ist, vorliege, so zeigt sich der Erfolg in dem dem Verstorbenen nun beigelegten Prädikate des „osirianischen“ oder Osiris schlechtweg. Aber abgesehen davon, daß für uns diese Bezeichnung erst wieder einer weitschichtigen Erklärung bedürfte und überhaupt keine Uebersetzung wäre, gebraucht auch der Aegypter synonyme Redewendungen, die eine andere Wiedergabe erheischen.

Hat man das Kultwerk und dessen zureichendes Maaß im Auge, so dürfte die übliche Uebersetzung „der Gerechtfertigte“ entsprechend sein in dem Sinne, daß für diesen das Rechte geschehen sei. Mitunter wird auch im Texte der dafür gebrauchte Ausdruck als ein Synonym zu Osiris behandelt. Sieht man aber auf den Erfolg des Kultwerkes, so schwanken die Wiedergaben des Ausdruckes zwischen einem „Verklärten“, dem „Erweckten“, dem „Triumphirenden“ und ähnlichen; zur Bezeichnung des Ueberganges selbst dienen den Uebersetzern Worte wie ein „Hervorgehen“, ein „Erscheinen nach dem irdischen Tode“, eine „Vereinigung der Person mit dem Leben“,[1]) ein „Auferstehen“ und eine „Geburt zum zweiten Male.“[2])

---

[1]) Lieblein a. a. O. 26.

[2]) Ebend.

Will man, um sofort den Weg zu einer wieder nur um eine Stufe jüngeren Vorstellung aufzuthun, dieses Wiederbeleben der Seele durch den Kult eine Wiedererweckung, oder vom Gesichtspunkte der Seele selbst aus eine Auferstehung nennen, so ist nur festzuhalten, daß bei dieser ägyptischen Vorstellung zunächst nur an die Seele, oder allenfalls an eine Wiederverbindung der Person in jener unbestimmten alten Denkweise mit der Seele zu denken ist. Die Seele für sich ist der Vernichtung verfallen; insbesondere lebt in Betreff dieser Vernichtung die uralte Vorstellung fort, daß ihr bei ihrem Uebergange ins Jenseits von kannibalischen Fetischgeistern aufgelauert werde, die mit dem ägyptischen Volke in keiner Kultverbindung stehen. Aber der Kult, beziehungsweise die Entscheidung über dessen Zulänglichkeit, errettet die Seele, und sie erscheint nun lebend wieder, geht lebend hervor in eine andere Welt. Fortan völlig unanfechtbar und unbehindert durch feindliche Dämonen in den Fetischgestalten von Schlangen, Nilpferden und Ungeheuern verwandter Art, kann sie im Schutze ägyptischer Götter alle Welten durchwandern, oder nach altgewohnter Art auf gut bewässertem Insellande Weizen und Gerste bauen oder auch im Leibe eines heilig geachteten und geehrten Thieres die heimischen Stätten besuchen und an dem Loose der Hinterbliebenen wohlwollend theilnehmen.

Dabei kann wohl sehr leicht die Phantasie zur Vorstellung eines Seelenleibes fortschreiten, und solches ist auch wirklich geschehen. Während für allgemein wohl nur die alte Unterscheidung der Person und der Seele auftaucht, wird doch auch wieder sogar von Fleisch und Knochen des verfeinerten, verklärten Seelenleibes gesprochen; aber an eine andere Wiederbelebung der Mumie, als die irgend eines anderen Fetischkörpers sein könnte, wird nach Zeugniß der vorliegenden Thatsachen nicht gedacht.

Natürlich ist ja die erfolgte „Wiedererweckung" und „Auferstehung" auch für die als Heiligthum aufbewahrte Mumie von wesentlicher Bedeutung; erst durch jene Thatsache wird sie ein wirklicher Fetisch; ohne jene wäre sie allenfalls ein Andenken an den Todten, aber kein Kultgegenstand. Daß die Mumie selbst aber durch die Auferstehung zu menschlichem Leben zurückkehre, das hat der Aegypter auf Grund der Thatsachen nicht annehmen können. Im Todtenbuche (Cap. 106, 2) ruft der Verstorbene den Steuermann des stromumflossenen Gefildes

Aalu[1]) an, „ihn zu produziren auf dem heiligen Kiele, damit er erscheine eines Tages nach dem irdischen Tode.“ In dem oben schon mitgetheilten Texte ist der Vorgang bezeichnet als das „Hervorgehen als lebende Seele.“ In einigen Texten wird, wie bemerkt, Person und Seele unterschieden, und es ist dann von „einer Vereinigung der Person“ des Todten „mit dem Leben“ die Rede[2]), oder es bildet sich die Vorstellung, daß die bis dahin in der Ungewißheit gehaltene Seele zum Todten nachgegangen komme.[3])

Nur von einem solchen Seelenleibe kann im Zusammenhange mit den „Göttern“ trotz der Uebertragung der materiellen Redeweise im Todtenbuche die Rede sein, wenn es (Cap. 164, 16) heißt: „Er wird vergöttlicht bei den Göttern in der Acherunti, ohne jemals zurückgewiesen zu werden in alle Ewigkeit. Heil ist sein Fleisch und seine Gebeine, wie wenn er nicht gestorben wäre.“ . . . „der Schöpfer, der ihn gemacht, rettet ihn vor dem ihn Bedrohenden; nicht verzehrt ihn irgend eine Schlange„ — oder da das Wort (ru) beiderlei bedeutet, „irgend ein Mund.“

Das Gegentheil, die „Nichterweckung“ wird ganz zutreffend der „zweite Tod“ genannt,[4]) wie ja schon der angeführte Begriff eines „irdischen Todes“ einen ähnlichen Gegensatz erwarten läßt. Der zweite Tod ist dann natürlich der vollständige, der ewige, und seine Vorstellung hat sich der Aegypter — beziehungsweise sein Priesterthum, — wunderbarer Weise ausschließlich in der abschreckenden kannibalistischen Weise bewahrt; es sind die fremden, durch keinen Kult versöhnten Dämonen, welche die Seelen zu verschlingen trachten wie beim Menschenopfer.[5]) Diese Dämonen sind die „Schrecken“ der „ägyptischen Unterwelt;“ um Rettung vor ihnen betet der Gestorbene:[6]) „O Herr des großen Wohnortes, höchster König der Götter, errette den Osiris (den Todten) vor dem Gotte, der das Angesicht eines Hundes, die Augenbrauen eines Mannes hat und sich von den Verfluchten nährt.“ — „O Herr des Sieges in den beiden Welten, errette den Osiris vor dem Gotte, der die Seelen bezwingt, die Herzen verschlingt und sich von Todten nährt!“

---

[1]) Nach Lauths Uebersetzung.

[2]) Lieblein a. a. O. 26.

[3]) Lauth a. a. O. 60.

[4]) Le Page Renouf a. a. O. 179.

[5]) Vergl. oben S. 147.

[6]) Todtenbuch Cap. 17.

In der Ausmalung der weiteren Schicksale der Seele gewährt das Todtenbuch (Cap. 15 und 17) wieder in der oben gekennzeichneten Weise den verschiedensten Bildern Compatibilität. Dennoch sind die Verschiedenheiten im Wesentlichen nicht allzu bedeutend. Ob von einer Gesellschaft des großen Gottes, oder nur von dem Gefolge des Sonnengottes auf seiner Barke — dem eigentlichen landesüblichen Kultvehikel — oder von dem Gottwerden des Todten selbst gesprochen wird, immer liegt die letztere Vorstellung zu Grunde und diese „Identifizirung" des Todten mit Gott entspricht durchaus nicht einer jüngeren philosophischen Betrachtungsweise; sie ist im Gegentheil der Rückstand uralter Vorstellungsweise, wonach Seele und Gottheit identisch waren.

Auch den Terminus „Seligsprechung" hat man angewendet, um den Vorgang, der das Fortleben der Seele entscheidet, zu bezeichnen. Auf den Namen kommt es indeß nicht an: Thatsache bleibt immer, daß das ganze Kultwerk, und was das Todtenbuch in sich schließt, keinen andern Zweck hatte, als das individuelle Fortleben der Seele über diesen kritischen Moment hinaus zu bewirken. Auf dieses Wesentliche der Sache deutet jedes Kapitel des Todtenbuches hin.

Auch die äußeren Zeichen, welche aus der epischen und plastischen Darstellung dieses so zugespitzten Prozesses hervorgingen, verrathen überall dieselben Grundgedanken. Wasser ist die einfachste, verbreitetste, aber von Alters her hochgeschätzte Kultspende. Die Ausgießung desselben über den Todten erscheint daher wiederholt als Inbegriff eines erfolgreichen Kultes. Auf einem Bilde[1]) kniet der Verstorbene vor dem großen Osiris und empfängt von ihm das Wasser des Lebens aus einem Gefäße, über welchem die bezeichnenden Worte stehen: „anch ba" — „möge leben die Seele."

Ein tausendfach wiederkehrendes Zeichen dieses neuen und ewigen Lebens ist das wohl zunächst als Ring gedachte, viel gedeutete „Henkelkreuz", das alle Götter als das Merkmal ihrer Göttlichkeit führen und den zu neuem Leben eingehenden Menschen entgegenhalten. Sozomenos (VI, 15) hat uns die Bezeichnung „ζωὴ ἐπερχομένη" für dieses Symbol aufbewahrt, und ob man das nun als „das hinzukommende"

---

[1]) Revue Arch. 1864 II, 222.

oder das „wiederkehrende Leben“ übersetzen will, so bleibt ihm immer ein ganz passender Sinn gewahrt.

Für den Inbegriff alles dessen, was zu dem genannten Ergebnisse führt, für die Zusammenfassung Alles in Allem wie in einem einzigen Gewichte auf der Wage, von der wir vergleichsweise sprachen, hat der Altägypter den ebenso zusammenfassenden Terminus Mât (Mâ Maât).

Wie dieser Terminus in unsern Sprachen wiederzugeben sei, darüber besteht wieder große Unsicherheit, wie denn auch zweifellos gerade dieses Wort im Laufe der Zeiten eine Menge von Begriffen in sich vereinigt hat. Einmal scheint die Uebersetzung durch „Gesetz“, „Regel“, „unfehlbare Ordnung“, und „Wahrheit“ die passendste. Die meisten Stimmen einigen sich dahin, Mat als „Gerechtigkeit“ zu übersetzen. Eine kleine Schwierigkeit bietet nur noch der Umstand, daß es immer in der Dualform erscheint. Schwankten Viele zwischen „Gerechtigkeit“ und „Wahrheit“, so glaubt Lauth dieses Duales wegen beides verbinden zu müssen, und Lepsius wieder hält diesen durch die Trennung der „Gerechtigkeit“ in eine lohnende und eine strafende für motivirt.

Ich glaube nun, daß in dem alten Begriffe der „Kultgerechtigkeit“, für welchen wir leider keinen geeigneten Namen mehr haben, wie ihn aber dem Inhalte nach die Bibel noch kennt, die Brücke zu der ältesten Bedeutung des Namens geschlagen sei. Am verwandtesten ist ihm wohl das lateinische „justum“ in der alterthümlichen Redensart „justa dare alicui“ oder als „justa debita“ die Gebühr, insbesondere die Kultgebühr, das „Rechte“ und Richtige mit Bezug darauf. Die richtige Erfüllung der Mât ist „justificatio“.

Die ägyptischen Götter werden durch den häufig wiederkehrenden Ausdruck charakterisirt: ânch en maât — „lebend durch die Mât“. Rougé hat demgemäß zuerst den Gott der Aegypter definirt als ein Wesen, „das in Wahrheit lebt“, und da dem Gotte allein dieses Prädikat zukommt, hat man auf eine sehr vergeistigte Vorstellung geschlossen, als eine solche, der gemäß Gott allein in Wahrheit lebe. Bleibt man schon bei der Uebersetzung „Wahrheit“, so müßte es genau wenigstens heißen „der durch Wahrheit lebt“, und Le Page Renouf glaubt es deshalb so fassen zu müssen: „Dessen Sinn und Wesen von der Wahrheit abhängt.“ Er zieht aber mehr noch die Uebersetzung durch „Gesetz“ vor, und erhält dann als Gottesbezeichnung einen „gemäß der Regel Lebenden

oder Bestehenden“, was er auf die unvergänglichen Naturgesetze bezogen wissen will.

Es ist mir leid, wieder etwas tief von solcher Höhe herabsteigen zu müssen. Ich will gar nicht leugnen, daß spätere Aegypter dem Satze einen so vergeistigten Inhalt einfüllen konnten; aber dem alten Sinne nach bezeichnete nur zu gewiß auch dieses Attribut die Götter als solche Geister, die durch die Kulterfüllung ein ewiges Leben gewonnen haben, ganz so wie man ja auch harmlos genug war, es den Göttern selbst in steinernen Urkunden zu sagen, es seien „die gebührenden Opfergaben, wovon sie leben.“[1]) Diese „gebührenden Opfergaben“ sind aber nur die substanziirte Bezeichnung für die Mât. Ganz so hat sich in Indien, wie wir noch sehen werden, der Gedanke entwickelt, daß eigentlich das „Opfer“ es sei, welches die ganze Welt sammt den Göttern erhalte, und um dann doch den Göttern ihre Hoheit zu wahren, werden sie wenigstens als die Erfinder des Opfers und die ersten Opferer hingestellt. So haben wieder auch dem Aegypter die Götter selbst sein Suten-hotep, ein so wichtiges Stück des Kultwerkes, geoffenbart.

Es kann also der Verstorbene, der die Kultgebühr abgestattet, Alles einschließend den Göttern sagen, wie es im Texte des Turiner Todtenbuches geschieht: „Ich brachte Euch die Mât“ und der „Lohn der Mât“ ist die Unsterblichkeit. Hatte der ägyptische Priester so Alles in Einen Begriff und Ein Wort zusammengeschlossen, so folgte dann auch leicht die Zusammenfassung in Einem Bilde.

Soll der König dargestellt werden als derjenige, welcher alle Schuldigkeit den Göttern gegenüber ableistet, so erscheint er vor dem Götterbilde mit einem Modelle der Mât auf der Hand, dem Bildchen einer knieenden Frauenfigur mit der Feder auf dem Haupte und dem Schlüssel des „wiederkehrenden Lebens“ auf den Knien.

Von dieser Verbildlichung bis zur Personification des Begriffes ist nur ein kleiner Schritt. Daß es eine Kultgottheit Mât gegeben habe, ist nur in einem Falle bekannt, und wenn die Götter „Herren der Mât“ genannt werden, so braucht solche auch nur als Personification gedacht zu sein, ja nicht einmal das. Dasselbe gilt für die Bezeichnung der Unterwelt als „Halle der Mât.“ Dennoch hatte die bildliche Dar-

---

[1]) Ramessu VI auf der Felsentafel zu Silsilis, s. Lauth a. a. O. 370.

stellung des Begriffes durch die priesterlichen Schreiber zweifellos zur Vorstellung von einer göttlichen Persönlichkeit als Mât geführt; eine ganz geringe Verschiebung gab ihr der Begriff einer „Vorsteherin der Unterwelt.“

„Herren der Mât“ waren die Götter bald noch in einem anderen Sinne; nicht nur daß sie „lebten durch Mât.“ Wie sich uns von den einfachsten Ausgängen an der Begriff des Kultes entwickelt hat, so kam ursprünglich der Kult dem Verstorbenen nur direkt durch die Hinterbliebenen zu; sie leisteten ihm die Mât; er lebte davon, er nahm sie gewissermaßen direkt aus ihrer Hand. Sich selbst konnte niemand die Mât unmittelbar reichen. — Anstalten der Vermittlung bestanden nicht; man blieb auf die Nachkommen angewiesen. Dieser Begriff einer Mât, die unmittelbar der Todte aus den Händen der Lebenden nahm, erhielt sich auch ungeschwächt bis in die spätesten Zeiten, und noch auf den jüngsten Texten stellt der Todte die Forderung, es mögen ihm die Opferspenden zu den verschiedenen Zeiten dargebracht werden.

Aber daneben hat sich mit der Stetigkeit der Kulturzustände eine zweite Form der Kultfürsorge entwickelt. Die Art, wie die Priesterschaft die Stiftungsgüter in Verwaltung nahm, um deren Rente zur Kultpflege zu verwenden, hat einen neuen Reflex auf den Begriff des Waltens der Gottheit geworfen. Ja, der Priester nahm ja diese Stiftungsgaben im Namen der Gottheit, in den Schutz derselben begab sich der Mensch, indem er sich in ihrer Kultstätte das letzte Ruhebett bettete, von ihr erwartete er Schutz der Seele gegen die lüsternen Dämonen der Fremde; sollte sie ihn ohne Speise lassen, wenn sie im Ueberflusse von Speise ist, zu dem auch er bei Lebzeiten reichlich beigetragen? Sollte sie ihm nicht von der Mât gewähren, die er ihr bei Lebzeiten treulich geleistet?

Der eine große Gott, nach dem die Kultstätte hieß, und die vielen kleineren Götter, die Menschenseelen um ihn, bildeten ja nun eine große Geistergemeinschaft. An diese Gemeinschaft richten die Lebenden die Gaben und wie ein König im ägyptischen Sinne, wie ein Vater des Hauses erscheint der Gott als Empfänger und Verwalter. Seit an den Kultstätten festgegründete Priesterschaften bestanden, verließ man sich nicht ausschließlich auf die Kulttreue der Nachkommen; man erlegte bei Lebzeiten reichliche Gaben an der Kultstätte, an deren Reichthum der Versorgung man dann einst selbst theilzunehmen hoffte. So konnte

sich, auch wer seinen eigenen Priester nicht bestellen konnte, eine Art Kult der gemeinschaftlichen Tafel stiften; man speiste nun auch von der Tafel der Gottheit, und man hatte unter den genannten Bedingungen ein Anrecht darauf. War die Erfüllung dieser Bedingungen nicht eine zweite Mât? Ueberſetzen wir nun Mât mit „Gerechtigkeit“ — genauer mit „Kultgerechtigkeit“, so sehen wir wohl, daß der Mensch von einer „doppelten Gerechtigkeit“ reden konnte, von der, die er gegen die Götter geübt und von der, die ihm von den Seinigen zu Theil wurde: — „durch beiderlei Mât lebte“ die Seele, „der Gott.“

Die Wendung zu dieser zweiten Mât — sie kam um ein Schrittchen der ethischen Gerechtigkeit näher — bezeichnet auf das deutlichste eine andere Art von Gebeten. Ein Beispiel dieser Formel lautet:[1] „Dies ist eine Opfergabe an den Gott Osiris in Amenthes, den großen Gott, den Herrn von Abydos. Er gewähre Todtenopfer, bestehend in Tausenden von Stieren, Tausenden von Gänsen, Tausenden von göttlichen Weihrauchkörnern, Tausenden von Gewändern, Tausenden von Krügen Wein, Tausenden von Krügen Milch, in allen guten und reinen Gegenständen und in allen süßen Gegenständen, in denen der lebende Gott ist, für die Person des Osiris, des Amonpriesters, des Formers im Amonhause Chalun des Gerechtfertigten.“ Ein anderes:[2] „Dies ist eine Opfergabe an den Gott Anubis in der göttlichen Halle. Er gebe, daß Alles erscheine auf seinem Opfertische jeden Tag für den Wedelträger zur Rechten des Königs, den königlichen Schreiber, den großen Hausvorsteher Apii, den Sohn des königlichen Schreibers, des großen Hausvorstehers Amon-hotep.“ — In dieser Weise wird also die Gabe nicht mehr dem Todten selbst gereicht, sondern dem Gotte der Kultstätte, dort dem Osiris von Abydos, hier dem Anubis, damit er nun wie ein Hausvorstand seines Schützlings Tisch davon bestreite.

In den Begriff dieser zweiten Mât müssen nun aber auch folgerecht alle menschlichen Handlungen fallen, die irgendwie auf einem Kultgebote beruhen, alle Arten Opfer, selbst die der Entsagung, der Quirilles, die Leistungen, Handlungen und Unterlassungen auf ein Kultgebot hin; sie werden anrechenbar zur „Gerechtigkeit“. Noch stehen wir nicht auf dem Gebiete ethischer Gerechtigkeit — aber doch scheint

---

[1]) Lieblein a. a. O. 17. [2]) Ebend. 27.

ein schwanker Steg hinüber aufgeschlagen. Jedes Gebot, das die Religion unter ihre Sanktion nimmt, kann fortan in seiner Erfüllung zur „Gerechtigkeit" führen. Auch von dieser Seite her zeigt sich uns die Mât als ein Doppelwesen.

Wer sich jemals dabei beobachtet hat, wenn er ihm scheinbar geläufige Gedanken zur Mittheilung an einen Andern durch die Schrift fixiren wollte, der hat wohl bemerken können, welchem Gestaltungsprozeß hierbei seine scheinbar fertigen Gedanken nicht bloß der Form nach noch unterworfen wurden. Gedanken in jener Formlosigkeit, wie sie unsere Stimmungen bilden, oder als fast unbewußte Voraussetzungen ins Leben treten, können wir gar nicht zu kopiren wagen, ohne sie durch die Formgebung allein auf das Wesentlichste umzugestalten. Es ist darum ganz undenkbar, daß eine Priesterschaft, die sich einem ähnlichen formlosen Gedankeninhalte der Völker gegenüber die Aufgabe stellte, ihn Stück für Stück zu irgend einem Zwecke zu fixiren, nicht den wesentlichsten Einfluß auf die Gestaltung dieses Inhaltes selbst gewonnen haben sollte — selbst unbewußt mußte sie es!

Fanden wir ursprünglich (S. oben S. 46) gewisse Religionsvorstellungen fertig, ehe es einen Priester geben konnte, so beginnt umgekehrt auf einer gewissen Stufe der Einfluß der Priesterschaft auch auf den Gedankeninhalt unabweisbar zu werden. Wenn nicht anders, so übte das ägyptische Priesterthum diesen Einfluß mit der Schaffung und Verbreitung des Todtenbuches. Seine ersten Anfänge versetzt Lepsius [1]) in den Anfang des „neuen Reiches"; die Entwicklung aber, die es in der Turiner Handschrift zeigt, und seine größte Verbreitung fällt allerdings erst in die Zeiten der Psametiche.

Durchaus nicht als das Unwesentlichste erscheinen uns dabei die bildlichen Darstellungen. Wer die konkreten Vorstellungen vom Fegefeuer bei unserem katholischen Landvolke auf ihren Ursprung hin verfolgen könnte, würde gewahr werden, wie viel mehr die elendesten Holzschnitte die Vorstellungen zu präzisiren vermögen, als die gelehrtesten Untersuchungen. Aber auf all das beschränkte sich noch lange nicht der Einfluß des Priesterthums.

Wer entscheidet in **Wirklichkeit**, ob der Mât Genüge geschehen sei, ob der Todte hoffen dürfe, genügende Ueberschüsse seiner Leistungen

---

[1]) Aelteste Texte 10.

dort vorzufinden, ob die Leistungen seiner Söhne ausreichen, seiner Seele als justificatio zu dienen, um ihn als Maâ-cheru, als mit dem Gerechten Versehenen, als „Gerechtfertigten," als einen der Anchiu, der „Lebenden", oder als Aohu „hervorgehen" zu lassen? Die Seele allerdings kennt ihr Schicksal; aber da ja die eine Māt den Ueberlebenden zufällt, so haben sie ein Interesse daran, zu wissen, ob und wann sie genug gethan? — Mit einem andern Worte lautet diese Frage: wer verkündigt die erfolgte „Seligsprechung"? — Der Priester. Er allein ist der Rechts- und Fachkundige. Er allein kann wissen, welche Gabe genügt, welche über den Kultbedarf seiner Gottheit hinausragt, um den Tisch des Verschiedenen zu füllen, er allein weiß abzuschätzen, was in jedem Falle ein Sohn zu thun verpflichtet ist. Darum wird er denn auch als „Seelsorger," als Sachverständiger, Leiter und Richter zu den Kultakten zugezogen, welche die Söhne dem Verstorbenen veranstalten.

Um der Sache selbst willen wäre konsequenter Weise die Anwesenheit eines Priesters nicht nothwendig, da vielmehr immer noch die Opfer von den Söhnen und Töchtern selbst dargebracht werden mußten, und deshalb fehlt auch auf einigen Darstellungen der Priester. Der indische Brahmane hatte seine Unentbehrlichkeit noch erweitert. In andern Fällen aber wurde auch jener zugezogen, nicht um zu opfern, sondern vorzugsweise, um jenes sachverständige Urtheil abzugeben über die Zulänglichkeit der Kultakte. An diesem wichtigen Akte betheiligten sich oft gleichzeitig viele Priester, welchen die Titel Cher-heb oder Smer gegeben wurden. Eine in den Grabkammern oft angeschriebene Bitte des Todten sagt uns deutlich den Zweck ihrer Anwesenheit. Sie sollen ihn als „einen Verklärten proklamiren", oder, wie Andere noch mehr modernisirend übersetzen, „seine Seligsprechung vollziehen." Das aber kann sachlich nur bedeuten, daß sie ihr Urtheil über die Zulänglichkeit der Kultpflichtleistungen abzugeben hatten. Allerdings gewährte ihnen auch das wieder einen bedeutenden Einfluß auf die Bestimmung der Handlungen der Menschen.

Diese Prüfung und Proklamirung, aus welcher, wie sich von selbst ergiebt, ebenso wohl die Sage von einem Todtengerichte vor der Bestattung, wie als mythologischer Reflex der von den Priestern schriftlich und bildlich dargestellte Vorgang eines solchen in der Unterwelt hervorging, ist derselbe Moment, der unter anderem Namen als „Recht-

fertigung", justificatio, auftritt. An die Stelle des irdischen Priesters setzt das Todtenbuch (Cap. 18) den göttlichen Priester Thot, wenn es für den Todten betet: „O Thot, der du Osiris gegen seine Feinde rechtfertigtest, rechtfertige den Verstorbenen N. N. gegen seine Feinde!"

So ist denn der ägyptische Priester nicht bloß der Sachwalter des Gottes, in dessen Dienste er steht, sondern der Anwalt jeder Seele, ein Rath der Gewissen in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und mittelbar ein Richter derselben.

Die mythologische Spiegelung des ganzen Vorganges zeigt uns das 125. Capitel des Todtenbuches auch in bildlicher Darstellung. Mit diesen und ähnlichen Vorstellungen führte die Priesterschaft das Volk abermals einen Schritt weiter hinüber von den alten Kultgöttern zu der Vergöttlichung allegorischer Gebilde. Lepsius [1]) vermuthet, daß die Vignetten zu dem Todtenbuche überhaupt erst unter den Thebanern entstanden seien und hält (S. 15) insbesondere das ganze 125. Capitel für eine jüngere Zuthat zu dem Buche, das ursprünglich mit dem 124. geschlossen haben müsse. Umsomehr kann das „Todtengericht", wie es sich daselbst darstellt, nur eine jüngere Ausmalung der irdischen Vorgänge im Sinne der Bedeutung sein, die man zur Zeit in dieselbe legte. Dafür spricht ganz entschieden, [2]) daß die Gerichtsscene erst nachfolgt, nachdem der Todte im Buche schon lange vorher als der „Gerechtfertigte" angeführt ist. Wie uns schon die Vorstellung eines Sohnes und Priesters des Osiris als eine dichterische Uebertragung der diesseits handelnden Person ins Jenseits erschien, so stellt sich auch das ganze unterirdische Todtengericht als die dichtende Uebertragung vom Diesseits ins Jenseits heraus, und es ist nicht unwichtig, daß die Zeugnisse für das jüngere Datum dieser Darstellungsweise überhaupt so deutlich vorliegen.

Jenes bekannte Bild stellt einen Saal vor, rechts und links schließt ihn eine bis zur Decke reichende Säule ab. Links vom Beschauer sitzt der große Osiris, der oberste Gott jeder Kult- und Grabstätte, als König auf einem Throne. Vor ihm steht ein Tisch mit Opfergaben, Speisen und Blumen. Rechts gegenüber tritt der Mensch — der jüngste Ankömmlung ein; Māt mit Scepter und Le-

---

[1]) Aelteste Texte 20. [2]) Ebend. 17.

benskreuz empfängt ihn. Die Mitte des Saales nimmt eine große Wage ein. Die eine Schale trägt als Gewicht die kauernde Bildfigur der Mât, die andere eine Henkelurne als Gefäß, das die Kultleistungen umschließt und gewöhnlich als „Herz“ gedeutet wird. An dieser Wage sind außer dem Verstorbenen selbst die „Söhne“ thätig, d. h. hier in der Uebertragung ins Göttliche die beiden göttlichen „Söhne“ κατ' ἐξοχήν: Horus, die ägyptische, und Anubis, die ursprünglich setische Parallelgestalt. Vor der Wage steht, in der einen Hand den Papyrus, in der andern den Griffel, der Priester, wieder in seinem göttlichen Repräsentanten, als Thot. Er verzeichnet offenbar das Gewicht der Leistungen und giebt vor Osiris stehend das Urtheil der Zulänglichkeit ab, er „rechtfertigt“ also den Todten vor dem herrschenden Gotte der Kultstätte.

Aber auch die Feinde, gegen welche die „Rechtfertigung“ erfolgt, sind vertreten. Vor Thot sitzt die scheußliche Gestalt der „Verschlingerin“, ein weibliches Nilpferd als Zusammenfassung all der Fetischungethüme, welche dem nicht Gerechtfertigten Vernichtung drohen.

Ueber der Wage ist durch einen Strich eine Art Fries vom Saale abgetrennt, und auf diesem wiederholt sich in verjüngter Form eine ähnliche Darstellung. Hier kniet opfernd der Verstorbene vor einer Reihe von 42 kauernden Figuren, die zum Theil die Köpfe von Thieren tragen. Man hat sie die 42 Todtenrichter genannt, und sie sind es jedenfalls in demselben Sinne, wie es unten im größeren Bilde der eine Osiris für alle ist. Zweiundvierzig ist genau die Zahl der Gaue des vereinigten Reiches — 22 in Ober-, 20 in Unterägypten — wie sie Brugsch auf seiner der „Geschichte“ beigegebenen Karte festgestellt hat. Diese 42 Vorstände der Gaumalstätten bilden also naturgemäß ein Kollegium der vereinigten Kulte an der Stelle je Eines großen Osiris in ältester Zeit.

Die Anrede an diese Götter läßt aber noch sehr die Sitte derselben durchscheinen, die Seelen der nicht zu ihrem Kultbunde Gehörigen kannibalisch zu behandeln. Ob „böse“ eine zutreffende Uebersetzung sei, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Auch das ist ein altbekannter Zug, daß die Kenntniß des Namens der einzelnen Götter den ihnen Angehörigen legitimirt. Der Eintretende spricht zu dieser Versammlung: „Ich kenne deinen Namen und kenne die Namen der zweiundvierzig Götter, die mit dir weilen in der Halle der zwei-

fachen Mât, die von der Bestrafung der Bösen leben, deren Blut sie trinken." Als „Richtern" kann den 42 dieser Zug unmöglich angedichtet worden sein; aber jeder von ihnen handelte einst so als Gott gegenüber denen, die seinem Kultbunde nicht angehörten und sich nicht durch Opfer gelöst hatten.

Allein dieser Theil des Todtenbuches enthält auch schon eine Menge ethischer Grundsätze, die sich unter die wirksame Sanktion des Kultgesetzes in die schützenden Arme der Mât geflüchtet haben. In ihnen erscheint das ägyptische Kulturleben im erfreulichsten Fortschritte. Wenn es schon möglich ist, gerade 42 socialer Gebote herauszuzählen, von deren Uebertretung sich der Todte frei weiß, so mag dahin gestellt bleiben, auf welcher Seite der Zufall mit der Zahl spielt.

Es ist hier nicht der Platz, den erhebenden sittlichen Fortschritt der ägyptischen Kultur nachzuweisen, der sich einerseits in jenem Uebergange zu einem jüngeren Begriffe der „Gerechtigkeit" und andererseits im Inhalte jenes Sündenverzeichnisses dokumentirt. Es scheint aber auch, als ob uns das Todtenbuch selbst wieder nicht vergessen lassen wollte, daß der Kultgedanke wohl ein strafender Erzieher zur Sittlichkeit werden konnte, daß er aber selbst seinen Ausgang keineswegs in ethischen Begriffen hatte. Neben jenen Fortschritten zeigt sich vielmehr auch wieder eine völlige Veräußerlichung der Kultgerechtigkeit. Die priesterlichen Schreiber des Todtenbuches legen einen so unvergleichlichen Werth auf dieses gewiß nicht billig berechnete Produkt ihrer Kunst, daß es scheint, als hätte diese Eine priesterliche Industrie berufen sein können, den gesammten übrigen Kult sammt jenen ethischen Stücken, die er unter seine Sanktion zu nehmen begonnen hatte, ab- und aufzulösen. Die Entschiedenheit, mit welcher solche Aussprüche sich geben, möchte fast vermuthen lassen, daß es eine besondere, mit den Stiftspriestern und vielleicht auch mit den „Seelsorgern" konkurrirende Zunft gewesen sein müsse, welche sich mit dem Vertriebe des Todtenbuches befaßte — Priester und Buchhändler zugleich!

Wenn ein Sarkophag [1]) die Fragen und Antworten enthält: „Bist du ein Erfüllender?" — „Ich erfülle." — „Bist du ausgerüstet?" — „Ich bin ausgerüstet" — so bezieht sich wohl erstere noch auf die Kultvorstellung; letztere aber könnte uns schon die „Aus-

---

[1]) Lepsius, Aelteste Texte 23.

rüstung" mit dem Todtenbuche andeuten. Dann geht aber wenigstens noch beides nebeneinander. Sehr bedenklich aber drängt sich die Formalität des Buchbesitzens schon hervor, wenn es [1]) hinter einzelnen Kapiteln heißt: „Ist dieses Kapitel gesprochen, so tritt er (der Todte) ein in das Westland zur Zeit seiner Auferstehung; ist er unkundig dieses Kapitels, nicht ist ihm Eintritt, nicht ist ihm Auferstehung als Unkundigem!" Aber die Priestergewalt geht noch weiter! „Wer die Kenntniß dieses Kapitels besitzt, der ist gerechtfertigt sowohl bei Lebzeiten, als in der Unterwelt." [2]) Sollte es auch damals schon einen Kampf von Jesuiten und Jansenisten gegeben haben? Wenigstens gab es auch ägyptische Priester, die das Joch des Kultes leicht zu machen wußten: ein Kapitel auf dem Sarkophage angeschrieben — das genügte. [3])

Solche Bedeutung konnte natürlich ein gewöhnliches Buch, von Menschenhänden geschrieben, nicht beanspruchen. So verschließt sich uns wohl auch das Verständniß des Mythus nicht, das Original dieses wunderthätigen Buches sei wie eine Offenbarung in einem heiligen Grabe aufgefunden worden. Das Buch selbst zeugt allerdings nur allzu deutlich gegen eine einheitliche Conception, und damit auch gegen ein solches Wunder.

6. Der ägyptische Fetischismus im Allgemeinen.

So altehrwürdig für uns das Todtenbuch ist — in einzelnen Exemplaren das älteste Buch der Welt! — mit dem Alter der Vorstellungen, die es fixirt und formt, kann es sich doch nicht messen. Seine Anfänge sind bestimmbar nach der Zeit, die Anfänge jener Vorstellungen sind die Anfänge des Menschenthums. Das Todtenbuch zeigt aber auch eine örtliche Abhängigkeit und Beschränktheit. Der einigende Punkt, die verbindende Oberherrschaft über die ägyptischen Gaue liegt — von der jüngsten Zeit der Vertheidigung abgesehen — immer in einer Art Markland; die Herrschaft hat immer einen Fuß auf dem Kulturlande, einen in der Halbkultur — so erstreckt sich schrittweise die Einigung den Strom aufwärts; Heliopolis und Memphis sind ältere Staffeln; Theben in Oberägypten ist die jüngste; unter die

---

[1]) Ebend. 25. [2]) Ebend. 17. [3]) Ebend. 18.

thebanische Herrschaft fällt der eigentliche Glanz des Großstaates. Bei ihrem Beginn bestanden schon die ersten Ansätze zum Todtenbuche — aber die Götter Thebens, Amon, Chonsu u. a., so wichtig im Reichskulte, finden so gut wie keine Beachtung im Todtenbuche. Dieses Uebersehen müßte ganz unerklärlich erscheinen, wenn nach der Meinung der modernen Mythologen wirklich die ganze ägyptische Götterwelt nur durch einen Zersetzungsprozeß, aus einer alten Ureinheit auseinanderfallend, entstanden wäre. Wie hätte dann Amon als Reichsgott im glänzendsten Kulte sich erhalten, im Gedächtnisse der die Tradition festnagelnden Priester aber fast gänzlich verschwinden können? Dagegen bedarf die Thatsache gar keiner Erklärung, wenn wir uns an die geschichtlichen Andeutungen halten.

Das Todtenbuch ist zunächst für eine einzige Kultstätte bestimmt, und als diese erweist sich deutlich die des Bennu zu Anu zu einer Zeit, da dieses noch kein Recht hatte, Heliopols, die Sonnenstadt, zu heißen, denn der Fetisch des Bennu ist ein Vogel. Von hier aus zieht dann das Buch eine Kultstätte nach der anderen in sein Bereich, indem der gemeinsame Osirischaratter allen Gottheiten die Vermittlung erleichtert; diesen Kulten der Niederung gegenüber aber ist der oberägyptische Amon ein Emporkömmling, der zunächst als Dynastiegott auch gar keine volksthümlich berühmte Kultstätte besitzt — daher zieht ihn das Todtenbuch noch lange nicht in Betracht, und auch als Amon fast alle alten Götter überflügelt, halten sich die Abschreiber lieber an alte Muster.

Viel älter und von Anfang an umfassender dürfte der Brauch gewesen sein, die Verstorbenen aus dem Rachen der Dämonen der Wüste und des Fremdlandes zu retten, indem man ihre Zugehörigkeit zum jeweiligen Kultbunde ägyptischer Götter durch irgend eine einfache Marke bezeichnete. Dazu sank auch nachmals wieder das Todtenbuch herab. Eigentlich wäre ja auch das schon unnöthig gewesen, da die Beschneidung ein anhaftendes Zeichen dieser Angehörigkeit war. Aber es liegt überall im Gange der Entwicklung, daß sich parallel stehende Bräuche desselben Sinnes verbinden und häufen.

Da aber jene Marken, hierin von dem bezeichneten Brauche sehr verschieden, einen fetischhaften Charakter haben, so ist es nöthig, über den ägyptischen Fetischismus im Allgemeinen noch etwas vorauszuschicken. Das eigentliche Urheiligthum, der älteste Fetisch, sofern es sich

um Zustände einer einigermaßen gehobenen Kultur handelt, ist hier der conservirte Körper, die Mumie, das eine der Bilder des Menschen. Ihr nächstes, sie zunächst einschließendes Wohnhaus bildet ein Schrein: den „Schrein des Lebenden", d. h. des zum Seelenleben Wiedererwerkten, nennt ihn der Aegypter. Dieser theilt die Heiligkeit und Fetischhaftigkeit mit der Mumie selbst, er ist nach älterer Anschauung die Normalwohnung des Geistes. Als Mumienkasten verwandelt sich der Schrein in ein aufrecht stehendes Schnitzbild, das als solches nicht nur eine Abbildung, sondern die Wohnung des „Lebenden" ist. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, zu zeigen, daß der Aegypter mit dem Worte „Bild" diesen Begriff verbindet. Die äußere Nachahmung der Körperform ist dabei ganz unwesentlich.

Ein vielgedachtes Vehikel des Schreines ist das Schiff, die Barke. Bei dem reichen Wassernetze Unterägyptens war wohl bei den meisten Bestattungen ein Anlaß zum Gebrauche der Barke gegeben. Sie wurde so sehr das Normale, daß wir sie auch auf dem trockenen Lande fortbewegt sehen. Dadurch ist denn auch die „Gottesbarke" typisch geworden, und wie wir anderwärts den Sonnenfetisch mit der älteren Malsäule zur „Sonnensäule" sich verbinden sehen, so begegnet uns hier seiner Zeit auch eine „Sonnenbarke."

Wie es des Agypters Wunsch war, unter die „angesehenen Manen" eingereiht,[1]) also zu den eigentlichen Anitos gezählt oder, wie der Althebräer gesagt hätte, zu den „Vätern gesammelt zu werden", so wünschte er, wenn ihm ein häuslicher Spezialkult mit entsprechender Opulenz nicht gesichert schien, sehnlichst, daß auch seine Mumie in die Gesellschaft der Mumien eines größeren Kultortes komme. Diesen Wunsch sprach schon das Todtenbuch aus. Vermögende Aegypter späterer Zeit pflegten testamentarisch die Verfügung zu hinterlassen, ihre Mumien in Abydos, als dem Hauptorte des (großen) Osiris beizusetzen, damit sie in der Nähe dieses Gottes wären.[2]) Ueber die Orientirung der Mumien in ihren Grabkammern giebt Lepsius in seinen „ältesten Texten" (22) Genaueres an; als Seelenland blieb damit immer noch das „Westland" in der Vorstellung.

Wie immer auch die Mumie aufbewahrt sein mochte, im Hause oder in eigener Grabstätte oder am gemeinsamen Kultorte, immer galt

---

[1]) Todtenbuch Cap. 15. [2]) Lauth a. a. O. 62.

sie als ein Gott im Fetischkörper. Daher rührt die außerordentliche Hochschätzung derselben. Wie weit diese ging, deutet uns (nach Herodot) eine Gesetzesverfügung König Amenemhas III. (12. Dynastie) an, welcher, um das Kreditwesen zu erweitern, die Erlaubniß gab, auf die Mumien Hypothekenschulden aufzunehmen. Nach ägyptischer Auffassung konnte der Gläubiger nach keinem sichereren Pfande greifen. Mit dem Geiste würde alles Glück die Familie verlassen haben.

Die Fremden, welche zuerst Aegypten bewundern lernten, fanden eine so vollendete Baukunst und Technik vor, daß sie sich um die jedenfalls ärmlichen Zeugen einer älteren Kulturperiode daneben nicht kümmerten. Es wird uns also schwer, festzustellen, daß auch in dieser Hinsicht, was die Einrichtung eines Kultplatzes mit seiner Umhegung und seinem Malzeichen betrifft, die Aegypter wieder nur die Eine große Heerstraße der Menschheit gegangen seien — allerdings unendlich viele Tagereisen weiter. Je großartiger die Spuren einer jüngeren, an sich allerdings nun schon sehr weit zurückliegenden Zeit sind, desto vollständiger sind die Zeichen urältester Zeit verschwunden. Aber einige wenige Spuren genügen doch, uns im allgemeinen auf die Fährte zu bringen. Ob es bloß mit der Lautung zusammenhängt, daß hieroglyphisch die Bezeichnung für „heilig" und „Gott" als ein aufrechtstehender Stab mit einem Fähnlein sich darstellt, weiß ich nicht. Aber dieser durch ein wehendes Anhängsel gekennzeichnete Stab erinnert doch sehr an jenes einfache über die ganze Welt verbreitete Malzeichen, das einen Platz als gottgeweiht, als heilig kennbar macht, oder was im Grunde dasselbe ist, an jenen priesterlichen „Stab des Verbotes," durch welchen ein Gegenstand unter Quirilles gestellt oder tabuirt wird. Die Hieroglyphe für „Cher-nuter," die „Unterwelt", zeigt die Form eines oben abgeflachten Hügels, auf dem sich derselbe Stab erhebt. Stände dieser Stab wirklich in Beziehung zum Begriffe „heilig," so sehen wir in ihm auch in Aegypten wieder die nächste Stufe des Fetisches.

Der aufgerichtete Stein, die Steinsäule, findet sich als solcher viel zweifelloser bezeugt. Eine der angesehensten älteren Kultstätten ist das oftgenannte biblische On. Nach dem zur Zeit griechischer Bekanntschaft hier geübten Sonnenkulte nannten es die Griechen Heliopolis. Aber Name und Geschichte dieser Stadt deuten auf eine einfachere Form des Kultobjektes daselbst. Der ägyptische Name ist Anu und

dieses heißt einfach „die Spitzsäule." [1]) Die Stätte von On war also einmal eine durch die steinerne Säule gekennzeichnete Begräbnißstätte, und an diese schmiegten sich wie überall allmählich die Wohnungen der seßhaft werdenden Menschen. So wird auch der ägyptische Name Pi das eine Mal als Tempel, das andere Mal als Stadt übersetzt; es ist eben die Malstätte, die Stätte überhaupt.

Einen Hauptgott daselbst lernten wir schon in Bennu kennen, dessen Name zugleich einen bestimmten Vogel bedeutet. Indeß ist der Gau von Anu wohl schon in ältester Zeit ein combinirter gewesen; er umfaßte dann auch mehrere Hauptkulte. Ein Hauptgott dieser Kultstätte war von altersher auch Tum (oder Atum). Dieser Gott aber besaß, wie die Inschrift der Pianchi-Stele bezeugte, daselbst eine „Benben-Kammer" oder ein „Haus Benben." Brugsch [2]) nennt dieses Benben schlechtweg eine Pyramide. Dieses Wort „Benben" tritt [3]) auch in der Variante „Belbel" auf und ist durch Deutbilder begleitet, welche spitze Dreiecke, „manchmal einen pyramidenartigen, manchmal einen obeliskenartigen Thurm" darstellen. Das nahe Babylon — ägyptisch Belbel — hat also wohl wie Anu den Namen von einem solchen Kultwahrzeichen.

Da es nun, wie jene Inschrift feststellt, im Innern des Benben zu Anu einen Raum gab, in welchem die Gottheit wohnt, so sehen wir also zu Anu neben der Steinsäule, auf welche der Name der Stadt zurückweist, auch eines jener uns vielfach bekannten Pyramidengräber vor uns. Daß dessen eigentlicher Herr Tum war, sagt eine Inschrift deutlich: „Tum, der Herr vom Doppellande Anu, der große Gott, der Mittelpunkt des Hauses Benben." Jene erst erwähnte Inschrift berichtet: „Der König (Pianchi) bestieg in Anu die Stiege zur großen Thür, [4]) um zu schauen den Sonnengott Ra in Benben; er allein stand da, schob den Riegel zurück, öffnete die Thürflügel und erblickte seinen Vater Ra im Hause Benben, den heiligen, ferner die Barke Maad des Ra und die Sekti-Barke des Tum."

Lassen wir nun zunächst Ra aus dem Spiele; was kann noch deutlicher sein? Tum, der ältere und eigentliche Gott des Platzes, hat hier seine Barke, d. h. seinen Schrein in einer Grabkammer,

---

[1]) Brugsch a. a. O. 122.
[2]) A. a. O. 123.
[3]) Nach Lauth a. a. O. 96.
[4]) Nach Lauth „Fenster".

über welcher sich ein Spitzhügel, eine Pyramide erhebt. Die Grabkammer ist mit einer Thür verschlossen und durch eine Treppe zu erreichen; ein König — späterer Zeit — unternimmt das unerhörte Wagniß, die Götter in ihrem Sitze sehen zu wollen, während sonst nur Priester in dieses Heiligste Zutritt haben, und er sieht sie daselbst, beziehungsweise zwei Schreine als ihre Sitze.

Der zweite Schrein aber, derjenige, um welchen es dem Könige, einem Sonnensohne, vorzugsweise zu thun ist, ist der des Sonnengottes Ra. Wenn man die alten Aegypter nicht des Verstandes baar erklären will, so kann man doch nicht annehmen, sie hätten hier ein Grab für die Sonne gebaut, und in dieses Sonnengrab hätte sich dann etwa ein Tum als Mumie in seinem Schreine eingedrängt. Auch weist ja die Tradition ganz entschieden dem Tum dieses Grabmal zu. Da ist denn nichts natürlicher, als daß hier in eine alte an eine Grabpyramide angeschlossene Kultstätte der Gott eines hier zur Herrschaft gelangten Königsgeschlechtes eingedrungen ist und den alten Gott beiseite geschoben, beziehungsweise, wie uns das in Amerika begegnete, mit sich vereinigt hat. Noch stehen im Heiligthume jene zwei gesonderten Schreine, aber in der Mythologie vollzog sich die Vereinigung zu einem Tum-Ra. Tum wurde dadurch selbst ein Gott der Sonne, und die neuere Mythologie glaubt den Kern zu erfassen, wenn sie sagt, daß Tum „eine bloße Erscheinungsform des Sonnengottes Ra“ sei. Das ist Phrase. Oder wie sollen dann die Aegypter auf den Gedanken gekommen sein, für je eine „Erscheinungsform“ der Sonne je einen Leichenkasten in einem Grabe aufgestellt zu haben?

Wie aber Ra trotz seiner Sonnenwürde dazu kam, ist viel leichter erklärbar. Daß einmal in Anu ein Herrschaftssitz war, werden wir noch bewiesen sehen. Wie aber gerade erobernde Herrschergeschlechter dem Sonnenfetisch nicht ohne eine gewisse Anmaßung sich zuwandten, das hat uns die Geschichte nun schon an vielen Ecken und Enden gezeigt. Wir haben also ein Recht, auch diesen Ra, den noch die späteren Könige als ihren Ahn betrachteten, als einen in den Sonnenfetisch erhobenen Dynastengott zu bezeichnen. Ra war, wie wir schon erwähnten, nicht von Anfang an der Name der Sonne; ja Ra und Aten blieben sogar noch lange unterscheidbare Bezeichnungen für den Geist und den sichtbaren Körper der Sonne. Mit Bezug auf einen eingemeißelten

Hymnus sagt Lauth: [1]) „Ra bedeutet aber in erster Linie der Schöpfer (wörtlich: „Macher — Sein") und erst in der vierten Anrufung des 75theiligen Hymnus wird er als Aten oder Discus angerufen." Die Sache wird noch unzweifelhafter, da Ra nachweislich nicht einmal seit jeher den Fetisch der Sonne besaß, vielmehr den des Katers. Horapollon erwähnt noch ein Katerbild des Ra zu Heliopolis, und im Todtenbuche [2]) spricht die Seele als Ra: „ich bin der Kater, jener große, welcher an dem Teiche — eine Terebinthe an einer Seite — in der Stadt Anu." Der Commentar dazu sagt in den folgenden Kolumnen ausdrücklich, daß dieser Kater der Ra sei; aber schon so wenig kennen diese Priester die alte Vorstellungsweise des Volkes, daß der Commentirende die Erklärung in irgend einer Handlung des Gottes suchen zu müssen glaubt, und indem er keine passendere weiß, dunkel und tiefsinnig hinzufügt: „gemäß jenem, was er gethan, entstand sein Name als des Katers." Wie leicht konnte sich nun wieder ein jüngerer Commentator versucht fühlen, zur Ergänzung eine wirklich passendere Geschichte einzufügen — es bleibt ja gar nicht so viel Wahl unter dem, was Einer „als Kater" thun könnte. So sind wir wieder jener Mythenbildung auf der Spur, die für nichts weniger zum Zeugnisse herangezogen werden kann, als für die ältesten Gottesvorstellungen des Volkes. Die griechische Mythologie wimmelt von Mythen, welche nichts anderes sind, als versuchte Antworten auf solche „Katerfragen."

Die Vereinigung von Ra und Tum, des Dynastengottes mit dem des Gaukultes mußte den Priestern auch nach einer anderen Richtung hin eine Räthsellösung aufdrängen. Ist ihnen beiden der Sonnenfetisch beigelegt, so konnte vielleicht schon die Lage ihrer Schreine im Grabtempel zu der Unterscheidung einer „Sonne" im Westen und einer solchen im Osten führen. Wurde so Tum die „westliche Sonne", was hinderte dann, ihn die „Abendsonne" zu nennen? Diese Zurechtlegung bestand wirklich, ob sie aber auch an jener Orientirung zu Anu ihren Anlaß genommen hatte, will ich nicht behaupten; ich hebe nur die Möglichkeit hervor, und die Uebereinstimmung der Umstände. Es ist kein Grund anzunehmen, daß gerade im Benben zu Anu die Orientirung eine andere gewesen sei, als sonst in Altägypten üblich war:

---

[1]) a. a. O. 68.

[2]) Cap. XVII., Col. 44; Uebersetzung Lauths, a. a. O. 28.

im Westen die Grabstelle, im Osten die Thür. Sah also König Pianchi von der Thür aus zuerst seinen Ra, und hinter ihm Tum, so war dem Standpunkte nach dieser der westliche, jener der östliche; zugleich giebt diese Anordnung aber auch den Fingerzeig, daß Tum der ursprüngliche Insasse, Ra der Eindringling war.

Aber auch Horus hatte seinen Kult zu Anu-Heliopolis. Insofern dieser Horus insbesondere als Hormachu (Har-m-achu) bezeichnet wird, kann er am wenigsten von allem Anfange an als Sonnengott gedacht worden sein. Mag man auch den Namen mit Horus im Horizonte übersetzen, so bleibt doch unleugbar, daß die Aegypter mit diesem als „Horizont" wiedergegebenen Namen das Grab bezeichneten.[1]) So sagt die Inschrift von dem verstorbenen Könige Recht-Sethos: „Nach diesen Thaten ging er zur Ruhe ein in das Horizontgebäude", und auch Lauth[2]) erklärt das, wie es gar nicht anders verstanden werden kann, als das Grab. Warum soll nun Horus „im Horizonte" daneben etwas anderes sein, als der Gott „auf der Malstätte", im Grabe? Indem aber durch das Herrschergeschlecht zu Anu daselbst der uranische Kult eingeführt worden war, erhoben sich, wie sehr nahe liegt, auch die Gaukulte zu demselben, und so wurde auch Har-m-achu trotz der ausgesprochenen Grabbeziehung ein Sonnengott.

Nur von dem alten Todtengotte Bennu wird solches nicht erwähnt; er ist vielmehr ausdrücklich als der Vertreter des Osiris an dieser Kultstätte, also als der Volksgott der Grabstätte bezeichnet. Nun dürfte wohl auch einiges Licht auf die Bezeichnung Anus als des „Doppellandes" fallen. Gehört Bennu dem gemeinen Todtenkulte an, ist aber der Eindringling Ra des Dynastengeschlechtes, das hier seine Herrschaft aufrichtete, so bleiben noch Tum und Hormachu als Repräsentanten eines Doppelgaus zurück; der Doppelkult dürfte daher eine frühe Combination zweier Stämme anzeigen; von allen Göttern derselben aber stiegen nur die beiden Repräsentanten des öffentlichen Kultes zum Sonnenfetische empor, indem sie dem Gotte des Dynastenhauses folgten. So nehmen nun Tum und Horus den Ra in die Mitte und die angebahnte Erklärung behalf sich mit einer Abend-, Morgen- und Mittagssonne.

---

[1]) Brugsch a. a. O. 619.
[2]) a. a. O. 350.

Es ist nicht gewagt anzunehmen, daß sich dieser Prozeß, dieser Uebergang zum Sonnenfetische, unter allen Kultstätten Aegyptens zuerst in Anu vollzogen, wie denn auch allen Spuren nach hier die erste größere Herrschaft begründet wurde. Darum wohl erhielt mit Recht gerade diese Kultstätte die auszeichnende Benennung der „Sonnenstadt.“ Als von da die Herrschaft auf andere Städte überging, war die Vorstellung schon geschaffen, und es verband sich fortan mit jeder regierenden Gottheit der Begriff des Sonnenfetisches, und selbst andere konnten dem Beispiele der älteren Kultstätte folgen. So trat neben Tum-Ra zu Memphis ein Ptah-Ra, zu Theben ein Amon-Ra; auch Tom zu Pi-tom („Stadt des Tom“) wurde ein Tom-Ra, und selbst Osiris da, wo er als Gauvorstand der Herrscher war. Wie viel Stoff zu mythologischen Erklärungen!

Der mit Benben (Belbel) bezeichnete Grabmalbau ist aber, wie ja auch Babylon davon den Namen führt, keineswegs eine Spezialität von Anu. Auch im „Tempel“ des Chonsu zu Theben stand ein Belbel, ebenso in dem jüngeren Tempelbau zu Tell-el-Amarna, und Ramessu III. baute zu Medinet-Abu ein „Haus Belbel zu Ehren dessen, der ihn erschaffen.“ [1]) Daß sich schon hiemit jene Beziehung von Grab und Tempel ergiebt, die wir in Amerika und in den Südseeländern constatirten, bedarf kaum noch des Beweises.

Es ist nur mit dem Kulte auch die Erinnerung verschwunden, daß die Pyramiden wohl Gräber, aber eben deshalb und eben so gut auch Tempel waren, denn auch jedes Privatgrab war für die Betreffenden ein Tempel, und als man in späterer Zeit die Formen glänzenderer menschlicher Wohnungen auf die Grabstätten übertragen konnte, bauten sich auch Privatleute für ihr späteres Seelenleben Gebäude, die man Gräber und Tempel zugleich nennen muß und nannte.

In der Wohnung einer bereits anerkannten, durch Kult ausgezeichneten Gottheit Unterkunft zu finden, oder eine höhere Gottheit in die Geisteswohnung als beschützende Mitbewohnerin einzuladen, war ja ziemlich verbreitete Sitte, aber keineswegs absolut erforderlich und nothwendig. So baute in historischer Zeit der Baumeister, welcher die „Memnonssäule“ aufgestellt hatte, Amenhotep, Sohn des Hapu, für sich selbst, d. h. als Seelenwohnung, hinter dem Amonstempel

[1]) Lauth a. a. O. 96.

einen „Ha-Kak", „Tempel zu Kak" genannten Tempel, und der König Amenhotep III. nahm ihn in seinen Schutz. Wahrscheinlich war es die äußere Ansehnlichkeit dieses Grabtempels und die Erscheinung des reich dotirten Kultes daselbst, welche diese Stelle nachmals zu einem Wallfahrtsorte machten, an welchem die späteren Thebaner wirklich die dort wohnende Seele des großen Baumeisters als einen „Gott der Weisheit" verehrten — ein von Brugsch[1]) wohlbezeugtes Beispiel von ganz nacktem Euhemerismus, wenn man übrigens den Kult der „Seele" so nennen will. Aber auch solcher „Euhemerismus" reicht für die Erklärung der Kultvorstellungen im Allgemeinen nicht aus. Erst als die Ptolemäer eine Restaurirung dieses Grab-Tempels vornahmen, weihten sie ihn Amon und Hathor.

Auch in den Bezeichnungen der wesentlichsten einzelnen Theile wird zwischen Tempel und Grab kein Unterschied gemacht. Die Stelle, wo der „Schrein" steht, ist das Allerheiligste, im Grabe so gut wie im Tempel. So baute Ramessu II. laut einer Inschrift in Abydos „das Allerheiligste für seinen Vater" und richtete auf, was zerfallen in der Todtenstadt und im Tempel seines Vaters, der unter den Verstorbenen weilt.[2])

7. Aegyptische Thierfetische, Toteme und Quirilles.

Was uns Herodot in seiner „Euterpe" über ägyptischen Thierfetischismus berichtete, das kann er nur aus der besten Quelle geschöpft, beziehungsweise eigener Wahrnehmung entnommen haben, so wenig auch selbst Aegyptologen von Fach unbedingt zustimmen mögen. Sie legen der so vernehmlich redenden Sprache der Bilder, welche uns die allerdings ältere, ja im Veralten begriffene Stufe so treu erhalten haben, einen zu geringen Werth bei, wenn sie in allem nur vereinbarte Zeichen und Symbole sehen zu müssen glauben.

Auch Herodot hat, wiewohl sich auch seine Hellenen einen reichen Schatz ähnlicher Rudimente bewahrt hatten, doch kein Verständniß mehr für die Sache, wie man aus dem Märchen sieht, das das Widderbild Amons erklären soll. Um so mehr muß man die Treue seines Berichtes schätzen. Nur in Einem dürfte er mitunter irren, daß er wahr-

---

[1]) a. a. O. 412. [2]) Brugsch a. a. O. 486.

scheinlich einzelnen Thierfetischen eine zu universelle Geltung zuspricht, während in Wirklichkeit wohl alle, insofern sie einen öffentlichen Kult genossen, auf Gaue oder Gemeinden beschränkt sein mochten, wie er das auch wieder oft genug hervorhebt. Aber solche Verallgemeinerung mußte auch wieder ziemlich nahe liegen in einer Zeit, da das ganze Volk bereits unter einander gemischt war, Besatzungen und Colonien auch die Kulte in buntester Weise durchschossen haben.

Daß wir es auch in Aegypten keineswegs mit luftigen Symbolen und Zeichen, sondern mit ganz reellen Thierfetischen zu thun haben, das beweist Herodot, der von dem Zusammenhange keine Ahnung hat, durch das ganz zutreffende Verhältniß, in welches er immer das betreffende Fetischthier zu den Quixilles des Clans setzt. Um bloß einem Symbole Ausdruck zu geben, enthält sich kein Mensch lebenslang eines trefflichen Nahrungsmittels, das ihm sonst geboten wäre. Auf der andern Seite stimmen aber Herodots Angaben durchschnittlich wenigstens ebenso genau mit den Thierköpfen und Thierattributen, welche gerade die betreffenden Clangottheiten führen, so daß unter den vernünftigen Schlüssen gar kein anderer übrig bleibt, als diese Thierattribute seien die Rudimente jener Thierfetische, unter denen auf einer früheren Stufe die betreffende Gottheit überhaupt dargestellt, in denen sie auf einer noch früheren verehrt wurde.

Der gemeine Fetisch der Schlange ist im alten Aegypten wohl bekannt. Herodot (II. 74) hat ihren Kult noch im Heiligthume des Amon zu Theben gesehen, und ein anderer lebte in Memphis noch im Tempel des Ptah als Zotenkult fort. [1]) Wenn Herodot die Schlange dem Amon heilig nennt, so bedeutet das nichts anderes, als daß einst der oberägyptische Amon im Schlangenfetische erschien. Unter diesem Fetischzeichen müssen einst ägyptische Könige — oder Könige auf ägyptischem Boden — ehe sie zu Sonnensöhnen aufstiegen, die Herrschaft erworben und geführt haben; ihre Familiengottheit muß einst, wie in Mexiko, die Schlange, der Uräus gewesen sein. Deshalb blieb sie als königlicher Schutzgeist ein Zeichen königlicher Würde. Immer noch erhebt sie sich über der Stirn des Königs. Sie verband sich mit der Sonnenscheibe, die in gleicher Eigenschaft über den Sonnensöhnen schwebt.

---

[1]) Brugsch a. a. O. 45.

Daß das Quixilles der Fische, d. h. das Verbot des Fischessens, wie Herodot (II. 37) angiebt und Plutarch [1]) bestätigt, allen Priesterschaften Aegyptens auferlegt sein sollte, könnte zweifelhaft erscheinen; daß aber gewisse Fische, darunter der Aal, nicht gegessen werden durften, weil sie dem Nil heilig seien, könnte auch lediglich auf eine Tabuirung zu Gunsten des Gottes im Strome gedeutet werden.

Habicht und Sperber (und wahrscheinlich auch Geier) und Ibis konnte Herodot (II, 65) wohl mit Recht als allgemein heilig geachtete Thiere bezeichnen, weil die betreffenden Gottheiten, als zu den vornehmeren gehörig, ihren Kult über ganz Aegypten ausgedehnt hatten. Dennoch sind auch sie von Lokalkulten ausgegangen und schließen sich immer noch an solche an. Montu verbindet einen Sperberkopf mit der Sonnenscheibe, der Schlange und zwei hohen Federn. Er hat also entweder als siegender Sonnensohn die Herrschaft eines Schlangen- und Sperberkultes in sich aufgenommen, oder er ist von einer Stufe zur andern emporgestiegen. Auch der thebanische Chonsu ist ein Sperber, aber auch Herr des Mondfetisches. Auch Ra trägt den Sperberkopf und darüber den Diskus mit der Schlange. Als Geier — mit der „Geierhaube" — erscheint Amons Gemahlin Mut und Hathor, die außerdem auch die Hörner der Kuh und den Diskus (des Mondes?) mit der Schlange trägt. Isis gleicht ihr in allen Stücken, nur daß diesen Attributen noch die Hieroglyphe ihres Namens zugefügt ist. Auch eine Rat-toni als weibliche Sonne ist ebenso ausgestattet.

Der Geier und der Sperber für sich kommen gerade so wie der Schlangendiskus als Gottheit mit dem Lebenszeichen über dem Haupte des Königs schwebend vor, während wieder in anderen Darstellungen auch diese Fetischbilder zu einem einzigen combinirt sind als der geflügelte Schlangendiskus. Einen lebenden Sperber als Kultobjekt sah noch Strabo [2]) in Philä. Man ersetzte den Gestorbenen jeweilig durch einen neuen wieder, den man aus Aethiopien bezog.

Thot, der durch das Todtenbuch zum göttlichen Priester im Jenseits geworden ist, sonst aber auch seinen Gaukult hatte, ist in seiner ägyptischen Form Tehuti selbst ein Fetischname; er heißt der

---

[1]) De Iside et Osiride, Kap. 7.

[2]) Casaubonus p. 818.

Ibis, und in der That trägt sein Bild den Kopf dieses Vogels, außerdem zeitweilig den Mondfetisch. Habicht und Ibis sollen nach Herodot (II. 65) im ganzen Lande so respektirt worden sein, daß auf der auch nur unbeabsichtigten Tödtung eines solchen Thieres die Todesstrafe stand. Gestorbene Ibisse habe man zur Beisetzung nach Hermopolis geschickt. Diese Angabe entspricht ganz vorzüglich der wirklich durch das Todtenbuch erfolgten Verbreitung der Thotverehrung durch das ganze Land, und der ganz allgemeinen Geltung des Urmutterkultes der Isis-Hathor, bezüglich des Sperbers oder Geiers.

Ob Herodot auch der Katze mit Recht eine so allgemeine Verbreitung als Fetisch zuschreibt, mag zweifelhafter sein. Der Ra-Kult wenigstens hat seine allgemeine Verbreitung wohl nicht schon mit dem Katzen-, sondern erst mit dem Sonnenfetisch genommen. Zutreffend aber bringt er wieder den Katzenkult mit Bubast in Verbindung, indem er daselbst ihren Hauptbegräbnißplatz angiebt; in der That wird auch die Göttin Bast als Katzenfetisch dargestellt. Wenn wirklich die Katze zuerst in Aegypten gezüchtet und zum Hausthiere gezähmt wurde, so hat zweifellos ein solcher Kult seinen wesentlichsten Antheil daran.

Wie Thot, so ist auch Sebak (oder Sebek) einer der Götter, welche überhaupt nur mit dem Fetischnamen bezeichnet wurden. Er ist dem Leibe nach und heißt auch das „Krokodil.“ Er gehört der fetischen Gaugruppe an. Seine Verehrung blieb, abgesehen von der Annexion durch Ra, immer ein Lokalkult und in dem größten Theile Aegyptens haßte man ein so unangenehmes Thier — man haßte aber auch zeitweilig überhaupt die fetischen Götter. Dagegen blühte sein Kult im Gau des Mörissee's und hatte seinen Mittelpunkt in Pi-Sebek (Krokodilopolis), wirklich einer „Malstätte des Krokodils.“ Hier wurde stets ein Exemplar als eigentlicher lebender Fetisch gehalten und gepflegt, und insbesondere die Könige der zwölften Dynastie erwiesen diesem Kulte so viel Aufmerksamkeit, daß sie der ganzen Sippe Sebeks Heiligthümer gründeten und Spitzsäulen setzten.[1]) Wenn Strabo hier noch persönlich das Thier selbst und eine Priesterschaft desselben antraf, so sind damit wohl die Bildsäulen des Sebek, der als ein König mit Krokodilskopf erscheint, unzweideutig erklärt. Ebenso klar aber ist es uns nach dem Vorangegangenen auch, was die Redensart

---

[1]) Brugsch a. a. O. 161; Strabo p. 811 f.; Herodot II. 68 f.

bedeuten kann, Sebek sei eine Form, eine „Erscheinung" des Ra, oder sogar nur ein Name desselben.

Ebenso scheint Anubis, im Mythus eine Parallelfigur zu Hor, einer der „Söhne" beim Todtenkult, zugleich aber auch im feindlichen, fetischen Gegensatze zu Hor stehend, ursprünglich ein Fetischname gewesen zu sein, indem der Schakal, dessen Kopf er trägt, Anupu hieß. Auch dieser Schakal gehört der fetischen Gruppe von Mittel-Aegypten an, in der überhaupt der Thierfetischismus Gau für Gau in den Vordergrund tritt. Aus dem Mythus ergiebt sich ganz deutlich, daß „der Schakal" ein Doppelgänger des Horus bei einem nur halb-civilisirten Wüstenstamme war, der lange Zeit den Aegyptern feindlich, endlich in deren Herrschaftsbereich eingefügt wurde.

Eine ihm in jeder Hinsicht ganz verwandte, im Mythus mit ihm oft selbst verwechselte Figur ist Set, mit dessen Namen wir diese in der Geschichte Aegyptens noch keineswegs richtig gewürdigte Gruppe zu bezeichnen haben. Die griechische Uebersetzung durch Typhon und die Erklärung als Sturm hat die Augen der Forscher wirklich mit Sand gefüllt. Das fetische Thier ist schwer bestimmbar, am ehesten aber doch auch eine Art Schakal, doch mit deutlich gestutzten Ohren. Es ist nichts als eine ganz ungestützte Hypothese, wenn ich mir die Vermuthung erlaube, ob nicht dieses Zeichen auf die Sitte hindeute, den Kultbund im Set-Clan durch Beschneiden der Ohrläppchen zu markiren. Die Kultbundmarke an den Ohren anzubringen ist wenigstens durchaus nichts Unerhörtes; sie würde aber immerhin unterscheidend gewesen sein. Wenn Set mitunter der Gott des „Südlandes" genannt wird, so kann diese Bezeichnung natürlich nur aus der Zeit herrühren, da das geeinigte Niederland, sei's unter der Vorherrschaft von Anu oder Memphis noch im feindlichen Gegensatze zu dem Gaubunde von Mittelägypten stand, in welchem Set offenbar die Führerrolle hatte. — Für Wüstenvölker ist allerdings gerade der Schakal ein so naturgemäßer Fetisch, wie für den Insulaner der Hai, den Malaien der Kaiman; aber auch die vorgenannten Thiere sind zumeist Leichenvertilger.

Das Nilpferd, welches im Todtenbuche nur als der böse „Verschlinger", der Feind schlechtweg fungirt, erwähnt Herodot (II. 71) als nur in einer einzigen Grenzgegend verehrt, was wiederum zu der ihm zugewiesenen Rolle aufs beste paßt. Löwenköpfig ist Sochet, eine Göttin zu Memphis, und daß einst Seb, der nachmals

allerdings als „Vater Erde" gefaßt wurde, doch ursprünglich einmal im Fetische des Gänserichs seinen Sitz nahm, ist wenigstens nicht ganz abzuweisen. Denn wird er auch nicht selbst gänseköpfig dargestellt, und sollte auch die Gans über seinem Kopfe nur die Hieroglyphe seines Namens sein, der nur zufällig zugleich auch Ganser hieße, so können doch die Aegypter selbst nicht immer dieser Meinung gewesen sein; wie würden sonst seine Verehrer das Schmeichelwort „großer Gackerer" erfunden haben![1])

Ein bei einigen Lokalkulten wiederkehrender Fetisch ist der Stier, doch nicht jeder beliebige seiner Gattung, sondern nur je ein durch ganz bestimmte Merkmale ausgezeichnetes Individuum, dessen jeweilige Auffindung als eine „Erscheinung" des Gottes bezeichnet wurde.[2]) Zu dieser weisen Beschränkung, die Ibis und Sperber gegenüber nicht nöthig war, mußte ein Viehzucht treibendes Volk jene praktische Berücksichtigung führen, auf die wir schon wiederholt stießen.[3]) Wäre zum Beispiel im memphischen Gau die Seele allgemein im Stiere eingekehrt, wie in Bubast in die Katze, so wäre der Stier überhaupt tabu geworden, und die Konsequenz wäre gewesen, daß die Menschen die Fleischnahrung hätten wesentlich beschränken müssen. Kennzeichnet sich aber in der Gattung ein Fetischindividuum durch besondere Male, so war konsequent nur darauf zu achten, daß nicht ein solches geschlachtet werde, alle übrigen blieben dem praktischen Bedürfnisse erhalten.

In diesem Sinne berichtet Herodot (II. 38) wieder durchaus Glaubliches, so bald man nur seine Erzählung auf die Gaue der betreffenden Lokalkulte einschränkt. Er giebt an (III. 28), die Hauptfarbe des eigentlichen Fetischstieres sei schwarz gewesen, auf der Zunge hätte er ein Käferzeichen und im Schwanze Doppelhaare gehabt. Nun erzählt er, die Priester (natürlich in den betreffenden Kultgebieten) untersuchten jeden Stier, ob er auch nur ein einziges schwarzes Haar habe, zogen ihm die Zunge aus, ob sie frei von bestimmten Zeichen sei, und betrachteten insbesondere die Haare des Schwanzes; dann aber, wenn sie den Stier von allen diesen Dingen rein befanden, wickelten sie Byblus um die Hörner und siegelten ihn mit Siegelerde und ihrem Fingerringe fest. Ein Stier aber, der dieses Siegel nicht

---

[1]) Le Page Renouf a. a. O. 104. [2]) Herodot III. 27.
[3]) Siehe oben S. 176.

trage, dürfe bei Todesstrafe nicht geschlachtet werden. Dieser ganze Vorgang ist durchaus glaubwürdig und eine ganz verständige Vermittlung der Kultrücksichten mit den praktischen. Nur die sich irgendwie verrathende Verwandtschaft mit dem Fetischstiere ist tabuirt; deshalb tritt von Seiten der Priester eine Art Thierschau ein, um diejenigen Thiere zu markiren, welche außer das Tabu fallen. Nach der einen Richtung hin muß der Erfolg wohl der gewesen sein, daß es in den betreffenden Gauen kein schwarzes und schwarzscheckiges Vieh mehr gab. So griff der Kult auch als Zuchtwahl ein.

Den berühmten Fetischstier zu Memphis, den Apis (griechisch Epaphos) sah Strabo selbst (p. 807). Schwarz und an bestimmten Stellen weiß gefleckt, wohnte das Thier, von Priestern bedient, in einer Tempelhalle, in welche man von außen durch ein Zellenfenster hineinsehen konnte. Zu bestimmten Stunden aber wurde er, insbesondere den Fremden zu lieb, in einen Hof gelassen; an diesen stieß eine Zelle für die jeweilige Apis-Mutter. — Wie die Sonnenscheibe sehr viele Gottheiten hat aufnehmen müssen, die ursprünglich individuell in isolirten Volksvorstellungen existirten, nachmals aber durch den gemeinsamen Fetisch in Kombination traten, genau so ist es dem Apis ergangen. Daß der Stier an sich keine Gottheit, sondern nur die Behausung einer solchen sei, ist dem Aegypter immer klar geblieben, und auch den Griechen ist noch ein Restchen des Verständnisses geblieben, wenn sie nach der Individualität der Gottheit des Apis fragen. Sie beruhigten sich bei der Antwort, daß sie Osiris sei. Unmöglich war die Antwort nicht; ein Osiris mußte es immer sein, gleichviel, ob der Aegypter dabei noch eine bestimmte Individualität in Erinnerung hatte oder nicht.

Indeß ist Apis selbst schon nicht mehr der Fetischname, so sehr er auch mit diesem Anspruche auftritt; er bezeichnet vielmehr schon eine, vielleicht die älteste Einfüllung einer Gottindividualität. Aber dieser ältere Gott, ägyptisch Hapi, kann selbst wohl einen Fetischnamen führen. Darauf deutet die Bezeichnung des Apisstieres als des „Hapi-anch“, des „lebenden Apis“,[1]) welche zur Voraussetzung hat, daß es auch noch einen andern, leblosen Fetisch desselben Geistes gegeben haben müsse. Dieser Hapi ist aber kein anderer als der Stromfetisch des

---

[1]) Lauth a. a. O. 494.

Nil. Indem Apis dieselbe Kultstätte mit Ptah, dem Hauptgotte von Memphis theilte, ist die mythologische Einordnung desselben als Sohn des Ptah leicht zu verstehen.

Daß ein und derselbe Kultort neben der Menge von Geistern verschollenen Angedenkens zugleich auch mehrere von fortlebendem Kulte umfaßte, ohne daß diese dem großen Gotte gleichstanden, ist durch die Art, wie die Entstehung solcher Stätten gedacht werden muß, leicht zu begreifen. Der große Gott wird wie zum Hausherrn, um den sich die übrigen in erdichteten Abhängigkeitsverhältnissen gruppiren. So beherbergte der „Tempel des Ptah“, des großen Gottes, der als Stadtbegründer und Baumeister immer noch ohne andern Fetisch als in seiner schlichten Mumienform erscheint, außer dem Apis noch die Schlange Zotef; und außerdem gab es in Memphis Akazien, Maulbeer- und Pfirsichbäume als Fetischbäume — verwandt wohl der Terebinthe des Ra zu Anu. Neben Apis also hat Ptah noch einen Sohn Nofer-atum, den späteren J-m-hotep oder Aeskulap der Griechen. Auch dieser wird als Inwohner des Apis bezeichnet.[1]) Nach Oberägypten reicht dieser spezifisch unterägyptische Kult nicht. Das spricht sich in der Thatsache aus, daß der Stier immer nur in den Gauen Unterägyptens gesucht wird.[2]) Hier aber erhielt er sich unbeschadet der Thatsache, daß nachmals oberägyptische Götter (Amon) mit den Königsgeschlechtern die herrschenden geworden sind.

In späterer Zeit, als ein Königssohn aus der oberägyptischen Dynastie als Oberpriester des Ptah den verfallenden Apiskult wieder emporhob, begegnen wir der Auffassung, daß Ptah selbst, und zwar wieder in der Verbindung Ptah-Sokari, jener Osiris sei, der in dem Apisstiere seinen Sitz habe. Wenn in einer Urkunde dieses Prinzen[3]) die Apisstiere die „lebenden Bilder des Ptah-Sokari“ genannt werden, so ist das nur die ganz genau zutreffende Kennzeichnung derselben als lebender Fetisch im Gegensatze zu dem ruhenden, d. i. der Barke und der Mumie, dieses Gottes. Es ist merkwürdig, daß auch gerade dieser „Baumeister“ in einer so euhemeristischen Weise auftritt.

Wir hätten also auch im Hause des Ptah ein „ruhendes“ und ein „lebendes“ Bild desselben einst mächtig herrschenden Gottes. Be-

---

[1]) Brugsch a. a. O. 674. [2]) Ebend. 74.
[3]) Brugsch a. a. O. 562.

steht nun wirklich ein Gegensatz in den beiden Angaben, daß Apis einmal der Sohn und einmal das lebende Bild des Ptah sei? — Jedenfalls nicht. Erinnern wir uns des Sinnes, in welchem der Inka ein Sohn desjenigen Geistes war, der in ihm wohnte und regierte. Er war sein Sohn als derjenige Leib, den sich der Geist zu seiner Bewohnung geschaffen hatte, wie der Vater der Schöpfer des Sohnes ist. Ganz in demselben Verhältnisse steht der ägyptische König zu seiner Dynastengottheit. „Sohn" und „Bild" wechseln wie Synonyme in dem Ausdruck für dieses Verhältniß. Der König heißt einmal der Sohn des Amon oder Ra, das andere Mal dessen „lebendes Bild". Ebenso kann also auch der Apis „Sohn" und „Bild" des Ptah zugleich sein. Plutarch [1]) faßt nicht bloß den „Osiris" im Apis als die Individualität des „großen" Osiris, sondern spricht auch noch von einer besonderen Seele desselben; dennoch schwebt ihm noch ein richtiger Gedanke vor, wenn er den Stier „das Bild der Seele des Osiris" nennt.

Aber der Apis kann auch noch in einem andern, man möchte sagen in einem trivialeren Sinne nach Analogie ein Osiris werden — wenn er stirbt. So wie jeder männliche Mensch in diesem Falle ein „Osiris", allerdings nicht jener große Osiris wird, so in gedankenloser Folgerichtigkeit auch der Apis; aus diesem „seligen Apis" — *Οσόραπις* — haben die Griechen ihr Serapeum zur Bezeichnung der Grabstätten der Apismumien abgeleitet. Zwar bezweifelt Plutarch diesen Zusammenhang, weil ihm eine ähnliche Bezeichnung im Aegyptischen nicht nachgewiesen schien, aber nach Lepsius ist eine solche wohl belegt.

Aus dieser Grabkammer erhebt sich nun wieder eine fiktive Kultvorstellung abgeleiteter Art. Es besteht die Thatsache eines Serapeums. Dieses ist Grabstätte, als solche Kultstätte. Jede Kultstätte hat ihr Haupt und diesem gemäß ihren Namen. Also ist der Heros eponymos eines Serapeums ein Serapis. Wirklich fand dieser — allerdings erst unter der griechischen Dynastie in Alexandrien — seinen reichen Kult, und gerade dieser wurde durch eine betriebsame Priesterschaft unter der Reklame ägyptischer Geheimkunde durch das römische Reich getragen. Eine ägyptische Bezeichnung jener Apisgrabstätte war Kakemi „der Schwarzstier".

---

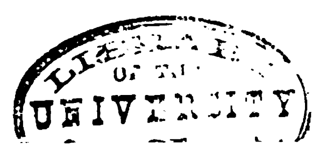
[1]) Isis und Osiris, Cap. 20.

Ganz parallele Erscheinungen sind der Stier Mnewis in Anu, der als Fetisch wohl nicht außer Beziehung zu einer der schon genannten Gottheiten war, wenn diese auch durch die spätere Fortbildung des Fetischismus wieder entstellt worden sein sollte, und der Bock Binebdad zu Mendes.

Als Kuh wenigstens doch gekennzeichnet erscheinen Nut und Sati, die Herrin von Elephantine, Hathor und Isis u. A. — Hathor-Isis allein würden ausgereicht haben, diesen Kult durch das ganze Land zu verbreiten, denn ihre Namen waren als die der Urmütter überall verständlich; blieb doch Hathor immer noch die Bezeichnung jeder „gerechtfertigten" Frauenseele. Wirklich werden denn auch nach Herodot (II. 46) im ganzen Lande keine Kühe geschlachtet, und die Aegypter — wohl mit Einschluß der Aegypterinnen gemeint — hätten gerade deshalb keine Hellenen auf den Mund geküßt, noch irgend ein Messer oder Kochgeschirr der Hellenen benützt, weil diese auch des Kuhfleisches sich nicht enthielten. So hat denn wohl auch die Verachtung der asiatischen Nachbarhirten einen solchen Kulthintergrund, denn an sich waren die Aegypter durchaus keine Verächter der Viehzucht.

Als Widder erscheinen der nachmals berühmt und zum Sonnengott gewordene Amon zu Theben und Chnum aus der setischen Gaugruppe. Demgemäß wurde auch nach Herodot (II. 42) im thebanischen Gau kein Schaf geschlachtet, wohl aber die Ziege, während man umgekehrt zu Mendes wohl Schafe, aber keine Ziegen schlachtete. Je wunderlicher diese Widersprüche dem wahrhaft ehrlichen „Vater der Geschichte" erschienen, je treuer er sie dennoch im Zusammenhang mit dem ägyptischen Totemwesen darstellt, desto ehrenwerther erscheint dieser viel verleumdete Forscher.

Strabo nennt mit genauer Unterscheidung als Thierfetische, welche zu seiner Zeit in ganz Aegypten gegolten hätten, den Stier, den Hund und die Katze, den Sperber und Ibis und die Fischgattungen Lepidotus und Oxyrynchus. In Betreff des ersteren halte ich die Angabe Herodots für viel zutreffender, daß zwar die Kuh allgemein, der Stier aber nur individuell als Fetisch betrachtet worden sei. In's Unbestimmtere konnte diese Art Kult allerdings bei Thieren verlaufen, bei denen die Wirthschaftsrücksicht nicht in Betracht kam. Von solchen, die nur orts- oder gauweise galten, führt Strabo (XVII. 40) an: den Widder in Theben und Sais — in die äußerste Nordmark



ist der Amonkult wohl erst durch die Herrschaft Thebens übertragen, wie denn die Bewohner der Amonsoase schon Herodot als Kolonisten galten — den Nilfisch Latos in Latopolis, den Wolf (Schakal) in Lykopolis, den Hundskopfaffen in Hermopolis, den Affen Kebos in Babylon, den Adler in Theben, den Löwen in Leontopolis, den Bock in Mendes, die Spitzmaus in Athribis. Herodot nennt noch die Ichneumonratte.

Zeigt nun auch der Fortschritt der Zeiten, insbesondere in den herrschenden Kreisen, die Tendenz, den Thierfetischismus zu verlassen und den uranischen Kulten die Vorherrschaft zu verschaffen, so konnte diese Tendenz doch weder die einmal bestehenden, insbesondere die gestifteten Kulte verdrängen, noch jene Bräuche und Sitten abschaffen, welche lediglich die Konsequenzen des Thierkultes sind. Beide aber, der Kult unmittelbar und die Gebräuche, nehmen natürlich wieder Einfluß auf die Gestaltung des Priesterthums. An den Tempeln mit lebenden Fetischen mußte sich naturgemäß ein ganz eigenthümlicher Dienst entwickeln, und die Priesterschaft mußte, sei es auch nur durch untergeordnete Organe, manche Funktionen vollziehen, die sonst dem Thierwärter zukamen. Daß jene Wärter, welche Herodot (II. 65) anführt, Priester genannt werden müssen, unterliegt keinem Zweifel, da sie ganz wie die gestifteten Priester zu diesem Zwecke g e b o r e n wurden. Diese, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, sorgen für die Nahrung der Thiere, empfangen aber von der Bevölkerung solche zum Theil als Opfergaben, wenn auch in einer reluirten Form, welche sich in dem gehobeneren ägyptischen Verkehrswesen entwickelt hat.

Daß die Sippen, welche sich an einen bestimmten Kult solcher Art halten, ihre Kinder mit diesem Fetische in einen Bund treten lassen, ist eine Konsequenz, die wir voraussetzen müssen. Es geschah das aber zu Herodots Zeiten in einer Form, welche auf eine Art Ablösung des Kindesopfers schließen lassen könnte. Doch halte ich diesen Schluß nicht für unbedingt geboten, da man auch in Westafrika dadurch,[1] daß man Haar und Nägel der Schwörenden dem Fetische beilegte, lediglich eine engere Verbindung beider herzustellen beabsichtigte. In ähnlicher Weise schor man einem ägyptischen Kinde die Haare ab, und brachte dieses Opfer in den Tempel des Thieres — aber auch dieses nicht mehr

[1]) Siehe oben S. 119.

in natura; man hatte das pretium affectionis bereits umrechnen gelernt und wog das Schurergebniß gegen Silber ab; dessen Geldwerth brachte man nun in den Tempel vor den Priester. Dieser bereitete nun, jedenfalls nicht ohne Provisionsberechnung, dem Gotte mit diesem Betrage eine entsprechende Mahlzeit. Auf diese Weise konnten sich auch volksthümliche Kulte ohne Staatsdotation leiblich erhalten und ihre Priester von Geschlecht zu Geschlecht nähren. Welchen Umweg hat aber die Kultform von einem etwaigen Kindesopfer bis zu dieser Mahlzeit gemacht!

Die Priester der Krokodils in Krokodilopolis — dem jüngeren Arsinoe — hatten das Fetischthier, das in einem eigenen Teiche erhalten wurde, völlig gezähmt. Es war, wie Strabo (XVII. 38) erzählt, üblich, daß die Fremden wie in unsere zoologischen Gärten mit etwas Futter in der Tasche dahin gingen. Für Strabo nahm sein Gastwirth Kuchen, gebratenes Fleisch und ein Fläschchen Honigmeth mit. Die Priester nahmen diese Opfergaben entgegen, und als das Thier gerade am Ufer lag, öffnete ihm der Eine vertraulich den Rachen, während ihm der Andere Backwerk und Fleisch hineinsteckte und von dem Meth darauf goß. Dann schwamm die Echse, wahrscheinlich mehr belästigt als erfreut, an das andere Ufer hinüber. Da nun wieder ein Fremder mit einer gleichen Opfergabe kam, mußten die Priester um den See herumlaufen, um das Opfer in gleicher Weise unterzubringen.

Der Leser möge nebenher nicht unbeachtet lassen, wie leicht der Mensch vorzugsweise auf diesem Wege zur Zähmung, zur Domestikation von Thieren gelangen konnte, deren Nutzen vor ihrer Zähmung nicht so leicht erkannt werden konnte. Ich rechne hierher insbesondere Hund und Katze. In Betreff des ungeschlachten Krokodils blieb die nämliche Zähmung eines Individuums naturgemäß ohne weitere Folgen; aber bei Hund und Katze, Huhn und Gans mußte das wohl anders sein. Alle Angaben stimmen darin überein, daß wir die in Europa erst spät eingeführte Hauskatze aus Aegypten erhalten haben. Die Zähmung des Hundes ging auf zwei, in ihrer Verschiedenheit noch erkennbaren Wegen vor sich. Einige Stämme Amerikas und die der Südsee züchteten den Hund der Nahrung wegen, als Mastvieh. Aus dieser Züchtung ging ein Geschöpf hervor, dessen Dummheit und Unliebenswürdigkeit von den Eigenschaften unseres Hundes auf das auf-

fälligste absticht. Sollte die andere Zähmungsart nicht auf dem Gebiete des Kultus begonnen haben?

Sind wir auch bei einer nur flüchtigen Umschau im Reiche der Thierfetische immerhin schon bis zur Ratte und Spitzmaus herabgekommen, die trotz ihrer Kleinheit nicht unwürdig gehalten wurden, Behausungen der Götter zu sein, so haben wir uns dabei doch immer nur auf der Höhe der öffentlichen Gaukulte gehalten. Könnten wir herabsteigen bis in Dörfer und Weiler und zu den Kultstätten der einfachsten Hütte, so würde sich jedenfalls die Zahl dieser Thierfetische noch bedeutend mehren, und wir würden gewiß auch zu scheinbar noch weit unansehnlicheren gelangen. Genügte doch einst dem großen Aztekengotte der kleine Kolibri! Wir sehen auf dem Kopfe einer Göttin Selk einen Skorpion. Der berühmte Scarabäus, der Käfer selbst, war ursprünglich wohl ebenfalls schlecht und recht ein volksthümlicher Fetisch. Wie man solche wieder im Bilde nachahmte, so geschah es auch ihm tausendfältig, und wenn wir nun sagen, daß diese Bilder der Aegypter Amulette waren, so ist damit nicht viel anderes behauptet; allenfalls daß der Begriff vom Fetisch bis zum Milongo hin schwanken kann. Am Leibe getragen sind sie ungefähr dasselbe, wie jene Itihs aus grünem Stein, welche die Neuseeländer als Ahnenfetische am Halse trugen. Solche Milongos dürften ursprünglich das Mittel gewesen sein, durch das sich der Todte wie durch Beschneidungsmarken, Ohrenzeichen auch vor seinen Göttern legitimirte, fremdkultliche Seelenverschlinger aber zurückschreckte. „Ich trage an mir, was du verabscheust“ — das dürfte den fremden Geistern gegenüber die Losung dieser Rüststücke gewesen sein, zu deren Anfertigung das Todtenbuch selbst noch vielfach Anleitung giebt.[1]) Nachmals erst mag an Stelle dieser Zeichen das „Wort“ als Symbolum getreten sein, und wirklich galt auch der Scarabäus nur für wirksam, wenn ihm das 30. Kapitel des Todtenbuches angeschrieben war.

8. Der Uranismus und der Bildfetisch.

Die uranischen und Bildfetische zeigen in demselben Maße eine aufstrebende Lebenskraft, in welcher die Thierfetische mit wenigen Ausnahmen zum Amulette, ja zum Symbole hinzusiechen beginnen.

---

[1]) Cap. 155, 156, 157.

Die Meinung des Aegyptologen Lauth, daß Ra nicht ursprünglich der Name der Sonne sei, ist nicht unwidersprochen; auf die Etymologie allein möchten wir uns auch nicht verlassen; aber daß Ra neben der Sonne noch einen älteren Thierfetisch besaß, fällt für die Entscheidung der Frage doch sehr ins Gewicht. Unmöglich konnte die Sonne den Fetisch eines Katers als Fetisch annehmen — diese Verbindung wäre ganz widersinnig; die Vermittlung ist nur dadurch denkbar, daß Ra ein Geistname ist; dann konnte er sehr wohl erst in den Thierfetisch, dann in den Sonnenfetisch aufgehen. Dabei bleibt aber noch wohl denkbar, daß trotzdem einer späteren Zeit die Verbindung mit der Sonne eine so enge schien, daß sie ganz unzertrennlich wurde, und der Name wirklich zur Bezeichnung der Sonne diente. So galt ja auch Hapi als der Name des Stieres, und es wurde fast vergessen, daß er eigentlich der Name des Flusses war. Wohl aber dürfte man aus dieser Verschmelzung schließen, daß Ra der erste und älteste unter allen Göttern Aegyptens gewesen sei, der sich mit dem Sonnenfetisch verband, so daß der Begriff dieser Verbindung fortan an seinen Namen geknüpft blieb.

Der Name Ra erscheint zuerst in dem Königsnamen Nefer-ke-ra, dem 15. in der Reihe der Regenten nach Manetho, angehörig jener 2. „thiinitischen" Dynastie, die wir mit Lauth nur in Anu, nicht in einem Dorfe Oberägyptens suchen können. Daß aber auch damals schon Ra als der Sonnengott hervorgetreten wäre, ist damit nicht bezeugt, selbst dadurch nicht, daß dieser Name in der Tafel von Sakkarah durch das Sonnenzeichen geschrieben erscheint. Der Schreibgebrauch zeugt nur für seine Zeit. Die Denkmäler geben nach Brugsch [1]) erst vom 1. Könige der VI. (memphitischen) Dynastie ein sicheres Zeugniß für den Gebrauch des Titels „Sohn des Ra" für den König und die gleichzeitige Bezeichnung des Ra als die Sonne, so daß fortan der Name Sonnensohn urkundlich belegt erscheint. Da wir aber Ra ganz unzweifelhaft als Lokalgottheit in Anu nachgewiesen haben, so ist nicht denkbar, daß erst die Memphiten den Sonnenfetisch mit dem fremden Gotte verbunden haben sollten, um dann diesen Namen für die damals regierende Gottheit, für ihren Ptah herüberzuholen. Vielmehr muß diese Erhebung des Ra zum Sonnengotte noch in einer Zeit geschehen

[1]) a. a. O. 94.

sein, da Ra in Anu die Herrschaft führte, also gewiß noch vor Schluß der Regierung der zweiten Dynastie. So führt uns doch wieder der Schluß auf jenen Nefer-ke-ra zurück. Ging dann die Regierung mit der dritten Dynastie von Anu auf Memphis über, was wohl nur dadurch geschah, daß von Memphis aus ein neuer Eroberer sich erhob, so konnte dieser Eroberer schon mit dem Sonnenfetische auch den Namen Ra als den der Sonne selbst aufnehmen, indem indeß sein Gott der regierende Geist blieb — Ptah-Ra oder Sokar-Ra.

Die Namen der 8 Könige der „ersten Dynastie" tragen keinen Zusammenhang mit Gottnamen zur Schau, nur in jüngeren Nebenbezeichnungen wird auf Thot und Hathor hingewiesen, auf ersteren wohl insofern, als schon der zweite König dieser Dynastie eine priesterliche Abkunft deutlich verräth. Als Begründer der zweiten Dynastie aber nennt Manetho den Ra-nuter, d. i. der „göttliche Geist", der „Divus". Beruht die Angabe wirklich auf Tradition, so müßte man von dem Gründer wie von einem Ahn oder als von dem „Seligen" gesprochen haben, und so hätte man denn wie so oft in anderen Fällen eben nur einen unbestimmten Urahn als Gründer der Dynastie vorangestellt. Erst mit dem Ende der zweiten Dynastie beginnen Namensverbindungen mit Ra und Sokar. Bevor jedoch diese Namen auftauchen, knüpft sich an den zweiten König dieser Dynastie mit dem auffälligen Namen Kakau, d. i. „Stier der Stiere", die zweifellos nicht historische, aber nicht minder auffällige Notiz: „Unter ihm wurden die Stiere Apis in Memphis und Mnewis in Anu, sowie der mendesische Bock als Götter anerkannt." Dann erst treten in angeführter Weise Spuren des Sonnenkultes hinzu.

Diese Aufeinanderfolge eines unbestimmten Divus, der Thierfetische und des Sonnenkultes spricht keineswegs für die historische Verläßlichkeit der aufgeführten Königsreihe, hat aber doch ihren historischen Hintergrund, indem sie auf eine unbestimmte Vorzeit eine Herrschaft unter dem Thierkulte und dann eine solche unter dem Sonnenkulte folgen läßt. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt die Auffassung Lauth's, daß der Name der Theeinyten, welchen die ersten zwei Dynastien führen, an Thaui-Anut, das „Land Anu" und nicht an das Städtchen Thinis hinter Theben in Oberägypten sich anschließe, alle Wahrscheinlichkeit. Wir müßten sie auch ohne die Stütze dieser Etymologie festhalten. Unmöglich konnte eine

thiinitisch-thebanische Herrschaft durch die genannten Gottheiten eingeführt erscheinen; man müßte den naturgemäßen Zusammenhang der Gottheit und der Herrschaft völlig verkennen, wenn man sich thebanische Herren durch die Götter von Anu, Memphis und Mendes regierend denken wollte. Auch obige Legende nennt nur diese Kultorte. Ebenso wenig kann man verkennen, daß sich in späteren Reichskultkombinationen das Bild der Geschichte, oder doch der geschichtlichen Erinnerung ausprägt. Als Ramessu II. zu Jpsambul ein neues Reichsheiligthum schuf, da weihte er es Hormachis von Anu, Ptah von Memphis und Amon von Theben, nicht Ra, denn jeder von ihnen war damals ein Ra; muß man darin nicht die Reihenfolge der Reichsherrschaft erkennen? Nur Eine Staffel derselben war gegen die Geschichte ausgeschlossen, die des Set; das aber war, wie wir noch sehen werden, mit Absicht geschehen. Nach Manethos Dynastienbezeichnungen ausgedrückt, bezeichnen also jene Götter in ihrer Reihenfolge: die Thiiniten (I. und II. Dynastie), die Memphiten (mit Ausschluß der V. die III. bis VIII. D.) und die Diospoliten (Thebaner, XI. und folgende D.); die Unterbrechungen (V., IX., X., XIV. und XV. D.) füllt die Herrschaft des setischen Kultes (Elephantiner, Set-Anubis-Gruppe, Hyksos). Wo bliebe Anu, wenn ihm nicht die „Thiiniten" gehörten? Wir können also wohl dabei stehen bleiben, daß für Aegypten Anu die Geburtsstätte des Sonnenkultes sei. Es heißt mit vollem Rechte Heliopolis.

In welchem Sinne der ägyptische Himmelsfetischismus überhaupt aufzufassen sei, darüber sollte doch angesichts der Bitte des Todten, „das Firmament in Begleitung der vollkommenen Geister der Unterwelt durchschreiten zu dürfen" und angesichts der Erklärung, daß dem Todten ein Dekanstern gegeben sei, kein Zweifel mehr bestehen. Man muß es doch den Aegyptern schließlich glauben, daß sie wußten, was sie glauben. Der Hauptmann Amenemhib sprach vom Tode des Sonnensohnes Thutmoses III. also: „Da flog er empor zum Himmel, als die Sonnenscheibe unterging. Der Sohn eines Gottes gesellte sich seinem Erzeuger zu." [1]) Der Gottgeist wohnt in der Sonne; nicht aber ist die Sonne als Naturkraft ein Gott; sie ist es allenfalls als der Leib vieler Götter.

[1]) Ebers, Aegyptische Zeitschrift. 1873. S. 3 ff.

Fortan bleibt der Sonnendienst in der Weise herrschend, daß sich jede Dynastengottheit zur Sonne erhebt, sobald sie zur Regierung aufsteigt, oder vielleicht auch nur die Prätension derselben erfaßt. Die Reichsgottheit ist immer ein Sonnengott, sie combinirt den Fetisch ihrer früheren Existenz mit der Sonnenscheibe.

Die kurze Notiz des Herodot (II. 82), die Aegypter hätten die Erfindung gemacht, daß „jeder Monat und jeder Tag einem der Götter angehört" — knüpft genau an den Faden an, den wir in Südamerika verließen.[1] Die nachfolgenden Sätze sprechen von der Voraussicht in die Zukunft in einer Weise, daß nicht zweifelhaft ist, Herodot habe gemeint, diese Kenntniß hänge mit dem zusammen, was frommt oder schadet. Der verbindende Gedanke kann also noch immer darin liegen, daß die helfenden Götter zu verschiedener Zeit in verschiedener Weise geneigt sind, den von Menschen angebotenen Bund anzunehmen. Ohne Kombination vieler Kulte konnte der Gedanke nicht entstehen; die Götter treten zu Festzeiten unter die Menschen, diese ordnen sich allmählich mit gegenseitiger Berücksichtigung, und so nahen sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Götter den Menschen.

Ursprünglich war es freilich, wie wir sahen, ein Kultbund im Allgemeinen; allmählich dachte man nur noch an einen Bund für den einzelnen Fall: immer aber blieb es vortheilhaft zu wissen, welchem Gotte an einem bestimmten Tage ein Kultgeschenk mit Vortheil für den Geber gemacht werden könne. Läßt der Eigennutz aus dieser Kenntniß eine Gewohnheit entstehen, so läßt sich aus dieser nun auch die Thatsache ableiten, daß an bestimmten Tagen bestimmte Gottheiten ihren Kult erhalten und heischen. Aber noch spricht Herodot nicht von Planeten und Sternen, die solches Regiment führten; doch sind wir dieser Wendung hier bis auf den letzten Schritt nahe. Schon sind zahllose Gottheiten in den Himmel versetzt; schon bedient sich die Astronomie, dieser Thatsache folgend, ihrer Namen, um ihre eigenen Begriffe einzukleiden, ihrer Bilder zur graphischen Darstellung; nur noch ein Schritt und es heißt: die Sterne regieren.

Daß die leblosen Bilder, gleichviel ob sie lediglich die architektonische Formung eines Malsteines oder den menschlichen Körper in reduzirter oder übermenschlicher Größe darstellten, nicht Abbildungen

---

[1] Siehe oben S. 304.

Gottes oder der Seele, sondern gleich jenen Thieren und Sternen Wohnungen der Geister waren, das hat nur Voreingenommenheit verkennen können. Auf einer Tafelinschrift am Amontempel in Medinet-Abu rühmt der König vor Amon die neuen Götterbilder, die er habe anfertigen lassen und fügt die deutlichste Angabe des Zweckes hinzu: „ich gab Vorschrift, auszuführen, was dir wohlgefiel, um dich zu vereinigen mit ihren herrlichen Behausungen.“ [1])

Daß derselbe Geist verschiedene Wohnsitze habe, ist dem Aegypter ganz zweifellos und unanstößig; für rationelle Erklärung bleibt ja noch die Annahme verschiedener Zeiten der Bewohnung übrig. Es scheint aber, als hätte er sich auch gewöhnen müssen, mehrere Geister in dieselbe Wohnung sich theilen zu sehen. In Betreff der Tempelwohnung ist das auch rationell zulässig, und selbst in Bildern der Zwiespalt oft nur scheinbar. So trägt die Bildsäule Thutmes I. zwei Widmungsinschriften; nach der einen [2]) hätte sie Thutmes II. seinem eben genannten Vater errichtet, nach der anderen aber diesem und zugleich dem thebanischen Amon-ra. In gleicher Weise gehört nach der Inschrift der Ahnensaal Thutmes III. diesem selbst und ist als sein Denkmal gebaut, gleichzeitig aber wird er auch dem Vater Amon-ra in Theben zugeeignet, und der Schlußsatz faßt Beide ausdrücklich zusammen: „Ihnen wurde gebaut dieser große Festsaal.“ Das scheinbar Irrationelle verschwindet, wenn wir erkennen, daß ganz nach westafrikanischer oder peruanischer Auffassung Amon selbst die Seele im lebenden Könige ist, die daselbst eben nur wie in einem der anderen Fetische wohnt. Wenn nun der König seiner eigenen Königsseele einen Sitz oder ein Wohnhaus errichtet, so ist das zugleich auch eine Säule oder ein Tempel des ihn beseelenden Geistes, des Amon-ra also, falls der König der thebanischen Dynastie angehört. So sind denn auch alle nach dem Namen der Könige genannten Grabgebäude derselben zugleich Tempel ihres väterlichen Gottes. Alles das werden wir noch genauer kennen lernen. Allerdings lagen in diesem Verhältnisse Versuchungen zu irrationeller Auffassung genug vor, und aus solchen heraus entstanden wieder mancherlei Neubildungen.

Auch den Doppelfetisch desselben Geistes, den beweglichen und unbeweglichen, wie wir ihn in Westafrika und auf Hawai kennen

---

[1]) Brugsch a. a. O. 408 f. [2]) Ebend. 371 f.

lernten,[1]) besitzt Aegypten, und die Anwendung für Krankenheilungen ist dem innersten Wesen nach in nichts von der des „Medizinmannes“ oder des „Ganga“ unterschieden. Ein interessanter Text[2]) giebt uns darüber die zuverlässigste Auskunft. In eine irgendwo in Syrien (zu Bachatana oder Buchtan?) wohnende Prinzessin, Namens Bentrosch, eine Schwägerin des Pharao Sesostris II., ist „ein Uebel“ oder „ein Leiden gefahren.“ Dieses „Leiden“ diagnosirt ein weither gerufener „Sachverständiger“ aus Aegypten als einen „Achu“, einen „Geist“. Nun soll der sehr bewährte Gott Chonsu aus Theben diesen Geist vertreiben. Chonsu hat aber einen doppelten Fetisch, oder er ist, wenn man von ihm mit dem Fetischnamen spricht, selbst zweifach. Der eine heißt Nefer-hotep, der andere Ari-secher. Das erstere übersetzt Lauth: „der Gute und Ruhende“, das zweite „der Beschlußausführende“, Brugsch nennt ihn „den Handelnden“. Aus der Erzählung selbst sehen wir aber, daß es sich um einen ruhenden, unbeweglichen und einen beweglichen, tragbaren Gott handelt. Von dem ersteren kommt die Kraft auf den zweiten, und dieser bewirkt, zum Kranken getragen, die Heilung. Wir haben also in letzterem ungefähr den Begriff eines Milongo oder einer Medizin des „Medizinmannes“, und wir haben deshalb nichts dagegen, wenn man zur Bezeichnung dieses wandernden Chonsu die Uebersetzuug durch Talisman wählt; aber die Erzählung zeigt, daß dieser Talisman ein ächter Fetisch ist.

Einige Unklarheit kommt nur dadurch in den Text, vielleicht auch nur in die Uebersetzung, daß es an einigen Stellen scheint, als würde auch der den kleineren Fetisch tragende Priester selbst der „handelnde Chonsu“ oder „Chonsu der Agent“ genannt. Ist aber hierin die Uebersetzung auch zutreffend, so ist auch das kein neuer unverständlicher Zug; in Westafrika würde der Priester sicher Ganga Chonsu heißen und das Volk spräche wohl von ihm als von Chonsu schlechtweg.

Die Sache geht nun folgendermaßen vor sich: Der König, durch eine Gesandtschaft aus Syrien darum ersucht, begiebt sich bittend vor Chonsu. „Da zog von dannen“ (— da überging von da? —) „der Gott Chonsu von Theben der Gütige und Ruhende zum Chonsu

---

[1]) Siehe oben S. 168.

[2]) Brugsch a. a. O. 638 f., Lauth a. a. O. 381 f.

dem Handelnden, dem großen Gotte, dem Vertreiber der Schäden. Da sprach Pharao in Gegenwart des Chonsu von Theben des Gütigen und Ruhenden: du guter Herr! Solltest du nicht auftragen dem Chonsu dem Handelnden, dem großen Gotte, dem Vertreiber der Schäden, daß er sich nach Bachatane begäbe? — Darauf sehr beifällige Zustimmung. — Da sprach Pharao: „gieb ihm deinen Talisman mit. Ich werde seine Heiligkeit (Titel des Priesters) ziehen lassen nach Bachatana, um zu erlösen die Tochter des Königs von Bachatana." — Nun wird der handelnde Gott (der Priester?) mit dem beweglichen Fetische oder „Talisman" in eine große Barke, d. h. Sänfte gebracht, der fünf kleinere und ein Wagen zur Reise beigegeben werden, und so macht sich der Gott mit seinem Gefolge auf den Weg. Die weite Reise dauert 17 Monate. König und Priester zu Bachatana kommen dem Gotte, nachdem er sich jedenfalls durch die Dienerschaft angekündigt hatte, entgegen und werfen sich „auf den Bauch". — „Da ging jener Gott nach der Stätte, woselbst Bentrosch weilte. Da ließ er wirken den Talisman auf die Tochter des Königs von Bachatana. Sie gesundete auf der Stelle."

Daß wirklich ihr Leiden ein Geist in ihr gewesen, das ergiebt sich aus dem Nachfolgenden ohne allen Zweifel. Es war nicht einmal ein absolut böser, sondern ein recht zugänglicher Geist. Nachdem er ausgefahren, verlangte es ihn, mit Chonsu Freundschaft zu schließen; deshalb folgte er ihm nach. Chonsu erkannte ihn nicht für unwürdig, er wies ihn nicht ab. Er ging auf seine Freundschaft ein und bestellte — natürlich durch den Priester — bei der königlichen Kundschaft einen Opferschmaus für sich und jenen. So erhielten denn auch beide ein Opfer.

Der König behielt nun den nützlichen Gott Chonsu 3 Jahre, 4 Monate und 5 Tage bei sich. Chonsu wohnte während der Zeit in seinem Schreine. Ob der Priester mit ihm noch andere Kuren machte, wird nicht gesagt; wahrscheinlich aber füllte er die Zeit auf diese Weise aus. Der König wollte schon den Gott für immer behalten; aber ein Traumgesicht, in welchem er den Gott als einen Goldsperber aus seinem Schrein heraus und gegen Kemi (— das Schwarzland, Aegypten —) fliegen sah, bewog ihn, ihm die Heimreise zu rüsten. Mit reichen Geschenken überhäuft gelangte der Gott nach

Theben zurück. Sofort begab sich nun Chonsu der Handelnde in den Tempel Chonsu des Ruhenden und übergab diesem die Geschenke.

Man bemerkt deutlich, daß sobald der Priester in die Funktion tritt, er selbst der Gott ist. Er geht zum Kranken als Chonsu und läßt „den Fetisch wirken", als ob nun die Kraft von ihm durch den Fetisch ausginge. Dann aber wieder wohnt der Gott im Schreine. Die seltsame „Freundschaft" der beiden Geister könnte auf einen allgemein üblichen Kunstgriff der ägyptischen Priesterärzte zurückzuführen sein. Unter der Annahme einer solchen Versöhnung mußten sich jedesmal die Opfer und mit diesen die Sporteln verdoppeln, und das war wohl nicht ganz unwichtig.

Im Uebrigen war auch der „ruhende" Chonsu nicht völlig unbeweglich; wie ja die älteren Mumien- und Bildfetische überhaupt in ihren Schreinen und Barken für Beweglichkeit eingerichtet waren, nur war er offenbar schwerer zu transportiren. Die Vignette zu jenem Texte zeigt beide Barken im Bilde; an der des ruhenden trugen acht Priester, an der anderen aber nur halb so viele. Daß derselbe Gott somit, den Priester eingerechnet, zeitweilig gleichzeitig drei Wohnungen besaß, hinderte nicht, ihm auch noch für gewöhnlich den Mond als Fetisch anzuweisen; — daß es darum nicht ein Stück Naturkraft sein konnte, die man einen 17 Monate langen Weg nach Syrien tragen zu müssen glaubte, ist wohl klar. Sollen aber, wie man zu erklären liebt, das Alles auch im alten Aegypten schon verdorbene und degenerirte Auffassungen einer reineren Urreligion gewesen sein, so muß man sich fragen, wo und wann treffen wir endlich auf jenen Menschen, der der Träger jener Urreligion gewesen sein soll? — Niemals und nirgends! Und diesem Menschen von niemals und nirgends gehört jenes Mythensystem als Religion an, das die moderne Mythologie aufgebaut hat.

Die Götterbilder in vergoldeten Barken herumzutragen war bei allen Festen üblich. Feste sind zu Zeiten, in denen auch die nun himmelwärts wohnenden Götter wieder zu den Menschen, vorzugsweise aber zu ihren irdischen Bildern herabkommen. In solchen Zeiten war man der Anwesenheit der Geister in solchen Bildern sicher. Götterbilder dieser Art hatten einst die Perser entführt; Ptolomäus III. brachte sie wieder zurück. Die Thierbilder aus Metall und Holz muß man sich zunächst neben den lebenden Thierfetischen in demjenigen Verhältnisse

denken, in welchem der bewegliche Chonsu zum ruhenden stand. Als sich nachmals das Halten lebender Fetische nur auf wenige Arten und Orte beschränkte, traten jene Bilder immer mehr an die Stelle. Man setzt sie entweder als minder beweglich auf Schreine, die man nur bei Festgelegenheiten wie Fahrzeuge zog, oder man hielt sofort den Zweck der Tragbarkeit im Auge. Solcher Bilder führt uns das Todtenbuch [1]) eine Menge vor. Auf einem senkrecht zu tragenden Stabe ruht ein Querholz und auf diesem das befestigte Thierbild: ein Schakal, Stier, Geier, Sperber, Ibis oder auch eine Doppelfeder, ein Zeichen königlicher Herrschaft. Thutmes III. rühmt in einer Inschrift zu Abydos [2]) die aus lauterem Kupfer gefertigten Tragstangen im Osiristempel und betont zugleich das „Geheimnißvolle" der Orte, welche der Götter „herrliche Gestalten" enthalten! Man hielt die Bilder meist geheim oder verhüllt, nur an den Festzeiten treten sie aus ihren dunklen Kammern hervor. Im Gegensatze zu den monumentalen Bildern einer jüngeren Zeit müssen wohl auch diese alten Holzschreine, deren Inhalt nicht ganz selten in einer Mumie bestand, die Neugierde befriedigt haben. Darum sollte wohl der Schauer des Geheimnisses eindringlicher wirken als das Bild selbst. „Ein jegliches Gottesbild befindet sich in den unzugänglichen Schreinen und ruht an einem erhabenen Platze", sagt in einer Inschrift Ramessu II. zu Ptah.[3]) Insbesondere scheint im Osiriskulte das Geheimnisvolle vorgewaltet zu haben. Nach einer Inschrift des Osiristempels zu Abydos [4]) sprach Tutmes III davon, „herzustellen in guter Arbeit das erhabene Geheimniß, welches Niemand sehen, Niemand erklären kann; denn Niemand kennt seine Gestalt — und anzufertigen schöne Kopfstützen und Gestelle zum Liegen aus Silber, Gold, Blaustein, schwarzem Erze und allerlei Edelgestein". Wir werden dabei an die Ruhebank Bunsis in Loango erinnert.[5]) König Pianchi unternahm etwas sehr Denkwürdiges, als er „ganz allein" seinen „Vater schaute;" — „darauf schloß er die Thür, legte Siegelerde auf und drückte sein eigenes königliches Insiegel hinein, also befehlend dem Priester: „Ich, ich habe vollzogen den Verschluß; kein anderer von allen Königen soll mehr eintreten."

---

[1]) Lepsius Tafel II und III.
[2]) Brugsch a. a. O. 380.
[3]) Brugsch a. a. O. 540.
[4]) Ebend. 379.
[5]) S. oben S. 97.

Es muß indeß doch ein wiederholt wiederkehrender Wunsch der Könige gewesen sein, falls sie nicht selbst Priester waren, auch die geheimnißvollen Götter in ihrem Allerheiligsten zu sehen und dadurch „Gottesschauer", „Seher" zu werden. So beginnt die bekannte uns von Josephus Flavius [1]) erhaltene Erzählung Manethos von Osarsyphos mit den Worten: „Menoptah wünschte ein Gottesschauer zu werden, wie Horus, einer seiner Vorfahren auf dem Throne. Er theilte diesen Wunsch einem Manne mit, der in Bezug auf seine Weisheit und Vorauskenntniß der Zukunft dafür galt, der Gottheit theilhaftig zu sein, Namens Hui. Dieser sagte ihm, er werde die Götter schauen können, wenn er das ganze Land von den Aussätzigen und den übrigen Unreinen säubern würde." Es war also ein Priester — der „Gottheit theilhaftig" — bei dem der König diese Gnade und Vermittlung nachsuchte.

Wie in Mejiko, begleiteten auch in Aegypten die Götter in tragbaren Fetischen, zweifellos den bezeichneten ähnlich, das Heer in das Feld. Dabei erscheinen die einzelnen Gottheiten ganz konkreter Weise als Regimentsinhaber oder vielmehr als Kommandanten der einzelnen Legionen.

In dem etwas zu wohlwollend mit der Ilias verglichenen Kriegsberichte Pentaurs über eine Heerfahrt Ramessu II. heißt es: „Die Legion des Amon rückte hinter ihm daher, die Legion des Ra zog an dem Graben westlich von der Stadt Schabatuna, weit entfernt von der Legion des Ptah, welche das Centrum bildete in der Nähe des Ortes Arnuma; die Legion des Sutech befand sich auf dem Marsche." [2]) Die nachfolgenden Worte des Textes zeigen, daß unter Ra hier der heliolopolitanische Ra-Harmachis gemeint sei, und so erscheinen uns wieder in der obersten Führung des Heeres jene vier höchsten Gottheiten vertreten, welche wir als die Dynastengottheiten der vier wichtigsten Herrschaftszentren in Aegypten zu betrachten haben: Ra von Anu, Ptah von Memphis, Amon von Theben und Sutech (= Set) als Gott der setischen Gruppe.

Dem Zwecke entsprechend dürften die Fetischbilder für den Heergebrauch kaum andere gewesen sein, als jene Stäbe mit Querbasis und dem betreffenden Zeichen darauf. Aus den Bildern zu Pentaur's

---

[1]) Contra Apionem I, 34. [2]) Lauth a. a. O. 302.

Heldengedicht geht hervor, daß die Pharaonen für diese Fetische im Kriege ein „wanderndes Heiligthum" mit sich führten, das in der Mitte des Lagers, neben dem Zelte des Königs aufgestellt wurde.[1])

Die ältere Art der Steinfetische, der Malsäulen, entwickelte sich mit zunehmender Kunstfertigkeit nach zwei verschiedenen Seiten hin. Die eine Richtung blieb im Ganzen wohl so ziemlich bei dem ältesten Modelle stehen, suchte aber den Fortschritt im riesigen Maße der Höhe; die andere ging, die Großartigkeit keineswegs meidend, darauf aus, dem Steine die Form des Menschenbildes zu geben. So entstand die Steinbildsäule, deren Standplatz wenigstens der Regel nach das Innere der Wohnungen war, und der Obelisk, das alte aber kolossale Steinmal unter freiem Himmel auf umhegter Malstätte, nachmals häufig paarweis als ein althergebrachter Schmuck nur noch die Höfe der Tempel zierend.

Hatte man sich gewöhnt, jeder erhabeneren Gottheit den Sonnenfetisch beizulegen, so mußte der Obelisk als alte Malsäule, ebenso wie in Peru, eine „Sonnensäule" genannt werden können. Allerdings war das Verständniß dieser Bedeutung gerade beim Obelisken sehr gefährdet. Einst Mittelpunkt und Hauptsache des Kultplatzes, wurde er bald durch den Grabbau selbst überragt und später wieder durch die großartigsten Tempelpaläste wie ein nur noch nebenbei zugehöriges Geräthstück bei Seite geschoben. Aber dennoch ist die Kenntniß des Sachverhalts bis auf die Zeiten des jüngeren Plinius in der Tradition bewahrt geblieben. Wenn dieser die „Obeliscos Solis numini sacratos" nennt, so bezeichnet er sie noch ganz ausdrücklich als „Sonnensäulen" in dem angedeuteten Sinne. Man nehme den Satz nur wörtlich: die Steine zeigen nicht zum Himmel, sind nicht reine Symbole oder Sonnenzeichen, sondern sie sind sacrati, geheiligt, d. i. in Besitz gegeben, nicht der Sonne, sondern dem numen, der Gottheit in der Sonne.

Obelisken von so riesigen Dimensionen zu setzen, kam durch Thutmes III., das Haupt der XVII., einer thebanischen Dynastie, in Schwung, und insofern dieser mit Mesphres Eine Person ist, hat der genannte Autor auch wohl nicht ganz Unrecht, die Einführung der

---

[1]) Brugsch a. a. O. 493.

Obelisken diesem Könige zuzuschreiben; daß indeß die Spitzsäule in anderer Form uralt ist, zeigt der Name von Anu und die vielfältige Verwendung ihres Bildes in den Schriften der ältesten Zeit.

9. Die Götterwelt Aegyptens.

Darin, daß seine Götter unzählbar waren, hat der Aegypter vor dem Mongolen und Indianer und seinem schwarzen Mitkontinentalen nichts voraus; wohl aber hat uns das schreibselige Volk der Aegypter eine Menge von Gottnamen aufbewahrt, wie kein anderes. Die meisten bleiben für uns auch nur Namen. Auch hierin das Geschick der ihrigen theilend, haben sie keine Geschichte. Die hingegen, von denen wir allenfalls hier zu reden haben, zerfallen nach der Art, wie sie in die Geschichte eingetreten sind, in drei Gruppen. Die einen wären als vielgenannte, in weiterem Bereiche herrschende Götter Nachbarn und Nachkommen auch dann bekannt geworden, wenn sich auf ägyptischem Boden keine mächtigen Staatengebilde erhoben hätten; die zwei anderen Gruppen verdanken ihren hervortretenden Glanz zwei Arten von Staatengebilden.

Die Götter der ersten Gruppe verdanken ihr Hervortreten aus der großen Menge der kleinen Götter der weiteren Verbreitung einer und derselben Gottbezeichnung, der Geltung ein und desselben Namens für denselben Begriff im ganzen Volke; hierher gehören die erst aus Gemeinnamen zu Eigennamen gewordenen: Osiris, Hathor, Isis, Hor, Seb als Erdfetisch u. s. w. Ihre Größe liegt zugleich in ihrer Volksthümlichkeit, und sie hätten sich als die großen Götter der Aegypter einer gewissen Bedeutung erfreut, auch wenn es die auf der schwarzen Erde lebenden Familien nie zu einer Staatsorganisation gebracht hätten. Man darf den Werth eines weithin verstandenen Namens nicht unterschätzen. Ein Osiris, der in Folge dieser Namensgleichheit und Verbreitung ebenso dem Aethiopier im Süden als der Gott ägyptischen Bodens entgegentritt, wie dem Libyer im äußersten Norden und dem Syrer im Osten, ein solcher Osiris muß nothwendig als der Vertreter eines großen Vokes erscheinen, während irgend ein Name, der nur an einem oder dem andern Ende des Landes dieselbe Bedeutung hat nur durch außerordentliche Ereignisse zu ähnlicher Geltung gelangen konnte.

Eine zweite Gruppe von Göttern, welche aus der großen Menge unbedeutender heraustreten mußten, bilden diejenigen, deren Name durch den Rang ihrer Malstätte hervorgehoben und ausgezeichnet wurde; das sind vor allem die Gottheiten der Gaumalstätten. Da aber auch deren Namen ursprünglich zum großen Theile wenigstens in weiteren oder engeren Verbänden als Gemeinnamen geläufig sein konnten, so ist nicht ausgeschlossen, daß auch einzelne Namen der ersten und zweiten Gruppe zusammenfallen. So haben sich nicht weniger als sechs Gaumalstätten mit dem Namen Hathor zur Bezeichnung ihrer Hauptgottheit genügen lassen. Den Namen Hor's, allerdings mit unterscheidenden Merkmalen, führen acht Gaumalstätten. Aber auch weniger verbreitete und in ihrer Gemeinbedeutung uns kaum mehr erkennbare Namen tragen je mehrere Grabstätten zugleich, welche vielleicht von enger verwandten Clans begründet wurden. So bezeichnet der setische Chnum drei Malstätten im setischen Lande selbst und eine, gleich einer Kolonie, in der südlichsten Grenzmark des Landes.

Die Thatsache, daß sich auch wieder an einer und derselben Malstätte mehrere Eponymen in den Besitz theilen, haben wir schon kennen gelernt. Solche Kombination kann aus der älteren Verschmelzung kleinerer Clans hervorgegangen, aber auch durch Eroberungen geschaffen sein, die in der Regel den älteren Kult neben den neuen stellten. Alle Gottheiten dieser Art mußten aus der großen Masse hervortreten, neben einander aber auch wieder in demjenigen Maße, in welchem der betreffende Gau selbst zeitweilig seine Rolle spielt. Das Todtenbuch führt uns unter dem Namen T'et'nut, Götterhäupter, von zehn verschiedenen Malstätten solche Götterkollegien von zwei bis vier Häuptern vor,[1]) und auf demselben Prinzipe ruht die mit der Reichsbildung fortschreitende Schaffung oberster Götterkreise.

Diese Erwägung leitet uns zur dritten Gruppe. In welch präzisem Sinne nach der Anschauung der Urreligion jede Herrschaft „von Gott" ist, lernten wir erkennen. Sie ist vielmehr noch ausschließlich die des Gottes selbst. Dann setzt aber auch die Thatsächlichkeit der größeren Herrschaft den größeren Gott voraus, und so muß sich denn über alle Götter Aegyptens wieder die Gruppe derjenigen emporheben, die nicht nur über einem Gau, sondern über alle Gaue, in drei, in zwei Gruppen

[1]) Lieblein, Denkmäler. S. 57, Note.

und endlich über das ganze Land den Stab der Herrschaft geschwungen haben. Dabei war wieder nicht ausgeschlossen, daß dieselben Götter aus der ersten oder zweiten Gruppe emporgestiegen waren, sie konnten aber auch wie ein erobernder Emporkömmling unter den Menschen aus der großen namenlosen Menge emportauchen.

Diese Entwicklung mußte nothwendig den natürlichen Anstoß zu einer Gliederung des Geisterreiches geben; es mußten, allerdings verschieden je nach der Oertlichkeit, von der sie ausgingen, „Göttersysteme" geschaffen werden. Die Redaktion hatte wieder der Priester in der Hand, aber die Direktive war ihm in den oben entwickelten Verhältnissen gegeben. Die Einordnung in Systeme konnte wieder nur genealogisch versucht werden, denn das ist die Urbeziehung der Gottheit zum Menschen. Noch kommen dabei außer obigen Gruppen die Elemente der verschiedenen Vorstellungsweisen im Gebiete der Mutter- und Vaterfolge und die Fetischbeziehungen hinzu; von wesentlichstem Einflusse aber blieb der Gang der Geschichte selbst.

Eine Einheit schimmert auch uns durch diese unendliche Vielheit der Vorstellungen hindurch; aber eine konkrete Einheit des Vorgestellten können wir nun einmal an der Spitze der Entwicklung nicht entdecken, sie schimmert uns vielmehr durch die Vielheit als der Entwicklung Ziel. Ist doch nirgends ein Volk als solches geboren, immer ist das gemeinsame Band, das die Vielen umschließt und aus der Vereinzelung reißt, im Laufe der Geschichte gewoben worden. So kann auch nicht der Einzelne in seiner Vereinzelung den Gedanken der Einheit erfaßt und ihn in seine Gottesidee hineingetragen haben, ehe er ihn selbst an der Hand der Geschichte kennen lernte. Wir können aus der Geschichte Aegyptens wohl auf eine Urzeit zurückschließen, in welcher wir es nur mit vereinzelten Gemeinden, vielleicht auch einer Wandersippe zu thun gehabt hätten, aber umgekehrt sahen wir es nach der ersten Einigung nie mehr in der Weise in sich zerfallen, in Staub und Atome aufgelöst, daß sich die Einheit des Kultes in zahllose Lokalkulte mit völlig disparaten Vorstellungen und Namen hätte auflösen können.

Der nächste Fortschritt der Gottesidee — große Fortschritte auf diesem Wege wird man den Aegyptern nicht aberkennen — aber der nächste Fortschritt brachte noch nicht die Einheitsidee zu Stande, sondern richtete sich zunächst wie allenthalben auf die Idee der Macht. Dieser Idee vor Allem verlieh die Priesterschaft in ihren Anreden

einen immer kühneren Ausdruck, und die Vorstellung wurde Gemeingut. Diese Vorstellung der Macht braucht aber nur an der Grenze ihrer möglichen Erhöhung angelangt zu sein, um Konkurrenz und Theilung auszuschließen. Mächtig, über alle Vorstellung mächtig können viele Geister neben einander sein, aber die Allmacht können sie nicht theilen. Ist aber dieser Begriff einmal geschaffen, so muß er entweder die Vorstellung von einem absolut Göttlichen über dem bisher allein gekannten relativ Göttlichen erzeugen, oder er zwingt, jene Götter, welche bisher die höchste Macht getheilt, in eine Einheit der Identität zusammenzufassen.

Aeußerlich kam solcher Vereinigung die Einheit des Fetischsitzes der Gottheiten zu statten, an welcher wenigstens seit der sogen. zweiten Dynastie alle Herrscher und Prätendenten festhielten. Seit einmal ein ägyptischer König mit der Prätension eines „Sonnensohnes" aufgetreten, ließ kein Nachkommender eine geringere Abkunft sich zuschreiben. Und mit Recht. War einmal Ra als Sonnengott der König Aegyptens, so war jeder irdische Herrscher als sein „lebendes Bild", das er sich geschaffen, zugleich sein Sohn, „Si Ra". Wenn der Königstitel „Pharao" das „große Haus" bedeutet, so möchte ich weniger wie bei unserem „Hofe" an den Palast, als an die Bezeichnung des Königs als die „Behausung" des großen Gottes denken. Als solche betrachtete sich fortan jeder König.

Wir trafen Ra als Regenten im Hause des thiinitischen Herrschers zu Anu; mit der Herrschaft sehen wir ihn nach Memphis übersiedeln; hier ist nun Ptah zum Ra geworden. Mit der Herrschaft übersiedelt er endlich nach Oberägypten. Von der 11. Dynastie an herrscht er von Theben aus als Amon-Ra; in dieser Verbindung repräsentiert er fortan bleibend den regierenden Gott von Aegypten. Ein Zeugniß dieser Auffassung geben uns selbst die Barbaren; doch müssen wir uns erst ein wenig geschichtlich orientiren.

Wir führen den Leser in eine etwas spätere Zeit. Das schon geeinigte Reich war von außen bedroht, zum Theil zerstört — in seinem besten Theile wenigstens. Das ganze Niederland ist im Besitze der Hyk-schôs, der Könige (Hyq) der Schasu, des Beduinenvolkes des Ostens, welches aus den Steppen siegreich hervorgebrochen und die Herrschaft über das reiche Land an sich gerissen hat. Es giebt keinen Pharao, keinen eigentlichen Großkönig über Aegypten mehr; nur ein

Hyq, ein Fürst herrscht noch unabhängig von den Nomadenkönigen in Oberägypten; dort, der Wüste näher, erhielten sich Herrschaft und Freiheit. Ra-sequnen hieß der ägyptische Fürst, der 12. Dynastie angehörig. Nomadenkönig, mit der Residenz in Hawaris, der Grenzfeste im Nordosten, war Apupi. Mit Apophis bezeichneten die Aegypter die böse Schlange — so schienen sich der König des Thierfetischismus und der der Sonne gegenüber zu stehen. Wir haben auch einen Mythus vom Kampfe des Ra mit der Apophisschlange und von seinem Siege über dieselbe. [1]) Der Volksgott der Hyk-schôs aber führt den Namen Sutech. Diesen setzten die Aegypter zeitweilig dem Set ihrer unbequemen Nachbarn in Mittelägypten völlig gleich; beide sind ihnen zur Zeit der Feindschaft derselbe Barbarengott.

Diesem Sutech erbaute der Schlangensohn, wie wir Apupi wohl nennen dürfen, nun selbst seßhaft geworden, ein festes Heiligthum zu Hawaris und schuf ihm einen Kult nach ägyptischer Art. Im Rücken durch die Wüste gedeckt, beherrschte Apupi von da aus das Land wieder bis zur Wüste bis einschließlich Memphis jenseits der Theilung des Nils. Nur im äußersten Norden des Niederlandes wieder, eingeschlossen von den Sümpfen der Haffbildungen und zahllosen Arme der Niltheilungen erhielten sich wie in Südägypten einheimische Fürsten als Träger der ägyptischen Königsmacht, in diesem Theile insbesondere zwei Gaue beherrschend, den von Chois und den von Diospolis im äußersten Norden des Deltalandes. Diese Fürsten nennt die Geschichte die Choiten und zählt sie als 14. der Dynastien Aegyptens. Außer ihrer Existenz ist fast nichts bezeugt; sie müssen in ihren Sumpfwinkeln ein sehr stilles Dasein geführt haben.

Aber eins scheint für uns beachtenswerth. Der Dienst des Amon ist spezifisch thebanisch, von Theben kehrt er auch als Gaukult bis in diese Sumpfniederung des äußersten Nordens nicht wieder. Durch die 11., 12. und 13. Dynastie, welche Theben dem Reiche gegeben hat, ist ihr Amon zum Amon-Ra, als solcher zum Reichsgotte geworden. Nun verliert gerade die 13. Dynastie das Niederland an die Beduinen, welche als 15. Dynastie der Königsliste angeführt werden. Selbstständig, wenn auch vielleicht nicht völlig frei, bleiben gerade nur jene zwei Gaue im Norden, und gerade in diesen zwei oder allenfalls mit

[1]) Lauth a. a. O. 69.

der Niederungsgegend des Ostarmes zugerechnet drei Gauen, erscheint fortan der Kult des Amon-Ra als Gaukult, beziehungsweise während der Herrschaft der „Choiten" als Staatskult. Ich schließe daraus, daß die 14., nach Chois benannte Dynastie, welche theilweise gleichzeitig mit der 13. in Oberägypten und der 15. im übrigen Niederlande herrschte, lediglich als ein abgesprengtes Stück der oberägyptischen Landesherrschaft, getragen durch Verwandte des thebanischen Hauses, zu betrachten sei.

Dafür spricht noch mancher Umstand. Die Choiten haben als Kleinfürsten in bedrängter Lage ihren Namen durch keine Monumente auf uns gebracht, nur der Turiner Königspapyrus bezeugt, daß die Königslisten überhaupt von ihnen wußten; aber in dem königlichen Ahnensaale zu Karnak bei Theben finden sich in monumentaler Einzeichnung neben Thebanern der 13. Dynastie auch Namen jener 14. Als nachmals die Thebaner gegen die „Hirten" siegreich den Krieg erneuerten, betheiligten sich dabei nach Manethos Andeutung auch „Könige des übrigen Aegyptens", und diese können, wie auch Lauth [1]) hervorgehoben hat, keine andern sein, als jene Choiten, ihrem Gotte nach ebenfalls Thebaner. Da aber die Vertreibung gelungen, ist von diesen Königen nicht mehr die Rede, sondern es regiert nun wieder Amon-Ra von Theben aus das ganze Land; nur blieben seine Kultstätten seither im äußersten Norden bestehen. Daß es mit dem Amon-Ra-Kulte im äußersten Nordwesten, in der Gegend des heutigen Alexandria, eine ähnliche Bewandtnis habe, darf man wohl annehmen; ja dieser Amon-Ra giebt uns vielleicht genauer an als die Ueberlieferung, wo jene Könige des übrigen Aegyptens zu suchen sind.

Die Möglichkeit, daß sich dort Angehörige des Amon-Hauses herrschend festsetzten, war in wohlbezeugten Einrichtungen der königlichen Familie gegeben. Es war eine festgehaltene Politik, die großartigen Kultstiftungen dem Hause des Stifters dadurch wieder einigermaßen nutzbar zu machen, daß die Könige den oftmals sehr zahlreichen apanagirten Prinzen ihres Hauses die reichsten Priesterschaften der öffentlichen Kulte zuwiesen, wie wir noch oft sehen werden. Riß nun der Hykschossturm einige Theile des Landes in der angegebenen Weise los, ohne daß sie doch thatsächlich der Hykschosherrschaft einverleibt werden

[1]) a. a. O. 220.

konnten, so waren solche Priester aus königlichem Hause die geborenen Regenten derselben, und ihre Namen behielten den Anspruch auf Aufnahme im thebanischen Ahnensaale, was doch wohl einem fremden Hause, das, die Stürme benützend, sich in den Besitz der Regierung gesetzt hätte, nicht zugestanden worden wäre.

Indeß, unsere Kultbetrachtung hat uns zu weit verleitet; wir eilen zu unserem Hykschos-Apupi mit seinem Sutech-Heiligthume zurück; wir wollten ja nur sehen, wie dieser Fremdling die Dinge betrachtete. Nach dem Papyrusdenkmale [1]) fanden mit Apupi von Theben aus interessante Unterhandlungen in Betreff der einheimischen Kulte statt, zu denen er ja als regierender Fürst irgend eine Stellung nehmen mußte. Daß sich Aegypten nicht bequemen würde, sich seinem Kulte des Steppen-Sutech als Staatskulte zu unterwerfen, mußte er einsehen. Nun bestanden ja gerade in den von ihm beherrschten Gauen die angesehensten und bedeutendsten Kulte, so die zu Anu, Memphis, Busiris, Bubast. Er hätte also ganz wohl einen von diesen zu seinem königlichen Haus- und Staatskulte erheben können, und darum scheinen sich die Verhandlungen gedreht zu haben. Aber Apupi bestand darauf, von allen diesen Kulten nichts wissen zu wollen; nur den Gott Amon-Ra, der doch in seinem Lande keinen Spezialkult hatte, nahm er für sich in Anspruch. Der „Barbar" verstand also ganz wohl, welcher Anspruch in diesem Kulte lag.

Unter den Gottheiten der zweiten Gruppe, welche die Kultobjekte der Gaue bildeten, kehren, wie schon kurz erwähnt, am häufigsten die auch der ersten Gruppe zuzuzählenden Hathor und Hor wieder, ursprünglich allerdings nicht als dieselben Individuen, sondern nur als gleiche Sprachbezeichnung für dieselbe Vorstellung. Hathor kehrt im Oberlande auf vier, im Niederlande auf zwei, und wenn man Isis, wie billig, ihr zuzählt, im Ganzen auf acht Gaumalstätten als Hauptgottheit oder eine derselben wieder. An diesen hat sich also der uralte Kult einer Stammmutter des Clans erhalten. Daß der Name nur überhaupt der für den Geist einer Frau ist, wurde schon angeführt.

Auch Hor, der „Obere", verdankt seine große Verbreitung kaum einem andern Umstande, als daß gerade sein Name dem Volke verschiedener Stämmchen zur Bezeichnung des Geistherren und, was im

---

[1]) Papyrus Sallier I.

Grunde dasselbe ist, des eigentlichen Königs geläufig war. Auch er hat acht Gaukultstätten im Lande. Daß aber dem Aegypter daran lag, mit dem Namen überall eine Individualität zu bezeichnen, daß er der älteren Vorstellung nach nicht überall denselben Gott verehrte, beweist er durch die individualisirenden Beinamen.

Im Todtenbuche trägt, wie erwähnt, Horus — neben der fetischen Parallelgestalt des Anubis — die Rolle des „Sohnes" insbesondere. Dem widerspricht nicht, daß er auch ebenso ausgeprägt als „König" erscheint, denn in Bezug auf den wirklich regierenden Gott ist „Sohn" — Si Ra ꝛc. die technische Bezeichnung für den Fetischkönig. Trat er nun einmal so als Gott-Sohn hervor, so war der priesterliche Autor des Todtenbuches auf seine Wahl geleitet. In ältester Zeit ist Horus für das auf Unterägypten beschränkte Reich dasselbe, wie Amon nachmals für das von Oberägypten her geeinigte Gesammtreich. Harschesu, „Horusdiener" nennt der Turiner Königspapyrus die vorgeschichtlichen Könige, und Lauth hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch die ältesten als historisch bezeichneten Königsreihen diesem Horusdienste angehörten. Aus jener Zeit erhielt sich die Bezeichnung des ägyptischen Königs als „lebender Horus" oder „Horus der lebende". So nennt eine Sphinxinschrift [1]) den memphitischen König Chufu (Cheops): „Er, der lebende Hor." Gerade so wird aber auch Hapi, der Stier, als der lebende Fetisch unterschieden von dem leblosen des Nilstroms. Dadurch ist der König auf das bestimmteste als der lebende Fetisch unterschieden von dem leblosen, [2]) insbesondere von Harmachis, dem Horus im Grabe. Aus dieser Zeit stammt auch die Tradition, wonach Hor der Herrscher des Nordlands war und Set der des Südlandes. [3]) Damals also standen sich noch das Niederland und die fetische Gaugruppe des nachmaligen Mittelägyptens wie Nord- und Südland gegenüber, der thebanische Gauverband aber kam noch nicht in Betracht. Auch darin liegt ein Grund gegen die alte Ableitung der Thiiniten. So spricht auch eine Inschrift von Kuban von den oft vereinigten und wieder getrennten „beiden Kronen" des Nord- und Südlandes als von denen des Hor und des Set. [4])

---

[1]) Brugsch a. a. O. 70.

[2]) Siehe oben S. 442.

[3]) Brugsch a. a. O. 17, 518.

[4]) Ebend. 532.

Auf eine solche Zeit der Trennung und der Kämpfe, die sich nicht nur Einmal wiederholten, endlich aber doch mit der Vereinigung beider Länder endeten, weisen die Mythen von der Feindschaft des Set und des ihm gleichstehenden Anubis, der beiden Wüstenschakale. Sie haben ihre Kultsitze neben einander im späteren Mitteläggypten. Hier ist jedenfalls die zweite Keimzelle einer Staatenbildung zu suchen, die nach mannigfaltigen Kämpfen mit wechselndem Kriegsglücke in irgend einer Weise mit der älteren sich verband, ehe beide von dem jüngsten Staatengebilde von der Thebais aus verschlungen wurden. In der That erscheinen, wie anzunehmen ist, jüngere Kultsitze des Hor wieder jenseits der setischen Gruppe und zwar dies- und jenseits des Nil (im 10., 12. und 16. Gau), dieselbe wie mit einem Garnisonsgürtel umschließend. Hat einst Set den Osiris getödtet, aber der herangewachsene Hor ihn gerächt, so hat das Niederland wohl zuerst die Herrschaft der setischen Halbbarbaren getragen, dann aber unter einer Horusdynastie selbst die Bedrücker unterjocht.

Wo der Sitz dieses alten Horuskultes gewesen, aus dem in unvordenklichen Zeiten das älteste Königthum Aegyptens hervorgegangen ist, das kann, glaube ich, im Zusammenhalte des Erörterten mit Lauth's Theorie nicht zweifelhaft sein. Vor Ra und neben Tum bestand der Dienst des Hor zu Anu, und Hor blieb bis in die späteste Zeit trotz dem Vordringen der jüngeren Herrschergötter der Eponymos des Gaues. Auch ist wohl unter allen Bezeichnungen des Horus die hier übliche „Hor-m-achu“ die alterthümlichste.

Diese Herrschaft des Hor muß der des Ra und des Sonnenkultes noch vorangegangen sein. Hat uns doch Manetho die Erinnerung erhalten, daß sogar der öffentliche Kult des Thierfetischismus erst den nachfolgenden Königen zu danken sei.

Als Sitz der dritten Dynastie wird Memphis, aufwärts des Stromes am Saume der Wüste gelegen, angegeben. Hier wiederholt sich ganz dasselbe Verhältniß. Der Gott Ptah in seiner älteren Form wird nicht nur etwa „der im Grabe“ genannt, sondern er wird auch noch im Standbilde als eine Mumie abgebildet. Die Bedeutung des Namens Ptah (Patah, Phtah) faßten die Aegypter als „Bildner“,[1]) und er muß jedenfalls in der Volksvorstellung als ein großer Bau-

[1]) Brugsch a. a. O. 647.

meister, etwa als Erbauer oder Begründer der Stadt fortgelebt haben; denn während die Priester sonst so oft den Namen ihrer Götter führen, hießen die Oberpriester des Ptah „Werkmeister". Die sich erhebenden Religionsbegriffe haben nachmals Ptah zu einem „Weltbaumeister", also zum Schöpfer des Alls erhoben. Auffallend ist nun, daß diejenigen, welche uns Manethos Werk im Auszuge überliefert haben, zu dem zweiten Könige dieser memphitischen Dynastie, Tosorthos, die Bemerkung setzen: „Dieser galt den Aegyptern wegen seiner Kenntnisse in der Heilkunst als Asklepias; er erfand den Bau mit geglätteten Steinen. Aber auch für die Schrift trug er Sorge."

Im Tempel des Ptah hatte auch ein „Sohn" desselben, Imhotep, Aufnahme gefunden, der vorzüglich als Heilgott galt. Behalten wir einmal den Begriff „Sohn" in seiner Fetischbedeutung im Auge, und denken wir andererseits an jenen beweglichen Chonsu, der als solcher, wiewohl gleichsam im Auftrage und kraft des „ruhenden" die ärztliche Praxis übte, so dürften wir wohl annehmen, daß sich auch Imhotep nur als ein beweglicherer Fetisch von seinem „Vater" Ptah losgelöst habe. Die Thatsache eines berühmten Heilkultes daselbst dürfte der mythologische Kern der alten Notiz sein.

Ptah selbst als Mumie und in seiner heiligen Barke erscheint noch als Repräsentant eines einfachen Grabkultes; daneben aber finden wir in seinem Tempel die Schlange, den Stier und eine löwenköpfige Gemahlin. Mit der Herrschaft wandert Ra von Anu herüber, aber auch Hormachu folgt ihm, wie wir noch sehen werden.

Daß die Periode des Pyramidenbaues, welche in die Zeit der vierten, ebenfalls von Memphis aus herrschenden Dynastie fällt, dem Kultobjekte dieses Ortes den Charakter des großen, erfindungsreichen Baumeisters aufdrücken konnte, ist sehr erklärlich. In fast wunderbarer Uebereinstimmung aber trägt Chufu, der zweite König derselben Dynastie, dieselben Merkmale, jedoch in geschichtlicher Beziehung an sich, welche Manetho dem zweiten Könige der vorangehenden zutheilt: er ist in Wirklichkeit der große Baumeister, und er wird wirklich auf Blockinschriften „Baumeister" genannt, und er hat durch Verfassung eines Buches „für die Schrift Sorge getragen."

Mit der fünften Dynastie fällt der Schwerpunkt der Beherrschung des Nord- und des Südlandes in das fetische Gebiet, in die durch die kunstvolle Anlage des Möris-See's in einen Garten ver-

wandelte Gegend des Fayûms. Ist der ältere Horus in seinem Grabe, wie natürlich ein „Osiris“, so hat wohl damals Set den Osiris in seiner kostbaren Lade stromabwärts gedrängt, bis nach ungefähr zwei Jahrhunderten ein „jüngerer“ Hor erstand und die Herrschaft der sechsten, memphitischen Dynastie zurückgewann. Die setische Dynastie wird freilich gar als eine äthiopische angeführt und als aus Elephantine (Abu) herstammend, bezeichnet. Ein, wenn auch altehrwürdiger Irrthum ist aber dabei doch nicht ausgeschlossen, und es kann auch ein anderes Abu das richtige sein; wie indeß damals nur Mitteläqypten als das „Südland“ in Betracht kam, so kann man ja auch wohl schon an der Grenze des setischen Landes Aethiopien gesehen haben. Indeß auf solche Abstammung kommt es auch gar nicht an. Sicher ist, daß der Sitz der Regierung Elephantine nicht war. Die Gaugötter der Herrschaftsgruppe aber sind der Widdergott Chnum, das Krokodil Sebek und die schakalartigen Gestalten Set und Anup. Die Vorherrschaft dieser setischen Gruppe muß thatsächlich, wie auch begreiflich, in den nördlichen Gauen des Chnum gelegen sein. Wird dieser Name durch „Herakles“ übertragen, so besagt eine Dynastie von „Herakleopoliten“ nichts anderes als eine setische.

Nun folgen nach den manethonischen Tabellen bei Africanus auf die „Elephantiner“ wieder drei (richtiger zwei) Dynastien von Memphis, dann zwei der „Herakleopoliten“ und endlich mehrere thebanische. Lauth glaubt aber diese Dynastien aus triftigen Gründen neben einander stellen zu müssen. Das würde für uns bedeuten, daß der „jüngere“ Horus seinen Vater an Set nicht in der Weise „rächte“, daß er nun selbst auch von Memphis aus seine Herrschaft über das Set-land des Fayûms verbreitete, sondern sich genügen ließ, die Unabhängigkeit wieder erlangt zu haben. Das ist auch glaubwürdig, mir scheinen dem nur die Horus-Kolonien im Süden des Setlandes zu widersprechen, doch ließe sich Beides vereinbaren. Sicher trat aber fortan, vielleicht durch „Horus“ angeregt, das eigentliche Südland, die „Thebais“ in die Mitbewerbung, und es mag wohl sein, daß die 11. Dynastie, die erste der Thebaner zunächst in solcher Selbständigkeit und Beschränkung auf ihr Gebiet sich in das ägyptische Staatensystem einführte.

Mit der völligen Theilung hätten dann die drei Oberhäupter Ptah, Chnum (= Set) und Amon die drei Nachbarreiche regiert.

Es entspricht der Annahme eines Zusammengehens von Memphis und Theben, daß fortan die Chnumisten beiden Theilen als Feinde des Sonnengottes und Gehilfen des Set (Typhon) verhaßt waren und überhaupt halb und halb als Barbaren verrufen wurden. Nach einer Notiz von Manetho müßte man schließen, daß damals der Regierungssitz der Setiten in der Krokodilsstadt des Fayûms gewesen sei. Ein König Achthos, der in ganz Aegypten Uebles gethan, so wird erzählt, „wurde später von Wahnsinn befallen und von einem Krokodile getödtet." Man braucht bloß, statt an das unbestimmte Krokodil, an Sebek zu denken, um den König in dem Lichte eines „von schlechtem Geiste" zu erkennen, den die Priesterschaft oder die Gottheit „verwirft." Man könnte noch veranlaßt sein zu prüfen, ob die Priesterschaft nicht in die Politik der zwei feindlichen Staatengruppen verwickelt war.

Das thebanische Königthum, das nun in der Bundesgenossenschaft mit dem des Niederlandes, wie mir scheint, hier zum erstenmale in historisch bezeugter Weise auftritt, führt sich mit der sogenannten 11. ägyptischen Dynastie ein. Wir erfahren, daß sich seine Hauptstadt allmählich von der Ostseite des Flusses auf die Westseite hinübergezogen habe — d. h. der zu Ansehen gelangende Kultplatz im Westlande zog die immer seßhafter werdenden Elemente an sich. Von hier aus bahnte nun Amenemha I. (um 2545 v. Chr. nach Lauth, 2278 nach Lieblein), den die Königsliste wie einen Emporkömmling als Einzelperson zwischen zwei Dynastien stellt, die Vereinigung aller drei Reiche an, zunächst wahrscheinlich das Mittelreich erobernd. Von jetzt an regiert die 12. Dynastie über das ganze Land, das Nordland und das Südland, wobei dieses das setische in sich aufgenommen hat, und ist Amon-Ra Alleinherrscher, bis jener Sutech, der Wüstengott, von Nordost her erobernd einbricht, Amon in das schmale Nilthal des Südlandes hinauf und in die Schlupfwinkel der Sümpfe im Norden scheucht, wo die Choiten seinen Dienst aufpflanzen. Nun regierte, wie schon vorausgeschickt, die sogenannte 13. Dynastie in Theben, als 14. zählt man jene Choiten; die 15., 16. und zum Theil noch die 17. bilden die Beduinenkönige, das Reich des Sutech. Nach Vertreibung der Hykschos gewinnt wieder Amon-ra von Theben aus mit der 18. Dynastie die Alleinherrschaft, jetzt sie auch über das nordöstliche Steppenland des Sutech erstreckend, wo er die Reste der Nomaden selbst beherrscht; darum gesellt sich fortan eine Legion des Sutech zu den Reichs-

heeren. Unter der 19. Dynastie (12. und 11. Jahrhundert v. Chr.) erlebte Aegypten seinen höchsten Glanz. Aber noch einmal verfiel darauf das Reich in innere Anarchie und theilweise unter Fremdherrschaft, die wieder von Osten her hereinbrach — vielleicht auch nur die agressive Form der Wiederbefreiung des Sutechlandes darstellte. Dann wurde Recht-Sethos, der Thebaner, der Wiederhersteller der Einheit und Macht. Indem nun einmal die Ostpforte des Landes nicht aufhörte, alle Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich zu ziehen, indem nun gerade jenseits dieser Pforte die großen asiatischen Kulturreiche aufblüthen, fiel von der 21. Dynastie an der Schwerpunkt des Reiches von Theben weg wieder nach dem Niederlande; aber der Kult des Amon-Ra blieb nun unter allen Verhältnissen Reichs- und Königskult.

Wir haben bei alledem das Verhalten der nicht lange vor der Hykschoseroberung erst dem Reiche eingefügten Set-Gruppe aus den Augen verloren, und es dürfte auch bei erschöpfenderer Quellenkenntniß wohl nicht möglich sein, demselben Schritt für Schritt zu folgen. Die Politik dieser Gruppe dürfte ihre mannigfachen Wandlungen durchgemacht haben. Als gewiß ergiebt sich aus dem mythologischen Gebrauche der Namen, daß die Ra-Aegypter in dem Sutech der Nordost-Nomaden den Set in ihrem eigenen Hause wiedererkannten, beziehungsweise eine analoge Erscheinung in ihm sahen; hatten sie doch nicht aufgehört, auch die Bewohner der Fayûmgaue für Halbbarbaren zu halten. Der historische Hintergrund für diese Auffassung mag der gewesen sein, daß diese Setleute nicht gänzlich aufhörten etwa durch die „Oasis minor“ mit der Wüste und dem Wüstenleben in Verbindung zu bleiben. Daß sich Set beim Hykschoseinfalle anders zu Sutech gestellt habe, als die ächten Amonsstämme, läßt sich wohl vermuthen, und solche Thatsachen oder solcher Verdacht mögen das Ihrige zu der Identificirung von Set-Sutech beigetragen haben. Indeß das Waffenglück entschied endlich für Amon, und wir sehen Sutech ihm Gefolgschaft leisten, darum bald auch Set-Sutech eingereiht in die Listen der herrschenden Götter des Reiches. Aber die bedrohlich anwachsende Größe der asiatischen Reiche, die stets von Osten her drohende Gefahr scheinen zeitweilig immer wieder Argwohn und Feindschaft gegen die Set-sutechischen Elemente des Landes hervorgerufen zu haben; wir sehen fortan diese Göttergruppe einem sehr launenhaften Schicksale unterliegen — es gab eine

Zeit, in der auf Denkmälern und Götterlisten ihre Namen wie die der Erbfeinde des Landes vernichtet wurden.

Noch Thutmes III. von der 17., mit den Hykschos noch gleichzeitig regierenden Dynastie ist bei Benihassan auf einem Bilde mit Set zugleich abgebildet; als aber in etwas späterer Zeit das Bild des Königs in das des Sethos I. (der 19. Dynastie) umgewandelt wurde, also nach völliger Vernichtung der Hykschosherrschaft und wohl zur Zeit der großen Eroberungskämpfe, ist der daneben stehende Set ausgekratzt worden. In Medinet-Abu hat man auf einem Bilde derselben Zeit aus dem Schakalkopfe einen Ibiskopf gemacht, also Set in Thot umgeschaffen.[1]) Im Grabe eines illegitimen Nachfolgers des Amenophis III. (17. Dynastie) ist Set — also noch zur Zeit der Hykschoskämpfe — überhaupt schon aus der Götterreihe weggelassen, während doch wieder Sethos I. von der 19. Dynastie das Bild in Karnak noch aufnehmen ließ. Ramessu II. wieder schloß in seinem Felsentempel zu Ifstambul Set-Sutech aus, obwohl er doch sonst neben Harmachis, Ptah und Amon als vierter das Reich repräsentirte. In den Gräbern des Sethos I. und II. und des Setnecht finden sich sogar schon die anklingenden Namen der Könige geändert; es schien also wohl insbesondere jener innere Krieg, den der letztgenannte König bewältigte, die Erbitterung auf die Spitze getrieben zu haben. Zur Zeit der Ptolemäer ist Set schon vollständig verdrängt; er lebt nur noch als das böse Prinzip, als der Wüstensturm und der Urfeind in den griechisch-ägyptischen Mythen.

Der Kern des Typhonsmythus enthält bekanntlich die Ueberwindung des Osiris durch die List des Set und die Rache des jüngeren Horus. Das bezieht sich offenbar auf jenen älteren Theil der Geschichte, den wir schon betrachtet haben.[2]) Aber die Geschichte setzt sich auch im Mythus fort. Isis ist so unklug, den gefangenen Typhon wieder frei zu lassen. Daher beginnt ein neuer Kampf. Horus besiegt ihn nochmals in mehreren Schlachten und vertreibt ihn endlich völlig. Dazu bemerkt Lepsius:[3]) „Es scheint mir daher fast unabweislich, daß wir diese Erzählung für die mythologische Auffassung oder viel-

[1]) Lepsius, über den ersten ägyptischen Götterkreis. In den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1851. S. 181.

[2]) Oben S. 390. [3]) a. a. O. 211 ff.

mehr für den symbolischen Ausdruck der großen geschichtlichen Ereignisse zu halten haben, welche das Reich aus dem tiefsten Verfall durch die endliche wiederholte Besiegung der nördlichen Erbfeinde auf den Gipfelpunkt seines Ruhmes erhoben und die nationalen Gefühle der Aegypter im Innersten aufregen mußten." Ja, man muß wirklich bedauern, daß auf eine Auffassungsweise, die sich mit so zwingenden Gründen aufdrängt und die, wenn sie von Fachmännern wäre verfolgt worden, so reiche historische Ausbeute verspricht, immer wieder der Stein des Verrufes gewälzt wurde, bloß um einem Nebelbilde Raum und Geltung zu verschaffen. Das edle Bergwerk hat man mit einer Marke der Verachtung unter Verschluß gelegt; aber an dem tauben Gestein arbeiten tausend fleißige Hände. Ein altes Dämmerstunden- oder Rockengangmärchen vom Tage und von der Nacht und vom Sommer und Winter, wie sie kämpften, — mit Schneeballen und Erdklößen, erzählen unsere Ammen — das soll vielmehr gar so plastische Spiegelbilder auf die Erde geworfen haben, daß sich darüber die Völker in Kriegen und Schlachten die Köpfe einrannten, wie sie dann etwa Set-neht, in dessen Namen zum ersten Male die Erinnerung an Set vertilgt wurde, lediglich zur Illustrirung jenes Märchens angeführt haben müßten. Es ist schlimm genug, daß das Volk seine Geschichten vergißt; aber viel ist ihm auch noch durch solche Mißdeutung geraubt worden.

Ebenso sind die Veränderungen der Gau- und Götterlisten, die Vernichtung der Götterbilder Thatsachen, die ganz unmöglich bloß zur Illustrirung eines Mythus hätten durchgeführt werden können, der ja eigentlich nach dem Fundamentalgrundsatze der „vergleichenden Mythologie"; der uranfänglichste Ausgang aller religiösen Spekulation gewesen sein mußte. Man hätte also den Begriff des Set geschaffen, um einen Ausdruck für die feindseligen Gewalten der Natur zu haben, man hätte ihm Tempel gebaut und Bildsäulen aufgestellt, um endlich wieder durch das Märchen sich erinnern zu lassen, daß diese werth seien, gestürzt und vernichtet zu werden! Wie dagegen eine jüngere Generation, der die historischen Thatsachen fremd waren, dem erhaltenen Mythus eine solche Deutung geben konnte, das ist eine andere und sehr verständliche Thatsache. Will man das Uebereinstimmende solcher Deutungen in aller Welt für beweisend ausgeben, so mag man doch bedenken, daß diese Uebereinstimmung in den zur Erklärung beigezogenen Objekten liegt. Die historischen Thatsachen, welche den

Mythen zu Grunde liegen, sind im Einzelnen mannigfaltig genug, wenn sie auch nie aus den Gesetzen des Lebens heraustreten können. Sie müssen, wenn sich die Erklärung erhalten soll, als ein Schatz von Wissen bewahrt werden. Ist aber dieser verloren gegangen, und greift nun die Deutung zu den Erscheinungen der täglichen Erfahrung, den Erscheinungen der Natur, um doch die erhaltene Form mit irgend etwas auszufüllen, so muß natürlich in dieser Deutung eine nichts weniger als merkwürdige Einheit hervortreten. Die Kunst, solch neuen Inhalt den alten Formen aufzustülpen, ist wahrlich nicht groß. Ich will mich anheischig machen, alle Schlachtenberichte des dreißigjährigen Krieges meteorologisch-mythologisch auszubeuten, wenn man mich nur mit den Gewalten des Himmels, mit Tag und Nacht und Licht- und Nachtgöttern so frei schalten läßt, wie sich die „vergleichende Mythologie" vorbehalten hat; ich will sogar kein Uniformstück unausgebeutet lassen.

10. Ausbau des Göttersystems und Fortsprossung des Mythus.

In welcher Weise naturgemäß eine Gliederung der Götterwelt nach Rangstufen ihrer Bedeutung eintreten mußte, haben wir schon erwähnt. Versuche solcher Systeme liegen vor; sie weichen aber je nach Zeit und Ort ihrer Aufstellung von einander ab; auch das ist unter den gegebenen Voraussetzungen nothwendig.

Den eigentlichen Eintheilungsgrund bei der Scheidung der „großen Götter" von den übrigen unzählbaren läßt das Götterverzeichniß auf der in Turin befindlichen Altarsäule ziemlich deutlich erkennen. Lepsius [1]) sagt von ihr: „Die einzelnen langen Streifen, die von oben nach unten laufen, sind größtentheils mit den Namen vieler Götter und der Sitze ihrer Verehrung angefüllt. Voraus und von den folgenden getrennt, geht aber die Reihe der Götter des ersten Kreises, welche sich auch dadurch als höchste und [allgemeinste Götter auszeichnen, daß bei ihnen kein besonderer Ort ihrer Verehrung, wie bei allen übrigen hinzugefügt ist." [Diese Eintheilung ist so wesentlich, daß sie das eingefügte „auch" ganz entbehren könnte. Gerade darin liegt der Unterschied. Wir haben auch Ptah und Amon an

[1]) a. a. O. 185.

Lokalsitzen getroffen, aber daß sie nicht immer bloß daselbst bekannt blieben, das machte sie zu „großen Göttern.“ Auf wie verschiedenen Wegen es dahin kommen konnte, haben wir schon angedeutet; deshalb bilden auch die „großen Götter“ untereinander wieder eine recht verschiedenartige Gesellschaft.

Die Zahl der als „große Götter“ Auserlesenen ist nichts an sich Bedeutungsvolles, sonst würden die verschiedenen Erklärungsversuche von derselben Zahl ausgehen. Diese schwankt aber zwischen Kreisen von sechs bis neun Namen, beziehungsweise Paaren; ein Theil der Namen aber wechselt naturgemäß, je nachdem wir etwa eine heliopolitanische oder memphitische oder thebanische Auffassung vor uns haben. In einer memphitischen und einer thebanischen Liste ist uns durch Denkmäler noch die Anschauung einer verhältnißmäßig sehr frühen Zeit überliefert.[1]) Eine memphitische lautet: 1. Ptah, 2. Ra, 3. Mu und Tefnut (weiblich), 4. Seb und Nut, 5. Hesiri und Hes (Osiris und Isis), 6. Set und Nebti, 7. Hur und Hathor (Hor und Hathor).

In dieser Liste gehören mit Ausnahme von Ptah und Ra alle Götter unserer ersten Gruppe an; ja die ganze Liste ist mit jener Ausnahme, wir möchten sagen, nichts als eine Zusammenstellung der ägyptischen Provinzialismen für den volksthümlichen Begriff Osiris-Isis. Nur Mu und Tefnut könnten allenfalls Lokalbedeutung haben und unserer zweiten Gruppe angehören. Seb ist nur ein Fetischname für Osiris, wie er lokal vorgezogen werden mochte; Hor-Hathor aber zeigt schon durch letzteren Namen die Gleichung mit Osiris-Isis, und Set-Nebti ist wieder nur der fetische Ausdruck dafür. Der Priester, dem wir diese Liste verdanken, hat also in der That die gemeingeltenden Gottheiten Aegyptens mit ihren provinzialistischen Gemeinnamen aufführen wollen, ohne Rücksicht auf Eigennamen der Spezialkulte; nur den damaligen Reichskult setzte er naturgemäß voran. Reichsgott aber ist zur Zeit der memphitischen Herrschaft Ptah und der von Heliopolis, der älteren Residenz herübergenommene Ra. Daß neben Ptah weder Apis, noch Imhotep genannt werden, obwohl auch sie sich im Reichstempel befanden, beweist, was wir in Betreff des Apis bereits wissen, in Betreff Imhoteps vermutheten, daß nämlich beide „Söhne“ des Ptah im Sinne von dessen Fetischen sind.

---

[1]) Lepsius, Götterkreis 186.

Vergleichen wir hiermit eine alte thebanische Liste. Sie lautet: 1. Amon, 2. Mentu, 3. Atmu, 4. Mu und Tefnut, 5. Seb und Nut, 6. Hesir und Hes, 7. Het und Nebti, 8. Hur und Hathur (9. Sebek). Wir sehen, daß sie ganz nach demselben Grundsatze angelegt ist, wie jene; können aber nun auch aus der Uebereinstimmung schließen, daß auch Mu-Tefnut nicht memphitische Gaugottheiten sind — wie kämen sie sonst nach Theben? — sondern ebenfalls wieder provinziale Bezeichnungen für den Begriff Osiris-Isis. Wir sehen in beiden Listen ein breites volksthümliches und ein herrschendes Element vertreten. Jenes ist übereinstimmend dasselbe, weil es ganz Aegypten durch die Provinzialismen umfaßt, dieses ist je nach dem Reiche, in das wir eintreten, verschieden. Amon ist vorläufig nur der Herr des Südlandes, mit Ra noch nicht verbunden, ja neben ihm stehen noch als Gaugötter Mentu, Atum und Sebek, der Setite, die ihm vielleicht noch mehr bei- als untergeordnet sind. Noch einiges fällt in die Augen. Die Gottheiten unserer 2. und 3. Gruppe, welche der Herrschaft ihr Hervortreten danken, stehen unbeweibt für sich allein, wie es der Thatsache des Herrschens entspricht, die der ersten Gruppe aber scheiden sich alle in Mann und Frau, ganz gemäß der volksthümlichen Vorstellung von einem Urvater und einer Urmutter. Für alle diese Paare ist allmählich insbesondere durch den Einfluß des Todtenbuches im Volke Osiris-Isis zum Verdränger geworden. Auch die Fetischart scheidet diese beiden Hauptgruppen; in entschiedener Weise gehört nachmals der Sonnenfetisch den Herrschaftsgöttern an, die übrigen bleiben eigentlich bei chthonischem Kulte.

Die Verbindung dieser Götter versucht der beginnende Mythus in der einfachen Weise, indem er immer die nachfolgenden von den vorangehenden abstammen läßt; nur Sebek bleibt in obiger Liste ausgeschlossen; er steht unverwandt hinter den anderen. Es muß dabei allerdings seltsam erscheinen, wie nun Ptah, der Baumeister von Memphis, der immer noch als eine Mumie verehrt und abgebildet wurde, nicht nur die Sonne, sondern sogar der Vater der Sonne sein muß; aber die Konsequenz ist gegeben, weil die Sonne als Fetisch nach der bekannten Terminologie sein „Sohn" geworden ist. Als „Vater der Sonne" bahnt er sich dann freilich leicht weiter den Weg zum „Weltbaumeister". Mu und Tefnut werden dann aber wieder Sohn und Tochter der Sonne. Dann aber bricht die genealogische

Verbindung ab. Mit Seb beginnt eine ausgesprochen chthonische Götterschaft.

Nach einer anderen priesterlichen Zusammenstellung folgen in Theben: Amonra, Mont, Schu, Seb, Osiris und Horus und jeder ist des Vorangehenden Sohn. [1]) Man erkennt den Fortschritt in derselben. Amon ist schon Ra, Set schon ausgeschieden und überdies hat Osiris-Isis auch die Parallelform Mu-Tefnut schon verdrängt. Seb rettet zweifellos die Spezialität seines Fetisches. Durch seine Stellung wird er zum Vater der volksthümlichen Götter.

Gänzlich verschieden ist wieder die Reihe eines Götterkreises in dem Theben doch so nahe liegenden Abydos, das durch seinen Osiriskultus ausgezeichnet war. Hier nennt Thutmes III. (27. Dynastie) neben Osiris als die von ihm mit neuen Bildern (Wohnungen) und Tragstangen ausgestatteten Götter: Chnum den (einst fetischen) Herrn von Herur, Chnum, den Herrn von Elephantine, Thot, den großen Meister von Hermopolis, Hor von Latopolis, Hor, den Rächer seines Vaters (d. i. der Hor unserer ersten Gruppe), Ap-maten des Südens und Ap-maten des Nordens.

Man darf aber einen solchen Götterkreis nicht mit dem Versuche, die „großen Götter" des Landes hervorzuheben, verwechseln; hier haben wir es vielmehr wieder mit einer ganz lokalen Erscheinung zu thun; Beweis dessen, daß nur die Todtengötter Osiris und Hor, aber keine der Herrschaftsgötter an der Spitze stehen. Jene Götter entsprechen vielmehr, die entlegenen Elephantiner ausgenommen, vollständig den Gaukultvorständen einer Gaugruppe, [2]) welche geschlossen jenseits der eigentlichen fetischen Gruppe südwärts beisammen liegt, gerade dort, wo wir wie vorgeschobene Garnisonspunkte jene Horuskolonien fanden. Wir haben also zweifellos in diesem lokalen Götterkreise die Zeugen eines alten Kultbundes daselbst zu sehen, dessen Mittelpunkt Abydus war, und dessen politische Bedeutung kaum außer Zusammenhang mit dem ersten Siege des Horus [3]) stehen dürfte. Während aber Theben zu diesem Bunde noch nicht gehört hatte, scheint derselbe über die Thebais hinaus bis Elephantine gegriffen zu haben. Daß selbst

---

[1]) Brugsch a. a. O. 30 ff.

[2]) 8., 10., 11., 12., 13., 15. und 16. Nomos.

[3]) Siehe oben S. 390.

damals noch die Aegypter einzelne Gottheiten trotz ihres gemeinsamen Namens als Individuen auseinander zu halten vermochten, und daß die Ortsbestimmung ihnen zugleich als Merkmal einer solchen Individualisirung genügte, das zeigt die Aufstellung zweier verschiedener Bilder verschiedener Chnums an derselben Stelle.

Indem gerade eine Osiriskultstätte zum religiösen Mittelpunkte einer Art Bundesstaats wurde, war die Grundlage für Reichthum und Ansehen derselben gelegt und gerade darum gilt wohl Abydus als der berühmteste Platz unter allen Osirisstätten. — Bei diesem Punkte wollen wir den Gang ein wenig unterbrechen, um zu sehen, wie der Mythus den fortschreitenden Thatsachen wieder nachfolgt. Wir wissen schon, wie sich die Thatsache, daß die Osirisgräber im ganzen Lande sich finden, im Mythus wiederspiegelt. Der Eine Osiris ist zerstückelt und an verschiedenen Stellen begraben worden, jenes natürlich von seinem Feinde, dem bösen Set, dieses von seiner treuen Wittwe, der Isis. Durch Verhältnisse, wie sie sich in Abydus gestalteten, wurde nun aber eine größere Verschiedenheit in der Bedeutung der einzelnen Osirisstätten dem Volke vor Augen geführt. Man mußte sich wohl erinnern, daß auch die Glieder des Leibes nicht von einerlei Bedeutung sind. Der Mythus sagte also, in Abydus liege das Haupt des Osiris. Nun war er wieder auf einen neuen Weg gerathen. Sieht man den Kopf des Gottes in Oberägypten, dann muß er wohl die Füße in Niederägypten haben. So ist es auch; ja des Genaueren noch sind die beiden Nilarme seine Beine und zwar in ganz bestimmter Weise der östliche das linke, der westliche das rechte.

Auch an dieser Stelle blieb das einmal rollende Steinchen noch nicht liegen. Osiris war in verschiedenen Gauen begraben. Man begrub aber an den Kultstätten. Die Gaue beherrschten die Gottheiten ihrer Gaukultstätten; also war Osiris nicht zu Einem, zu vielen, zu allen Göttern der Gaue eingegangen. Osiris ist aber uranfänglich nur jeder Todte, dann das Vorbild eines jeden. Alles was mit dem Todten geschieht, das geschah auch mit Osiris und umgekehrt. Nun sagt ja schon nach einem älteren Bestandtheile des Todtenbuches jeder Todte: ich bin Tum, ich bin Ptah, ich bin Ra 2c. Heißt das nicht auch, so konnte eine jüngere Zeit fragen, heißt das nicht auch: ich gehe zu Tum, zu Ptah 2c. ein, wie Osiris der Große zu ihnen eingegangen ist? Die Qualität der Commentatoren, die wir schon kennen lernten, läßt uns

eine solche Frage wohl erwarten, und auch wieder die Antwort auf die Frage — wie ist denn aber Osiris eingegangen? — werden wir uns nicht zu scharfsinnig denken dürfen. Wie ist er also eingegangen? — ja, nach dem jüngsten Stande des Mythus, „gliederweise". Sollte nun nicht irgend einer der gelehrten Commentatoren dem armen Todten auch noch dieses Schicksal bereiten? Er kann ihm nicht entgehen! Da, im 42. Kapitel des Todtenbuches, steht es unumwunden: das Haar vereint sich mit Nu, das Gesicht mit Ra, die Augen mit Hathor, die Ohren mit Apuat, die Nase mit dem Gotte von Sechem, die Lippen mit Anubis u. s. w. — „Keines seiner Glieder ist ohne seinen eigenen Gott, und Thot (— der Gottpriester —) ein Wächter für alle." Damit knüpft sich schon wieder eine recht rohe Zweckkonstruktion an. Das Priesteramt ist der Hauptsache nach Bewachung der Todtenstätte; also bewacht auch ein göttlicher Priester jenseits die Todten. Warum legt man nun überhaupt seine Haare da, seine Zähne dort bei einer Gottheit nieder? — Zur Bewachung!

Ein feinerer Gedanke drückt sich in der Priestersprache so aus:[1]) Osiris, der Todtengott, ist das Gestern, Ra, der Herrscher, ist das Heute und Hor das Morgen. Ist nun andererseits Osiris der verstorbene König, Ra der regierende, wer ist Hor? — der Kronprinz. Auch diese Deutung findet ihre Verbreitung. Sind nun einmal phantastische Bilder geschaffen, wie das der Zerstückelung des Osiris, so ist auch eine Betrachtungsweise aus dem gegenüberstehenden Gesichtspunkte leicht möglich. Schon wohnen verschiedene Götter in verschiedenen Gestirnen. Wird nun des Menschen Leib gliederweise an verschiedene vertheilt, so können auch seine Gliederreste in verschiedene Gestirne gelangen, und wer dann die vollendete Thatsache betrachtet, der kann am Ende mit jenem Priester von Chnum oder sonst einem Geiste sagen: „Du, dessen rechtes Auge die Sonnenscheibe, dessen linkes Auge der Mond, dessen Geist der Lichtstrahl ist, und aus dessen Nüstern der Nordwind bläst." [2]) Man würde aber gewiß irren, daß der Priester, indem er auf einer noch erkennbaren Stufenleiter bis zu einem solchen Bilde sich erhob, damit nun dem Volksbewußtsein einen zutreffenden Ausdruck gab oder auch nur geben wollte. Wie nahe es lag, die Götter mit Sturm und Donner, Morgenröthe und Brandung

[1]) Brugsch a. a. O. 32. [2]) Brugsch a. a. O. 762.

in Verbindung zu bringen, sei es als deren gedachte Erreger, sei es, daß man auch solche Erscheinungen als ihre Sitze denken konnte, das hat sich schon bei der Betrachtung viel einfacherer Verhältnisse gezeigt; aber ungeschichtlich ist es, in diesen Erscheinungen selbst die Anregung und den Keim zur Gottvorstellung erblicken zu wollen.

Wie sehr die Volksvorstellungen durch die „Erklärungen" der Priester nicht nur ausgestaltet, sondern unter Umständen durch einen gewissen schulmäßigen Mechanismus des Vorgehens ins Phantastische und Irrationelle vorgerückt werden konnten, das haben wir an einigen Proben aus dem Todtenbuche gezeigt, wo es über jeden Zweifel erhaben war, daß sich die einfachere Vorstellung immer als die ältere darstellte. Lepsius [1]) constatirt, daß an jener mitgetheilten Stelle in den ältesten Texten einfach das Wort Tum stand, bezeichnend den dunklen, d. h. in seiner Zelle zu Anu eingeschlossenen Gott, dem sich später Ra, erst in der Gestalt des Katzenfetisches, dann als Sonnengott beigesellte. Das Wort Nun dagegen wird in den ältesten Texten gar nicht genannt. In jüngeren tritt es an die Stelle des Wortes zur Bezeichnung jenes Gottes, dessen Fetisch der Nilstrom ist. Durch die Erklärer aber wird daraus jenes „Urfluidum," dessen „ganze Idee" Lepsius für eine „später hinzugekommene" hält. Wie muß nun erst eine wirklich mythenhaft erhaltene Tradition ausgestaltet werden, wenn sie der Redaktion solcher Erklärer anheimfällt! Selten aber sind uns Mythen auf einem anderen Wege erhalten worden.

An jenen Nun knüpft sich ein Mythus, den wir nicht unerwähnt lassen wollen. Ich glaube mit Recht bezeichnet ihn Lauth als eine „ägyptische Fluthsage." Es ist der von Naville entdeckte und zuerst veröffentlichte Text aus dem Grabe Sethosis I., den Lauth [2]) mit dem Paralleltexte des Papyrus Nr. 2 von Bulak verglichen und in den hieher gehörigen Stellen übersetzt hat. Das Wesentliche seines Inhaltes stimmt nicht ungenau zu dem oben [3]) angeführten Fluthmythus von Quito. Auch hier ist es noch eine weibliche Gottheit, welche die Vernichtung der Menschen durch die Fluthen der Gewässer veranlaßt, bis die Dazwischenkunft des Sonnengottes ihr Einhalt thut und insbesondere diejenigen rettet, die auf einem Schiffe bebefindlich der Fluth bis dahin entgangen sind. Aber jene sind nicht

[1]) Aelteste Texte 48. [2]) a. a. O. 71. [3]) S. 373.

schuldlos untergegangen; sondern es war in den Augen der Ueberlebenden ein bösartiges Geschlecht, und gegen die Reste jener verbanden sich die Besseren mit dem männlichen Gotte. Die weibliche Gottheit, als Hathor bezeichnet, spielt dabei keine vortheilhafte Rolle. Einen Trank aus Menschenblut und Bier gemischt, 7000 Eimer, ließ Ra in der Nacht herabgießen auf die Erde; gierig begann die Göttin zu trinken und in ihrer Trunkenheit vergaß sie die Vernichtung der noch übrigen Menschen. Seither gehörten jene „Setert-Gefäße" bei ihrem Feste zu Anu zum Antheile der Priesterin der Hathor. Da erhob Nut als Kuh — dem älteren Fetisch nach, die spätere Zeit erhob sie zum Himmel — da erhob die Kuh den Ra auf den Rücken, und die Menschen, die ihn erblickten, boten ihm ein Bündniß gegen seine Feinde. Ra nimmt es an, und beide schlagen nun gemeinsam auf die Bösen ein. Aber der Gott ist gehindert auf dem Rücken der Nut zur Höhe emporzusteigen, bis Nut sich von den Bösen entfernt.

So weit läßt sich kaum etwas anderes in dem allerdings in einer schwer verständlichen Weise vorgetragenen Mythus erblicken, als der Kampf einer jüngeren aufstrebenden Organisation — Mannesfolge und Himmelsfetisch — gegen die unterliegende Barbarei eines organisationsloseren Zustandes. Dieser Sieg steht auch hier in Verbindung mit der Bewältigung des zerstörenden Elementes der Fluthen, wobei das Chentithit, „das aufwärts fahrende Schiff", als das rettende Vehikel der ringenden Kultur erscheint.

Aber der priesterliche Wiedererzähler der Sage — er lebte unter der 19. Dynastie — denkt offenbar nicht an einen solchen Sinn. Er sucht nur möglichst viel von seiner Weisheit hineinzuthun. Was insbesondere im Stande ist, den Sinn völlig zu verdunkeln, das ist die Einleitung des ganzen Hergangs, die zweifellos der Redaktion allein zuzuschreiben ist. Und doch konnte der Priester zu jener Zeit der Sage unmöglich ein anderes als dieses entstellende Gewand geben. Daß man einmal die Hathoren in einem unabhängigen Kulte als die Häupter der Familien geehrt, und daß vor Ra's Herrschaft eine andere ohne diesen war, das konnte er ja unmöglich zugeben. Ist doch Ra nach der Tradition jener Zeit der urälteste Herrscher, in dessen Abhängigkeit alle anderen Götter stehen, wie sollte nun irgend etwas geschehen ohne seinen Rathschluß. Der Erzähler läßt also Ra selbst den Rath der Götter berufen und jene Hathor zu den zu vernichtenden Menschen

senden. Sie müssen also wieder schuldig, müssen Rebellen sein. Dann aber fällt Ra dennoch dem Wüthen der Göttin in den Arm. Doch gestehe ich, daß ich nur im Vertrauen auf die Richtigkeit der Uebersetzung des Wortes Chentithit Lauth dahin folgen kann, diesen Mythus gerade für eine Fluthsage zu halten, da jene Hathor weder nothwendig Tefnut sein, noch diese gerade das nasse Element bezeichnen muß.

Betrachten wir nur noch kurz die unausweichliche Nothwendigkeit, mit welcher auf einer gewissen Höhe der Entwickelung nicht bloß hier, sondern überall unter gleichen Verhältnissen eine gefälschte Geschichtsauffassung bezüglich der Urzeiten des Volkes eintreten muß. So hoch auch der Gottesbegriff gestiegen sein mag, wenn er sich nicht zur Absolutheit des Göttlichen erhebt, so bleibt er durch tausend Erinnerungen mit der Menschlichkeit verbunden. Beweis dessen das genealogische Prinzip, das alle Mythologien bewahrt haben. Allerdings erweitert sich mit dem Raume, den die historische Erinnerung des Kulturmenschen zu umspannen oder doch zu ahnen beginnt, der Abstand von Mensch und Gott ins Ungeheuere. Die ganze Reihe der gedachten Generationen zwischen dem Lebenden und den ersten seiner Ahnen schiebt sich zwischen ihn und die Gottheit, aber in diesem Sinne bleibt doch die Gottheit der Vater aller desselben Geschlechts, desselben Volkes.

Beschränken wir nun die Betrachtung auf die Götter der regierenden Fürsten. Sobald die geschichtliche Erinnerung eines Volkes eine längere Reihe solcher zählt, dann unterscheidet dieses wohl die Göttlichkeit des letztverstorbenen, nunmehr „Seligen", des „Divus", von dem erhöhten Gottesbegriffe. Der eigentliche Gott steht nun wieder als Ahne an der Spitze des gesammten Fürstengeschlechts. Wie wir einst [1]) auf die Gleichung trafen: Gott = „erster Mensch", so sind hier wieder Gott und der erste Fürst gleiche Werthe; regiert ja sogar immer noch dieser erste Fürst in allen folgenden. So wäre denn, wenn es sich um Memphis allein handelte, zweifellos Ptah sein erster Fürst, auf ihn wären dann all die menschlichen gefolgt. Desgleichen wäre Ra oder Hor der erste König von Anu, dieses allein als Königreich betrachtet. In gleicher Weise hätte jedes Gauregiment seinen Kultgott an der Spitze seiner Herrscher. Nun sind aber Königreiche und Gaue zu Einem großen Staate zusammengewachsen und durch Jahrtausende hat sich das

[1]) Siehe oben S. 21.

Volk als Eines Stammes fühlen gelernt, die Entstehung seiner Gemeinsamkeit völlig vergessen. Nur nach einem Urregenten Aegyptens muß jeder Aegypter nach alter Analogie noch suchen.

Gleichzeitig hat der Mythus die Gottheiten in bestimmten Kreisen einander genähert, ja er hat sie genealogisch verbunden, so daß z. B. Ptah der Vater des Ra u. s. f. geworden ist. Daneben bleibt aber doch die Thatsache bestehen und in der Erinnerung festgehalten, daß dieselben Götter alle einzeln die ersten Herrscher im Lande waren. Wie ist das nun aber möglich? Gesetzt Menes wäre nun einmal der Name des ersten menschlichen, d. h. nicht mehr in den oberen Götterkreis aufgenommenen Königs; wie wäre es nun möglich, daß auf Ptah, den Gott, Menes, der Mensch, gefolgt wäre, da ja nun doch im Mythus feststeht, daß ja nicht Menes, sondern Ra der Sohn des Ptah war und jener wieder Nachkommen besaß, die alle höhere Götter, nicht menschliche Regenten waren?

Die Vereinbarung ist nur auf Einem Wege möglich, sobald das Geschichtsbewußtsein das Volk nicht mehr in seine Theile auflösen kann, oder der Nationalstolz es nicht zuläßt: die großen Götter alle zusammen, wie sie nun von einander abstammen, haben hintereinander vor allen menschlichen Fürsten regiert, wie diese nun wieder ununterbrochen aufeinander folgen mögen. So allein bleibt der mythologischen Feststellung und der geschichtlichen Erinnerung ihr Recht; es entsteht die unter gleichen Verhältnissen immer wiederkehrende Vorstellung von den Götterdynastien, welche den Menschendynastien vorangehen.

Nun hat aber die Mythologie selten nur Einen Geschlechtskreis von Göttern konstruirt, sondern die Götter nach ihrer Bedeutung in Gruppen getrennt. So kennt die ägyptische Mythologie jene Gruppe der „größeren Götter", dann eine Gruppe von Göttern „zweiter Ordnung" und endlich noch eine der „Halbgötter". Diese müssen nun aus gleicher Consequenz alle vor den Menschengeschlechtern regiert haben und zwar natürlich Gruppe nach Gruppe je nach ihrem Range. So besteht also die Thatsache als nothwendige Vereinigung mythologischer Feststellung und geschichtlicher Erinnerung: es regierten auf Erden erst die „großen Götter", dann die „Götter zweiter Ordnung", dann die „Halbgötter" und „Manen" und endlich die Dynastien menschlicher

Könige: in diesem Sinne gehen also auch in Aegypten die „Götterdynastien" denen der Menschen voraus.

Was nun die Sage zur Charakterisirung der Götterregierungen zufügt, das nimmt sie nothwendig aus den entwickelten Begriffen von der Göttlichkeit. Das erste Attribut aber, das sich im Begriffe der Göttlichkeit in's Unermeßliche steigert, ist, wie wir sahen, die Macht und Größe; es ist die „Idee der Vollkommenheit", die zuerst nach Entwicklung strebt, wie ja auch in jedem einzelnen jungen Menschen die Empfänglichkeit für diese Idee zu allererst sich zu zeigen pflegt. Alles verzeiht die Jugend der Größe in ihrer Art; allen Enthusiasmus bringt sie ihr entgegen. Diesem Begriffe trägt auch die Sage zuerst Rechnung; sie erhebt die Erscheinungen der Vorzeit nach allen Richtungen hin zur Riesenhaftigkeit; mißt sie dem menschlichen Könige Jahrzehnte zu, so dehnen sich die Regierungszeiten der Götter in die Jahrhunderte, ja Jahrtausende aus; so erreicht der ägyptische Staat einschließlich seiner Götterdynastien ein unermeßlich hohes Alter. Zwischen den oberen Göttern und den Menschen stuft dann die Sage in passender Weise ab. Endlich bleibt als Merkmal den dem Menschenthum sich nähernden Heroen noch ungewöhnliche übermenschliche Kraft und Größe; so geht ein Geschlecht von Riesen und Heroen dem der Menschen voraus. Zu dieser Art Zurechtlegung ihrer Urgeschichte sind fast alle Kulturvölker gekommen; wir werden dieselbe Sage noch in der Bibel wiederfinden.

11. Priester- und Fetischkönigthum.

Das Verhältniß des ägyptischen Königthums zum Priesterthume ist im Einzelnen schwer zu bestimmen. Wahrscheinlich haben mehr Dynastien, als von denen wir es wissen oder vermuthen können, ihren Ausgang aus dem Priesterthume genommen und das nicht bloß aus jenem patriarchalischen Herrscherthum, das noch beides, Priesterthum und Herrscherthum vereinigt, sondern selbst aus einem schon ganz zunftgerecht entwickelten. Was aber so sicher bezeugt ist, als irgend eine Thatsache der Geschichte dieses monumentenreichen Landes, das ist die, daß das ägyptische Königthum mit aller Consequenz des Gedankens darauf beruht, daß der König der „Sohn," das

„lebende Bild,“ kurz ein lebender Fetisch des durch ihn regierenden Gottes ist.

In dieser Auffassung gleicht also dem Wesen nach dieses Königthum vollständig dem von Loango und in anderen Theilen Afrikas, dem von Mejiko und Peru; in der Handhabung der Macht und in der ganzen äußeren Erscheinung steht es dem Königthum der Inkas am nächsten. Was dieses Königthum, bis auf einzelne Fälle, vor den Gefahren schützte, welche die dunkle Schattenseite seiner Spezialität bilden, das dürfte zum Theil auch hier in der unerbittlichen Nothwendigkeit des Schutzes des Landes durch eine tapfere Hand zu suchen sein. Ein zweites Moment, das der Sache diese Entwicklung geben konnte, scheint nicht minder an inka'sche Einrichtungen zu erinnern. Von dem außerordentlichen Reichthume des Kultes, beziehungsweise der Priesterschaft, werden wir uns später noch einen Begriff bilden können; daß er aber trotzdem nicht genügte, um ein allerdings durch quirillartige Beschränkungen eingeengtes Königthum zu einem gefügigen Werkzeuge in der Hand des Priesterthums zu machen, dafür sorgte das System der Könige, die einflußreichsten Priesterstellen so viel als möglich in der eigenen Familie zu erhalten. So entstand, wenigstens wenn eine Dynastie lange genug in der Regierung blieb, ein ähnliches Verhältniß wie in Peru, wo die Staatspriesterschaft ganz im Besitze der Inkafamilie sich befand. Eine sich neu emporarbeitende Königsfamilie war allerdings nicht in der Lage, sich sofort dieser meist erblich besetzten Plätze zu bemächtigen — wenn sie nicht selbst wieder, wie oft, aus der Priesterschaft hervorging — und das mag wohl nicht selten der politische Hintergrund gewesen sein, vor dem sich uns die kolossalen Stiftungen späterer Dynastien für neue Kultstätten aufthürmen; man mußte den schon im erblichen Besitze befindlichen auf diese Weise ein Gegengewicht bieten.

Diese Verhältnisse müssen auf den ferner stehenden Beobachter den Eindruck gemacht haben, von dem die Alten Zeugniß gaben, wenn sie es als ein Gesetz hinstellten, daß der ägyptische König aus der Priesterkaste genommen sein müsse. In der That gingen wohl viele Dynastien aus Priestergeschlechtern hervor, und wenn sie lange genug am Ruder blieben, besetzten sie mit ihren Angehörigen die bedeutendsten Priesterstellen. Gern markirten die Könige auch immer wieder ein ihnen zustehendes und doch gewiß nicht unbestrittenes Oberpriesterthum, so

sehr auch in diesem Kampfe das Kriegsglück schwankte. Auch die wiederholt und in verschiedener Form wiederkehrende Sage von Königen, die um Alles „Schauer der Götter" sein wollten, scheint mir einen solchen Sinn zu bergen. Zur Zeit, als die 18. Dynastie die vorangehende ablöste, muß der Kampf der beiden Gewalten so heftig gewesen sein, daß der König den Versuch machte, die im Besitze von Erbpriesterschaften befindlichen Reichskulte zu degradiren und an ihrer Stelle einen neuen mit neuem Tempel in einer neuen Residenz zu schaffen, an dessen Spitze er selbst das Vorrecht des Oberpriesterthums üben oder dieses nach Wunsch besetzen konnte.

Die Geschichte behandelt daher König Amenophis IV., dessen glänzende Residenz zu Tell-el-Amarna bald wieder zur Wüste wurde, wie einen wunderlichen Heiligen, der in religiöser Schwärmerei, wie die Einen meinen, einen „Rückfall" in den (doch nie verlassenen!) Fetischismus gethan habe, wie die Anderen glauben, einen Schritt zum Monotheismus hätte thun wollen. In Wirklichkeit dürfte es sich um eine religiöse Frage gar nicht gehandelt haben, sondern um einen Kampf einer neu begründeten Herrschaft gegen übermächtig gewordene Kulte und Priesterschaften. Wenn er Aten (Adun) zum Reichsgotte erhob, so sagte er sich von den bisherigen Vorstellungen keineswegs los. Aten war ebenso der Name der materiellen Sonne, wie man seit längster Zeit schon Ra dafür hielt. Daß aber auch Amenophis IV. genau dieselben Begriffe mit dem Fetischismus verband, wie alle anderen Aegypter, das bezeugte er durch den Wechsel seines Namens. Indem er den Spezialkult des Amon-ra als Reichskult durch einen andern ersetzte, wollte er auch in seinem Namen nicht als ein Amons-Fürst erscheinen, wohl aber doch wie alle Könige vor ihm als ein auf Erden wohnender Sonnengott, darum nannte er sich „Achu-n'aten", d. i. wörtlich „der Geist in der Sonne". Noch weniger konnte er, wie man ihm wohl auch zugemuthet, an eine Leugnung der übrigen Götter denken, er, der sich selbst einen „Oberpriester des Hormachu" nannte.

Der „Geist in der Sonne", das ist in der That der Vorstellung nach ein ägyptischer König seit der Zeit des Sonnenfetischismus; nur ist der König gleich jenem „handelnden Chonsu" ein zweiter irdischer Fetisch desselben Geistes. Die zutreffendste Bezeichnung des ägyptischen

Inka verbürgt uns Brugsch[1]) in dem monumental bezeugten Titel: „Tut-anch-amon"; auf der Grundlage des Amonkultes ist der König in der That nichts anderes als „das lebende Bild des Amon"; doch ist dabei Bild voll und ganz im Kultsinn zu fassen, nicht eine nachahmende Darstellung, sondern eine Behausung des Gottes. Ist ja das Bild aus dem schlichteren Fetisch erst durch Zuthaten, die für den Kultzweck unwesentlich sind, entstanden. Der König ist also genau gesagt „die lebende Behausung" des regierenden Gottes, im Kulte ein Fetisch desselben, in der Regierung dieser selbst. Er steht in erster Beziehung dem Apis oder Mnevis gleich, und würde nicht der Schutz des Landes auch das bischen menschlicher Einsicht und Thatkraft gerade eines solchen Heiligthums in Anspruch genommen haben, so hätte die Priesterschaft des Amon wohl für immer den alten Widder dem menschlichen Fetische, jedenfalls dem des Amenophis IV. vorgezogen. In ruhigen, friedlichen Zeiten hätte sich auch mit diesem regieren und auskommen lassen.

In seinem Siegesberichte nennt Pianchi sich nicht weniger deutlich „ein lebendes Bild Tums".[2]) Dieser König der 25. Dynastie gehört nicht den Thebanern an, steht aber in „verwandtschaftlicher Verbindung" mit der ihm vorangegangenen unterägyptischen — saitischen — Königsfamilie. In ihm ist also wieder der Gott des alten Anu auferstanden, den er einst in der Zelle mit Ra „zu schauen" gewünscht und gewagt.

Durch eine nur ein wenig nach der Richtung der modernen Anschauungsweise hin abweichende Uebersetzung wird allerdings der Begriff zerstört. Nicht die irdischen „Abbilder" von Amon und Hathor sind König und Königin[3]); nein, die „Bilder" in obigem Sinne. Das bezeugt aufs Deutlichste im Zusammenhange die Gegenstellung des „irdischen", so weit es Amon berührt, zum „himmlischen" Bilde. Dieses, die Sonne selbst, ist doch keineswegs ein „Abbild" des Amon — wie wäre sonst auch wieder der Mensch eins! — sondern dessen Behausung. Eine Inschrift im Stufentempel bei Theben[4]) spricht ausdrücklich von der „Heiligkeit der Hathor, deren lebendes Bild die Königin ist." Damals aber regierte eben eine Königin. Auch hier

---

[1]) a. a. O. 436.
[2]) Brugsch a. a. O. 682.
[3]) Ebend. 287.
[4]) Ebend. 282.

weist die Gegenstellung des „lebenden" ganz unzweideutig auf das todte Bild im Tempel. Dieses aber ist, wie uns die Erzählung von Chonsu belehrte, ganz unzweideutig der Sitz des Gottes, nicht bloß eine nachahmende Darstellung.

Den Vergleich mit dem Fetischtiere oder dem Amonswidder haben wir uns keineswegs ohne Vorbild der heiligen Inschriften selbst erlaubt. Der Gott bildet sich seine irdische Behausung selbst, so daß auch der Leib des Königs in gewissem Sinne von Gott stammt — daher die oft genannte Gleichstellung von Bild und „Sohn" in diesem Sinne. „Ich habe deine Gestalt gebildet", läßt den Gott eine Inschrift zu Istambul zum Könige sagen, „gleich der des mendesischen (Bock-) Gottes." „Ich habe dich erzeugt mit deiner ehrwürdigen Mutter." Darum ist die Würde des König echt göttlich. „Du bist ein Herr, so wie die Majestät des Sonnengottes Ra. Die Götter und Göttinnen preisen deine Wohlthaten und beten an und opfern vor deinem Bilde." „Ich gebe dir das Firmament und alles was darinnen ist, ich leihe dir die Erde und alles was darauf ist." „Ich verlange von jeder Creatur, die auf zwei oder vier Beinen geht, die flieget oder flattert, von der ganzen Welt, daß sie dir ihre Produkte darbringe." [1])

Hier sehen wir nun recht deutlich, wie sich von der Bildung oder Zeugung des Leibes her, die man denn doch um der Würde des Gottes willen wieder nur diesem selbst zuschreiben konnte, der Gedanke der Sohnschaft des Königs ableitet; dem Geiste nach ist er vielmehr der Gott selbst, eins mit dem Vater; als Person aber, dem Leibe nach ist er als ein Sohn Gottes zu betrachten. Er ist also in Wirklichkeit Beides zugleich und danach wechseln die Titulaturen ab.

Ist aber diese Anschauung erst festgestellt, dann erscheinen all die überschwenglichen Bezeichnungen und das „abgöttische" Zeremoniell wohl begreiflich und mindestens stilgerecht. Wir begreifen, warum nun der älteste König nur schlechtweg Banuter, der „Gottgeist" heißt, und warum sich Ramessu II. schon bei Lebzeiten Nuti-aa, „der große Gott" tituliren läßt. [2]) Gott Amon selbst sagt im Gedichte [3]) zu Thutmes III.: „Meine Krone auf Deinem Haupte, sie ist ein verzehrendes Feuer: Es leuchtet meine Königsschlange an Deiner

[1]) Le Page Renouf a. a. O. 153.
[2]) Lauth a. a. O. 298, 315.
[3]) Brugsch 353 ff.

Stirn. Du leuchtest in ihrem (der Feinde) Angesichte in meiner Gestalt."

Die Qualität der Gottheit selbst macht hierin gar keinen Unterschied. Wo überhaupt ein Königthum auf ägyptischem Boden auftaucht, da ist es das des betreffenden Kultgottes in dem menschlichen Fetische, der in der Weise in den älteren tritt, wie beim Priester in seiner Funktion. Das Königthum ist gewissermaßen nur die zeitliche Erstreckung dieses Begriffes, der König ein dauernd in Funktion bleibender Priester. Das Königthum der 22. Dynastie ging vom niederländischen Bubast, der Kultstätte der Bast aus; darum nennt sich auch Osarkon I. „Si Bast" — „Sohn der Bast."[1]) Da denselben Titel auch noch zwei andere Könige dieser Dynastie führen, so nahm ihn wohl überhaupt das ganze Haus an. Da sich nun ferner auch der Gründer der nächstfolgenden Dynastie, Pet-sibast, so nennt, so darf man auf eine Verwandtschaft beider Dynastien schließen, deren Scheidung vielleicht nur durch eine Verlegung des Sitzes von Bubast nach Tanis veranlaßt ist.

Wenn wir trotzdem den Sohn seines Vorgängers im Besitze des Oberpriesterthums des Amon zu Theben finden, so beweist das nur, was wir vorausschickten, daß nämlich jüngere Dynastien durch die Verhältnisse gezwungen waren, sich durch ihre Familienangehörigen in den wichtigsten Priesterthümern festzusetzen. Ein Mitglied der saitischen (26.) Dynastie nennt sich Si-Nit, „Sohn der Neit." Die Ptolemäer scheinen sich mit Absicht an keinen Lokalkult geschlossen zu haben, sondern wählten zu ihrer Bezeichnung, indem sie sich damit dennoch auf den Boden der ägyptischen Anschauung stellten, allgemeinere und deshalb umfassendere Gottesnamen. So nannte sich Ptolemäus I. Lagi P-nuter-anut, „der helfende Gott" (daher Soter), Ptolemäus IV. P-nuter-tenuu-tef-ef, „der Gott, dessen Vater groß ist" (Eupator). Aus demselben Grunde kommt nun auch wieder der volksthümliche Osiris im König zu Ehren. Ptolemäus XIII. nennt sich zuweilen wenigstens Osiri-nuun, der „neue Osiris", d. h. die Wiedererscheinung dieses Gottes. Kleopatra aber heißt dem entsprechend θεὰ νεωτέρα Ἶσις, die „neue Göttin Isis."[2])

---

[1]) Lauth a. a. O. 411.
[2]) Lauth a. a. O. 496.

Vor den Zeiten des Ra hat einst Hor oder spezieller Hormachu und zwar vielleicht eben so wohl in Anu wie gleichzeitig in Memphis die Stelle des regierenden Gottes eingenommen, vielleicht zu Zeiten, da es sich an beiden Stellen nur um eine Gauregierung handelte. So werden überhaupt die heroenhaften Könige, die vor den ersten zwei Dynastien regiert haben sollen, im turiner Königsbuche als „Horusdiener" bezeichnet, und das kann in diesem Sinne nur königliche Priester des Horus bedeuten. Daß die Sage den ersten König Menes, oder auch die beiden thinitischen Dynastien überhaupt an Memphis und nicht, wie doch die Ra-Beziehungen nothwendig machen, an Anu anknüpft, kann nur dahin deuten, daß ihre Fixirung überhaupt nicht vor den Zeiten der memphitischen Herrschaft stattfand, damals aber Memphis als Mittelpunkt des Reiches auch als Trägerin der Urgeschichte galt. Da wir indeß gerade Hor als weit verbreiteten Gemeinnamen kennen lernten, so kann sowohl Memphis wie Anu einen Horkult als Gaukult besessen haben; aber doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß Hormachu erst mit der Herrschaft von Anu herüberkam, worauf die Verbindung auch des memphitischen Hormachu mit Tum hindeutet.

Daß indeß schon damals, in der Urzeit der Horusherrschaft, Hor und Tum nur „wechselnde Namen" gewesen seien, ist von unserem Standpunkte aus nicht annehmbar. In späterer Zeit ist eine solche Vereinigung allerdings um so sicherer festgestellt. Thutmes IV. läßt sich [1]) von seinem göttlichen Vater sagen: „Ich bin dein Vater Hormachu, Chepra, Ra, Tum. Dir soll gegeben werden das Königreich." — Sein Sohn Amenhotep III. aber nennt sich zugleich „der älteste Sohn des Gottes Hormachu" und den „Erben des Gottes Tum." Sollten die besonderen Beziehungen dieser Könige der 17. Dynastie zu Hormachu und Tum einer Erklärung bedürfen, so möchte diese wohl in den Kämpfen mit den Nomaden liegen, welche den Aufenthalt an den Grenzen des Niederlandes nothwendig machten.

Auf den letztgenannten König folgten nach Manetho Horus und Horemhebi (Horus von Chebi), auf diesen der schongenannte Achunaten; einige Aegyptologen kehren die Reihenfolge um. Beide waren nicht Amonssprößlinge. Beide mußten sich mit der Priesterschaft des

---

[1]) Brugsch a. a. O. 403.

Amon, beziehungsweise mit diesem selbst auseinandersetzen. Der letztere thut das, indem er einen neuen Reichskult zu gründen versuchte, der erstere, indem er sich von Amon gewissermaßen adoptiren ließ. Horemhebi, um Manethos Reihe zu folgen, war ein hoher Beamter Amenophis' III. gewesen. Nach dessen Tode beschloß nun sein Gott Horus zu Hatsuten (oder Alabastronpolis), jetzt diesen seinen Sohn auf den Thron zu erheben. Amon kam diesem Wunsche selbst entgegen; das heißt die nach dem Tode des Königs stellvertretende Priesterschaft ließ sich für diesen Candidaten gewinnen, obgleich er nicht dem Amonsgeschlechte angehörte. „Da hatte dieser herrliche Gott Hor von Alabastronpolis den Wunsch in seinem Herzen, seinen Sohn zu setzen auf seinen Thron für immerdar. Und es befahl Amon, daß ziehen solle Gott Hor in freudiger Stimmung nach Theben, der ewigen Stadt, und seinen Sohn an seiner Brust nach Ape, um ihn feierlich zu führen vor Amon, um ihm zu übertragen sein königliches Amt und um seine Lebenszeit festzustellen." —

„Da (langten sie an voll Freuden) während seiner schönen Festfeier in Ape des Mittaglandes, und man schaute diesen Gott Horus, den Herrn von Alabastronpolis, in der Gesellschaft seines Sohnes auf dem Krönungsgange, damit ihm verliehen würde sein Amt und sein Thron. Da ward Amon-ra freudig bewegt." Fortan tritt nun Amon selbst handelnd auf. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß diese Vertretung nur der Oberpriester selbst üben konnte. Dieser trat als Gott hervor und vollzog die Uebertragung der Regierung, indem er sich in der Person des Horemhebi einen neuen Fetisch setzte und weihte. „Dieser thebanische Hauptgott führte die Prinzessin zu diesem Fürsten Horemhebi, um sie mit ihm zu verbinden." Amonra selbst, der König der Götter, trat hervor, umarmte den Horemhebi und überreichte ihm das goldene Bild der Sonnenscheibe. „Nachdem also vollendet war diese Feier in Ape des Mittaglandes, da ging Amon, der Götterkönig, in Frieden nach Theben und der König zog abwärts auf seinem Schiffe als ein Bild des Hormachu."[1])

Es vollzog also thatsächlich der Oberpriester des Amon die Einführung einer neuen Dynastie und setzte sie mit der älteren durch Uebergabe einer Tochter in Verbindung. Horemhebi nimmt seinen Sitz

---

[1]) Brugsch a. a. O. 439; Lauth a. a. O. 269.

nicht in Theben, sondern fährt stromabwärts in seine heimathlichen, fetischen Gaue; er hat sich nur die Investitur in Ape, wohin ihm Amon auf halbem Wege entgegen gekommen, geholt; wie einst die Schlange, so war jetzt der goldne Sonnenschild der spezielle Königsfetisch; ihn hatte ihm der Priester nach Ape entgegenbracht. So fielen also doch in einem solchen Falle wieder Priesterthum und Königthum auseinander; zu Theben residirte der Oberpriester, der das Königthum vergab; von anderer Stelle aus regierte der König. Da ist es denn auch gar nicht unverständlich, wenn ein Nachfolger dieses Königs sich von einer Oberhoheit zu befreien und am Orte seiner Regierung selbst einen Reichskult unter seiner Oberhoheit zu begründen sucht. Daß es für die Dauer nicht gelingt, beweist den großen Einfluß und die Macht des älteren Reichspriesterthums.

Das Alles ändert indeß nichts an der Thatsache, daß der mit dem Sonnenschilde investirte König nun selbst ein Bild und Sohn Gottes, sonach Gott selbst wird. Das Schild ist ihm nur wieder eine zweite Form des Fetisches, entsprechend jener Schale oder dem späteren Zinnteller, den Paulaho auf den Tongainseln bei seiner Abwesenheit seinen Unterthanen an seiner Statt hinzustellen pflegte. (S. oben S. 180) Alles was ein Prädikat der Gottheit geworden ist, nun auch als Prädikat des Königs zu treffen, darf uns nicht wundern; es ist in der Logik der Sache begründet. Auf dem Obelisk Usurtesens I. zu Anu heißt der eben lebende König „der gütige Gott" und der „Lebensspender". In einer Inschrift zu Abydos wird Ramessu II. von seinen Beamten angeredet: „Herr des Himmels, Herr der Erde, Sonne, Leben der gesammten Welt, Herr der Zeit, Messer des Sonnenlaufs, Tum für die Menschen, Herr der Wohlfahrt, Schöpfer der Ernte, Bildner und Former der Sterblichen, Spender des Odems an alle Menschen, Beleber der Götterschaar insgesammt, Säule des Himmels, Schwelle der Erde .... da sind wir allesammt vor Dir; schenke uns das Leben aus Deinen Händen, Pharao, und den Odem für unsere Nüstern!"[1])

Nicht minder schmeichelhaft klingt der Preis des Königs in der von Chabas und Goodwin übersetzten Ode. „Du gleichst völlig dem Bilde deines Vaters, der Sonne, die am Himmel aufgeht. Deine

---

[1]) Brugsch a. a. O. 125; 481.

Strahlen dringen bis in die Höhlen. Kein Ort entbehrt deiner Güte. Deine Aussprüche sind in jedem Lande Gesetz. Wenn du in deinem Palaste wohnst, so hörst du die Worte aller Länder. Du hast Millionen von Ohren. Klar ist dein Auge über allen Sternen des Himmels, fähig den Sonnenball zu schauen. Was der Mund in der Tiefe auch immer ausspricht, es dringt bis zu deinen Ohren. Dein Auge sieht, was im Verborgenen geschieht. O Baenra Meriamen, barmherziger Herr, Schöpfer des Athems!" Goodwin findet mit Recht, daß das nicht die Sprache der Schmeichelei sein könne, sondern irgend ein Glauben dabei mitsprechen müsse. Dem widerspricht aber auch nicht, wenn Le Page Renouf [1]) darauf hinweist, wie man doch wieder die Könige selbst in demüthigster Haltung vor den Göttern sehen könne. Die Erklärung liegt in der Doppelperson des Königs. Zu beachten bleibt hier noch ein für die Mythenbildung sehr wichtiger Punkt. Der Sonne wird hier die völlig richtige Stellung als Fetisch angewiesen; sie ist nur das Bild Gottes; nichts desto weniger aber wird fast noch in einem Athem von den „Strahlen" des Königs gesprochen, weil er identisch ist mit dem innewohnenden Geiste. Dann aber schwankt wieder die Redeweise zwischen Trennung und Vertauschung mit dem Fetische. Genau so werden die Fetischbeziehungen der Gottheiten im Mythus benützt, um diesen mit Thatsachen zu füllen. Ein treffendes Beispiel werden wir im indischen Mythus vom Feuergotte kennen lernen.

Ebenso konsequent ist die äußere Erscheinung der Könige in den Insignien der Götter. Ehedem waren es, wohl aus sehr alter Zeit überkommen, die beiden Hüte, der des Horus und der des Set, durch Höhe und Farbe (roth und weiß) unterschieden, deren einen oder beide ineinander der König je nach dem Umfange seiner Herrschaft trug; nachmals nahm er, zweifellos im Zusammenhange mit dem Anwachs des Reichsgebietes, den Fetischschmuck nahezu aller wesentlichen Gottheiten an. „Ich war gekrönt," sagt Rampsinit [2]), „mit der Krone Atef und den Uräusschlangen, ich legte an den Schmuck der Doppelfeder gleich wie der Gott Tanon (Ptah), ich setzte mich auf den Thron des Hormachu, bekleidet mit der Prachtgewandung des Sonnengottes Tum."

---

[1]) a. a. O. 155. [2]) Lauth a. a. O. 367.

Der Atef ist ein recht wunderlicher Aufbau auf dem Kopfe; obschon er auf den Bildwerken in sehr verschiedener Form wiederkehrt, so stellt er doch im Wesentlichen immer eine Vereinigung der wichtigsten Fetischkörper gewissermaßen in Amuletformat vor. Auswahl und Vollständigkeit stehen zweifellos im Zusammenhange mit den Göttergruppen, welche das betreffende Herrschaftsgebiet repräsentiren. Das untere, einer Jägertrophäe nicht ganz unähnliche Gerüst bilden die wagrecht ausgebreiteten Hörner des Widders — Amon und Chnum oder Thebais und Heptanomis — verbunden mit den aufwärtsgebogenen des Stieres — Memphis und Anu. Auf der Unterlage der ersteren bäumen sich zu beiden Seiten die Uräusschlangen auf und in der Mitte erheben sich die beiden großen Federn. Die zwei großen Scheiben zwischen den Stierhörnern und über den Federn dürften den Sonnen- und Monddiscus vorstellen, die kleineren über den Uräusköpfen Planetenscheiben; es wäre aber dieser Art Symbolik auch nicht fremd, dieselben Sonnenzeichen mit Bezug auf je eine andere Gottheit des Sonnenfetisches zu wiederholen. Mit diesem Aufbau steht dann oft noch der Doppelhut des Hor-Set in Verbindung. Es trägt also der König in gedrängter Vereinigung alle Götter der Schlangen-, Stier-, Widder-, Vogel- und Sonnenfetische auf dem Kopfe und mitunter gesellen sich auch noch Lotosblumen als Vertreter der Pflanzenfetische hinzu.

Zu der äußeren Erscheinung des Königs auf den Denkmälern bemerkt Dean Stanley:[1]) „Jeder Unterschied zwischen dem Wesen der Götter und des Königs außer dem des Grades scheint völlig aufgehoben zu sein. Die königliche Majestät wird überall in den Darstellungen ausgezeichnet, und zwar nicht nur, indem man den Fürsten, wie Saul oder Agamemnon, die übrigen Sterblichen von seinen Schultern an überragen läßt, nein, schon vom Fuße und Knöchel an ist er höher als sterbliche Menschen. Dieser Koloß erinnert uns an eine Zeit, in der die Welt von Riesen bewohnt ward. Er zeigt, wie der König in dieser ersten Monarchie der sichtbare Gott auf Erden war. Reiner Monotheismus würde niemals mit einer so tiefen Verehrung des erobernden Königs vereinbar gewesen sein."

Nuter, „Gott", ist neben Neb, „Herr" und Per-ao (Pharao), „das große Haus", immer der Titel des Königs. In der Rede wird

---

[1]) Sinai and Palestine S. XXXV.

er gleich dem Priester als „Heiligkeit", vielleicht richtiger „Göttlichkeit" angesprochen. Jeder Begegnende muß sich vor ihm niederwerfen und den Boden berühren.

Daß er, der „die Ernten gab" und das „Korn mehrte", der eigentliche Besitzer alles Landes, das Volk aber nur dessen gegen bestimmte Leistungen geduldeter Nutznießer war, ist dem Grundsatze nach eigentlich selbstverständlich. Wie er in seinem Atef alles Göttliche vereinigte, so hatten ja natürlich auch alle die verschiedenen Einzelngottheiten die Ansprüche ihrer väterlichen Rechte ihm übertragen. Aber in der Praxis würde seine Heiligkeit bei einem Versuche ihrer allzu konsequenten Geltendmachung doch in ein gefährliches Wespennest gestochen haben. Das hat jener oft genannte Achunaten erfahren. Den Plan, einen Hormachutempel in Theben selbst zu bauen, scheint man ihm trotz seiner Herrlichkeit vereitelt zu haben, ja man wußte zu bewirken, daß über seiner neuen Kult- und Reichsstadt bald wieder Gras wuchs. Alle seine Schwiegersöhne, die nach ihm zur Regierung kamen, beugten sich wieder unter das Joch der thebanischen Amonpriester. Sie kehrten nach Theben zurück und wohnten hier mit Bewilligung der Priesterschaft.

Dieser Einfluß wußte auch noch in einer anderen Weise die Konsequenz des Gotteskönigthums zu durchbrechen. Es war doch sonderbar, daß der König, der selbst so gut eine Behausung Gottes war, wie das steinerne Bild im Tempel, nicht die Gottheit in sich, sondern die im leblosen Bilde zu Rathe ziehen sollte. Und doch war das so der Fall. Ramessu II., der in Pentaur's Heldengedicht Amon alle die Wohlthaten vorhält, die er, der König, ihm, dem Gotte, erwiesen durch Tempelbau und Stiftungen und dergl., beruft sich auch auf seinen richtigen Wandel, indem er sagt: „Habe ich etwas gethan ohne dein Wissen? Oder bin ich nicht gegangen und gestanden nach dem Ausspruche deines Mundes?"

Wenn wir den Spuren dieser Inkonsequenz nachforschen, dann werden wir sicherlich auf das Priesterthum und seine Interessen stoßen. Was wäre dem Priesterthum von seiner Macht geblieben, wenn der Gottkönig aus seinem Geiste, aus dem „lebenden" Bilde sich das Orakel holte? Hier mag für die Grenzbestimmung die Persönlichkeit des Königs von der größten Bedeutung gewesen sein; aber die Denk-

mäler, von denen wir die Geschichte uns abdolmetschen lassen müssen, werden uns über diese Interna kaum jemals Licht verschaffen.

Für die Erhaltung der zuträglicheren Form konnten allerdings die Priester einen Grund anführen, der schon bei den einfachsten Operationen dieser Art hervortrat: das Störende der Anwesenheit des menschlichen Geistes in dem lebenden Bilde der Gottheit. Darum betrachtete konsequenter Weise der König auch den Traum als ein richtiges Orakel, und es scheint, daß mitunter die wichtigsten Dinge in solcher Weise zur Entscheidung gebracht wurden.

König Menoptah rüstet ein Heer; er will es gegen die Libyer führen. Aber da es zur Entscheidung kommt, sieht er im Traume die Bildsäule des Ptah, und hört, wie dieser Gott ihm laut zuruft: „Wähle das Zurückbleiben!“ Er reicht ihm die Schlachtkeule und warnt wieder: „Laß beiseite den unzeitigen Muth in dir!“ Da trat der König wirklich von der Führung des Heeres zurück und überließ dieselbe seinem Feldherrn. Thutmosis IV. wurde durch einen Traum veranlaßt, den großen Sphinx von der Verschüttung durch den Wüstensand zu befreien.

Das Königthum, welches von Aegypten aus auch in Aethiopien gegründet und zugleich mit dem Amonskulte dorthin verpflanzt wurde, gelangte überhaupt nicht zu jenem Grade der Einheit, wie das ägyptische, in welchem Dank der Energie einzelner Könige das Uebergewicht des Königs über das des Priesters für ganze Dynastien gesichert wurde. Im Gegentheile erhielt sich in Aethiopien der herrschende Priester neben dem Fetischkönige in jener Weise von Doppelherrschaft, die auf das Lebhafteste an die Verhältnisse in Loango erinnert. Nach Strabo[1]) verehrten die Aethiopier allerdings „die Könige als Götter“, aber sie hielten sie auch „einst eingeschlossen und als Haushüter.“ Der Priester verwahrt sie also wirklich wie Fetische, wie heilige Geräthe. Der Hauptsitz dieser Herrschaft war bekanntlich auf der Insel Meroë. „Hier nahmen,“ sagt Strabo, „vor Alters die Priester den höchsten Rang ein, welche zuweilen dem Könige durch einen Boten den Befehl sandten zu sterben und statt seiner einen anderen einsetzten.“ Aber er weiß auch von einem Umschwunge, der vor seiner Zeit daselbst erfolgt sein soll. „Späterhin aber hob einer der Könige

[1]) Casaub. p. 822 f.

diese Sitte auf, welcher mit Bewaffneten in das Heiligthum, wo der goldene Tempel ist, eindrang, und alle Priester niedermachte." Dieser bündige Bericht hebt mit ausgezeichneter Schärfe das Charakteristische dieses Doppelregimentes und der Emanzipation des Königthums hervor. Eine ähnliche Geschichte mag in uns unbekannten Urzeiten manche Gaugruppe Aegyptens erlebt haben. Hat doch auch Sebek einst den König, der „von Sinnen" gekommen, getödtet. Mit jener Katastrophe war aber die Frage der Herrschaft für Aethiopien nicht für alle Zeiten erledigt. Noch spät taucht vielmehr die Doppelstellung eines At'i und eines Negus, eines Oberpriesters und Oberkönigs, wieder auf.

Die vielen mit peinlichster Pünktlichkeit eingehaltenen Vorschriften für das tägliche Leben des Pharao und ähnliche Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit rühren aus diesem Verhältnisse her. Es sind zum Theil Quirilles, zum Theil ererbte Verhaltungsmaßregeln, wie sie ja die Priesterschaft vorschreiben konnte und mußte, so lange der König ein ihrer Verwahrung und Bewachung anvertrautes Kultgut war. Wo immer göttliche Verehrung des Fürsten an jenen Ursprung der Würde erinnert, da ist auch ein beschränkendes Ceremoniell noch selten aus der andern Wagschale gefallen.

12. Der Priester und seine Stellung in der ägyptischen Geschichte.

Einen Hauptzweig des ägyptischen Priesterthums haben wir oben kennen gelernt. Daß wir in Uebereinstimmung mit Herodot trotz der zeitlichen Schwankungen der Verhältnisse im Ganzen das Königthum dem Priesterthume beizuzählen berechtigt sind, wird auch das Nachstehende noch beweisen.

Ueber, neben oder unter, immer aber dem Könige zunächst, steht der Oberpriester des zeitweiligen Staatskultes; ist doch dieses Priesterthum der Theorie nach der ewige Verwahrer der regierenden Gewalt, der König das nur zeitweilig gewählte Organ. Unter den Gaukulten gelangte derjenige zu größter Bedeutung, der einst Reichskult gewesen war; war auch die Herrschaft verloren, es blieb der Ruhm, der Reichthum, der Andrang des Volks. Je nach dem Glück und der Dauer der Dynastie befinden sich alle diese reich dotirten Stellungen mehr oder

weniger ausschließlich im Besitze der Prinzen des königlichen Hauses. Sie sind als bloße Aufsichtsposten unter einander und mit jeder andern Würde wohl vereinbar. Ein Psametis [1]) war gleichzeitig Priester des Gottes Tanen, der Pyramidenkönigin Isis, des Königs Chufu, des Königs Chafra, des Tatefra und des Hormachu. Alle diese Priesterthümer hätten nicht bestanden, wären sie nicht dotirt gewesen. Nicht selten sind hohe Priesterstellen mit denen von Feldherren, ja selbst mit solchen von Marschällen im ältern Sinne unseres Wortes verbunden. Dem Range nach eine dritte Gruppe vornehmer Priesterschaften, müssen diese die Gaukulte gebildet haben, wie sie auch an denselben Orten neben jenen fortbestanden. Daß sie sich immer erhielten, beweisen die Gaulisten, in denen der Gau immer noch im Sinne eines großen „Kirchspiels" benamt wird. Eine weitere außerordentlich zahlreiche Gruppe von priesterlichen Familien bilden die erblichen Priesterschaften der von regierenden Personen gestifteten und von ihren Nachkommen erhaltenen Kulte. Hier ist Erblichkeit insbesondere Grundsatz, weil nur auf diese Weise der Zweck, die Sicherung eines fortdauernden Kultes, erreicht werden konnte. In der That hat ägyptische Fürsorge in dieser Richtung Erstaunliches geleistet, und es haben sich bei der großen Gottesfurcht der Alten, der Pietät der Aegypter solche Privatkulte durch die Jahrtausende hindurch erhalten. Endlich hat es zweifellos auch in Aegypten noch eine Klasse von Priestern gegeben, welche, ohne eine öffentliche Anstellung oder die Berufung zu einem Erbpriesterthume erlangt zu haben, von der Vollziehung der Kulthandlungen lebten, wie wir ja deren Verwendung schon beim Todtenkulte getroffen haben. Doch konnte ihnen dabei auch jede andere Kategorie Konkurrenz machen.

Ueberhaupt würde eine Eintheilung der Priester nach ihrer Beschäftigung mit dieser voranstehenden keineswegs übereinstimmen, vielmehr können wieder alle Kategorien der Beschäftigung in einer der obigen Vertretung finden. Der Umfang der Beschäftigungen hat sich den gegebenen Kultverhältnissen entsprechend außerordentlich erweitert.

Alle die Staatsorganisationen, die wir bis jetzt als die höheren kennen lernten, beruhten durchwegs auf theokratischer Basis. Alle diese haben das gemein, daß sie einerseits die producirende Arbeit und andererseits die Organisation der Arbeit auf zwei nach ihrer

---

[1]) Brugsch a. a. O. 81.

Rechtsstellung wesentlich verschiedene Volksschichten, eine beherrschte und eine herrschende, vertheilen. Scheint nun auch dieser Unterschied durch den Wechsel der Dynastien in Aegypten verwischt, so hat er sich doch erhalten, indem die Priesterschaft zusammen mit dem Hofe und den Familien einer Art Königsgefolgschaft jeweilig das ägyptische Inkahaus darstellte. Es ist nun nur naturgemäß, daß aller wissenschaftliche Betrieb in das Bereich der Organisation der Arbeit fällt, und darum sehen wir denn auch die Priester allein mit aller Art wissenschaftlicher Arbeit befaßt.

Die ärztliche Thätigkeit ist, wie wir wissen, älteren Ursprungs. Sie begleitete aber das Priesterthum bis zu dieser Höhe seiner Entwicklung. Daß wir auch unter den ägyptischen Königen ältester Zeit „Aerzte" fanden, die sich sogar wissenschaftlich mit ihrem Gegenstande beschäftigten, ist nur wieder ein Beweis für die enge Verbindung dieses Königthums mit dem Priesterthum. — Gemeinsam war allen Priestern die Erfüllung der Erfordernisse ihres Specialkultes. Dieser verlangte, sofern es sich nicht bloß um die höheren Aufsichtsstellen handelte, von ihnen bestimmte Spendungen, Enthaltungen, Reinigungen (der Kultstätten 2c.) und Opfer zu festgesetzten, theils nach Stunden und Tagen, theils nach längeren Fristen wiederkehrenden Zeiten; daneben war für die verschiedensten Beschäftigungen Raum, zumal den Kultgütern der nöthige Arbeiterstand beigefügt war, so daß die Bewirthschaftung seiner Nährscholle den Priester nicht in Beschlag zu nehmen brauchte. Durch die Anniversarien, durch die Doppelbeziehung der Feste auf bestimmte Zeitkreise und die Bedingungen bestimmter Jahreserscheinungen zugleich, durch die dadurch nothwendig werdende Vermittlung zwischen den einfachsten Zeitmarkirungen und dem ohne leicht bestimmbare Marke abschließenden Sonnenjahre wird der Priester vor die Probleme der Kalenderwissenschaft gestellt. Durch ihre Pflege gelangt er zunächst an der Hand der Empirie zur Wissenschaft der Astronomie, die nach zwei Seiten hin eine nahe Kultbeziehung hat. Einmal sind ihre Objekte schon durch den uranischen Fetischismus auf dieser Stufe in das mythologische Gewebe einbezogen, zum andern dient ihre Beobachtung zunächst nur dem Kultbedürfnisse. — Welche Bedeutung die Schrift für den Kult und somit für das Priesterthum gewonnen hatte, haben wir schon gesehen. Auch die

Baukunst und die Kunst überhaupt fällt zunächst in das Bereich des Priesterthums.

Indem wir Herodot in der Wiedergabe des Erfahrenen stets sehr zuverlässig fanden und deshalb seine Aussagen da, wo er von eigenen Wahrnehmungen spricht, für sehr werthvoll halten, möge einiges aus seinen Mittheilungen vorangehen. Als Aeußerlichkeiten, wie er sie indeß gerne beachtet, hebt er hervor[1]), daß sich der ägyptische Priester im Gegensatze zu anderen nicht nur das Haupthaar scheere, sondern auch jeden dritten Tag am ganzen Leibe rasire. Herodot deutet auf die möglichen Folgen des Gegentheils als auf den Grund. Bei der gegen den Tempelluxus sehr zurücktretenden Beschaffenheit menschlicher Wohnungen war mit Rücksicht auf den Verkehr mit dem Heiligen allerdings die größte Reinlichkeit geboten. Als Kleidung hätten die Priester bloß Linnen, Schuhe von Papyrusstoff getragen. Tag und Nacht sind ihnen Waschungen vorgeschrieben, und die „so zu sagen tausend anderen Dinge, die sie zu besorgen haben", scheinen zum Theil lästige Quixilles zu sein; „dafür aber haben sie auch nicht geringe Vortheile. Denn von ihrem Eigenthum verzehren sie nichts und haben keine Ausgaben zu machen, sondern heiliges Brod wird ihnen gebacken, und jeder erhält jeden Tag eine große Menge von Rindfleisch und Gänsefleisch. Auch wird ihnen Wein aus Reben verabfolgt; Fische dagegen dürfen sie nicht essen. Bohnen säen die Aegypter in ihrem Lande nicht sehr, und die, welche es dort giebt, genießt man weder roh noch gekocht; die Priester aber vertragen nicht einmal ihren Anblick, weil sie dieselben für eine unreine Hülsenfrucht halten. Es hat aber jeder Gott nicht bloß einen, sondern viele Priester zu seinem Dienste, unter welchen einer der Oberpriester ist; stirbt derselbe, so tritt der Sohn in dessen Stelle ein" (II. 37).

Neben dem erwähnten Weine wird in den Dokumenten der priesterlichen Litteraten auch von Bier in einer Weise gesprochen, daß man annehmen muß, die alten Aegypter seien nicht die letzten Bierzecher gewesen. Wenn wir an anderer Stelle sehen, wie Herodot und vor ihm jedenfalls schon der Volksbrauch denjenigen Stier einen „reinen" nennt, der nicht den geringsten Verdacht erregt, der heiligen Apisverwandtschaft auch nur entfernt anzugehören, und wie man nun

[1]) II. 36. 37.

naturnothwendig von der praktischen Seite aus letzteren einen „unreinen" nennen müßte, obgleich er und weil er gerade ein „heiliger" wäre, so dürfen wir wohl auch den „unreinen" Bohnen kaum eine andere Bedeutung beilegen. An bestimmten Tagen, die den Göttern geweiht sind, keine Bohnen zu essen, hat sich selbst in Deutschland noch als rudimentärer Brauch erhalten; er muß also einmal weit allgemeiner gegolten haben. Mit Bezug auf roh zu essende Bohnen aber, muß man wohl überhaupt das ganze Geschlecht der einheimischen genießbaren Hülsenfrüchte darunter verstehen und annehmen, daß in Urzeiten diese genießbaren Samen der einheimischen Flora, in mehr oder weniger beschränkter Weise, eine Behandlung erfuhren wie die haitische Mammaifrucht[1]) oder allenfalls wie die Ohelobeeren der Pele auf Hawai.

Eine Tabuirung von gleicher Bedeutung hat der Kopf einer jeden Art von Schlachtvieh. Kein Aegypter kostet auch nur davon (II. 39). Das ist einer der wenigen Züge der uralten Zeit, die an das kannibalistische Opfer erinnern, bei welchem der Kopf als Seelensitz dem Häuptlinge, beziehungsweise der Gottheit geheiligt ist. Auch Fasten der Priester gehen in der uns schon bekannten Weise den übrigen Kulthandlungen voran (II. 40).

Herodot und Strabo behaupten bekanntlich beide, wenn auch jeder in anderer Weise, den Bestand des Kastenwesens für Aegypten; ebenso entschieden widersprechen dem die modernen Aegyptologen. Wie sich uns die Lage darstellt, so kann sich im großen Reiche eine Kaste der Eroberer, wie das Inkahaus und der Aztekenstamm sie darstellte, allerdings nicht erhalten haben, weil im Laufe der Zeiten die Vorherrschaft allzu oft von einem Gau auf den andern überging und die Verhältnisse sich auf diese Weise viel mannigfaltiger gestaltet haben müssen.

Speziell das Priesterthum aber konnte in zweifacher Hinsicht dem Fremden als Kaste erscheinen, insofern es sich wirklich in allen Stiftungskulten von dem Vater auf den Sohn vererbte, und insofern die höchsten Stellen womöglich die königliche Familie selbst besetzt hielt. Nichtsdestoweniger war es doch keine eigentliche geschlossene Kaste, weil es ja keinem, der sonst frei über sich verfügte, verwehrt war, sein

[1]) Siehe oben S. 36, 181 f.

Fortkommen durch gewerbsmäßige Kultleistungen für andere zu suchen, und niemand verwehrt werden konnte, wen immer zu seinem eigenen Kultanwalt einzusetzen. Aber jedermann wird wieder bei solcher Wahl demjenigen den Vorzug gegeben haben, dessen Kenntniß der liturgischen Bräuche und des Kalenderwesens eine Bürgschaft für die Zuverlässigkeit seines Dienstes bot. Solche Kenntniß erwarb man aber nur in der Lehre der schon bestehenden Priesterschaft; darum würde man diese richtiger eine „Zunft“ im mittelalterlichen Sinne als eine „Kaste“ nennen.

Von einem Hervorgehen des Königs aus der Priesterkaste weiß der spätere Strabo nichts mehr; gab es doch auch seit Alexander dem Großen kein nationales Königthum mehr in Aegypten. Aber er weiß noch, daß die ägyptischen Priester die „Gesellschafter“ ihrer Könige gewesen waren, und daß,[1]) wie selbst bei den Hellenen „Wahrsager und Opferschauer zu Königen ernannt worden wären“, auch die „Priester der Aegypter“ bei den „Vorfahren Herrschaft und Ehren erlangt“ hätten.

Ueber die Art, wie im Einzelnen Kulte und Priesterschaften gestiftet wurden, besitzen wir genug verläßliche Nachrichten und sogar sehr ausführliche Urkunden. So hat Brugsch[2]) eine solche, die sich an einer Stele zu Abydos befand, übersetzt. Danach errichtete einem verstorbenen Nemrod dessen Vater zunächst ein „Bild“, d. h. ganz unzweifelhaft eine Statue. Diese wurde im „Allerheiligsten“ des Grabtempels aufgestellt und an ihr „gemäß der Satzung über die Salbung die Weihe vollzogen“, d. h. das Bild wurde dem Geiste des Verstorbenen in der Weise übergeben, daß es sein Sitz werden sollte: diese Einleitung des Geistes in das Bild vermittelte die Salbung. Vor dem Bilde wurde ein Opfertisch — „Altar“ hat einen Doppelsinn — gestellt, um die Opfer aufzulegen, und „der Weihrauch brannte im Raume der Verehrung drei Tage lang“. Nun wurde in Gestalt einer schriftlichen Urkunde einer Tempelordnung nach Art „der Bestimmungen der Götterfeste“ eine Gedenktafel aufgestellt, welche die Anordnungen des Stifters in allen Einzelnheiten enthielt und dem dienstthuenden Priester so gewissermaßen als ein Terminkalender seiner Pflichten dienen konnte.

---

[1]) Casaub. p. 23. [2]) a. a. O. 651—655.

Mit welch großen Zahlen ein solcher Stiftskalender ausgefüllt sein konnte, das zeigt uns die Anordnung, welche Thutmes III. nur für eine einzige Kultstätte (in Nubien) erließ. Sie bestimmte[1]) jährlich am „Feste des Beginnens der ersten Jahreszeit" 15 Scheffel Durra (Negerkorn) für seinen (irdischen) Vater Totun und 645 Scheffel und 20 Metzen Durra für seinen (göttlichen) Vater Chnum, zum Feste der zweiten Jahreszeit 50 Scheffel dem Totun, 425 Scheffel 20 Metzen dem Chnum, einen Stier am Neujahrstage für Totun und einen Stier am Unterwerfungstage; in der dritten Jahreszeit 50 Scheffel dem Totun, 204 Scheffel 15 Metzen dem Chnum, dazu acht Bekleidungsstücke aus Byssusstoff. Am Feste des Monates Pachons bestimmte er einen Stier für Chnum, 26 Scheffel Durra für eine ungenannte Königin, ebensoviel für eine Königin Mersecher und 134 Scheffel 10 Metzen für den längst verstorbenen König Usurtesen III. — Im eroberten Lande ließ sich eine solche Stiftung einfach als Tribut auf die Unterworfenen legen; der Tisch eines Mannes, der von den Abfällen eines solchen Kultes lebte, kann nicht karg gedeckt gewesen sein. In anderen Fällen mußte natürlich der Stiftungsfond in anderer Weise sichergestellt werden.

Die Verantwortlichkeit für die Ausführung solcher Bestimmungen fällt auf den hierfür mit allem Nöthigen ausgestatteten Priester, beziehungsweise auf die ganze Familie eines solchen. So sagt ein Beamter Chnumhotep in seiner eigenen Grabschrift zu Beni-Hassan von sich: „Ich umgab den Namen meines Vaters mit Glanz und erbaute seinem Ka Wohnungen. Ich ließ herbeiziehen mein Bild zur heiligen Wohnung und spendete ihnen ihre Opfer an reinen Gaben, und setzte ein den dienenden Priester und that ihm wohl durch Geschenk an Feld und an Bauern. Ich setzte für alle Feste der Unterwelt Gaben ein, für das Fest des neuen Jahres, das Fest des Anfangs des Jahres, des großen und kleinen Jahres, für das große Freudenfest, das Fest der großen und kleinen Hitze, das der fünf Schalttage am Ende des Jahres, das Fest von Schetat und das des Sandes, für die zwölf monatlichen und zwölf halbmonatlichen Feste" (Vollmond und Neumond) „und alle Feste der Ebene und des Berges. (?) Sollte es vorkommen, daß je der Priester oder irgend Jemand unterließe,

[1]) Ebend. 154 f.

dies zu befolgen, so möge er aufhören zu sein und möge sein Sohn nicht auf seinem Stuhle sitzen."

Ramessu II. rühmt in der Inschrift zu Abydos, was er für den Kult seines Vaters Seti I. gethan: „Ich setze eigene Einkünfte für dich und deine tägliche Verehrung ein, um dir zu gewähren, was dir gebührt. Ich stelle Priester des Weihwassergefäßes für dich an, die mit allem versehen sind, was sie gebrauchen, um das Wasser auf den Boden zu sprengen ..... Ich weihte dir die Südländer zum Dienste deines Tempels und die Nordländer, die dir ihre Gaben vor dein schönes Antlitz bringen. Deine Dienstleute allzumal schaarte ich zusammen und überwies sie dem Priester deines Tempels. Ich weihte dir Schiffe mit ihrer Fracht auf der großen See .... Ich setzte dir fest die Mengen der Felder. Groß ist ihre Zahl gemäß ihrer Schätzung nach Aruren. Ich versah sie mit Feldmessern und Ackersleuten, um Getreide zu liefern für deine Einkünfte. Ich weihte dir Barken sammt ihrer Bemannung und dem Arbeitsvolke zum Fällen des Holzes, Heerden von allerlei Vieh, Spenden an Geflügel und Fischen. Der Tempel ist versehen mit Handwerkern aus allen Zünften, männlichen und weiblichen Hörigen zur Arbeit in deinen Feldern." [1])

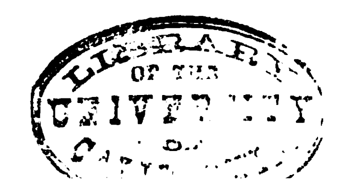
Das ist allerdings eine königliche Stiftung, aber doch nur für einen menschlichen Vater; was für Reichthümer müssen sich wohl im Laufe der Jahrtausende in den Stiftungen der oberen Götter aufgesammelt haben, wie vortheilhaft mußte es sein, im erblichen Besitze der Verwaltung solcher Pfründen zu sein! Insbesondere flossen von erobertem Gute große Mengen diesen Verwaltungen zu. Derselbe Thutmes III. schenkte dem Amon in dem gegen Kanaan zu liegenden eroberten Gebiete drei ganze Städte, Jenysus, Jamnia und Rhinokolura, mit allen ihren Einkünften. [2]) Oft fiel die ganze Kriegsbeute dem Gotte zu und gerade Seti I. hatte auch die Gefangenen in dessen Oekonomie geschickt und selbst die gefangenen Könige ihm vorgeführt. [3]) Ramessu III. verpflanzte so die Bevölkerung ganzer Städte in Tempelkolonien und legte ihnen jährliche Lieferungen an Geweben und Getreide auf.

---

[1]) Nach Uebersetzungen von Le Page Renouf a. a. O. S. 126 f.

[2]) Brugsch a. a. O. 329.

[3]) Ebd. 467, 592.



In der That haben solche Stiftungen selbst privater Natur, ebenso sehr geschützt durch die Annehmlichkeit so wohl gelohnten Dienstes wie durch die den Aegyptern eigene Pietät, oft den Schicksalen der Jahrtausende getrotzt. Wir können noch den Grabinschriften entnehmen, daß z. B. ein zur Zeit der 26. Dynastie lebender Psametik der Priester eines Stiftungskultes war, welchen mehr als 2000 Jahre früher König Chufu, der Erbauer der großen Pyramide, für sich begründet hatte. Sehr häufig versah eine und dieselbe Familie zugleich die Priesterschaft bei mehreren Gräbern, wie das oben [1]) angegebene Beispiel zeigt. Ebensolche Beweise haben wir für die Vererbung der Priesterschaften bei den öffentlichen Tempeln. Eine und dieselbe Familie hatte von der 20. bis zur 26. Dynastie, also ein halbes Jahrtausend lang das Priesterthum des thebanischen Gottes Month inne. [2]) Wie oft wechselten mittlerweile die Dynastien! Eine eigentliche Kastenschranke zwischen Priestern und Kriegern kann es nicht gegeben haben, denn gerade mit hohen Aemtern kriegerischer Art sehen wir die Priesterpfründen verbunden.

Ein Oberpriester des Osiris, durch Amenhotep II. zugleich angestellt als „Hüter des Tempels" Thutmes III., erklärt sich [3]) über diese Anstellung wie folgt. Er (Amenhotep II., der Sohn Thutmes III.) übergab mir das Bild seines Vaters, des Königs Thutmes III. . . . und seine (eigene) Bildsäule von unvergänglicher Dauer in dem Tempel des Osiris; dazu ein Tempelbesitzthum, bestehend aus Ackerland und Gartenland, jedes abgesteckt und bleibend seiner Lage nach für (den Dienst) der Bilder des Königs Amenhotep II., des Freundes des abydonisischen Osiris, des Fürsten des Westens." Es war also nicht ungewöhnlich, sich selbst bei Lebzeiten nicht nur eine Grabanlage, sondern auch ein Bild zu schaffen und dem Priester zu übergeben. Dieses Bild blieb, so lange der Mensch lebte, Stein wie jeder andere, aber nach dem Tode nahm es durch die oben erwähnte Salbung die Seele in sich auf.

Eigentlich hatte es nur der Aermere nöthig, zu seiner Seelenversorgung an die aufgespeicherten Schätze der allgemeinen, öffentlichen Kultstätten zu appelliren, insofern er selbst mit seinem Scherflein sich

1) S. 499.
2) Lieblein, Denkmäler 36.
3) Brugsch a. a. O. 382.

unter die Nutznießer derselben eingekauft hatte. An diesen Todtenkultstätten entwickelten sich die ersten Genossenschaftsinstitute der Welt. Der Antheilschein legitimirte im Jenseits, verschaffte die „Rechtfertigung" und gewährte den Mitgenuß an den gemeinsamen Kultvorräthen. Insofern der Kultgott hier der Hausherr und Verwalter dieser Schätze ist, heißt es, sich an diesen halten: auf ihn kommt Alles an. Viel selbstständiger stehen konsequent jene reichen Stifter da. Bei ihnen ist die Beziehung auf die Götter eine andere, viel äußerlichere. So fordert[1]) ein Oberpriester Hapzefe den künftigen Priester seines eigenen Grabes auf, für ihn so zu sorgen, wie er selbst bei seinen Lebzeiten gesorgt habe für die Gottheiten der Stadt Lykopolis, bestimmt aber wie gewöhnlich selbst die Art und Zahl der Opfermahle, der Festtage, an denen jene anzurichten sind, und verlangt die Erträge der Ernten — natürlich von dem Stiftungsgute.

Unter den Stiftungen, die Ramessu II. dem Amon gemacht, rühmt er nach seinem Dichter auch die vielen Kriegsgefangenen, mit denen er die Tempel angefüllt habe, und den Tribut, den ihm das ganze Land leisten müsse. In der That bestätigen genug Denkmäler,[2]) daß er insbesondere die thebanischen Tempel mit Gütern und Stiftungen reich beschenkte. — Zu seiner Zeit war der Hohepriester Bokenchons zugleich des Königs Oberbaumeister. Die siegreichen Kämpfe, welche Ramessu III. Rhampsinit im Norden und Süden führte, füllten das Schatzhaus des Amon mit unermeßlichen Schätzen. Sein berühmtes „Schatzhaus" ist eben nichts anderes als die Schatzkammer jenes Gottes.[3]) Unter den Gefangenen werden auch „Schasu" (Beduinen) von der Südgrenze von Palästina genannt; auch sie wurden als Knechte dem Kultgotte zugetheilt. Auch von Ramessu I. wird berichtet, daß er den Tempel seines göttlichen Vaters Har-chem mit Sklaven und Sklavinnen von der Siegesbeute aus Kusch (Nubien) gefüllt habe.

Auch Geschenke fremder Gesandtschaften fließen dem Gottesschatze zu. Ueber alle Zuwendungen wurden eigene „Tempelbücher" geführt und in diesen Zahl und Maß eingetragen. Man ersieht dies aus den Darstellungen solcher Vorgänge, wobei Thot, der wieder unter den Göttern die Priesterstelle vertritt, als „Tempelschreiber" fungirt. Als

---

[1]) Brugsch a. a. O. 185. [2]) Lauth a. a. O. 316.
[3]) Ebd. 362.

Necht-Sethos den angedeuteten Aufruhr im Innern gedämpft, war es nach dem Papyrus Harris sein erstes Geschäft, auch in den Tempeln die Ordnung wieder herzustellen, indem er die üblichen Opfer für die Götter aus den heiligen Einkünften gewährte (wieder anwies), wie es ihren Satzungen gemäß ist.

Aus diesen „heiligen Einkünften", die der König doch erst wieder anweisen mußte, im Zusammenhalte mit jenem Tempeltribute, dem das Land unterworfen war, ergiebt sich, daß im Grunde auch in Aegypten das produzirende Volk wenigstens für die öffentlichen Kulte arbeiten mußte. Es leistete nur nicht wie in Peru die Arbeit auf den tributfreien Ländereien des Kult- und Königslandes, sondern den entfalteteren Verkehrsformen entsprechend das Aequivalent derselben in Abgaben.

Die Oberpriester der größeren Kulte waren natürlich mit einer großen Schaar untergeordneter Priester und Diener umgeben, die sich in die einzelnen Verrichtungen nach Rang und Herkommen theilten. Daher war das Hauptpriesteramt jedes Tempels immer zugleich ein Vorsteheramt. Neben andern Spezialitäten wird auch ein priesterlicher Vorsänger erwähnt, welcher „den heiligen Spruch vom Fernhalten des Bösen vom Könige las."[1]) Oft erhalten die Priester eine Bezeichnung, welche wir in unserm Worte „Seher" zu übersetzen pflegen, nicht weil sie in die Zukunft voraussehen — so hat sich auch die Orakelvorstellung gar nicht gestaltet —, sondern weil sie in jenem öfter genannten Sinne zum Unterschiede von allen anderen Menschen „Gottesschauer" sind. Sie verkehren mit der Gottheit ganz unmittelbar, dürfen ihre innersten Gemächer betreten, ihre Schreine berühren und allein unter allen Sterblichen ihren Inhalt schauen. Wie wichtig es war, dieses Privilegium zu beanspruchen und diesen Anspruch aufrecht zu erhalten, bedarf keiner Hervorhebung. Wir sahen wiederholt, wie sie selbst den König von diesem Privilegium auszuschließen sich bemühten, und nach dem Aufsehen, das das gegentheilige Benehmen eines Königs hervorrief, nach dem Begriffe des kaum Erfüllbaren, welchen ein König mit diesem seinem Wunsche verbindet, zu schließen, muß es dem Priesterthume im Ganzen gelungen sein.

Dadurch blieben sie die nothwendigen Vermittler des Orakels, und in dieser Stellung werden sie vorzugsweise als Propheten be-

[1]) Brugsch a. a. O. 122.

zeichnet, wie einige Aegyptologen den Priesternamen fast ständig übersetzen. Gerade das Orakel knüpft auch hier immer noch das wichtige Amt des Richters an das des Priesters, und wir erkennen, daß das richterliche Orakelwerk selbst noch in der einfachsten Weise durch das vom Priester gezogene Loos vor sich geht. Nach Diodorus Siculus (I, 75) trug der Priester bei Gericht diesen als die „Wahrheit" bezeichneten, aus Edelsteinen gebildeten Loosapparat auf der Brust und wir sehen ihn auch im Todtenbuche abgebildet; da, wo nämlich Osiris speziell als Richter gekennzeichnet werden soll, trägt auch er dieses Gewandstück. Es erscheint hier wie eine viereckige, flache Tasche, die an einer um den Hals geschlungenen Schnur hängt. Zweifellos entschied über den Thatbestand ein Griff nach den in dieser Tasche befindlichen Loosen; so konnte der Apparat sehr wohl „Wahrheit" heißen. Daß die Priester, immer in soweit es sich um bedeutendere Kulte handelt, zu den „Großen" des Reiches gehören, ist natürlich. Ihnen gebührt dieser Rang vielfach gewiß durch Geburt, Stellung und geistige Ueberlegenheit zugleich. Den triumphirenden König Sethosis I. empfangen laut des Textes einer Darstellung nicht die Großen und die Priester, sondern „die Priester und die Großen, die Vorsteher des Doppellandes Aegypten." Indem der König selbst in besseren Zeiten der königlichen Macht sein Hohenpriesterthum behauptete, war es nicht nöthig, die Standarten des Heeres dem Priesterthum zu entreißen; es gab vielmehr Zeiten,[1]) in denen im Gegentheil mit der Stelle des Oberpriesters des Amon-Ra zugleich die des Oberbefehls selbst über sämmtliche Streitkräfte des Südlandes verbunden war. Diese Streitkräfte bildeten jene dokumental bezeugte „Legion des Amon", und es ist nur noch ein ganz altes Verhältniß und uralte Konsequenz, daß der Oberpriester des Gottes zugleich als der Führer seines Heeres oder umgekehrt der Führer des Heeres als der Priester des führenden Gottes erscheint. In seiner Nähe befindet sich die Standarte des Gottes. Unter einfachern Verhältnissen war eben der Priester der Standartenträger und indem das Heer dem Gotte folgt, wird der Priester thatsächlich sein Führer.

Die innigsten Beziehungen zwischen Priesterthum und Königthum ziehen sich durch die ganze ägyptische Geschichte hindurch. Bald gehen

---

[1]) Brugsch a. a. O. 666.

Könige aus Priesterkollegien hervor, bald treten deren Nachkommen in solche zurück. Daß schon die leider wenig greifbaren Andeutungen über die ältesten Dynastien eine solche Beziehung verrathen, haben wir angeführt. Indem dem Urkönige Menes eine Dynastie von Horus-priestern vorangegangen sein soll, schließt vielleicht diese ganze Erzählung nur die Erinnerung ein, daß das älteste ägyptische Königthum aus dem Priesterthum hervorgegangen sei. Aber auch die folgenden Könige dürften selbst noch Horus- oder Hormachu-Diener gewesen sein. Mit der Verlegung der Herrschaft von Anu nach Memphis trat der Kult des baukundigen und baulustigen Ptah hervor, der selbst deutlich genug in der Rolle eines Priesters sich zeigt. Kaum dürfte daher dieses Königthum ohne eine ähnliche Beziehung gewesen sein. Wo könnte sich — von väterlicher Gewalt über Clans abgesehen — auch eher die Keimzelle einer hervortretend überlegenen Macht gebildet haben, als an einer frühzeitig reich gewordenen Kultstätte? Noch in späterer Zeit thaten sich die Oberpriester des Ptah nach Brugsch' Zeugniß[1]) „im Laufe der geschichtlichen Ereignisse durch Ansehen und Einfluß gar wahrnehmbar hervor“, und gar manches Königskind finden wir mit den Insignien dieses Amtes bekleidet.

So war es des großen Ramessu II. Sohn Chamus, welcher als Oberpriester des Ptah den verfallenden Apiscult wieder herstellte. Der Verfall datirte wohl von der Verlegung des Königssitzes nach dem Süden her. Solche Priesterstellen bildeten gewiß zugleich auch den Königen sehr erwünschte Versorgungen für ihre zahlreichen Nachkommen; soll doch deren Ramessu II. allein 119 um sich gehabt haben. Man führt zur Beschönigung ägyptischer Sitte an, ein durch diese Angabe — es ist direkt von Kindern die Rede — vorausgesetzter Haremsbestand sei nur in jener Zeit in Nachahmung fremder Verhältnisse in Aegypten eingebürgert worden; — immer ist ja die jüngste Generation die schlechteste, nur die Nachbarn sind noch schlechter! Indeß scheint doch auch ein politisches Interesse einen zahlreichen Bestand der königlichen Familie gefordert zu haben.

Die „siebente Dynastie“ Manetho's, deren fünf memphitische Könige zusammen nur 70 Tage regiert haben sollen, führt Lauth, wie ich finde, keineswegs so gewaltsam auf das fünfgliedrige Priester-

---

[1]) a. a. O. 49.

kollegium des Ptah zurück, welches während des Interregnums von 70 Tagen, das eigentlich nach jeder Thronerledigung eintrat, die Regierung führte. Daß die Mumifizirungsverrichtungen gerade 70 Tage dauerten, bei Menschen sowohl wie bei heiligen Thieren, ist sowohl durch Herodot, wie durch die Denkmäler bezeugt; aber ebenso wissen wir auch, daß der neue König seine Antrittszeit immer erst von diesem Abschlusse der Exequien seines Vorgängers an zählte. Diese 70 Tage sind eben jene schon erwähnte Frist, binnen welcher der Geist noch an das Diesseits gebunden, als „lebendiger", erweckter Geist noch nicht in's Jenseits aufgenommen ist. Erst mit den letzten Funktionen des Todtenkults scheidet der Geist von den Beziehungen des Menschen; bis dahin gehört er der Erde, und in dieser Consequenz gehört ihm noch die Regierung — so zählten auch die Aegypter die Regierungstage —, während in Wirklichkeit eine Vakanz eintritt, wenn nicht der Gott selbst durch seine Priester in die Lücke springt. Das ist die bei allen Völkern, wenn auch in verschiedenem Ausmaße beachtete Zeit, dieselbe, während welcher sich jene Spuren der Unordnung wiederholen, die dem Zustande der Anarchie Ausdruck geben, wie wir sie bei Südseevölkern trafen. [1]) Es ist im Grunde dieselbe Vorstellung, nach welcher heute noch z. B. bei den Mohammedanern nach einem Todesfalle vierzig Tage lang die Vermögensangelegenheiten unangetastet und unverändert bleiben. [2]) Es ist dieselbe vom ältern Christenthume auf 40 Tage gestellte Zeit, [3]) nach welcher die Exequien für den Todten abschließend zu wiederholen sind, dieselbe Zeit, die Christus nach seinem Tode noch auf Erden blieb, ehe er „zum Himmel" fuhr.

Lauth's Hypothese hat also sicher viel für sich; sie bedarf zu ihrer Erklärung nur der Annahme, daß das, was der Vorstellung nach eigentlich bei jeder Thronerledigung eintrat, in einem einzelnen Falle als ein Spezialfaktum in die fixirte Ueberlieferung Aufnahme und dann in seiner anormalen Stellung eine leicht begreifliche Mißdeutung gefunden habe. Indem aber dann in alter Zeit wenigstens die Gewalt während des Interregnums an das Priestercollegium der regierenden Gottheit zurückgefallen wäre, läge auch darin ein nicht mißzudeutendes Zeugniß für die Beziehung des Priesterthums zum Königthume. Die Namen

---

[1]) S. oben S. 196. [2]) Lauth a. a. O. 169.

[3]) Siehe Lippert Christenthum S. 414.

der Könige dürften beziehungsvoller zu der Herkunft der Einzelnen und ihrer Häuser sein, als man bis jetzt angenommen hat; ganz bestimmt treten mit der thebanischen Herrschaft die „Amondiener“ (Amenhotep) zahlreich hervor; aber auch Könige fremder Herkunft, welche die Amonsherrschaft antreten, verrathen gewöhnlich noch jene durch ihre Namen.

Aus solchen Beziehungen konnte sich auch in Aegypten ein Verhältniß herausbilden, welches bei längerer Dauer seines Fortbestandes ganz und gar zu jenen Formen der Zweitheilung der Gewalt geführt haben würde, die wir so oft als die für die Theokratie charakteristische wiederfinden. Wir hörten von einem Könige erzählen, den „das Krokodil“ tödtete, aber auch von einem, den Amon sich berief. Er entstammte nicht dem Königshause von Theben, sondern einem Geschlechte des Horkultes, er residirte nicht in Theben, sondern fuhr nach der Belehnung mit dem Sonnenschilde „stromabwärts.“ Aber die Königswürde hatte er sich in Theben holen müssen; eine Prinzessin des früheren Hauses gab ihm Amon darein. Wir brauchen nicht zu fragen, wer in sichtbarer Person dieser Amon war. Auch hier lag sichtlich in der Zwischenzeit die Regierungsgewalt bei diesem Amon; von ihm wurde sie geholt, er berief dazu. Wenn Ptah durch sein Priestercollegium regiert, so stand ja auch Amon in solcher Zwischenzeit gar kein anderes Medium zur Verfügung.

So wohnte also damals wenigstens ein ägyptischer „Mikado“ — nur die Namen ändern sich! — zu Theben, ein „Taikun“ weiter stromabwärts; der ägyptische König ist aus der Inkarolle in die des Aztekenkönigs herabgesunken. Fortan spielt sich auf ägyptischem Boden dieser Kampf der Gewalten durch viele Jahrhunderte hindurch. Wenn man einmal aufhören wird, vorzugsweise jenes Studium zu zergliedern, welches die Menschen, wirklich oder angeblich, auf Wolken, Sonne und Morgenroth verwendet haben, wenn man mit dem Auge des Ethnologen die Denkmäler der ägyptischen Geschichte betrachten wird, dann wird sich auch diese in anderer Weise enthüllen als heute. Bis jetzt kann man nur da und dort durch eine Fuge des hohen Bretterzaunes blicken, mit dem die Wissenschaft ihre Schätze umhegt hat.

Wieder in die Inkastelle einzutreten, Mikado und Taikun in Einem zu sein, das war einfach der Zweck der wunderlich genug gedeuteten Umwälzung, die der oft genannte Achunaten nicht ganz ohne Erfolg, aber doch ohne nachhaltigen, versuchte.

Darum — so weit wir bis jetzt uns unterrichten können — darum entsetzt er den Mikado in Theben thatsächlich seiner Stellung, indem er zunächst sich nicht unter Amons Lehenshoheit beugte, sondern Hormachu, den ihm angestammten Gott, zum Reichsgotte, sich selbst zu dessen „Oberpriester" erhebt.[1]) Darum zweifellos will er zunächst dem Hormachu eine Pyramide, d. i. einen Grabtempel alter Art zu Theben bauen. Es ist für unsere Auffassung dieses „Hor im Grabe" nicht ohne Bedeutung, daß dieser uralte Gott wie unzertrennlich gedacht wird von der alten Grabform. Aber dieses Ziel erreicht Achunaten nicht; seine Ansprüche, in Theben unter der Aegide eines niederländischen Gottes seine Herrschaft aufzurichten, vermag er im Kampfe mit dem Amonspriesterthum nicht durchzusetzen; Näheres wissen wir nicht. Wir sehen ihn stromabwärts, wohl der Heimath seines Hauses zu sich wenden. Hier an unbebauter Stelle gründete er eine neue glänzende Residenz und einen neuen Reichstempel, einen neuen Reichskult. Aber er lehnt ihn nicht mehr an Hormachu; vielleicht ist die Herrschaft schon allzu unzertrennlich im Volksglauben mit dem Sonnenkulte verwachsen. Aber auch Amon-Ra weiht er ihn nicht, sondern nur der Sonne allein, Aten, der Sonnenscheibe, die ja der Sitz aller herrschenden Geister ist; das soll nun der wahre, einzige Reichsgott sein, wie er in Wahrheit alle herrschenden Geister einschließt. Hier setzt er sich nun selbst einen Reichspriester ein in der Person „des obersten Schauers der Sonnenscheibe in dem Sonnentempel der Stadt Achunaten." Neben diesem Gotte hat für ihn kein Zweiter als Herrscher Raum; darum zerstört Achunaten — ein Zeichen der Erbitterung des Kampfes — so weit sein Arm reicht, die Namen und Namensringe Amons, ja er vernichtet dessen Andenken in seinem eigenen Namen; nicht mehr Amenophis (IV.) will er fortan heißen, sondern der „Geist in der Sonne"; nach dieser Gottbezeichnung, die allerdings den älteren Grundbegriff festhält, aber das lokal Thebanische vernichtet, nennt er, wie auch an alten Kultstätten üblich, auch seine neue Stadt. „Du Aten, du lebendiger Gott! kein anderer ist außer Dir!" — ist eine Stelle aus einem uns erhaltenen Gebete der Königin. — Warum dieser unternehmende Mann nach der Meinung der Aegyptologen so gut

---

[1]) Brugsch a. a. O. 419 ff.

wie verrückt, — „ein Schwärmer" mindestens, — nach Lauth sogar der Manneskraft beraubt sein muß, ist schwer verständlich.

Nun hört der erbitterte Kampf lange nicht auf; seine schwächeren Nachfolger erliegen, und Ramessu I., der Begründer der 19. Dynastie, macht seinen Frieden mit den gewaltigen Herren im Amonstempel zu Theben. Auch er gilt als ein Emporkömmling nicht aus thebanischem Adelsgeschlechte, aber gekrönt und eingeführt, und wohl auch berufen vom Gotte Amon-ra. In ihm stellt sich der Gott ein neues Gefäß auf; seine vielversprechende feierliche Krönung stellt den Skulpturenschmuck eines thebanischen Tempels dar — die vorangehende Dynastie wird mit Stillschweigen zugedeckt.

Es ist nicht ganz unmöglich, daß gerade in jenem Kampfe das amonfeindliche fetische Element der Bevölkerung wieder auflebte und einen Antheil zu Gunsten der Richtung Achunatens nahm, den ihm die Priester, so bald sie nur wieder an's Ruder kamen, wohl gedachten. Die Erinnerung zu pflegen, ist ja Priesters Amt. Gerade mit der 19. Dynastie beginnen auffallend genug die Spuren des Wüthens gegen die fetischen Götter und Kulte - ist da nicht Priesterrache dabei, Kult gegen Kult? Hängen vielleicht die inneren Unruhen, von welchen der Papyrus Harris spricht, mit einem erneuten Wiederaufstande der getretenen Set-Elemente zusammen?

Doch wie so oft droht bald wieder vom Retter Gefahr, den Mikado-Hof erfüllte die rettende Dynastie mit Furcht und Beklemmung. Zwar zeigte sich dieselbe in den Formen den Ansprüchen des Priesterthums sehr ergeben und dankbar, sie vernichtete die Feinde; aber der Siegesglanz eines Sethosis I. und Ramessu II. verdunkelte so sehr den Amonspriester, daß diese Könige neben ihm erscheinen mußten, wie vor der letzten Umgestaltung in Japan die Taikune neben dem ohnmächtigen aber viel heiligeren Mikado.

Die beiden letzten Könige vor der „Anarchie" lösen sich wieder deutlich von den vorangegangenen Amonsgünstlingen ab. Siphtah (Si-Ptah, Sohn Ptahs) war so wenig ein Amonssohn wie, trotz des Namens, Amenmesu, welcher als ein Priester des thebanischen Chonsu auf den Thron gelangte. Dann wäre jene „Anarchie" und syrische Fremdherrschaft gefolgt, von der erst wieder die 20. Dynastie, die des Recht-Sethos und der Ramesse oder Rampsinite, das Land befreite. Ramses III. nennt sich schon ausdrücklich wieder einen Sohn Amons. Wie er dessen

Schätze mehrte, sagten wir schon, desgleichen wie sehr er seine Krönung zu Theben betonte. Die ganze Dynastie dankt ihr Aufkommen der Macht und Gunst der Amonspriesterschaft, und diese tritt mit ihrem Anspruche auf Oberherrschaft so unzweideutig hervor, daß Brugsch [1]) sich zu den Worten genöthigt sieht: „Der Forscher kann sich der auffallenden Thatsache nicht entziehen, daß von Ramses III. an die „heiligen Väter", welche die höchste Würde eines Oberpriesters in der Tempelstadt des Amon bekleideten, immer mehr in den Vordergrund der Geschichte treten. Der Einfluß derselben auf die Könige gewinnt nun von Stufe zu Stufe zunehmendes Uebergewicht." . . Sie sind es jetzt, welche Bauwerke unternehmen, und der König dankt ihnen, und was damit zusammenhängt und höchst wesentlich ist: der Oberpriester verwaltet jetzt selbst ohne jede Einschränkung durch den König das gesammte Stiftungseinkommen. Die Amonspriester sind nun wieder, was sie vor Achunaten gewesen, sie sind selbst der Sache nach die Herren von Aegypten, und vielleicht haben sie die Erfahrungen zu einem anderen Versuche geführt; sie versuchen es und setzen sich mit der einundzwanzigsten Dynastie selbst auf den Thron.

Diese „priesterliche" Dynastie ist ausgesprochener Weise die der „ersten Propheten Amons." [2]) Der erste derselben, Hirhor, führt den Amtstitel „der König von Ober- und Unterägypten, der Oberpriester des Amon, Sohn des Amon."

Der Umschwung war gewiß nicht ohne Gewaltsamkeit vor sich gegangen. Wir wissen aus Inschriften, daß die neue Dynastie eine große Menge Anhänger der Vorigen in eine Oase verbannt hatte — natürlich hatte das Amon selbst gethan — wir sehen, daß sie nicht ohne Zusammenhang mit all dem im Nordosten einen Krieg gegen die Assyrer führen und — wohl um deswillen — ihren Sitz von Theben in die Nähe des Kriegsschauplatzes, nach Tanis in Unterägypten verlegen mußte. Da ein Ramesses Schwiegersohn des assyrischen Großkönigs war, [3]) so ist der Zusammenhang nahe genug gelegt. Es wäre aber andererseits auch fast zu wundern, wenn nicht wieder neue Parteien ägyptischer Ghibellinen mit dem Setosnamen wären gebrandmarkt

---

[1]) a. a. O. 631. ff. [2]) Siehe Lauth a. a. O. 16, 170, 283.
[3]) Brugsch a. a. O. 643.

worden. Konnte man die assyrische Hilfe doch wieder als die des verwandten Sutech betrachten.

Es ist unbestimmt, ob etwa die Assyrer im Norden, oder ein Aufstand der Ramessiden in der Thebais, dem zweiten Könige dieser Dynastie, Phinetem I., den Zwang auferlegten, die Verbannten in die Heimath zurückzurufen. Uns interessirt nur, wie das, was zweifellos ein solcher Zwang, etwa die Bedingung eines Vertrages war, nun dennoch wieder als ein Auftrag des Amon hingestellt werden mußte und wurde. Amon hatte ja die frühere Dynastie verworfen, die neue berufen, das Verbannungsurtheil ausgesprochen.

„Erster Prophet Amons" und zugleich Oberfeldherr war damals des Königs Sohn Mencheperra. Dieser war aus dem bedrohten Norden nach dem aufständischen Süden geschickt worden, um jene Aufgabe, die nach beiden Richtungen hin seines Amtes war, zu lösen, und das Land zu beschwichtigen. Wesentlich war die Zurückberufung der Verbannten, aber doch eben so wichtig war es, die Autorität Amons zu wahren. Es mußte als sehr schwierig dargestellt werden, fast als hoffnungslos, eine entsprechende Antwort zu erhalten — und fast wider Erwarten doch gelingen. Der Priesterprinz trifft außerordentlich umständliche Vorkehrungen. Da aber außer dem „Gottesschauer" bei der Befragung niemand den Vorgang sehen konnte, so hat natürlich das Alles, was sich auf diese Orakelertheilung bezieht, historisch kaum einen anderen Werth, als daß es den Bericht des Priesterprinzen von dem Orakelvorgange darstellt. Dieser ist nun im Wesentlichen folgender:

Es sprach Mencheperra zu Amon: „Mein gütiger Herr! Es besteht ein Gerede, es wird wiederholt —." Sofort bestätigte der große Gott dies durchaus. Hierauf nahte er sich wiederum dem großen Gotte, indem er sprach: „Mein gütiger Herr! Dies ist ein Gerede der Leute, welche klagen, daß du zürnest den in der Oase Befindlichen, die du bestimmt hast für sie." Sofort bestätigte der große Gott dies durchaus. — Nun häufen sich die Lobpreisungen Amons, und es folgt die Bitte: „(den Verbannungsbeschluß) mache du ihn rückgängig, um gut zu machen das Uebel; denn beachte: die Leute, so nicht bestanden vor dir, es sehnen sich Millionen Personen nach ihnen. Wer wäre im Stande, dich zu besänftigen, wenn du verabscheust? — Höre auf meine Stimme an diesem Tage! — widerrufe den Ausspruch deines Ver-

bannens in die Oase, auf daß sie zurückgeführt werden nach Aegypten!" Sofort stimmte der große Gott willig bei. — Nun folgen neue Bitten; es möge die Zurückberufung der Verbannten öffentlich ausgesprochen, ja sogar befohlen werden, daß von nun an Niemand den Weg der Oase beschreiten und Keiner anderswohin verbannt, und daß das betreffende Dekret, auf eine Stele geschrieben, aufgestellt werde, auf daß es dauere und bleibe in Ewigkeit. Der große Gott stimmte Allem bereitwillig bei. [1])

Die ganze Art dieser Publikation läßt deutlich erkennen, welcher Werth auf dieselbe gelegt wurde, und dafür ist der Grund wohl der, daß die Maßregel unbedingt nothwendig war und der Würde des gewissermaßen besiegten Gottes doch nichts vergeben werden durfte. Doch auch in den Orakelvorgang selbst läßt uns das Beispiel einen Blick thun. Zweifellos sicher stellt sich heraus, daß das Orakeln ausschließlich und einseitig auf Fragestellungen beruht, auf welche eine immer nur als ja oder nein denkbare Antwort folgt. Woraus diese entnommen wurde, darüber schweigen die Texte. Wenn auch in den Uebersetzungen von einem „Zunicken" die Rede ist, so kann es eben doch nur ein Synonym für „bejahen" sein, und die Frage bleibt wieder offen. Das Wahrscheinlichste bleibt, daß nur das Nein aus einem irgendwie deutbaren Ereignisse hätte herausgelesen werden können. Unterbrach nichts die Stille des Ortes — kein Ton, kein Geräusch, kein sichtbares Zeichen — dann mußte wohl Schweigen als Bejahung, als Zunicken, Zuwinken gelten. So spricht ja der Priester auch nur behauptungsweise, ohne zu fragen, und konstatirt sofort auf seine Rede die Zustimmung Gottes. Es ist klar, daß hiebei, seltene Zufälligkeiten ausgenommen, die Fragestellung das Maßgebende war. Darum war es — von jeder absichtlichen Täuschung abgesehen — sehr wesentlich, wer die Frage vor die Gottheit tragen durfte; schon nach der Stellung war die größere Wahrscheinlichkeit der Beantwortung entschieden.

Einen besonderen Glanz hat die Dynastie der Amonspriester dem Lande nicht zu verleihen vermocht. Mit einem der Könige derselben war Salomo verschwägert; sein Name muß nicht berühmt genug gewesen sein, daß er sich den Autoren der Bibel geläufig erhalten hätte. — Noch ist die wahrscheinlich asiatische Abstammung der folgenden

[1]) Lauth a. a. O. 394.

21. Dynastie streitig; aber wir wissen, daß auch ihre Könige an dem Titel „erster Prophet des Amon“ festhielten, wie denn auch fünf Ahnen des Dynastiehauptes Scheschonk I. auf einer Apisstele als Priester angeführt werden. Es kommt aber auch vor, daß ein Prinz das Amt des „ersten Propheten des Amon“ führt und dann als priesterlicher Statthalter in Theben seinen Sitz nimmt, während der König in Bubast, in der Nähe der bedrohten Nordgrenze, residirt.

Das Heilverfahren der ägyptischen Priester haben wir schon an einem Falle kennen gelernt. Daß es trotz der erweiterten Kenntnisse der Aegypter doch noch dem Wesen nach mit dem rohesten Zauberverfahren zusammenfällt, erklärt sich aus der gleichartigen Auffassung der Krankheit als Besessenheit und der ebenfalls auf der gleichen Vorstellung beruhenden Anwendung der Fetische. Die oben [1]) mitgetheilte Heilung der syrischen Prinzessin legt die Grundvorstellung nach beiden Richtungen hin ganz klar. Die Handlungsweise ist nur die reine Consequenz.

Jede Heilung beruht im Grunde auf der Vertreibung eines Geistes durch einen anderen mächtigeren. Die Arzneien sind gleich den Milongos oft genug ein Zwitterding von Heilkraut und Fetisch, nie aber ohne die Weihe eines solchen. Daß bei solcher Grundvorstellung nur der Priester der berufene Arzt sein konnte, ist ganz selbstredend, und die nicht durch Stiftungen erhaltenen Priester mögen insbesondere als Aerzte ihren Unterhalt gefunden haben. Darum aber verschmähte selbst die vornehmste Stiftspriesterschaft nicht die Beschäftigung mit der Heilkunde, die ja auch immerhin nach der einen Seite der Milongo hin wenigstens zu einer Empirie führen konnte, die sich einigermaßen wissenschaftlich ordnen ließ.

Die Umstände, welche gerade einzelne Priesterkollegien wieder insbesondere zu berühmten Arztschulen machten, konnten sehr verschieden sein. Natürlich fiel dann der Ruhm immer wieder auf das Kultobjekt selbst zurück, und wie Ptah insbesondere ein großer Baumeister wurde, so galt Chonsu in Theben als ein vorzüglicher Heilgott. Daß er aber diesen Ruhm nicht etwa einem besonders tiefen Einblicke seiner Priester in die Natur verdankte, beweist obige Erzählung auf

---

[1]) S. 454 ff.

das unzweideutigste. In Memphis stand der später Imhotep genannte Nofer-atum als ein Sohn des Ptah in demselben Ruhme. Ich glaube, daß er ursprünglich nur ein anderer Fetisch des Ptah war, wie ja auch Chonsu deren zwei hatte. Derjenige nun, welcher zu Heilungen gebraucht wurde, trennte seine Existenz als besonderer Heilgott von der des „Vaters".

Unter den Königen nennt Manetho Tosorthos (3. Dynastie) als einen in der Heilkunde besonders bewanderten, was wiederum auf sein Priesterthum zurückdeutet. Er wurde ebenfalls als „Heilgott" titulirt. Aber auch schon des alten Menes Sohn Athothis war nach derselben Quelle ein Arzt, d. h. ein renommirter Heilpriester, dem ein Werk über Anatomie zugeschrieben wird. Ueberhaupt treten Könige auf diesem Gebiete mehrfach als Schriftsteller auf, da ihnen natürlich eine anders geartete Beschäftigung mit dem Gegenstande früherer Studien nicht mehr angemessen sein konnte. Der berliner medizinische Papyrus schreibt seine Urschrift gar dem fünften Könige der ersten Dynastie zu; daß er zugleich auch einen Tempelschreiber als Arzt nennt, ist eben durch die priesterliche Würde jenes vermittelt.

Unter den Königen der 19. Dynastie sind Siptah und Amenmeses ziemlich erkennbar als Aerzte gekennzeichnet, was aber wieder nur ihre priesterliche Herkunft verräth. Diese Verbindung erhält sich bis in die jüngste Zeit. Als Kambyses Herr von Aegypten wurde, war es der Sohn des Oberpriesters der Neit, natürlich eben auch ein Priester, den der Perser zu seinem „Obersten der Aerzte" ernannte. Diese Beispiele mögen genügen.

Ebenso wollen wir auch nur mit einigen Stichworten ein paar Anklänge an bekannte Züge hervorlocken, nur um auch nach dieser Richtung hin den genetischen Zusammenhang mit den Formen niederer Kultur zu erweisen.

Daß die Priester auch hier ihre Wohnungen bei den Tempeln haben, diese einen nicht unwesentlichen Theil der Tempelgebäude ausmachten, ist ganz selbstverständlich. Texte erwähnen oft diese Tempelanhängsel. Daß sich die sonst in Linnen gekleideten Priester — zu gewissen Zeiten wenigstens — in die Häute derjenigen Thiere vermummten, welche den Fetisch ihrer Gottheit bedeckten, und daß sie somit auch nach dieser Richtung hin gleich den Schamanen und Indianern selbst als

die Gottheit auftraten, bezeugen wenigstens zwei jüngere Gewährsmänner. [1])

Als eines besonderen Tempelgeräthes ist außer Opferschüsseln, Räucherpfannen u. ähnl. auch der „Klapperbleche“ Erwähnung gethan, die vielleicht in die, beim Isiskulte üblichen „Sistren“ übergehen, die nachmals gleich Kastagnetten beim Tanze gebraucht wurden. Wir werden wohl aber kaum fehl gehen, wenn wir die älteren Formen dieses Kultgeräthes zusammenstellen mit jenen Klappern und Rasseln, die heute noch in Westafrika angewendet werden, um dem Geiste, dem sich der Priester zu Orakelzwecken naht, ein hörbares Zeichen zu geben.

Auch an weiblichen Priesterschaften fehlte es in Aegypten nicht, obwohl wir nicht allzuviel darüber erfahren haben. So viel ist durch Monumentalurkunden sichergestellt, [2]) daß es eine Oberpriesterin des Amon von Theben gab und daß diese zugleich die Königin selbst war und den Titel „Gemahlin des Gottes Amon“ führte. Herodot (I. 182) verallgemeinert eine solche Angabe dahin, daß Amon in seinem thebanischen Tempel seine lebende Gemahlin habe, die kein anderer Mann berühren dürfe. Uebereinstimmend ist in dieser Angabe der Begriff der Gemahlin. Die Angabe ist zweifellos wörtlich zu nehmen; dazu führen die Analogien von Westafrika und Peru. Auch des Gottes Frau zu sein, ist eine That der Pflege im Priesterdienst. Darin aber scheinen sich die Angaben zu widersprechen, daß Herodot die Jungfräulichkeit dieser Gottesgemahlinnen hervorhebt, während die Urkunden dieselben zugleich Gemahlinnen des Königs sein lassen. Indeß sahen wir schon in Peru, wie sich dieser Widerspruch löst. Eine Jungfrau, die dem Gotte geschenkt oder „angetraut“ wird, kann natürlich nur diesem allein gehören, darf von einem Menschen nicht berührt werden; aber auch die Inkas besuchten den Harem ihres Gottes und nahmen ihre eigenen Gemahlinnen aus den „Sonnenbräuten“ — weil in ihnen selbst der Gott ist. Wir hörten ja auch schon von dem ägyptischen Gotte, wie er selbst seinen Sohn gezeugt. Auch hier war der König nur das Werkzeug des Gottes; so weit ging die Consequenz. Ob nun jene Amonspriesterinnen dem Gotte und dem Könige gleichzeitig angetraut wurden, wie die westafrikanischen Gangas ihre Ge-

[1]) Diodor. Sic. I. 83. Porphyrus de abstinentia IV. 6.
[2]) Brugsch a. a. O. 259.

mahlinnen zugleich dem Gotte anzutrauen pflegten, oder ob auch in Theben ein Institut von „Sonnenbräuten“ oder „Amonsbräuten“ bestand, aus denen dann der König seine Gemahlin wählte, doch so, daß sie den Titel einer Oberpriesterin und Gemahlin Amons fortführte, das können wir nicht entscheiden; beides ist der Vorstellung nach zuläßig.

Das Erstere wäre anzunehmen, wenn sich die Mittheilung Strabo's (Casaub. 816) genauer erwiese, als sie ist. Er berichtet, man habe dem Amon (Zeus) die schönste Jungfrau, welche zugleich dem edelsten Geschlechte angehörte, „zur Priesterin geweiht“ in der Weise, wie die hellenischen Pallades. Das dürfte in der That ganz richtig sein. Was er aber hinzufügt, daß nämlich diese Priesterin zugleich Buhlschaft triebe und eine zeitlang sich Jedermann hingebe, bis sie dann einem einzelnen Manne zur Ehe gegeben würde, das ist zweifellos eine Vermischung mit einer ganz verschiedenen, wenn auch äußerlich ähnlich scheinenden Institution. Nur daß jene „Priesterin“, sei es aus dem Harem Amons oder dem des Königs, in den sie inzwischen übergegangen, noch irgend einem der Großen des Reiches als Auszeichnung zur Frau geschenkt wurde, das stimmt wieder mit der Inkasitte zusammen.

Tempelbuhlschaft aber, wenn wir die Sache so nennen können, ist gänzlich anderer Herkunft. Da dieselbe anderwärts sehr gut bezeugt ist, so dürfte Strabo kaum ganz im Unrechte sein, daß er dieselbe überhaupt bei Aegypten erwähnt, denn insbesondere Oberägypten liegt doch immer noch an der Grenze der Unkultur; aber er vermischte sie unrechter Weise mit der ehrbaren Amonsehe. Buhlschaft vor der Hochzeit zu treiben, muß einmal in ganz Afrika dem Weibe von der Sitte gestattet gewesen sein, wie man aus Berichten Nachtigals, Bastians u. A. schließen muß. Erst nach abgeschlossener Ehe gehört das Weib einem Manne allein. Reste jener Sitte sind noch vielfach erhalten und stellen sich mit dem Bewußtsein der Unschuld dem überraschten Fremden zur Schau. Auch einen angebahnten Uebergang zeigt die Sitte. In Kuka wichen auch die königlichen Prinzessinnen nicht völlig von der Landessitte ab; aber sie trugen die natürlichen Folgen. Die früh Verblühte muß zufrieden sein, wenn sie nachmals einem Handwerker und geringen Manne überlassen wird; für die Wohlerhaltene gewinnt der König den schönsten Prinzen und

ein reiches Kaufgeschenk; er sieht daher sehr darauf, seine Töchter an den besseren Mann zu bringen. Unter andern Verhältnissen aber entschädigt solche Aussicht nicht für den Entgang des Erwerbes vor der Ehe. In Loango wird die heirathsfähig gewordene Tochter nicht bloß eines ehelichen Engagements wegen in der „Casa das tintas“ förmlich ausgeboten, und auch anderwärts gilt es geradezu als ehrenvoll, wenn das Mädchen auf solche Weise vor ihrer Verheirathung einen möglichst großen Schatz erwirbt und aufspart. Gilt nun einmal so die Jugendblüthe als die Quelle eines Erwerbes, dem keine Spur von Schande anhängt, ein so erworbener Schatz sogar noch in späten Tagen als eine ehrenvolle Trophäe, so ist nicht einzusehen, warum nicht durch ihn und in ihm gewissermaßen die weibliche Jugendblüthe selbst in besonders verdienstlicher Weise der Gottheit geweiht werden dürfte. Da wir denn wirklich noch an anderen Stellen die Thatsache bezeugt sehen werden, daß ein so erworbener Schatz anstandslos, ja der Sitte gemäß, im Tempelschatze Aufnahme findet, und gerade diese Kultgabe zum Zwecke der Preisgebung wird, so scheint es uns angezeigter, Strabo nicht sowohl der Verwechslung, als vielmehr der Vermischung zweier neben einander bestehenden, ganz verschiedenartigen Kultbräuche zu zeihen. Wir stehen somit wieder nur vor einer oft wiederkehrenden Erscheinung: das Leben schreitet zu verfeinerten Formen fort, aber der Kult conservirt auch die überlebte und selbst die verdammte Sitte; die Sünde selbst wird entsündigt durch die Kultberührung.

Das Eheverhältniß der Priesterin zum Gotte dürfte kaum eine Spezialität von Theben gewesen sein, da es ja bis heute noch in verschiedenen Gegenden Afrikas gemein ist. Wahrscheinlich besaß auch Ptah zu Memphis Priesterinnen von dieser Kategorie; warum würde man sonst soviel Werth darauf legen, seine Priesterinnen gerade die „Schöngestalteten“ zu nennen?

Daß das Verhältniß einer solchen Gottgemahlin zum Gotte als Priesterthum, weil einen Akt der Kultpflege umfassend, aufgefaßt wurde, zeigen die entsprechenden Bezeichnungen der Amonsgemahlinnen. Dagegen hat jene Buhlschaft mit dem Priesterthume gar nichts zu schaffen; sie hat nur ein Absehen auf die Darbringung von Opfergaben und Kultgeschenken, ist aber selbst kein Akt der Kultpflege; die Gottheit hat nur zu dem Ertrage eine Beziehung, nicht zur Handlung. In ähnlicher Weise muß auch zwischen dem Heere der Tempeldiene-

rinnen und den Priesterinnen eine Grenzlinie gezogen werden, doch ist dieselbe schwieriger zu placiren. Die Lage dieser Linie muß aber natürlich schwankend bleiben: bei kleineren Kulten ist sie überhaupt kaum vorhanden. Die Schaaren von Arbeiterinnen auf den Ländereien der Tempelgüter sind in gewissem Sinne auch Hierodulinnen, Dienerinnen des Heiligthums, aber mit dem Priesterthume haben sie nichts zu schaffen. Ebenso besaßen die Tempel zu ihrer eigenen Wartung und Reinigung ein weibliches Personal, das man noch nicht zur Priesterschaft zählen kann; von da an aber wird nach oben hin die Grenze immer schwankender.

13. Die Phasen der heiligen Kunst in Aegypten.

Sei das Vorangehende noch so lückenhaft, über die hohe Bedeutung des Priesterthums im ältesten Kulturstaate der Welt dürfte es keinen Zweifel gelassen haben. So wollen wir denn auch noch einen Blick auf die räumlichen Umgebungen dieser bedeutungsvollen Erscheinung werfen, auf die Tempel. Indem wir in Aegypten eine Geschichtsentwicklung vor uns haben, wie sie in so ununterbrochener, fast unabsehbarer Dauer kein zweites Volk der Erde mehr aufweist, so müssen wir hier auch, wenn anders unsere Anschauung von der Entwicklung richtig ist, wie die Sedimente im Deltalande alle jene Entwicklungsprodukte über einander gelagert finden, die sonst nur vereinzelt als die Repräsentanten je einer Kultschicht angetroffen werden.

Erinnern wir uns nun dessen, was wir bei den Kulturvölkern Amerikas als „Tempel" bezeichnen konnten. Es waren zweierlei, dem Aeußeren nach recht verschiedene Baulichkeiten; aber die eine derselben war kaum im Entstehen begriffen, als die Kulturentwicklung jener Staaten überhaupt abbrach; — in Aegypten werden wir also, falls unsere Voraussetzungen der Thatsächlichkeit Stand halten, von vornherein beide Formen erwarten und suchen müssen. Es sei uns gestattet, kurz zu wiederholen, um den Leser nicht auf zerstreute Stellen zurückweisen zu müssen.

Die einfachsten und ursprünglichsten Tempelbauten schließen sich nur wenig an die menschliche Wohnung an, die Wohnung war für den Augenblick, der Tempel für lange Dauer. Hierin lagen mehr Gegensätze als Vereinigungspunkte. Nur den geschützten, gedeckten

Raum hatten beide gemein. Auch das älteste Haus ist nur die gedeckte Schlafstätte auf der Erde. In Folge jenes Gegensatzes entwickelte sich beides zuerst mit einer gewissen Selbstständigkeit; er schuf, wenn man so sagen will, schon in den Urzeiten eine heilige Baukunst, da von einer profanen noch kaum die Rede sein konnte; Windschirme aus Zweigen kann man kaum Bauten nennen. So entstehen auf jenem Gebiete Formen, welche im Profanbau der Zeit kein völlig zutreffendes Gegenstück erkennen lassen.

Aus demselben Grunde, warum in aller Welt der Stab als der verlängerte Arm, oder der Stein als die verstärkte Faust, oder endlich beides zusammen das erste Werkzeug und die erste Waffe bildeten, aus eben demselben Grunde ist in aller Welt der Erdhügel mit dem Böschungswinkel des natürlichen Falles das erste Monument der Baukunst, der Stab oder Stein das erste der Bildnerei. Aber Beiderlei dient zunächst nicht dem Profanleben, sondern dem Heiligen; dessen Attribut ist die Dauer. So finden wir denn auch in aller Welt den Erdhügel als den Kern der heiligen Stätten, bei noch fast wilden, wie bei den zur Kultur fortgeschrittenen Völkern.

Die Entwicklung zur Steinstufenpyramide sahen wir auf den Südseeinseln förmlich vor unseren Augen vor sich gehen; dieser Fortschritt berührt den Kern der Sache gar nicht. Er ist lediglich architektonischer Art, drückt den Wunsch der Dauerhaftigkeit in entsprechenderer Weise, in der Wahl besserer Mittel aus. Aber auch ganz auf demselben Wege liegt der Fortschritt dieses neuen, noch regellosen Baues zur geometrisch regelrechten Pyramidenform. Pyramide und Kegel sind eben nur die architektonischen Stilisirungen desselben Motivs.

Doch können sich auch auf diesem selben Wege auf den einzelnen Entwicklungsstufen Formen von einer gewissen Mannigfaltigkeit abzweigen und selbst wieder zur Grundlage weiterer Ausbildung werden. Von Haus aus ist überhaupt weder die Form der Pyramide allein, noch gerade die der vierseitigen gegeben. Eher könnte der Neigungswinkel und mit ihm das Verhältniß von Fläche und Höhe — doch auch nur bei annähernd gleichem Material — durch die Natur selbst festgestellt erscheinen. In der That haben wir ja auch in Mejiko die kreisrunde Kegelform, auf den Südseeinseln die Pyramide mit oblonger und in Peru eine Kegelform getroffen, deren Basis ein Kreissegment

war. Warum aber in der Konkurrenz aller dieser denkbaren Formen schließlich die reguläre vierseitige Pyramide gewissermaßen obsiegte, und zwar in Aegypten wie zum größern Theil in Altmejiko, dafür kann man mancherlei Gründe finden; aber sie alle werden nicht im Kulte, sondern im Baumechanismus liegen. Ahmte der innerste Grabraum in der Absteckung seiner Grundfläche einen menschlichen Wohnraum nach, so mußten jurtenartige Zelte zu einem Rundbau, gezimmerte und gemauerte Räume zu einer Viereckbasis führen. Die Form dieses Kernes aber konnte auf die äußere Hülle nicht ohne Einfluß bleiben. Nur in einer Hinsicht war die Kultvorstellung wieder von Einfluß. Wir wissen, daß das Todtenreich Aegyptens das „Westland" ist; nach Westen zu also führt der Weg zu seinen Wohnungen; so mußte der Zugang im Osten, der äußerste Zellenraum im Westen liegen. Damit war die Orientirung der Pyramide nach den Weltgegenden gegeben.

Von großer Bedeutung für die Anordnung des Baues muß natürlich auch das verwendbare Material und die verfügbare mechanische Kraft und technische Fertigkeit gewesen sein. Wir fanden außer Bauten derselben Art aus Sand und Erde solche aus Umfassungssteinen mit jenem Materiale gefüllt, dann solche, bei welchen lufttrockne Ziegel die Steine ersetzten, und endlich Kombinationen der verschiedensten Art. Eine unvollkommene Technik mußte dem Stufenbau den Vorzug geben, sobald man vom Erdbau zum Steinbau fortschritt, wie wir auf Tahiti sahen. Eine vervollkommnete Technik hatte dann aber einen Doppelweg vor sich; entweder die Stufen als ein Zeugniß der Unvollkommenheit zu verkleiden, oder sie selbst zur Grundlage einer vollendeten architektonischen Gliederung des Baues zu machen. Die mejikanische Kunst hat den letzten Weg gewählt.

Endlich konnte auch die Verbindung des Wohnraumes mit der Pyramide eine verschiedene sein, je nachdem man den Verstorbenen sofort unter der Erde beizusetzen pflegte, oder das System der Südsee anwendete. Im letztern Falle kann eine Hütte — der Tupapau der Tahitier — daneben, oder wie auf den Tongainseln obenauf stehen, während erst die Reste des verwesten Leibes in den Hügel vergraben werden. Dieses System fanden wir sowohl in Mejiko als im Kulturlande Südamerikas wieder, und demselben entspricht die Pyramide mit

der Plattform und der „Kapelle" — dem Fetischhäuschen — auf derselben.

Im Amerika der Kultur schien eine neue Form des Tempelbaues in die Entwicklung zu treten, als die Europäer einbrachen. Die Baukunst hatte sich im Profanbau geübt und begann die Wohnungen der Menschen dauerhaft und geschmackvoll aufzuführen; die Könige und Königinnen begannen in Steinpalästen zu wohnen; solche Paläste weihten ihre Nachkommen zu ihrer Seelenwohnung. So trat neben den Pyramidentempel der alten Zeit der Palasttempel einer jüngeren.

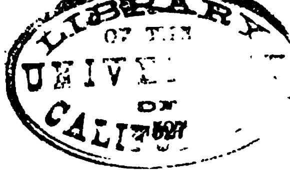
Ganz dieselbe Entwickelung tritt uns im ägyptischen Reiche entgegen, dessen Kunsthistoriker die Zeit der Pyramide als die ältere von der der Tempel als einer jüngeren scharf genug trennen, wobei sie nur übersehen, daß der Begriff des Tempels beide Formen umfaßt. Wir wollen indeß, um dem bisherigen Sprachgebrauche zu folgen, ebenfalls dem jüngern Palasttempel die Bezeichnung des Tempels κὰτ' ἐξοχὴν zukommen lassen.

Während die Blüthezeit des Pyramidenbaues in die alte Zeit der memphitischen Dynastien, insbesondere schon in die der IV. Dynastie fällt, und während jene Zeit keine Spuren von anders gearteten Tempelbauten hinterlassen hat, beginnen die Spuren der Palasttempel erst mit der 12. Dynastie. Vielleicht ist jenes Grabgebäude, welches Usurtesen I. im Angesichte der Stadt Memphis [1]) „mit Säulen, Thoren und einem großen Vorhofe" errichten ließ, der erste Bau dieser Art, von dem wir beglaubigte Kunde haben; die hervorragendsten Werke dieser Form entstehen aber erst in der Glanzzeit der 19. Dynastie. Als Vermittlung der jüngern und ältern Richtung muß man sich die Vorbauten der großen Pyramiden, die Umschließungen der Benben-Pyramiden, die Ummauerungen der alten Tempelplätze und die Vorhallen in den Felsengräbern Oberägyptens vorstellen.

Daß auch die ägyptische Pyramide ein Grab, und zwar dem einzigen Zwecke nach ein Grab gewesen, darüber sind heute Angesichts der eröffneten Innenräume alle Zweifel in einer Weise behoben, daß wir uns dabei mit keinem Worte aufhalten. Alterthum und Mittelalter haben überhaupt diese Kenntniß gar nicht verloren; erst die

---

[1]) Brugsch a. a. O. 135.



neuere Zeit hat mit ihrem mystischen Hange und ihrer Symbolsucht die Räthsel geschaffen, die sie dann selbst kaum zu lösen vermochte. Es ist auch gar nicht allein bloß Sitte der Könige gewesen, sich unter Pyramiden beisetzen zu lassen, sondern da, wo man die Gräber nicht im natürlichen Felsen anlegte, baute man überhaupt Pyramiden für jedermann, gerade wie in Amerika und auf den Südseeinseln. Nur die kolossalen Dimensionen bezeichneten den vornehmen und vermögenden Herrn und vor allem den König; — um diese riesenhaften Herrscherpyramiden herum aber gab es ganze Leichenfelder kleinerer und unansehnlicher.

Auch daß jedermann am besten und sichersten für sich zu sorgen meinte, wenn er sich nicht ganz auf Kinder und Seelenanwälte verließ, sondern selbst bei seinen Lebzeiten den Grabbau aufführte, auch das ist keineswegs spezifisch ägyptische Sitte. Nahmen ja auch die Südseereisenden die schöne Grabpyramide der O-purea in Augenschein, während diese noch lebte. Erst neuerer Zeit hat Maspero die interessante Thatsache festgestellt, daß es Sitte der Hofleute war, an der Stelle, wo ihr König sich die große Grabpyramide baute, ringsherum ihre kleineren anzulegen. Da nun aber der folgende König sich selbst wieder einen andern Bauplatz wählte, so ließen die überlebenden Hofleute den angefangenen Bau im Stiche und begannen einen neuen in der Nachbarschaft der vom lebenden Könige gewählten Stelle; deshalb finden wir nicht bloß geschlossene kleinere Pyramiden in der Gesellschaft der großen, sondern auch häufig ganz unfertige. Wie König Piandhi, nachdem er ein „Gottesschauer" geworden, die Zelle der Pyramide zu Heliopolis versiegelte, so wurde überhaupt nach der erfolgten Bestattung des Königs in der Pyramide der Zugang zur Zelle versiegelt und mitunter das Protokoll über diesen Vorgang als Inschrift eingemeißelt.

Auch bei der Datirung solcher Protokolle zeigt es sich, daß der König bis zu diesem Momente seiner Beisetzung als fortregierend gedacht wurde, indem auch diese Protokolle noch nach der Regierungszeit des Gestorbenen rechnen. Erst nachdem die Todtenkultakte durch die Beisetzung und Verschließung der Zelle ihren Abschluß gefunden haben, geht der regierende Gottgeist in den neuen Fetisch über, erst dann beginnt die Datirung nach der Regierungszeit dieses Nachfolgers.[1])

---

[1]) Vergl. oben S. 511.

Das Riesenhafte der Maaße, wie es uns insbesondere in den drei großen Pyramiden der Könige Chufu (Cheops), Chafra (Chephren) und Menkera (Mykerinos) entgegentritt, gehört so wenig zu dem Wesen der ägyptischen Pyramide überhaupt, daß man eben so gut Pyramiden vom kleinsten Maßstabe angetroffen hat. Dennoch bleibt unbezweifelt, daß das „Pyramidenland" nicht vom Pyramidenbau überhaupt, sondern gerade von diesen Riesen ihrer Art seinen Namen hat, und es bleibt also eine berechtigte Frage, warum gerade Aegypten, nicht aber Kulturländer wie Hellas und Latium durch solche Riesenbauten ausgezeichnet sind. Die passendste Antwort scheint mir zum Theil schon in dem oben Angeführten zu liegen. Es kam darauf an, daß schon eine Staatsorganisation von großem Umfange vorhanden war, ehe der Uebergang vom Pyramiden- zum Palaststil stattgefunden hatte, d. h. es mußte schon ein Großstaat vorhanden sein, während der Einzelne noch anspruchslos mit einer elenden Hütte sich genügen ließ. Das ist die Periode der Staaten nach dem Inkamodell. Weitreichende, unumschränkte Macht mit Concentrirung alles Glanzes in einem einzigen Punkte des Hohlspiegels der „Sonne", Organisation ungeheurer Arbeitermassen ohne Entfaltung des individuellen Lebens zu schönen und gefälligen Formen, das ist der Stil aller Inkastaaten, ihr Bauzeichen ist die Riesenpyramide. Die Masse willenloser Unterthanen ist zusammengeschaart, Millionen Arme gehorchen Einem Winke, durch sie und durch diese Einheit findet das Bestreben, Großes und Ewiges zu schaffen, Befriedigung — aber die Größe ist auch der einzige Inhalt des Gedankens. Grade so erscheint uns der erste Fortschritt des Gottgedankens: er enthält nichts als Größe und Macht. Die Gedanken der Gerechtigkeit, Güte und Liebe muß erst das verfeinerte Menschenleben schaffen, ehe es, ehe ein einzelner Vorausgeeilter das Ideal des Gottbegriffes damit anfüllen kann. So muß auch ein Leben freier Individuen erst neue Bedürfnisse und neue Formen ihrer Befriedigung geschaffen haben, ehe die Kunst sich ihm nahen kann; nur die „Größe" allein bringt die Organisation einer früheren Zeit zum Ausdruck. Einen Großstaat auf so früher Stufe haben Hellas und Latium nicht gekannt; sie kennen wohl ein Hünengrab, aber keine Königspyramide.

Schon Herodot bezeichnete (II 125) die Stufenform der Pyramide als charakteristisch, obgleich die bekannteren Pyramiden nur durch die Entkleidung diese Gestalt erhielten. Doch ist in der That

die Richtung der Stufenpyramide auch in Aegypten nicht ohne besondere Ausbildung geblieben. Ein Beispiel dafür ist unter andern die Pyramide von Meitum, welche sich thurmartig in drei Absätzen mit nur wenig geneigten Seitenflächen erhebt.

Wenn auch Oberägypten in seinen Steinwänden selbst ein wesentlich anderes Mittel der sichern Leichenbergung darbot, so sind doch die Pyramiden keineswegs spezifisch und ausschließlich unterägyptisch, wie die Pyramide von Kufa in Oberägypten zeigt. Auch das setische Land des Fayum hat seine Pyramiden.

Kennzeichnend dagegen ist es, daß sich sämmtliche Pyramiden, so weit sie dem Gebiete des ungetheilten Flusses angehören, ausschließlich nur am westlichen Ufer desselben befinden. Diese Erscheinung hängt auf das engste mit der Bezeichnung des Jenseits als Amenti — „Westland" und diese mit der Uebung zusammen, die Leiche im Leichenschiffe über den Strom zu führen und erst jenseits des Fruchtlandes an der Grenze der Wüste beizusetzen. Auf diese Weise schützten sich die Lebenden davor, daß sie nicht dereinst noch von den Todten aus dem fruchtbaren Marschlande verdrängt würden, und fanden andererseits leichter conservirende Grabstellen als in dem niedern Ueberschwemmungsgebiete.

Wie damit auch wieder die Orientirung des gesammten Baues zusammenhing, wurde schon berührt. Sollte diese richtig sein, so mußte der Erdmeridian die Basis genau in eine östliche und eine westliche Hälfte theilen. Die Pyramiden zeigen nun, daß der ägyptische Baumeister — wohl immer aus dem Kreise der Priesterschaft — diese Richtungslinie sich dadurch zu verschaffen wußte und festhielt, daß er beim Bau nach der Nordseite hin einen Stollen in der Weise offen ließ, daß durch ihn, wie immer die äußere Umkleidung des Baues fortwuchs, aus der Tiefe her immer der Polarstern sichtbar blieb. Mit dieser so fixirten Linie waren dann alle anderen Richtungen — bis auf die Differenz von Pol und Polarstern — astronomisch richtig bestimmt. Der Stollen aber bildete zugleich den Zugang in's Innere; von ihm liefen die Eingänge zu den Kammern aus. Daß mehrere solcher in demselben Grabbau Platz haben konnten, zeigt das Innere der „großen Pyramide". In derselben führt der Stollen direkt zu einer noch unter dem Bau in das natürliche Gestein ausgemeißelten Kammer, welche König Snefru zugeeignet wird. Ueber dieser, schon

innerhalb des Kunstbaus und durch einen abzweigenden Schacht erreichbar ist die weiße Kammer der Königin und wieder höher als diese ein dem Innern eines Thurmes ähnlicher Raum, in dem der Sarkophag des Chufu (Cheops) steht.

Es ist klar, daß die Pyramide nur insofern ein Tempelbau genannt werden kann, als sie gleich dem Steinhügel im Marai den Kern einer solchen Anlage bildete. Der Raum für die Kulthandlungen mußte natürlich vor derselben gelegen sein, und um ihn her mochten sich Wohnungen der gestifteten Priester anschließen. So war ja auch im alten Tempel zu Anu die Pyramide nur ein Theil, aber doch der Kern der ganzen Anlage.

Daß der Obelisk nichts anderes ist als die steinerne Malsäule, welche in anderer Form als die Pyramide eine Geistwohnung bezeichnet und somit im Gebiete des Steinbaus wieder dasselbe wie der Stab, Pfahl oder Mast in gleicher Verwendung im Gebiete des Holzgebrauchs, das habe ich schon hervorgehoben.[1]) Daneben ist der schlichtere Holzpfahl nicht einmal abgestorben, er hat sich vielmehr selbstständig zum hohen bewimpelten Mast erhoben. Man darf bei diesen Wimpelmasten immerhin an jene einfacheren Holzmale im Marai denken, die aus einem Holzstücke mit einem umwundenen Bekleidungsstoffe bestanden. Bandartige Streifen sind in Afrika die älteste und zum Theil heute noch gefertigte Form des Bekleidungsstoffes, wie auch im „ägyptischen Vaterunser" die Uebersetzung noch zwischen „Binden" und „Gewändern" schwankt. Es konnte also sehr wohl aus dem alterthümlich bekleideten Pfahle für eine jüngere Zeit der Wimpelmast werden. Genau so tragen aber auch die beweglichen Stäbe mit den Thierbildern, die wir zugleich als Feldzeichen betrachten müssen, solche Wimpel oder Fahnenbänder unter dem Bilde befestigt. Wie aber anderwärts gerade aus dem Pfahle das Schnitzbild geworden ist, so steht auch hier die Steinstatue in gleicher Verwandtschaft neben dem Obelisk. Was aber bis jetzt als etwas ganz Einziges erscheint, das ist, daß in Aegypten auch die Pyramide selbst ein solches Parallelbild der Skulptur besitzt: ganz so wie neben dem Obelisk die Bildsäule, so steht neben der Pyramide der große Sphinx, ein Grabmal gleich dem der

---

[1]) Siehe oben S. 459.

Pyramide, zugleich aber auch ein kolossales Schnitzbild, dessen Motiv zum Theil noch dem Gedanken des Thierfetischismus entliehen ist.

Daß der große Sphinx ein Grab und zugleich ein Grabmal sei, das war zu Plinius Zeiten den Aegyptern noch bewußt. Er nennt den, oder wie er sagt, die Sphinx eine „Gottheit (numen der Umwohnenden") und sagt, „sie glaubten, daß in ihr König Harmaiu begraben sei." Das Ungeheuer ist mit dem menschlichen Haupte genau nach Osten gerichtet, so daß die Orientirung der des Grabes entspricht. Die schon einmal berührte Inschrift einer Stele, welche Thutmoses IV. nach Beseitigung des Wüstensandes, der das aus dem natürlichen Felsen gehauene Bild verschüttet hatte, zwischen den Pranken des Löwen aufstellen ließ, nennt den Sphinx ein von der Gottheit bewohntes „Bild" in dem uns bekannten Sinne. In diesem fällt aber wieder Bild und Grabmal zusammen. Es handelt sich nur um die Frage, wessen Grabmal das sei? Auch darüber berichtet uns die Inschrift selbst, und ihr scheinbar durch Nennung vieler Namen vieldeutiger Sinn wird uns klarer, wenn wir uns die übliche Identifizirung der Könige mit ihren Dynastiegöttern gegenwärtig halten. Wenn ein Ramessu II. denselben Palasttempel dem Amon und sich selbst errichtete, so ist daran nichts Unverständliches, denn jener ist ja das lebende Bild Amons und sein Grabraum muß ein Amonstempel sein. Den Geist eines irdischen Königs selbst wieder als Gottheit mit überschwenglichen Attributen genannt zu finden, darf uns auch nicht weiter wundern, nach dem, was wir vernommen. [1]) Nun sagt die Inschrift, es ruhe ein großer Zauber — wir können uns nur an Uebersetzungen halten — auf jener Stätte beim Sphinx, weil die Sphinxgestalt „ein Bild des Chepera ist, des sehr großen Gottes, der an dieser Stätte weilt, des größten aller Geister, des ehrwürdigsten Wesens, dessen Bild daselbst liegt." [2]) Diese Attribute können uns, wie gesagt, auf ägyptischem Boden keineswegs hindern, in Wirklichkeit, wenigstens der Meinung des Thutmosis IV. nach, den Sphinx für das Grabmal eines Königs Chepera anzusehen. Wenn wir aber die Frage stellen wollen, welcher Dynastie dieser unbekannte Chepera angehört haben möge, so heißt das für uns nach jener Gottheit fragen, zu welcher er in dem uns bekannten Verhältnisse eines thebanischen Königs

---

[1]) Siehe oben S. 493. [2]) Brugsch a. a. O. 399; Lauth a. a. O. 263.

zu seinem Amon gestanden habe. Gerade darüber belehrt uns nun die Inschrift des Weiteren, indem der Gott des Sphinx sich selbst nennt: „Ich bin dein Vater Harmachu-Chepera-Ra-Tum." Aus Harmachu allein würden wir aus noch zu entwickelnden Gründen einen Schluß zu ziehen nicht wagen; aber „Harmachu-Ra-Tum" sind uns zweifellos als die göttliche Dynastengruppe von Heliopolis-Anu bekannt, und wir haben also wenigstens nach der dem Thutmosis geläufigen Tradition einen König Chepera heliopolitanischer Abstammung als Erbauer und Bewohner des Androsphinx vor uns.

Der Umstand, daß es den Aegyptologen nicht gelungen ist, einen König Chepera unter den anderweitig überlieferten Königsnamen einzureihen, ändert an der Thatsache nichts, daß sich wenigstens die Zeit des Thutmosis das Verhältniß in der angegebenen Weise vorstellte und an eine einstige Herrschaft heliopolitanischer Könige von Memphis aus glaubte, wovon die sonstigen Geschichtsreste uns nichts melden.

Wie viel ist uns nicht verloren gegangen, wie viel nur in verderbtester Weise überliefert! Brugsch [1]) identifizirt, den Alten folgend, Chepera mit dem in derselben Inschrift genannten Könige Chafra der vierten Dynastie; aber Lauth [2]) wendet dagegen ein, daß nach Gräbertexten aus der Nähe der großen Pyramide hervorgehe, daß der Sphinx schon vor Chufu, dem Vorgänger Chefren's (Chafra's) bestand, und hält dafür, daß König Snefru dessen Schöpfer sei. Indeß scheint uns doch Harmachu, von dem jene Texte reden, zu sehr Gemeinname, als daß man ihn immer mit Sicherheit auf den Sphinx allein beziehen könnte. Noch mehr spricht mir gegen letztere Annahme, daß Snefru's Grab sich über der großen Pyramide befindet. Die „vergleichende Mythologie" ist bei solchen Fragen immer im Vortheil. Ihr war es viel leichter, dem „Gotte" Chepera seinen Platz anzuweisen. War nun schon die Sonne des Westens, des Ostens und die auf der Höhe des Mittags durch Tum, Ra und Harmachu in Beschlag genommen, so paßte es ja nur ganz vorzüglich zu den übrigen Dunkelheiten, daß Gott Chepera die Sonne — um Mitternacht vorstellte. [3])

Sollte Lauths Hypothese zutreffen, so müßten wir an jene „Geistersteine" der Indianer erinnert werden, welche ebenfalls die ersten Versuche wilder Skulptur an sich erdulden mußten, ehe man auch aus

---

[1]) a. a. O. 396. [2]) a. a. O. S. 264. [3]) Brugsch ebend.

gleich dauerhaftem Materiale anfing, schlichter geformte Hügel zu bauen. So könnte allenfalls auch der Aegypter versucht worden sein, dem natürlichen Felsen, der sich über dem ihm anvertrauten Grabe erhob, thierische und menschliche Formen zu geben. Aber die Art, wie das wirklich vollzogen wurde, scheint denn doch technische Fertigkeiten vorauszusetzen, die vor jeder Uebung der Baukunst im Großen kaum erreicht werden konnten.

Wohl steht fest, daß gerade Harmachu die Bezeichnung des Sphinxes als Heiligthum war; aber nicht so fest steht, daß nicht auch andere Gräber so bezeichnet wurden. Daß Hor in der Gemeinbedeutung eines Herrschers, insbesondere des göttlichen Herrschers vorkam, kann uns doch jetzt nicht mehr zweifelhaft sein; wenn aber dann Harmachu der „Hor im Grabe“ war, so könnte auch diese Bezeichnung fast die Allgemeinheit eines Königsgrabes, eines „Hünengrabes“ angenommen haben. Allerdings werden sich die Aegyptologen gegen die prosaische Uebersetzung sträuben, indem sie dafür „Horus am Horizonte“ gesagt wissen wollen. Aber jene Uebersetzung zieht doch nur die Konsequenz aus dem Gebotenen. Sie geben ja zu, daß die Aegypter das, was sie mit „Horizont“ übersetzen, für Grab gebraucht hätten, und wenn z. B. Ramessu III. im Papyrus Harris von seinem Vorgänger sagt: „nach diesen Thaten ging er zur Ruhe ein in das Horizontgebäude“, so fügt Lauth selbst [1]) die Erklärung „Grab“ hinzu. Aber wie immer, so bleibt das Grab des Chepera zugleich ein „Tempel des Hor“ und der große Sphinx ist in dem Sinne, in welchem Geist und Fetisch eins sind, der „Gott Harmachu.“

Abräumungsversuche unserer Zeit haben gezeigt, daß das Terrain rings um den Sphinx einst künstlich behandelt war. Spuren von Arkaden oder ähnlichen Bauten zeigt überhaupt das große Pyramidenfeld. All das läßt schließen, daß es an einem Systeme gehegter Höfe nicht fehlte, als deren Tempelkerne Pyramiden und Sphinx zu betrachten sind.

Lauth glaubt sogar an ein ehemaliges Gehege der heiligen Stätten, wie es allerdings spezifisch ägyptisch gewesen wäre, ein Gehege durch Wasserläufe. Er glaubt, daß ehedem ein Nilarm künstlich rings um den Sphinx geleitet worden, und daß die so geschaffene Insel hierin

---

[1]) a. a. O. 350.

ein Bild von den Vorstellungen der Aegypter vom „Gefilde Aalu", dem ebenfalls wasserumflossenen, habe darbieten sollen. Uns scheint es vielmehr sehr nahe liegend, daß man sich in Aegypten wie im norddeutschen Marschlande unter ziemlich gleichen Verhältnissen auch gewöhnt habe, Grenzen durch Wassergräben zu markiren und so auch jede Malstätte mit dem Schutzgürtel des Wassers zu umgeben und daß sich in Folge dessen das Bild vom Gefilde des Jenseits in der Vorstellung des Aegypters auch nicht anders als eine Insel entwerfen ließ.

Eine solche Wasserumschließung muß nicht nur zum Schutze beigetragen, sondern auch den Eindruck der Heiligkeit des Ortes in anmuthiger Weise erhöht haben. In solcher Lage befinden sich die beiden Pyramiden mitten in dem ebenfalls künstlich gegrabenen Mörissee des Fayums. Dieses Pyramidenpaar, dem Könige Möris und seiner Gemahlin Merira-anchnes gehörend, zeigte in der Eigenthümlichkeit, daß sich auf ihrer Höhe kolossale Sitzbilder der Erbauer befanden, einen abweichenden Typus. Doch liegt das nicht außer dem Bereiche des Erklärbaren.. Ein aufragendes Malzeichen auf der Höhe der Pyramide zu erwarten, wie es doch weit häufiger auf als neben dem Erdhügel stehen mußte, liegt gar nicht fern. Vielleicht erhoben sich sogar einmal wirklich Flaggenmasten auf den Spitzen der Pyramiden; vielleicht aber auch bildet die in auffälliger Färbung abstechende Spitze selbst den rudimentären Ersatz. Wenn aber der Architekt den Gedanken festhielt, das Malzeichen auf die Höhe des Malberges zu setzen und jenes Zeichen mittlerweile von der Obeliskenform zu der des Menschenbildes übergegangen war, so erscheint die Form der Mörispyramide völlig vorbereitet. Im Uebrigen darf uns eine gewisse Selbstständigkeit der Form hier kaum auffallen; wir haben hier Bauten der fetischen Gruppe vor uns.

Mit der Zeit der 12. Dynastie beginnen die deutlichen Spuren von Palasttempelbauten; aber der Pyramidenbau hört damit, wie begreiflich, keineswegs auf; im Gegentheil scheint sich das jüngere Element zunächst nur in der Unterordnung zum älteren einzuführen. Wir haben sogar ein sehr berühmtes Muster der Combination beider aus dieser Zeit — im „Labyrinthe". Daß sich dasselbe irgend ein König als „Grabstätte" angelegt, darüber stimmen die Nachrichten der Alten einschließlich Manethos völlig überein, nur über

den Namen des Gründers sind sie nicht einig. Daß man schon vordem angefangen, z. B. beim Ptahtempel zu Memphis, nach den verschiedenen Weltgegenden hin Pylonen zu errichten, bezeugt wohl den Uebergang, ist aber an sich noch kein deutliches Zeugniß für den Bau eines Palasttempels; denn diese massiven Schmuckthore konnten sehr wohl auch vor einer Malstätte ältester Zeit angelegt werden, weil ja die Mauereinschließung auch dieser wesentlich, und Thore sonach nothwendig waren. Die Grabstätte des Labyrinths aber zeigt sich uns zuerst als eine Aneinanderreihung von Wohnstätten.

Nach Herodot (II. 148), der es selbst gesehen, enthielt es innerhalb einer gemeinsamen Umschließungsmauer zwölf von Wohnräumen eingeschlossene Höfe, welche Höfe in zwei Reihen, zu je sechs, so angeordnet waren, daß man aus den sechs nördlichen durch eben so viele Thore in die sechs südlichen gelangen konnte; die Längenachse des Baues lag also wieder von Ost nach West. Beide Reihen Höfe waren gebildet aus zusammen 1500 an einander gereihten Stuben, und genau so viele befanden sich unterirdisch unter diesen.

Am Westende der ganzen Anlage erhob sich eine aus Lufttrockenziegeln erbaute Pyramide, welche jetzt als die des Königs Amenemha III. aus der 12. Dynastie bestimmt ist. Als Herodot diesen Wunderbau besuchte, wurde er von den Priestern in den oberen Zimmern herumgeführt, aber die unterirdischen zu betreten, wollten sie ihm durchaus nicht erlauben, „indem sie sagten, es seien dort die Grabkammern der Könige, welche von Anfang an dieses Labyrinth erbaut, so wie der heiligen Krokodile.“

Erinnern wir uns, daß wir hier im Fayum auf fetischem Boden und unter der Herrschaft des Krokodilsfetisches Sebek stehen, so entschleiert sich uns — oder warum sollen wir Herodot nicht glauben? — das räthselhafte Labyrinth ganz unzweideutig als ein vollendetes Seitenstück des memphitischen Serapeums, als eine zur förmlichen Stadt angeordnete Leichenstätte, in welcher die Menschen zugleich bei den Fetischkörpern ihres Gottes Ruhe suchen, gerade wie irgend ein Amonsdiener im Hause des Amon. Die Einrichtung entspricht dann auch genau der in jenen Gräbern, welche die Aegypter, besonders im Oberlande, in die Felsen des Randgebirges einzuhauen pflegten. Ihre wesentlichen Bestandtheile sind eine unnahbare Zelle in der Tiefe für den Todten und eine zum Verkehr der Besuchenden und Spendenden

mit dem Geiste bestimmte Kammer oder Halle über derselben, dem Empfangszimmer eines Hauses entsprechend. Diese Salons waren eben die oberirdischen Zimmer, in welche Herodot mit Entgegenkommen geführt wurde; darunter befanden sich die ihm und jedermann verschlossenen Grabkammern. Nur das mochte ungenau sein, daß es sämmtliche Könige, wenn auch nur die Gaukönige des fetischen Bereiches gewesen wären, die daselbst ruhten. War vielmehr die Pyramide dieser Todtenstätte das Grab des Königs Amenemha III., so könnte wohl die ganze Todtenstadt selbst für die Familien der gesammten Dynastie bestimmt gewesen sein.

Zum Inbegriff eines Wirrsals von Gängen und Wegen konnte dieser Bau leicht werden, obwohl sein Plan ein verhältnißmäßig einfacher war. Jeder der zwölf Höfe hatte ringsum einen Säulengang, von dem aus Thüren in alle einzelnen Gemächer führten. Da nun auch noch die Gemächer unter einander und die Höfe durch Thore verbunden waren, so war allerdings das Wirrsal der Wege um so gefährlicher, als man sich die Beleuchtung wohl nur sehr ungenügend denken kann; nicht bloß die Gemächer, sondern auch die Höfe waren nämlich mit Steinplatten eingedeckt.

Eine gemeinsame Grabstätte aus noch späterer Zeit (26. Dynastie) hat Herodot (II. 170) in Sais gesehen; die Grabstätte ist zugleich die des großen Osiris, der Tempel der Neit als Lokalgöttin und der Beisetzungsplatz der saitischen Könige. Das „Osirisgrab", wohl die älteste namenlose Kultstätte des Ortes, liegt zuhinterst, an einen See anstoßend, und ist durch große Obelisken aus Stein gekennzeichnet. Vor ihm lag — wohl nach jüngerer Weise errichtet — der Tempel der Neit, und dieser Göttin ist die gesammte Umschließung in der Weise geheiligt, daß man sagen konnte, auch die Gräber der Könige liegen noch in ihrem Heiligthume. Letztere, der jüngste Theil des Ganzen, sind schon ganz ausgesprochene Palastbauten. Unter ihnen ist das Grab des Apries geschildert als „eine große Halle" von Stein, geschmückt mit Säulen, welche wie Palmbäume aussehen, und anderen kostbaren Dingen. Inwendig in der Halle ist eine Nische mit Flügelthüren errichtet, worin der Sarg sich befindet.[1]) — So lagen also in dem großen, durch die Mauer umhegten Raume, der in ältester Zeit wohl

---

[1]) Herodot II. 169.

an sich das Heiligthum der Malstätte bildete, die Bauwerke verschiedener Entwicklungsphasen neben einander; die älteste kennzeichnete im Hintergrunde ein freier Raum mit dem aufragenden Steinmale als eine „Osirisstätte."

Solche Museen der architektonischen Ausdrucksweise verschiedener Zeiträume müssen als Kultstätten in Aegypten sehr allgemein gewesen sein. Selbst bis auf den einfachsten Tempelhain und jene spezifisch ägyptische Wasserumhegung reichten die Spuren noch in die spätere Zeit des Herodot zurück. Ein anmuthendes Bild gewährt nach seiner Schilderung das Heiligthum der Bast zu Bubast. Als eine ringsum vom Nil umflossene Insel, die nur ein einziger Steindamm mit der Stadt verband, bildete es den etwas tiefer liegenden Kern derselben, auf den man von der Stadt aus ringsum nach allen Seiten herabblicken konnte. Die Grundlage der Stadt war durch gehäuften Schutt emporgewachsen, aber auf die geheiligte Insel war keiner gefallen, — ein Beweis, daß von zerstörten Tempeln der Urzeit keine Rede sein könne. Den Wassergraben beschatten Baumalleen, die Insel selbst aber, ein richtiges „Gefilde Aalu", umschließt ringsum eine nach innen mit Bildwerken geschmückte Mauer, durch die vom Damme her eine Thorhalle führt. Im Innern dieses Raumes ist ein Hain von sehr großen Bäumen; in dem Schatten liegt das Tempelhaus mit dem Bilde, d. h. dem Sitze der Gottheit. [1])

Das Prinzip des jüngeren Tempels, wie er insbesondere seit dem Aufschwunge Aegyptens unter der 19. Dynastie in die Erscheinung tritt, ist die Combination des Palastes mit dem Grabe. Die einfachste Formel dafür hat Herodot in der angeführten Beschreibung des Grabmals des Apries ausgedrückt: ein offen stehender Säulensaal mit einer verschlossenen Zelle daran. In ersterem verkehren die Menschen huldigend mit dem Geiste, in letzterem wohnt dieser, sei es als Menschengeist bei der Mumie eines Todten, sei es als Gott in dem ihm aufgestellten Bilde. Die Zelle kennzeichnet sich durch den sehr beschränkten Raum, den sie einnimmt, ihre Abgeschlossenheit gegen das Licht des Tages und ihre heilige Unzugänglichkeit immer noch als Grabtheil. Zwischen sie und die offenen Verkehrsräume aber schieben sich in verschiedener Weise Räumlichkeiten für die dem Geiste Nahestehenden, für

---

[1]) Herodot II. 138.

Priester u. dgl., während andrerseits wieder für die Menge des Volkes umhegte Vorräume geschaffen werden.

Diese Anlage bleibt im Wesentlichen die gleiche, ob nun der Tempel aus Mauerwerk und Säulen frei aufgeführt oder, wie der zu Ibsambul, als eine großartige Entwicklung einer Grabanlage in den Berg hinein gehöhlt sei. Daß nun der König des Amonhauses für sich und Amon ein Haus baute, ist nach dem Obigen eben so gut zu verstehen, als daß Ramses II. das große Haus zu Ibsambul dem Amon zu Theben, dem Ptah zu Memphis, dem Harmachu von Anu und sich selbst zugleich weihte, oder wenn derselbe König zu Tanis dem Amon, Ptah, Harmachu und Baal-Sutech, dem syrisch-beduinischen Gotte des Steppenlandes, einen Tempel baute und allen vier Gottheiten sein eigenes Bild zur Bewohnung hinstellte; wohnten sie doch auch in ihm als dem „lebenden Bilde". [1]) Auch zu Ibsambul sitzen vier Statuen desselben Ramessu neben einander.

Aber auch auf Tempel, welche wie z. B. der zu Edfu wie aus einem Gusse nach der jüngeren Formel hergestellt erscheinen, haben wieder diejenigen Modelle, an welchen seit Urzeiten alle Zeitalter ihr Theilchen arbeiteten, ihren ganz merklichen Einfluß geübt; selbst der einheitlichste ägyptische Tempel des neuen Reiches bleibt ein getreues Bild des Kultes selbst, der von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Formen in sich aufnimmt, ohne sich je die abgelösten alten entreißen zu lassen.

Die Verbindung des Alten mit dem Neuen geschieht in der Weise, daß die verdrängten Formen ein selbständiges Leben fortführen, so wie ein Rosenstock, den man veredelt hat, doch wieder aus der Wurzel treibt. Man läßt dem wilden Triebe an der Mauer seinen Platz. Selbständig, ein Ding für sich, dienen die alten Formen in irgend einem Vorhof den jüngeren als Beiwerk. So trägt eigentlich ein jeder vollkommene Tempel der Aegypter die ganze Geschichte der äußeren Kultobjekte an sich zur Schau. Daß sich sogar die Pyramide noch als ein Bestandtheil des jüngeren Tempelbaues eingebaut findet, haben wir schon gesehen; doch ist diese wegen ihres Raumanspruches noch verhältnißmäßig am gründlichsten aufgegeben worden. Im übrigen aber vermissen wir bei einem vollendet ausgeschmückten Tempel nichts

---

[1]) Brugsch a. a. O. 543, 545.

vom ältesten Kultinventar. Das meiste hat freilich seine Aufstellung außer dem eigentlichen Tempel sich gefallen lassen müssen, etwa so wie man alte Bilder an die Korridorwände hängt, wenn man für die Zimmer bessere gekauft hat.

So führt uns zum Tempel eine ganze Allee von Sphinxen — Grabmalformen aus der Zeit, da die Bildnerei den rohen Stein zu bemeistern begann und ihren Vorwurf im Thierfetische fand. Diese Allee schließt mit zwei hochragenden Obelisken, dem Steinmalzeichen einer noch älteren Zeit. Hinter ihnen lehnen an der Pyramidenwand bewimpelte Masten — die noch älteren Vorfahren des Steinmals auf dem Grabe. Neben den Thoren starren uns die kolossalen Steinbilder in Menschengestalt, die jüngsten Formen des Males an; jenseits des Thores aber öffnet sich die moderne Pracht des Säulenbaues. Hier ruht in der angefügten Zelle wieder der Schrein und das Bild, und kunstvollere Malsäulen in verjüngtem Maßstabe — Stelen — bilden den Uebergang von Bild und Denkstein im jüngeren Sinne.

Daß die Priester allein, abgesehen von dem „Dromos" genannten Vorplatze, die eigentlichen Tempelräume des Inneren betreten, daß sie insbesondere als Propheten der Gottheit mit Ausschluß aller anderen Menschen jene schauen dürfen, mußte ihre Würde in den Augen des Volkes nicht wenig erhöhen. Ihre Wohnungen haben wir dagegen jedenfalls außer dem Tempel, wenn auch in nächster Nähe desselben, zu suchen. Als Strabo (Cas. 806) das verfallene Heliopolis-Anu besuchte, das nach seiner Schilderung überhaupt einmal ein aufgeschütteter Hügel mit einer aus dem Nil abgeleiteten Wasserumhegung sein mußte — es hieß ja als die Musterkultstätte der „ägyptische Himmel" — da sah er daselbst noch „große Häuser, worin die Priester wohnten." Aber der alte Glanz war verschwunden, die Priester, die Strabo traf, rühmt er nicht um ihrer Weisheit willen; es scheint, daß das Küsteramt der Fremdenführung ihre Hauptbeschäftigung und Nahrungsquelle geworden war.

14. Hergang und Bedeutung einzelner Kulthandlungen.

Diesem Ueberblicke mögen nur noch einige kleine Bemerkungen folgen, welche zum Zwecke haben, einige unter sich nicht gerade zusammenhängende Bräuche mit denen anderer Völker in Vergleich zu

stellen. Bei der Betrachtung der sich aufringenden Kultur der Südsee-insulaner machten wir die Bemerkung, daß das Verlassen des Brauchs der Kindertödtung[1]) einer der wesentlichsten Abschnitte auf dem Kulturwege sei. Wir konnten in dieser Hinsicht den fernen germanischen Norden mit dem Süden, das Volksrecht der Gauten mit den Einrichtungen hawaischer Könige in völliger Uebereinstimmung aufweisen. Daß Aegypten schon in sehr frühen Zeiten jene wichtige Staffel überschritten haben müsse, war vorauszusehen; um so interessanter scheint uns die Betonung, mit welcher noch der späte Strabo gerade in diesem Punkte die Sitte der Aegypter über die anderer Völker emporhebt: „auch das ist eine ihrer Hauptbestrebungen, daß alle neugeborenen Kinder aufgezogen werden.“ (Cas. p. 824.) An den Standpunkt des Kindesopfers können wir also kaum noch durch rudimentäre Bräuche, wie wir sie nach Herodot betreffs der Weihe der Kindeshaare berichteten, erinnert werden. Ebenso finden wir das Menschenopfer nur noch in wenigen Spuren angedeutet.

Aber Menschenblut muß auch einst der Aegypter den Göttern, den Todten geopfert haben, gerade so wie der Mexikaner, der Südsee-insulaner. Die Sitte verkriecht sich indeß bereits auf dem Wege zum Rudimente, auf dem wir sie gar nicht erkennen würden, wenn uns nicht der treffliche Herodot den Uebergang mit unabweislicher Klarheit gezeigt hätte. Der Leser erinnere sich, wie sich die Tahitier nach dem Tode eines Freundes mit Schlägen Blut aus der Stirne entlockten, um es auf Zeuglappen aufgefangen dem Todten darzubringen. In Mexiko bestand die gleiche Sitte; auch hier war noch der Genuß des Blutes seitens des Todten der bewußte Endzweck; es wird dem Leser aber auch aus der Bibel geläufig sein, daß wenigstens die unter die Juden eingesprengten Bösen ebenfalls „um eines Todten willen“ ihr Blut vergossen, und daß solches den Juden verboten wurde. Das Verbot ist zum mindesten immer ein Beweis für das Bekanntsein einer Sache.

Der Altägypter weiß nun schon nichts mehr davon, daß auch seine Geister sich nach dem unfeinen Genusse von Menschenblut sehnen sollten; allenfalls erinnert er sich nur noch, daß die ihm feindlichen bösen Geister nach solchem streben, wie mitunter das Todtenbuch berührt. Dennoch übt er die alte Sitte in einer ihm selbst nicht mehr verständ-

---

[1]) Siehe oben S. 249.

lichen, rudimentären Weise. Herodot (II. 61) sagt nämlich, nachdem er schon früher Aehnliches berichtet: „Nach dem Opfer schlagen sich alle Männer und Weiber auf die Brust, gar viele Tausende von Menschen: welchem Gotte zu Ehren sie dies thun, darf ich jedoch nicht sagen.“ Diese Art „Ehre“ ist immer bedenklich. In unserer Sprache hat „Verehrung“ sogar noch den alten Doppelsinn der Spendung, „etwas verehren“ heißt etwas schenken. Man that es also wenigstens für irgend einen Gott. Man weiß nun aber, daß der gute Herodot immer, wenn er jenes mystische Visier vornimmt, an Osiris denkt, in dessen Mystenbund er eingeführt gewesen zu sein scheint. Ebenso steht es fest, daß Osiris der Kollektivname der menschlichen Todten ist: also auch die Aegypter schlugen sich „um eines Todten willen“. Aber sie thaten es nur mit der stumpfen Kraft der Faust; es wird nicht gesagt, daß sie sich kratzten oder ritzten. Ob sie es denn doch auch einmal gethan haben mögen, um Blut zu entlocken? — Darüber wird uns Aufschluß, wenn wir dieselbe Uebung bei derselben Gelegenheit betrachten, wie sie unter die Aegypter verstreute Karer handhabten. „Alle Karer aber,“ fährt unser aufmerksamer Gewährsmann fort, „die in Aegypten wohnen, thun noch viel mehr als dies, insofern sie sich sogar mit Messern an die Stirn schlagen, woran sie erkennen lassen, daß sie Fremde sind und keine Aegypter.“ Aegypter und Karer thun also ganz dasselbe bei derselben Gelegenheit und zu denselben Zwecken, aber sie unterscheiden sich in der Form, und daran erkennt man sie; der Karer schlägt sich mit geeigneter Waffe noch blutig, der Aegypter nicht mehr; er klopft nur noch an die Brust — zu Ehren seines Gottes.

Daß dagegen auch den späteren Aegyptern Sinn und Zweck der eigentlichen Opferhandlungen, insofern sie in Darbringungen bestanden, noch völlig klar war, kann gar nicht unwiderleglicher bewiesen werden, als durch die erwähnte Felseninschrift Ramessu V., in der er von sich prahlt: „die Götter waren entzückt über die Liebesbeweise, da er ihnen die gebührenden Opfergaben, wovon sie leben, zukommen ließ, gleichwie ein guter Sohn es seinem Vater thut.“ Der Aegypter erkennt also in dem Götteropfer noch immer durchaus dasselbe, wie in dem Kulte, den der Sohn dem Vater gewähren muß; ihm hat sich die Quelle alles Kultes noch nicht verborgen.

Unter den Thieren waren „reine," d. h. nicht gottverwandte Stiere und Kälber insbesondere Opfergegenstände. In Oberägypten galt auch jene Bedingung des Niederlandes nicht, weil sie nur ein Ausfluß des Stierkultes ist. Wenn im Berliner Museum die Genauigkeit der Nachbildungen sich auch auf die Farben erstreckt, dann sehen wir allerdings Amenophis IV. gerade schwarzscheckiges Vieh opfern, was in Memphis und Anu nicht hätte vorkommen dürfen: sein Sonnenkult kannte aber diese Bedingung nicht. Kühe aß und opferte man nie, weil der Isiskult in ganz Aegypten verbreitet war; durch ihren Fetisch aber hatte Isis ein Tabu auf die Kuh gelegt; sie war heilig, beziehungsweise für den Genuß unrein. An diesem Tabu erkannte der Aegypter Seinesgleichen. Kalbfleisch dürfte das gebräuchlichste Nahrungsfleisch gewesen sein. Der Kopf war von jeder Art Thier tabuirt. Es scheint ein Widerspruch, daß wir auf den Opferständern der Bildwerke gerade die abgeschnittenen Köpfe der Kälber mit aufwärts gewandter Schnittfläche liegen sehen, indeß doch dem Menschen dieser Gegenstand kein Nahrungsmittel war; aber gerade das zeigt hier genau die Art des Zusammenhanges. Der Mensch aß den Kopf nur nicht, weil er Gott allein gehörte. So harmlos das aussieht, so liegt darin doch eine unverkennbare Beziehung auf Kannibalismus, zugleich aber auf Ablösung desselben durch das Thieropfer. Der Kopf gehörte dem Häuptlinge, oder dem Gotte, weil er als Sitz der Seele gedacht war. Das hatte aber ursprünglich doch nur mit Bezug auf eine Menschenseele Sinn; denn man begehrte wohl in der Regel weniger Thierseelen in sich aufzunehmen. Wird nun aber das Thier im Opfer so behandelt, wie es nur dem Menschen gegenüber Sinn hatte, so muß es wohl als an dessen Stelle getreten gedacht sein.

Wenn aber Herodots Opferschilderung wirklich allgemein zutrifft, so hat sich der Aegypter der Urvorstellung so sehr entfremdet, daß er nun auch den eigentlichen Grund der Handlungsweise wieder aufzuheben versucht war. Der Gedankengang scheint naheliegend. Ist der Kopf des Thieres nun einmal etwas, dessen Genuß sich der Mensch völlig entwöhnt hat — Barbaren ausgenommen — so darf man damit doch auch eine ägyptische Gottheit nicht regaliren wollen! Es ist möglich, daß das zu Herodots Zeit schon allgemeinere Volksmeinung war, aber sie kann es nicht immer, nicht durchgängig gewesen sein; dafür der eben berührte Beweis. Jene Nachbildung im mythologischen Saale

des alten Museums zu Berlin zeigt ganz deutlich Amenophis IV. die Köpfe zum Opfer darbringend, und auf einem anderen Bilde erscheint eben so deutlich der Kopf einer Antilope unter den Opfergegenständen. Indem aber allmählich dem Volke nur das Verbot im Sinne blieb, an dessen Uebertretung naturgemäß gefährliche Folgen, vielleicht Krankheit und Tod des Genießenden geknüpft werden mochten, so läßt sich sehr wohl die Entwicklung der Sitte begreifen, daß man den Kopf der Schlachtthiere als mit Fluch beladen verabscheut und fortgeworfen habe, — soweit es der Spekulationssinn des Aegypters nicht vorzog, sie den im Lande wohnenden Hellenen zu verkaufen.[1])

Ein Opfer im Feuer habe ich in all den zahlreichen Abbildungen ägyptischen Ursprungs nicht nachweisen können; immer besteht authentischen Quellen nach dies Opfer entweder in der Emporreichung der Gabe auf den Händen des Opfernden vor dem Bilde des Gottes oder in der Niederlegung desselben auf eigenen Opferständern, welche in Form auf einem Fuße ruhender runder Tischchen vor den Bildern stehen. Daß man die Nahrungsspenden hier hätte wie in Polynesien verwesen lassen, kann ich den reinlicheren Aegyptern nicht zumuthen, vielmehr hat sie wohl der Priester in seinen Verbrauch genommen, nachdem die Gottheit sich an Duft und Anblick erfreut, an Blut und Seele gelabt.

Nicht ganz so einfach schildert Herodot den Opfervorgang; zu seiner Zeit haben Formen des Feueropfers Eingang gefunden, ob durch persischen oder griechischen Einfluß, darüber können wir nur Vermuthungen aufstellen. Um zu opfern, führte man das bezeichnete Thier an den Opferherd, auf dem man ein Feuer angezündet hatte. Dann sprengte man Wein über das Thier und schlachtete es unter Herbeirufung der betreffenden Gottheit. Der Kopf wurde abgeschnitten und fortgeschafft, die Haut abgezogen. In Betreff des Ausweidens und der weiteren Behandlung des Thieres hätte nun den verschiedenen Gottheiten gegenüber und bei den verschiedenen Tempeln auch ein verschiedener Brauch bestanden. Ausschließlich vor der Hauptgottheit und nur am Hauptfeste derselben — hier ist wohl Amon gemeint — folgte man der folgenden Form. Dem geschlachteten und abgehäuteten Stiere wird nur der Magen herausgenommen; das übrige Eingeweide und

[1]) Herodot II. 39.

das Fett bleibt in dem Rumpfe, von dem man den Hals und die Extremitäten abschneidet. Jenen aber füllt man dann noch mit Brod, Honig, Rosinen, Feigen, Weihrauch, Myrrhen und anderem Räucherwerk und begießt ihn mit Oel. So präparirt bildet nun der Rumpf den eigentlichen Opferantheil der Gottheit und man führt ihr denselben zu, indem man ihn auf dem Opferherde verbrennt. Schenkel, Füße und Hals dagegen sind die Antheile der Opfernden. Diese wurden auf gewöhnliche Weise zubereitet und jedenfalls nicht ohne Theilnahme der Priester gemeinsam verzehrt.

Da wir sonst gerade Kopf und Schenkel auf den Opfertischchen der Götter servirt sehen, sonach also die Opfergenossen den Rumpf und die Vorderfüße verspeist haben müssen, so muß dasjenige, was Herodot gerade an diesem Einen Opfer des höchsten Gottes als das Absonderliche hervorhebt, zweifellos in dieser besonderen Art der Eintheilung und in der Darbringung des Gottesantheils durch Verbrennen liegen. Dieser Art Opferung begegnen wir hier zum ersten Male. Wir würden im Zweifel sein, ob wir nicht zunächst die Glaubwürdigkeit des Berichtes anfechten sollten, wenn er nicht in die Gruppe derjenigen gehörte, die Herodot über selbst Erfahrenes oder doch an Ort und Stelle Erfragtes erstattet hat. Aber einer Vermuthung müssen wir Raum geben. Herodot spricht von dieser Opferscene nur in Bezug auf denjenigen Gott, den die Aegypter für den größten hielten. Hierfür konnte nur Osiris und der Reichsgott Amon-ra in Betracht kommen; aber gerade der chthonische Kult des ersteren muß hier ausgeschlossen sein; es kann also nur von dem Hauptfeste des Amon, des Gottes des Reiches und der Dynastie die Rede sein. Wir wissen zwar nicht, wann Herodot seine Forschungsreise durch Aegypten unternahm, aber aus mancherlei Gründen kann es wohl nur zwischen 454 und 444 v. Chr. gewesen sein. Aber träfe das auch nicht zu: so lange Herodot überhaupt lebte, regierte in Aegypten die persische Dynastie — seit 527 v. Chr.! Daß nun die herrschende Dynastie nicht ohne Einfluß gerade auf die Hauptakte des Reichskultes bleiben konnte, auch wenn persischer Einfluß die übrigen Kulte ganz unberührt ließ, ist nur allzu natürlich. Zudem hatte sie, um ihren Einfluß geltend zu machen, dazu schon mehr als ein halbes Jahrhundert Zeit gehabt.

Unter diesen Umständen und bei solcher Beschränkung seines Gebrauches wird man das Feueropfer kaum als in Aegypten einhei-

misch betrachten dürfen; wohl aber wird man den persischen Einfluß für seine Einführung geltend machen müssen. Damit soll aber wieder der schwierigen Frage nicht vorgegriffen werden, ob bei den Persern oder wo sonst sein Ursprung zu suchen sei. Indeß nähern wir uns fortan diesen Gebieten. So viel ist sicher, daß es nur ein Himmels- oder der Feuerfetisch sein konnte, der zu einer solchen Art der Gabenüberreichung für die Gottheit führte. Nur wenn der Mensch den Geist selbst im Feuer sich denkt, kann er ihm die Gaben dahin reichen wollen, wie man etwa die Opfer in das Feuer des Kirauea warf (S. oben S. 182); oder er muß zum mindesten die Geister in der Höhe des Himmels wohnend glauben, um ihnen allenfalls durch Feuer aufgelöst die Gaben als Fettdampf zuzuführen. Feuer- oder Himmelsfetischismus ist ganz unerläßliche Vorbedingung dieser Vorstellungsweise. Aber umgekehrt hat erfahrungsgemäß keineswegs der Himmelsfetischismus immer zu dieser Opferart geführt. Irgendwo in Asien, nicht in Afrika, steckt der Keim dieser Kultform, die sich von da aus nach Westen verbreitet hat. Nahe liegen allerdings die Opferungen von Wohlgerüchen; auch sie können irgendwo den Uebergang angebahnt haben.

Wie dem auch sei, Eines folgt für uns aus dem Vorangegangenen, wenn wir den Blick ein wenig vorausrichten wollen, schon jetzt. Wenn die Juden, zu deren Betrachtung wir nun bald übergehen werden, das Brandopfer als ihre vornehmste Opferform schon in die Urzeit ihrer Geschichte zurückverlegen, so ist diese Tradition entweder anfechtbar, oder die Thatsache, wenn sie besteht, kann nicht im mindesten auf einen Urzusammenhang mit Aegypten hinweisen oder gar durch einen solchen erklärt werden; vielmehr deutet das Brandopfer auf einen ganz anderen Verwandtschaftskreis.

Daß der Kultbund bei den Aegyptern ganz allgemein durch das rudimentäre Bundesopfer der Beschneidung geschlossen wurde, ist allgemein bekannt. Wenn man auch schon früh Rücksichten der Reinlichkeit und Gesundheit dafür anführte, so sind das eben nur ätiologische Mythen, wie sie sich gern um jeden unklar gewordenen Brauch bilden. Beweis dessen sind die analogen Bräuche benachbarter Völker und die nur aus Kultrücksichten erklärbare Pietät, welche die Aegypter selbst am Feinde dem Merkmale des Bundes entgegen trugen. Oder wie will man das Folgende aus hygienischen Rücksichten erklären? Oder sollte man eher das Reine als das Unreine gemieden haben?

Priester u. dgl., während andrerseits wieder für die Menge des Volkes umhegte Vorräume geschaffen werden.

Diese Anlage bleibt im Wesentlichen die gleiche, ob nun der Tempel aus Mauerwerk und Säulen frei aufgeführt oder, wie der zu Ibsambul, als eine großartige Entwicklung einer Grabanlage in den Berg hinein gehöhlt sei. Daß nun der König des Amonhauses für sich und Amon ein Haus baute, ist nach dem Obigen eben so gut zu verstehen, als daß Ramses II. das große Haus zu Ibsambul dem Amon zu Theben, dem Ptah zu Memphis, dem Harmachu von Anu und sich selbst zugleich weihte, oder wenn derselbe König zu Tanis dem Amon, Ptah, Harmachu und Baal-Sutech, dem syrisch-beduinischen Gotte des Steppenlandes, einen Tempel baute und allen vier Gottheiten sein eigenes Bild zur Bewohnung hinstellte; wohnten sie doch auch in ihm als dem „lebenden Bilde". [1]) Auch zu Ibsambul sitzen vier Statuen desselben Ramessu neben einander.

Aber auch auf Tempel, welche wie z. B. der zu Edfu wie aus einem Gusse nach der jüngeren Formel hergestellt erscheinen, haben wieder diejenigen Modelle, an welchen seit Urzeiten alle Zeitalter ihr Theilchen arbeiteten, ihren ganz merklichen Einfluß geübt; selbst der einheitlichste ägyptische Tempel des neuen Reiches bleibt ein getreues Bild des Kultes selbst, der von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Formen in sich aufnimmt, ohne sich je die abgelösten alten entreißen zu lassen.

Die Verbindung des Alten mit dem Neuen geschieht in der Weise, daß die verdrängten Formen ein selbständiges Leben fortführen, so wie ein Rosenstock, den man veredelt hat, doch wieder aus der Wurzel treibt. Man läßt dem wilden Triebe an der Mauer seinen Platz. Selbständig, ein Ding für sich, dienen die alten Formen in irgend einem Vorhof den jüngeren als Beiwerk. So trägt eigentlich ein jeder vollkommene Tempel der Aegypter die ganze Geschichte der äußeren Kultobjekte an sich zur Schau. Daß sich sogar die Pyramide noch als ein Bestandtheil des jüngeren Tempelbaues eingebaut findet, haben wir schon gesehen; doch ist diese wegen ihres Raumanspruches noch verhältnißmäßig am gründlichsten aufgegeben worden. Im übrigen aber vermissen wir bei einem vollendet ausgeschmückten Tempel nichts

[1]) Brugsch a. a. O. 543, 545.

vom ältesten Kultinventar. Das meiste hat freilich seine Aufstellung außer dem eigentlichen Tempel sich gefallen lassen müssen, etwa so wie man alte Bilder an die Korridorwände hängt, wenn man für die Zimmer bessere gekauft hat.

So führt uns zum Tempel eine ganze Allee von Sphinxen — Grabmalformen aus der Zeit, da die Bildnerei den rohen Stein zu bemeistern begann und ihren Vorwurf im Thierfetische fand. Diese Allee schließt mit zwei hochragenden Obelisken, dem Steinmalzeichen einer noch älteren Zeit. Hinter ihnen lehnen an der Pyramidenwand bewimpelte Masten — die noch älteren Vorfahren des Steinmals auf dem Grabe. Neben den Thoren starren uns die kolossalen Steinbilder in Menschengestalt, die jüngsten Formen des Males an; jenseits des Thores aber öffnet sich die moderne Pracht des Säulenbaues. Hier ruht in der angefügten Zelle wieder der Schrein und das Bild, und kunstvollere Malsäulen in verjüngtem Maßstabe — Stelen — bilden den Uebergang von Bild und Denkstein im jüngeren Sinne.

Daß die Priester allein, abgesehen von dem „Dromos" genannten Vorplatze, die eigentlichen Tempelräume des Inneren betreten, daß sie insbesondere als Propheten der Gottheit mit Ausschluß aller anderen Menschen jene schauen dürfen, mußte ihre Würde in den Augen des Volkes nicht wenig erhöhen. Ihre Wohnungen haben wir dagegen jedenfalls außer dem Tempel, wenn auch in nächster Nähe desselben, zu suchen. Als Strabo (Cas. 806) das verfallene Heliopolis = Anu besuchte, das nach seiner Schilderung überhaupt einmal ein aufgeschütteter Hügel mit einer aus dem Nil abgeleiteten Wasserumhegung sein mußte — es hieß ja als die Musterkultstätte der „ägyptische Himmel" — da sah er daselbst noch „große Häuser, worin die Priester wohnten." Aber der alte Glanz war verschwunden, die Priester, die Strabo traf, rühmt er nicht um ihrer Weisheit willen; es scheint, daß das Küsteramt der Fremdenführung ihre Hauptbeschäftigung und Nahrungsquelle geworden war.

14. [Her]gang und Bedeutung einzelner Kulthandlungen.

Diesem Ueberblicke mögen nur noch einige kleine Bemerkungen folgen, welche zum Zwecke haben, einige unter sich nicht gerade zusammenhängende Bräuche mit denen anderer Völker in Vergleich zu

nicht hereinlassen wollen, sondern ihm den Eingang verwehrt. Da habe er aus einer andern Stadt Menschen hergebracht, die Diener hart behandelt und sei dann zu seiner Mutter eingegangen. Daher, behaupten sie, sei zu Ehren des Ares diese Schlägerei bei seinem Feste eingeführt worden". [1])

Nun kann aber wieder eine jüngere und gebildetere Zeit sich nicht dabei ästhetisch beruhigen, daß eine solche Thatsache in all ihrer Nacktheit selbst Gegenstand einer Kultfestdarstellung sein solle, und giebt dieser Deutung wieder eine neue zeitgemäßere Ausdeutung. Man spricht nicht mehr von dem blutschänderischen Ares, sondern nur noch von einer „zeugenden Naturkraft" und einer im Frühlinge „befruchteten Mutter Erde", und es ließe sich sogar recht artig darstellen, wie dasselbe Samenkorn, das die Erde gezeitigt, sie neuerdings befruchtend in ihren Schoß zurückfalle — der Sohn zur Mutter zurückkehre. Die Hindernisse, die das Korn dabei findet, wären leicht darzustellen und ebensó leicht die Hilfe, die ihm bei deren Ueberwindung zu Theil wird. Die Hilfe, die Ares sich holt, wären die rodenden und pflügenden Hände des Landbauers und das Ganze ein Fest des siegenden Frühlings und der siegenden Kultur zugleich. Gewiß, solcher Deutungen sind alle Kultbräuche und Mythen fähig, und sie zu finden ist nicht schwer; gewiß sind auch die Menschen in ein Stadium getreten, wo solche Deutungen ihnen Bedürfniß wurden und ihren Geist befriedigten; aber unmöglich ist es, daraus den Schluß zu ziehen, daß nun auch die schwarzen Afrikaner, wenn sie zum Schrecken ihrer Weiber ab und zu den Muansi brüllen oder die Sindungo wüthen ließen, damit eigentlich die dramatische Vorführung einer Szene aus dem Naturleben beabsichtigt hätten, für dessen poesievolle Auffassung ihr Geist absolut unbefähigt ist. Daß aber die Kultbräuche älter sind als die Erzeugnisse des feiner gebildeten Geistes einzelner Kulturvölker, dafür haben wir wohl Beweise genug erbracht. Sollten wir aber auch im gegebenen Falle in der Beziehung auf die alte Form des Brauches irren, so läge eine historische Deutung immer noch näher.

Der Kalender des genannten Papyrus enthält eine Menge von Vorschriften, welche alle auf denselben Grundgedanken beruhen, wenn sie auch allmählich verschiedenen Umdeutungen unterworfen sein

---

[1]) Herodot II. 64.

mußten. So warnt er, an bestimmten Tagen das Haus zu verlassen, mit der klar ausgesprochenen Motivirung, weil an diesem Tage gewisse Gottheiten auf der Erde sich aufhalten. Wenn er in gleicher Weise warnt, bestimmte Gegenstände anzusehen, so liegt, wenn auch unausgesprochen, der Gedanke zu Grunde, daß in diesen Gegenständen Gottheiten und Geister ihren Fetisch sich aufsuchen.

Der Gedanke, daß die Gottheiten ihren Wohnsitz nach Zeiten wechseln, mußte nothwendig aufkommen, seit jeder einzelnen eine ganze Reihe unterschiedlicher Fetische und andere Sitze unter, auf und über der Erde, im Himmel und auf der Sonne angewiesen waren. Auch die Verschmelzung von Clankulten zu Gaukulten und dann wieder die Verbindung der Gaue unter einander mußte einem solchen Kalender mehr Daten liefern. Zur Zeit der Selbständigkeit der Gaue war es überall ein anderer Horus, der an der Kultstätte seine feste Wohnung hatte. Nicht ihm setzten die Menschen ursprünglich ein bestimmtes Fest ein, damit sie und er sich freuten, sondern wenn und so oft die Menschen sich freuten, sei es aus Anlaß der glücklich eingebrachten Ernte, der glücklich beendeten Bestellung u. dergl., wenn sie sich zu gemeinsamem Schmause versammelten, da war auch die Gottheit unter ihnen; wo anders sollten sie sich sammeln als im Friedensbanne der gemeinsamen Malstätte? Nun verschmelzen die Gaue zu einem Staatsganzen; die schon vorhandene Vorstellung eines, einer ganzen Organisation gemeinsamen Kultobjektes bewirkte die Identifizirung aller, Horus genannten Gaugötter, aller gleichnamigen überhaupt; so hatte nun der Eine Horus viele Kultstätten im Lande. Die Feste hatten sich kaum so fixirt, daß sie überall auf denselben Tag fielen, aber sie wichen einander nun absichtlich aus. So kam ein neues Moment der Beweglichkeit in die Vorstellung: Horus war nun unterwegs von einer Kultstätte zur andern, und umgekehrt wieder: es erschienen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Götter unter den Menschen.

Es handelte sich also darum, zu wissen, wie und wann die Götter ihre Sitze wechselten; auch diese Kenntniß erwarben Hand in Hand mit dem Einflusse auf die Anordnung oder vielmehr Fixirung der Festzeiten die Priester; sie legten sie in jenen Kalenderwerken nieder. Natürlich wurde allmählich für die Praxis des Volkes die Straffanction beim Zuwiderhandeln die Hauptsache; in ihr lag die größte Eindringlichkeit. So erscheinen darum denn auch die priester-

lichen Vorschriften schon in dieser Fassung: „Gehe am 15. Paophi des Abends nicht aus deinem Hause, denn das Auge dessen, der eine Schlange erblickt, die an diesem Abende hervorkommt, leidet auf der Stelle Schaden."[1]) Wenn es daneben heißt, daß derjenige, welcher am 23. des Monats Choiak gewissen Göttern begegne, erblinde, so ist es klar, daß auch der Anblick jener Schlange nur deshalb schädigt, weil gerade zu dieser Zeit die Schlange als Fetisch vom Geiste bewohnt ist. In andern Fällen wird das klar ausgedrückt. Man darf am 28. Choiak keine Fische essen, oder es ist schädlich, sie an diesem Tage zu essen, weil an diesem Tage die Götter von Tattu Fischgestalt annehmen, d. h. also vorübergehend zu ihren alten Fetischen zurückkehren, denen sie durch die jüngere Vorstellung an den Himmel, durch die Aufstellung von Bildern 2c. entrückt sind. Am 11. Tybi bewohnt Ra die Flamme — der bündigste Beweis, daß auch diese als Fetisch vorgestellt wurde; aber es ist möglich, daß diese Vorstellung nicht älter ist, als der Einfluß der persischen Herrschaft. Man darf also an diesem Tage sich keiner Flamme nahen. Am 9. Pharmuti wandert Ra nach Hai-ren-sen; darum möge niemand zur Nachtzeit ausgehen. Manchem Leser wird dabei das deutsche Ammenverbot eingefallen sein, an bestimmten Tagen gewisse Thiere ja nicht bei ihrem Namen zu nennen! Der letzte Bodensatz ist endlich der Aberglaube an die Vorbedeutung des „Anganges" der Thiere.

Die erstere Sitte aber trifft zugleich mit dem zusammen, was die Zulus ihr „Hlonipa" nennen.[2]) Auch dieses kennt der Aegypter, wenn auch, so viel wir davon wissen, nur in zeitlicher Beschränkung: es darf der Name Set's am 24. Pharmuti nicht laut genannt werden.

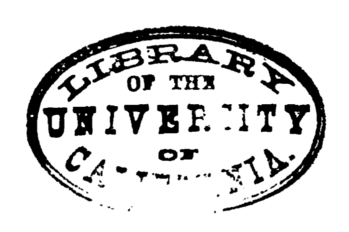
Während so diese ganze Reihe von Vorstellungen nach unten hin ganz deutlich an den wirklichen Ausgang anknüpft und diesen verräth, ist es eben so klar, daß nach oben hin in der Praxis daraus ein System von Beschränkungen, Anzeichen, Vorbedeutungen sich entwickeln mußte, das im Einzelnen auf keine rationelle Basis mehr gestellt werden konnte. Drohte ursprünglich eine Handlung zu einer bestimmten Zeit Unglück zu bringen, weil der Priester wußte, daß

---

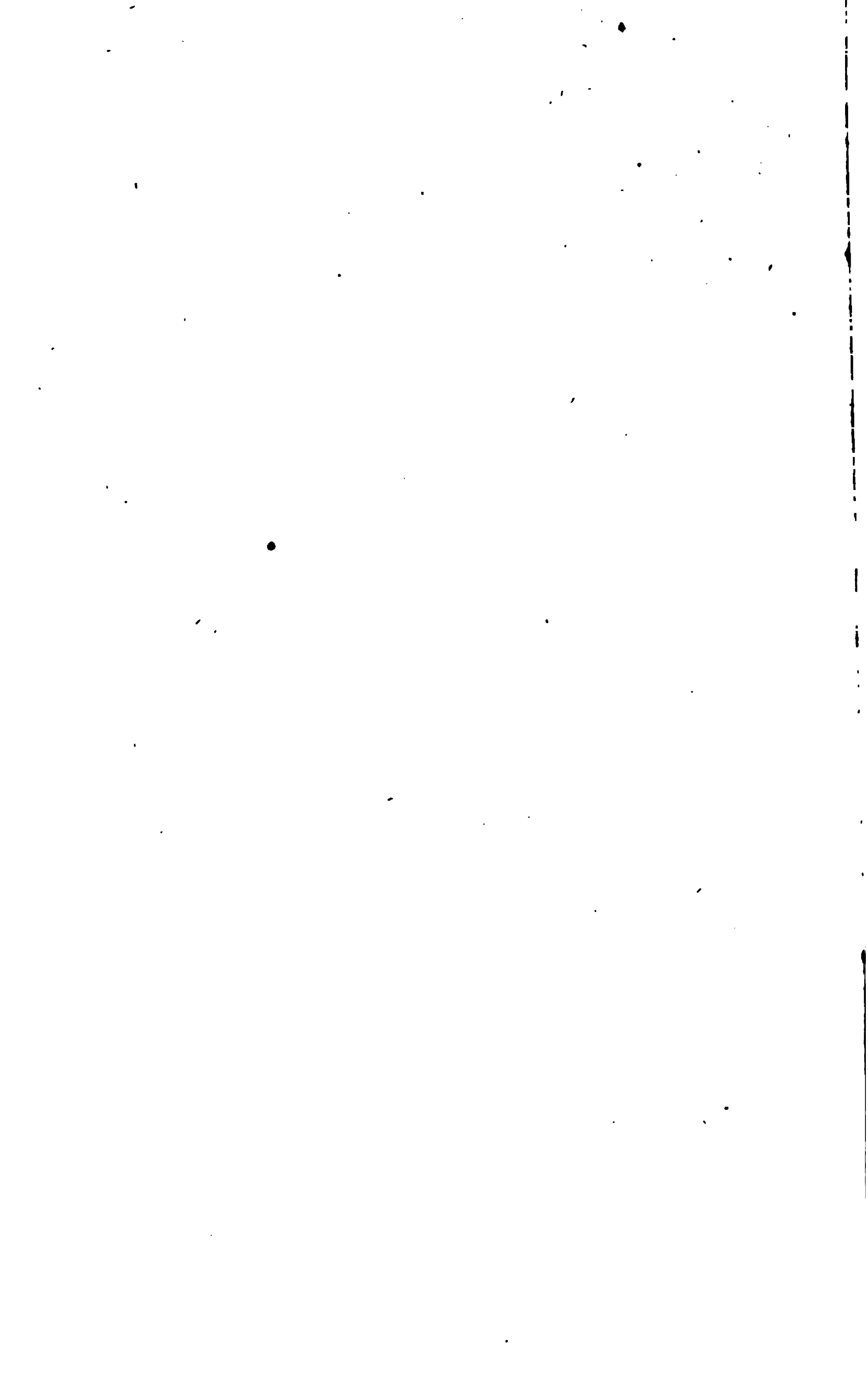
[1]) Uebersetzt von Renouf a. a. O. 148.

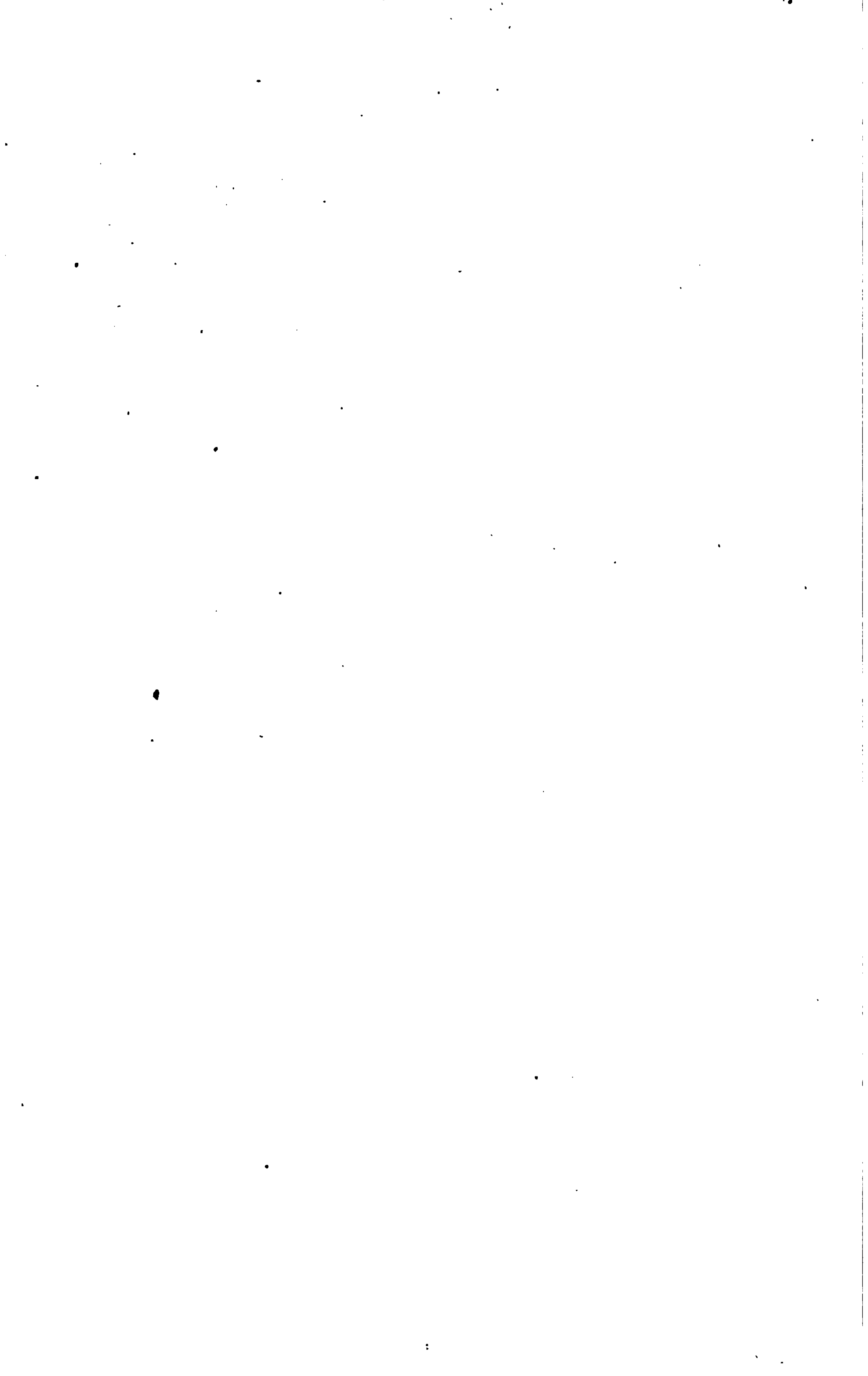
[2]) S. oben S. 90.

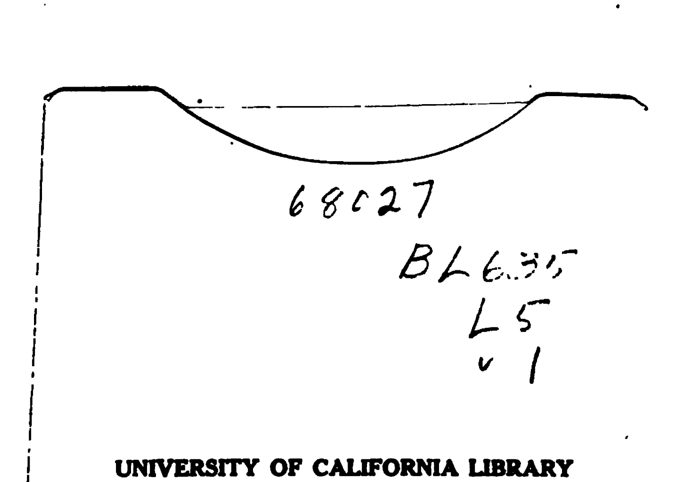
an diesem Tage eine bestimmte Gottheit den Frieden ihres Umgehens nicht ungestraft brechen ließ, so mußte im Laufe der Zeit umgekehrt aus thatsächlichen Unglücksfällen der Schluß abgeleitet werden, daß an diesen Tagen eine Gottheit dieses oder jenes Unternehmen verbiete. So füllt sich mit solchen Erfahrungen und Schlüssen allmählich der ganze Jahreskalender der Priester und die Erinnerung des Volkes. Auf dieselbe Weise mußte die Erfahrung auch die Speisequixilles vermehren, und ihr folgend der Brauch auch solche schaffen, welche die rationelle Grundlage der alten nicht mehr besaßen; ja, war es einmal überhaupt schädlich, Quixilles nicht zu achten, so mußte es umgekehrt abgesehen von jeder anderen Begründung gut und vortheilhaft erscheinen, überhaupt welche zu schaffen und zu achten, und dieser Nützlichkeitsbegriff ging über in den der Verdienstlichkeit.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.






68027
BL635
L5
v1

